



Oesterreichische Revue.

Zweiter Jahrgang.

1864.

Vierter Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Die Oesterr. Revue erscheint in jährlich acht Bänden, je sechs Wochen ein Band von durchschnittlich 16 Bogen.

Der Pränumerationspreis für den Jahrgang von überhaupt 2000 Seiten ist ganzjährig 20 fl., halbjährig 10 fl. österr. Währ.

Die einzelnen Bände des Jahrgangs werden nicht getrennt abgegeben.

Wir verweisen auf die erschienenen zehn, so wie auf das Inhalts-Verzeichniß der nächstfolgenden Bände, welches wir gleichzeitig mittheilen. Der Plan, der dem Unternehmen der Oesterr. Revue zu Grunde liegt, ist daraus zu erkennen.

Die Revue ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Wien, im Mai 1864.

Verlags-Buchhandlung
von
Carl Gerold's Sohn.

Der folgende Band erscheint Anfang Juli, und wird enthalten:

Georg von Frundsberg. III. (Schluß.)
Die Physik in Oesterreich. Von Frhr. v. Baumgartner.
Die slovenische Literatur. Von Prof. Klun. II.
Ueber die Mittel zur baldigen Regelung des österreichischen Staatshaushaltes. Von Ministerialrath Deßary.
Der Nothstand der Theiß-Niederung und die Zukunft der ungarischen Landwirthschaft. Votum der ungarischen Landwirthschafts-Gesellschaft.
Ueber die Entwickelung der landwirthschaftlichen Statistik in Oesterreich. Von Dr. J. R. Lorenz.
Wiener Weltausstellung. Von F. Schmitt.
Die Religionssecten in Oesterreich. Von J. R. Goehlert.
Zur Geschichte des Concertwesens in Wien. Von Prof. Ed. Hanslick. II.
Canova in Oesterreich. Von Dr. C. v. Lützow. Mit Zeichnungen und Stichen von Prof. Louis Jacoby. II.
Die Seen der Alpen. Von Prof. F. Simony. II. Die Seen des Traungebiets.
Geologisches Landschaftsbild des istrischen Küstenlandes. Von Dr. G. Stache. II.
Der Wiener Thiergarten. Von Dr. G. Jäger.
Reisebriefe aus Kroatien. Von Dr. A. v. Domin.
Deutsche Städtebilder aus Oberungarn. Von Dr. F. A. Lehner. IV. (Schluß.)
Die Beziehungen Oesterreichs zu den Donaufürstenthümern in den Jahren 1854—1857. Von Alphons Graf Wimpffen. IV. (Schluß der ersten Folge.)
Mittheilungen und Berichte.

Oesterreichische Revue.

Zweiter Jahrgang.

1864.

Vierter Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Inhalt.

Die Gründung des mexikanischen Kaiserthums.

Von Julius Fröbel.

Man kann zwei Arten geschichtlicher Bildungen unterscheiden: solche, welche entstehen, ohne daß sie dem Gedanken und Willen bewirkender Menschen als Ziel vorgeschwebt, und solche, welche die Verwirklichung planmäßiger Absicht sind. Man hat die einen gewordene, die andern gemachte genannt; man hat aber Unrecht gehabt, den letzteren damit den Tadel eines niederen Ursprunges anheften zu wollen. Menschliche Absichten allerdings sind oftmals verfehlt, und menschliche Schöpfungen haben oft wenig Bestand. Indessen auch die naturwüchsige Geschichte nimmt tausend vergebliche Anläufe, zeigt tausend mißrathene Gestaltungen, und ihre Erzeugnisse sind vergänglich wie die Werke bewußter menschlicher Thätigkeit. Zudem verschwindet für die geschichtliche Entwickelung im Großen und Ganzen jener Unterschied des Gewordenen und des Gemachten gänzlich. Auch die bewußten Pläne der Menschen treten aus dem Dunkel unerkannter Zusammenhänge hervor und haben ihre von menschlichem Willen unabhängigen Schicksale. Das was von einer einseitigen Schule als das Gemachte vom Gewordenen unterschieden wird, ist nur eine höhere Form des letzteren. Nur in einer einzigen Beziehung hat der Unterschied seine Bedeutung. Was der Mensch sich als Absicht und Zweck vornimmt, das muß sich mit dem Maßstabe menschlicher Zweckmäßigkeit messen lassen, wofür die naturwüchsigen Gebilde der Geschichte keinen Anhaltspunct bieten. Auf die Erzeugnisse absichtlicher Bewirkung macht die Kritik ihr besonderes Recht geltend. Dieses Recht ist es, was wir hier in Anspruch nehmen.

Der Vorgang, welcher uns zu den folgenden Blättern Veranlassung giebt, gehört zu den merkwürdigsten Beispielen eines absichtlichen Eingreifens in die Weltgeschichte. Zwar hat der Kaiser der Franzosen bei einer öffent-

lichen Gelegenheit in dem mexikanischen Unternehmen den vorbedachten Plan in Abrede gestellt; diese Verneinung kann aber doch nur den Sinn haben, daß zur französischen Expedition nähere Beweggründe vorhanden waren als die der Errichtung eines Thrones und dessen Besetzung mit einem österreichischen Prinzen. Wir zweifeln nicht, daß es so ist; aber damit ist ein früheres Vorhandensein des Planes, der sich allmälich zu größerer Bestimmtheit ausgebildet haben mag, eine seit länger angelegte Vorbereitung zu seiner Ausführung und ein entscheidender Einfluß desselben auf die in Gemeinschaft mit England und Spanien unternommene Zwischenkunft nicht ausgeschlossen. Dieses frühere Vorhandensein und die seit längerer Zeit angelegte Vorbereitung lassen sich vielmehr durch die vorhergegangenen Bewegungen der französischen Politik an verschiedenen Puncten von Nord- und Central-Amerika bis zum höchsten Grade geschichtlicher Wahrscheinlichkeit, wenn nicht bis zur vollen Gewißheit nachweisen, und die Anschauung, welche wir damit gewinnen, berechtigt uns, mit unserem Urtheil an den merkwürdigen geschichtlichen Vorgang als an ein mit klarem Bewußtsein, mit tiefer Ueberlegung, mit allseitiger Berücksichtigung der Verhältnisse und mit weitliegenden Zielen begonnenes und geleitetes Unternehmen heranzutreten.

Was indessen auch die Berechnungen eines die Weltverhältnisse umfassenden und durchdringenden Geistes wie Napoleon III. vorbereitet haben mögen: jedenfalls hat der Gedanke, auf den Trümmern einer mißrathenen Republik in Mexiko einen Kaiserthron zu errichten, dort zugleich einen einheimischen Ursprung. Schon der Versuch Iturbide's ist, trotz seinem unglücklichen Ausgange, ein Beweis dafür, daß das Kaiserthum in Mexiko nicht ganz ohne Boden sein kann. In allen amerikanischen Colonien, die englischen inbegriffen, ist zur Zeit ihrer Losreißung vom Mutterlande eine starke monarchistische Partei vorhanden gewesen. War dies in den Vereinigten Staaten der Fall, wohin sich der ganze englische Republicanismus geflüchtet hatte, um wie viel mehr in einem Lande, in welchem ein glänzender viceköniglicher Hof monarchische Sitten gepflegt, und für den einen Theil der Bevölkerung die Gewohnheit spanischer, für den anderen aztekischer Fürstengewalt unterhalten, in welchem zugleich neben den schroffen Ungleichheiten der Race und der socialen Stellungen gesellschaftliche Gleichheit gar nicht, und politische nur als Fiction zur Geltung kommen konnte. Allerdings liegt im Colonialleben überhaupt ein republicanischer Zug, der sich am Ende auch in Mexiko geltend gemacht hat, und in einer sich freimachenden Colonie kommt mindestens die Gemeinsamkeit des Hasses gegen die Herrschaft des Mutterlandes und ihre Träger als Bedingung der Gleichheit in's Spiel. Diese Gemeinsamkeit übt aber nur einen Einfluß aus, so lange die Gefahr der colonialen Abhängigkeit

dauert oder in der Erinnerung fortlebt. Jedenfalls waren in Mexiko die republicanischen Elemente bei weitem nicht so mächtig, daß ohne das Beispiel der Vereinigten Staaten auch nur ein ernster Versuch gemacht worden wäre, dem Lande eine republicanische Verfassung zu geben, und hätten 1821 die spanischen Cortes nicht die Uebereinkunft von Cordova verworfen, nach welcher, in Uebereinstimmung mit dem sogenannten Plan von Iguala, ein spanischer Prinz den mexikanischen Thron besteigen sollte, die Dinge hätten in Mexiko einen ähnlichen Gang wie in Brasilien genommen. Man darf nicht vergessen, daß die Bewegung, welche zur Losreißung der spanischen Colonien geführt hat, überhaupt in ihren Anfängen eine legitimistische und zu Gunsten der Dynastie des Mutterlandes gegen die Napoleonische Herrschaft gerichtete war, mit republicanischen Zielen also nichts zu thun hatte. Von den radicalen Ansichten und der Gewohnheit der Selbstregierung, welche von englischen Auswanderern mit über das Meer gebracht worden waren, um in Neuengland weiter gepflegt und entwickelt zu werden, war in Neuspanien nichts zu finden. Die municipalen Freiheiten, deren die spanischen Colonien sich immerhin, und namentlich in der vorbourbonischen Zeit, zu erfreuen hatten, sind allerdings nicht gering zu achten und haben werthvolle Keime eines freien Bürgerthums in sich geborgen; sie waren aber doch zu bescheidener Art, als daß sie eine Schule des Republicanismus hätten sein können. Viel mächtiger wirkte die Eifersucht und der Haß der Creolen gegen die aus dem Mutterlande kommenden Regenten und neuen Ansiedler; aber dieser Haß kam, wie der verschlossene Groll der Indianer, nur der Losreißung, nicht einer besonderen Staatsform zu gute. Was die letztgenannte Volksclasse betrifft, welche in Mexiko die Hauptmasse der Bevölkerung ausmacht, so ist sie aus der vorspanischen Zeit an die vollständige Unterwerfung unter die Gewalt ihrer Fürsten und Priester gewöhnt gewesen. Tlaskala allerdings war in der vorspanischen Zeit schon eine Republik, und nach alten indianischen Erzählungen soll die aztekische Bevölkerung Nicaragua's einer dem heimischen Despotismus entflohenen demokratischen Partei Mexiko's entsprungen sein. An die wilde Freiheitsliebe der umherschweifenden Kinder der Wildniß, welche seit der Abtrennung von Spanien wieder den Osten und Norden Mexiko's verwüstet haben, darf man aber bei den Nachkommen der an ein hartes und blutiges Regiment gewöhnten Unterthanen der altmexikanischen Herrscher nicht denken. Die wilden Indianer der Grenzländer wurden schon zur Zeit der Montezumas von dem ansässigen und civilisirten Volke des mexikanischen Staatensystems als „Chontalli“ — Barbaren bezeichnet. In Guatemala aber sind es gerade die Indianer unter Carrera gewesen, welche die Republik gestürzt und gerade in diesem Augen-

blick wieder in Salvador die Epigonen der centralamerikanischen Anhänger Iturbide's an's Ruder gebracht haben.

Natürlich ist es, daß mit dem glänzenden Beispiele der Vereinigten Staaten vor Augen, und bei den Erschütterungen, welche das monarchische System in Europa selbst erlitten, die Bevölkerungen sich losreißender Colonien, selbst solcher wie die spanischen, durch den Vorgang der Abtrennung an sich schon der Republik zugeführt wurden. Aber sehr bald hat sich fast in allen ehemaligen Besitzungen Spaniens in der neuen Welt — man darf streng genommen nur Chile ausnehmen — diese Staatsform als eine den gegebenen Verhältnissen wenig entsprechende gezeigt. Vielfältige und immer wechselnde Militärdictaturen sind an die Stelle volksmäßiger Regierungen getreten. In den Kämpfen nebenbuhlerischer Generale ist der Wohlstand reicher Länder zum Theil bis auf seine Wurzeln vernichtet und der beste Theil der Bevölkerungen ausgerottet werden. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher sich im Lande selbst nach den Gründen des unerhörten Uebergewichtes des weiblichen Geschlechtes in manchen Localitäten erkundigte, erhielt die Antwort: das sei hervorgebracht durch die Revolutionen und Bürgerkriege — „por las revoluciones y las guerras civiles". — Oftmal hat sich der Verfasser mit verständigen und gebildeten Männern des Landes über dessen Zustände unterhalten, und mehr als ein Mal hat er das Bekenntniß vernommen, daß man diese Zustände als hoffnungslos betrachte, und daß auch darum eine stumpfe Ergebung sich der Gemüther bemächtigt habe. Es wurde ihm die Geschichte eines mexikanischen Officiers erzählt, welcher, nicht etwa nach einer Niederlage, sondern nach einem Siege seiner Partei, sich vor dem Denkmale des mexikanischen Freiheitshelden Hidalgo zu Chihuahua erschossen habe, nachdem er die letzten Worte gesprochen: „Es ist doch alles umsonst!" — Unter solchen Umständen, welche in den meisten der ehemaligen spanischen Colonien mit gewissen Abänderungen sich wiederfinden, ist es ganz natürlich, daß der Blick sich nach fremder Hülfe umsieht. Patriotische Männer in Centralamerika und in Mexiko selbst haben seit lange die Rettung von europäischer Einwanderung erwartet. Aber die Einwanderung setzt einen gesicherten Rechtszustand, oder mindestens die Herrschaft einer Partei voraus, welche der Einwanderung günstig ist. Auch diese Voraussetzungen waren nirgend vorhanden. Die Verzweiflung hat centralamerikanische Parteien schon in früheren Jahrzehnden dahin getrieben, das Land verschiedenen europäischen Fürsten anzubieten; und als es keiner unter seine Herrschaft nehmen wollte, als auch die Vereinigten Staaten die Aufnahme abwiesen, kam es endlich im Verlaufe innerer Parteikämpfe zu jener Ueberantwortung an den Freibeuter William Walker, dessen Unfähigkeit allein Schuld ist, daß es ihm

nicht gelang, Centralamerika eine feste Ordnung zu geben. Mexiko bot einem siegreichen Generale der Vereinigten Staaten die Herrschaft an, und den principiellen Republicanern, deren einige wenige in allen diesen Ländern vorhanden sein mögen, blieb nichts übrig, als auf die Vereinigung mit der nordamerikanischen Union zu hoffen.

In der That war für Mexiko nur die Wahl zwischen der Monarchie unter fremdem Fürsten und dem Aufgehen in das anglo-amerikanische Reich übrig geblieben. So hat man auch in den Vereinigten Staaten die Sache seit lange angesehen, und die Alternative ist an manchem Wachtfeuer der aus Missouri und Texas nach Chihuahua, Durango oder Monterey ziehenden Handelscaravanen discutirt worden. Dem anglo-amerikanischen Urtheile wird man es nicht verübeln können, wenn es geneigt war, dem mexikanischen Volke zuzumuthen, daß es das Aufgeben der nationalen Unabhängigkeit der Monarchie vorziehe; begreiflich aber ist es, daß es in Mexiko Menschen giebt, welche die Sache umgekehrt ansehen. Wie sehr mußte diese Meinung die Oberhand bekommen in einem Augenblicke, in welchem durch die innere Zerrüttung der Vereinigten Staaten der entgegengesetzten Meinung der Boden unter den Füßen schwand! —

In Mexiko indessen hat es nicht nur schon lange eine monarchistische Partei gegeben, sondern diese Partei hat auch seit längerer Zeit schon auf der einen Seite ihre Hoffnung auf Frankreich gestützt, auf der anderen ihre Blicke auf einen Prinzen des österreichischen Kaiserhauses gerichtet. Schon in der ersten Zeit der Regierung Napoleon's III. haben politische Flüchtlinge aus Mexiko in Californien sich mit der Hoffnung getragen, durch den Kaiser der Franzosen wieder in ihr Vaterland zurückgeführt zu werden, und derselbe Don Gutierrez de Estrada, welcher, indem diese Zeilen geschrieben werden, den Erzherzog Maximilian, jetzigen Kaiser von Mexiko, zu Miramare im Namen der mexikanischen Nation anredet, hat bereits vor einer ganzen Reihe von Jahren daran gearbeitet, das jetzt erreichte Ziel herbeizuführen.

Aus allem Bisherigen geht hervor, daß Napoleon III. in Wahrheit sich vorhandener Bedürfnisse angenommen und vorhandener Anschauungen und Bestrebungen bemächtigt hat, indem er für die Errichtung eines mexikanischen Thrones und seine Besetzung mit einem österreichischen Erzherzoge handelnd aufgetreten. Auch in diesem Falle aber wie in anderen hat der umfassende Geist dieses Mannes das einzelne geschichtliche Verhältniß mit dem Ganzen der gegenwärtigen Weltlage in Verbindung zu setzen gewußt; und wie auch der Beurtheiler über Zwecke und Mittel denken mag: der große Charakter des Planes, der Zusammenhang aller Theile, der in die Verhältnisse eindringende Blick und die Sicherheit des Verfahrens müssen Bewunderung

erregen. Und der Grund zu dieser Bewunderung würde stehen bleiben, selbst wenn in dem Systeme des Unternehmens ein schadhaftes Glied wäre, dessen Riß es dem allgemeinen Schicksale menschlicher Dinge, auch der größten, frühzeitig zuführte.

Die mexikanische Politik Napoleon's III. gehört als wesentlicher Theil in einen großen Vorgang der Weltgeschichte, welcher in den Napoleoniden zu einem traditionellen Bewußtsein gelangt ist, — einem Bewußtsein, dessen instinctmäßige Anfänge von dem jetzigen Träger desselben geerbt wurden, und dessen weitere Entwickelung sich auf die kommenden Herrscher Frankreichs vererben wird. Verschiedene Züge der französischen Politik unter dem ersten Napoleon, welche der Welt als isolirte Einfälle oder zufällige Handlungen erscheinen mögen, und wohl auch keinen anderen Zusammenhang als den eines höheren historischen Instinctes gehabt haben, sind nothwendige Glieder dieses Systemes. Wir rechnen dahin die egyptische Expedition, die Abtretung Louisiana's, die Familienverbindung mit dem Hause Habsburg, und in der That alle jene großen Bewegungen des außerordentlichen Mannes, in welchen sich eine kommende Weltordnung der vorausgehenden Zeit symbolisirt hat.

Die Zeit des Colonialbesitzes geht für die europäischen Staaten zu Ende. Wer in der Gründung eines mexikanischen Kaiserthumes unter einem Fürsten von europäischer Geburt den Anfang einer Rückkehr Amerika's in europäische Abhängigkeit erkennt, ist in seinem Urtheil nicht zurechnungsfähig. Es giebt freilich Ansprüche, die nie aufgegeben werden, es sind dies aber solche, die auch nie in Erfüllung gehen. Europa hat es hinfort jenseits des atlantischen Meeres mit einem selbständigen amerikanischen Staatensystem zu thun, welches in nicht ferner Zeit dem europäischen an Macht gleichstehen und etwas später dasselbe übertreffen wird. Die Zeit wird auch nicht allzu fern sein, in welcher Canada und die australischen Colonien sich von England losreißen. An der Südspitze Afrika's haben die aus der Capcolonie ausgewanderten Boers gleichfalls mit einer selbständigen Staatenbildung den Anfang gemacht. Die Zeiten der Coloniegründung und des Colonialbesitzes im bisherigen Sinne sind vorüber. Wo europäische Nationen mit ihrem eigenen Menschenmaterial in anderen Welttheilen Pflanzstaaten gegründet, sind diese entweder schon selbständig geworden oder sie gehen der Selbständigkeit entgegen, und eine beklagenswerthe Täuschung Europa's würde es sein, zu glauben, daß diesem Vorgange Einhalt gethan, oder gar daß er rückgängig gemacht werden könne. Eine andere Aufgabe ist statt dessen den europäischen Großmächten geworden, nämlich die der Beherrschung und Civilisirung der halbbarbarischen Nationen der alten Welt selbst, und namentlich Afrika's, wo Frankreich den Anfang gemacht. Hier ist es, wo sich der Zusammenhang der egyptischen Expedition mit der

Abtretung Louisiana's zeigt. Diese letzte ist der Rückzug von der Betheiligung am amerikanischen Colonialbesitz, welcher unzeitgemäß geworden, die erste der Beginn einer französischen Politik, welche sich auf das Mittelmeer und seine Küstenländer, und namentlich auf die Herrschaft über Nordafrika bezieht, wo von Algier wie vom Senegal aus ein großes franco-afrikanisches Reich in der Bildung begriffen ist. Und diese Politik wieder hängt mit einer unvermeidlichen Wandlung im Verhältniß Frankreichs zu Oesterreich zusammen, — eine Wandlung, welcher Napoleon I. durch seine Verbindung mit Marie Louise, Napoleon III. durch seine politische Freundschaft für Maximilian I., Kaiser von Mexiko, Ausdruck gegeben.

Man kann die Rolle, welche Frankreich in den außereuropäischen Aufgaben der Weltpolitik spielt, auf scharfe und bestimmte Weise bezeichnen. Frankreich, kann man sagen, ist aus der Reihe der colonisirenden Mächte heraus und an die Spitze der civilisirenden getreten. Die Aufgabe ist eine in vielen Beziehungen entgegengesetzte. Colonisirung ist wesentlich ein ost-westlicher, Civilisirung ein westöstlicher Geschichtsvorgang, und wenn zur Leitung und Beherrschung des ersten Processes England den höchsten Beruf hatte, so gilt von Frankreich das Nämliche in Bezug auf die Führung des zweiten. Dies entspricht nicht nur der Zeit, sondern auch dem Geist und Charakter der französischen Nation.

In Mexiko indessen war in diesem Augenblicke etwas zu leisten, was zwischen Colonisirung und Civilisirung in die Mitte fällt.

Die ehemaligen spanischen Colonien, welche mit wenigen Ausnahmen nicht aus eigenen Kräften mit der Civilisation unseres Jahrhunderts Schritt halten können, bedürfen mehr oder minder einer zweiten Colonisation, sei es, daß diese zu einer civilisatorischen Beherrschungsform führt, sei es, daß sie die Folge einer solchen ist. Texas, Neumexiko, Californien, Florida, das spanische Louisiana: — alle diese ehemals spanischen Ansiedlungen sind einer anglo-amerikanischen oder deutschen zweiten Colonisation unterworfen, welche in diesem Augenblicke noch fortdauert. Halbfertige Colonien, welche als unreife Früchte vom Baume gefallen, bedürfen einer von Außen gegründeten Ordnung, unter deren Schutze sie durch fortgeführte Einwanderung vollends zu innerer Reife gelangen. Und wenn nun civilisatorische Herrschaft dem französischen, colonisatorische Einwanderung aber dem germanischen Charakter entspricht: hat dann nicht Frankreich in Mexiko seine Aufgabe richtig verstanden, indem es einen Thron begründete, der einen deutschen Fürsten tragen, und unter dessen Schutze das Land einer wesentlich germanischen Einwanderung eröffnet werden soll? —

Die Rolle, welche Frankreich in dieser Angelegenheit gespielt hat, entspricht also vollständig dem culturgeschichtlichen Charakter der französischen Macht und den Ansprüchen, welche die Gegenwart an dieselbe erhebt. Es ist jedoch natürlich und selbstverständlich, daß Frankreich damit seinen wichtigsten eigenen Interessen dient. Historische Mächte dienen der Welt durch ihr Dasein und ihre Kraftäußerungen, — dadurch, daß sie sich selbst und ihre eigenen Interessen geltend machen. Die Entwickelung der Weltverhältnisse hat es mit sich gebracht, daß die Interessen Frankreichs in ganz ausnehmendem Grade mit denen der gegenwärtigen Epoche zusammenfallen. Wir müssen, um den Sinn dieser Bemerkung klar zu machen, einen Blick über den ganzen Zusammenhang der Weltpolitik werfen.

Indem auf der einen Seite ein selbständiges amerikanisches Staatensystem entstanden ist, auf der anderen eine in die europäischen Angelegenheiten eingreifende russische Macht sich gebildet hat; — indem ferner im Innern des europäischen Systemes das deutsche und das polnische Reich verschwunden sind: — hat sich durch zwei positive und zwei negative Thatsachen die Gestalt der politischen Welt durchaus verändert. An die Stelle eines europäischen Staatensystems ist ein allgemeines politisches Weltsystem getreten; an der Stelle Deutschlands aber ist Frankreich in die Mitte der allgemeinen Staatenordnung gekommen. Die deutschen Mächte, welche bei der Theilung Polens mitgewirkt, sind für diese große Wendung der Geschichte verantwortlich. Ohne diese Theilung hätte der deutsche Dualismus nicht seine schädliche Gewalt erlangt; ohne diese Gewalt wäre das deutsche Reich nicht zu Grunde gegangen; ohne die Vernichtung des deutschen Reiches wäre Rußland nicht geworden was es ist, und ohne alle diese Vorgänge im Zusammenhang würde noch auf lange Zeit Amerika für uns nichts als ein fremder Welttheil gewesen sein, mit dem wir Handel treiben. Die Geschichte indessen ist nun einmal nicht conservativ. Sie vernichtet alte und schafft neue Staatenverhältnisse, wie sie alte Generationen begräbt, um neuen Platz zu machen. So ist auch Frankreich, nach langen vergebenen Anstrengungen, endlich von selbst in die culturgeographische und damit politische Stellung gekommen, welche durch so viele Jahrhunderte Deutschland eingenommen hat.

Eine solche Stellung hat ihre außerordentlichen Vorzüge wie sie ihre außerordentlichen Ansprüche an politische und culturgeschichtliche Leistungen macht. Indem das deutsche Reich aufhörte dieser Leistungen fähig zu sein, mußten ihm auch die Vorzüge der Stellung verloren gehen. Frankreich hat sie geerbt. Diese Vorzüge aber beruhen in der fast immer gegebenen Möglichkeit, die großen Gegensätze der politischen Mächte neutralisiren zu können. Die geographische Lage im Verhältniß zu allen Gliedern des ganzen politi-

schen Weltsystemes ist für diese Möglichkeit eine der Grundbedingungen. Indem aber Frankreich diesem Vortheil auch noch das Verständniß der geistigen Bedingungen und Erfordernisse hinzufügt, ist die Benutzung einer hohen Gunst der Geschichte in seine Hand gegeben. Zu den Anforderungen einer solchen Stellung gehört die Aufgabe, von der Mitte aus ein Gleichgewicht zwischen den äußeren Gliedern des politischen Systemes herzustellen und zu erhalten, weil eben durch dieses Gleichgewicht allein die Neutralisation feindlicher Kräfte möglich ist. So ist für eine umfassende französische Politik die Aufgabe entsprungen, zu bewirken, daß Amerika mit dem rechten Gewichte und in der rechten Weise in dieses allgemeine politische Weltgleichgewicht falle. Amerikanische Macht zu fördern, aber in einer Weise zu fördern, welche Amerika in die europäische Politik hereinzieht, — in einer Weise zu fördern, welche es möglich macht, amerikanische Verhältnisse und Interessen in die Berechnungen der europäischen Politik zu bringen, — in einer Weise zu fördern, welche den spröden amerikanischen Stoff geschmeidig macht, — in einer Weise zu fördern, welche England die Hand bindet und Frankreich die Hand frei läßt: — das mußte zu den Zielen Napoleonischer Politik gehören, und muß sich in der französischen Politik der nächsten Zukunft als leitender Gedanke erhalten. Man wird vielleicht einwenden, daß hierbei mindestens die Förderung amerikanischer Macht als sehr zweifelhafte Absicht betrachtet werden müsse, — zweifelhaft als Zweck, zweifelhaft als Mittel zu anderen Zwecken, und zweifelhaft in ihrem Erfolge. Wir werden mittelbar auf diese Zweifel zurückkommen. Hier wollen wir einstweilen nur daran festhalten, daß die französische Politik in Amerika eines Punctes bedurfte, um mächtigere Hebel, als die des diplomatischen Verkehres mit Washington und allenfalls mit Richmond, oder die der kleineren Intrigue im Parteiwesen ansetzen zu können, und daß nur Mexiko ihr auf die Dauer diesen Punct darbieten konnte.

Zu diesem Gesichtspuncte mußten noch andere von nicht geringerer Bedeutung kommen. Der Verlauf der culturgeschichtlichen Bewegung hat es mit sich gebracht, daß der große Weltverkehr, welcher nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Auffindung der neuen Welt für einige Jahrhunderte fast ganz auf das Meer gelenkt worden war, in unseren Tagen zum Theil wieder auf ältere Wege durch die inneren Räume der alten Welt zurückkehrt. Dadurch haben vor allen die Gegenden des Mittelmeeres wieder eine erhöhte und steigende culturgeschichtliche und politische Bedeutung erhalten. Dem entsprechend sehen wir rings um das große Wasserbecken, dessen Küstenländer die Sitze der höchsten Bildung des Alterthumes gewesen sind, eine Reihe von Veränderungen eintreten, welche eine Erneuerung alter culturgeographischer Stellungen in Aussicht bringen. Der steigende Einfluß der

Europäer in ganz Nordafrika, von Marokko bis nach Egypten, die Eroberung und Colonisation von Algier, der Suezcanal und der Bau einer Eisenbahn längs dem Nilthale, die europäische Einmischung in die Angelegenheiten des Libanon, der allgemeine Verfall der türkischen Macht und die steigenden Lebensregungen in den südslavischen Völkern, die Entstehung des Königreichs Griechenland, die Umgestaltung Italiens, die Fortschritte der Civilisation in Spanien, und selbst, um das ferne östliche Iberien mit dem westlichen zusammenzustellen, die Kämpfe im Kaukasus: alle diese Vorgänge gehören einem großen Regenerationsprocesse der gesammten mediterraneischen Welt an.

Und hier ist es nun abermals Napoleon III., welcher diesen Vorgang zuerst in seiner Gesammtheit und im Zusammenhange mit anderen Weltinteressen in's Auge gefaßt und zu einer der wichtigsten Grundlagen seiner Politik gemacht hat. Die Geschichte zu verstehen und sich an ihren Bewirkungen zu betheiligen, ist der große Weg zur Macht. Indem die Cultur, als Rückschlag gegen die zwischen dem Untergange des römischen und dem des deutschen Reiches liegende Periode nordischen Uebergewichtes, sich in unseren Tagen wieder nach Süden zu ziehen beginnt, hat die Geschichte die leitende Macht der kommenden Periode neu ausgeboten, und ist im Begriffe, sie der Nation zuzuschlagen, von welcher ihre Absichten am vollständigsten und frühesten verstanden und aufgenommen werden. Der Kaiser der Franzosen wendet seiner Nation den Vortheil zu, sie am vollständigsten und frühesten verstanden und seine Politik damit verschmolzen zu haben. Zur Vollbringung der damit übernommenen Aufgabe hat er es aber hauptsächlich mit dem Material der romanischen Völker zu thun. Dem Romanismus in Amerika eine Stütze zu bieten, an welcher sich der Romanismus in Europa emporrichten kann, wie unzweifelhaft der Germanismus in Europa dem germanischen Amerika höchst wesentliche verjüngende Einflüsse verdankt, dies ist unzweifelhaft einer der Gedanken, welche sich in dem mexikanischen Unternehmen zu einem Ganzen zusammengefügt haben. Nur ist der Romanismus allein weder befähigt noch berufen, wieder eine herrschende Rolle zu spielen: auch diese Wahrheit ist in der französischen Politik zur Anerkennung gelangt. Es ist schon selbst eine Mischung von romanischem und germanischem Geiste, die in dieser Politik zum Ausdruck gelangt ist. Oesterreich aber, als der auf deutscher Seite stehende Vermittler zwischen dem Romanismus und dem Germanismus, Oesterreich als der deutsche Staat, welcher unter allen allein an die mediterraneische Culturregion stößt und in der Zukunft derselben betheiligt ist, mußte auch in dieser Beziehung dem Kaiser der Franzosen als das politische Element erscheinen, welches zu einem Gliede in dem großen Plane gemacht werden mußte.

Damit wurde das Unternehmen Deutschland näher gebracht, ohne dessen Auswanderer der Zweck nicht erreicht werden kann.

Von der gewöhnlichen politischen Kannegießerei ist die Begünstigung eines habsburgischen Prinzen in der Besetzung des mexikanischen Thrones von Seiten Napoleon's III. als ein nur auf kleinere Zwecke berechneter politischer Kniff aufgefaßt worden, und daß dabei nur schlechte Zwecke vorausgesetzt wurden, versteht sich fast von selbst. Es ist aber doch wohl nicht wahrscheinlich, daß ein kleiner Kniff von selbst sich zum wesentlichen Gliede in einem großen politischen Systeme macht. Den Gedanken in dieser Verbindung zu würdigen, ist hier unsere Aufgabe gewesen.

So weit der Gedanke. Betrachten wir nun, wie zu seiner Ausführung bis jetzt die Weltverhältnisse benutzt worden sind.

War der Gedanke auch seit längerer Zeit allmälich herangereift, so wäre der Versuch, ihn zur Ausführung zu bringen, ohne Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges doch ein hoffnungsloser gewesen. Aber daß die beiden durch verschiedene gesellschaftliche Einrichtungen sich so schroff gegenüberstehenden Theile der Union früher oder später zum offenen Kampfe kommen würden, war nicht allzu schwer vorauszusehen. Auch daß der Kampf, einmal begonnen, ein hartnäckiger werden würde, konnte der Kenner der Verhältnisse sich sagen. Wir lassen die Richtigkeit der im Senate zu Washington vorgebrachten Behauptung, daß gewisse Vorbereitungen für das mexikanische Unternehmen mit gewissen Vorbereitungen zur Empörung der Südstaaten in Verbindung gestanden, dahingestellt sein. In gleicher Weise lassen wir es unentschieden, ob der Kaiser der Franzosen die in England anfänglich herrschende Meinung getheilt, daß der Süden der Vereinigten Staaten bald seine Unabhängigkeit erringen und eine dem Norden mindestens ebenbürtige Macht gründen werde. Die europäische Reaction allerdings trug sich mit allen den Täuschungen, welche aus der Verwechslung der Wünsche des Herzens mit den Thatsachen der Wirklichkeit entspringen. Mit dem amerikanischen Republicanismus, glaubte man, sei es vorüber; die junge amerikanische Macht, von welcher sich die alte Welt bedroht sah, sei gebrochen. Die sclavenhaltende Aristokratie des Südens hielt man für bereit, zur Monarchie überzugehen. Die Gründung eines habsburgischen Thrones in Mexiko betrachtete man von dieser Seite als den entscheidenden Schachzug, um dem amerikanischen Republicanismus überhaupt ein Ende zu machen.

Es kommt uns nicht in den Sinn zu glauben, daß Napoleon III. solche Ansichten getheilt habe. Nicht daß wir Gründe haben, ihn für einen besonderen Freund der Republik zu halten, habe sie in Amerika oder Europa ihren Sitz; wohl aber daß wir zu der Ueberzeugung Gründe haben, er habe

von der dem amerikanischen Leben innewohnenden Kraft zu klare Begriffe gehabt, um sich so sehr zu täuschen, und er sei weit darüber hinaus, Staatsformen als eine principielle Angelegenheit zu betrachten. Ein Herrscher, welcher so wie Napoleon III. die politische Zweckmäßigkeit in eigener Person vertritt, kann auch die Staatsformen nur als eine Frage der Zeit, des Ortes und der Verhältnisse betrachten, und kann niemals die Unähnlichkeit der Bedingungen verkannt haben, welche europäischen und amerikanischen Staatsformen zu Grunde liegen. Aber allerdings finden wir es natürlich, daß ein übermächtiger Republicanismus, der sich widerstandslos die ganze neue Welt unterwürfe, auch dem europäischen Monarchismus überhaupt, und dem französischen Imperialismus insbesondere bedrohlich erscheinen müßte, und daß von dem Bändiger der französischen Parteien mit Genugthuung die Gelegenheit ergriffen wurde, auch den amerikanischen Republicanismus in gewisse Schranken einzuschließen. Wir haben gezeigt, wie in den mexikanischen Zuständen diese Gelegenheit fertig dalag. Der Ausbruch des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten machte es möglich, sie zu benutzen.

Die Art, wie von Frankreich zur Erreichung dieses Zweckes England und Spanien hinzugezogen worden sind, ist wohl berechnet gewesen, und so kurz die Gemeinschaft gedauert, hat sie mindestens einem Theile der dabei gehegten Absichten gedient. Die Hervorhebung Spaniens, welche auch auf anderen Schauplätzen, in Hinterindien und Marokko, mit auffallender Absichtlichkeit bewirkt wurde, ist ein Glied in der antipentarchischen Politik, welche aus tiefen historisch-politischen Gründen zum innersten Wesen des imperialistischen Systemes gehört. Das Abspringen Spaniens gehört in seinen Veranlassungen einer sehr untergeordneten Sphäre der Geschichte an. Die Eitelkeiten und Eifersuchten des Generals Prim, welche, nachdem sie schon in dem marokkanischen Unternehmen zu kurz gekommen, auch in der mexikanischen Expedition sich betrogen sahen, haben nichts mit der mexikanischen Angelegenheit selbst oder mit der Stellung der spanischen Politik zu derselben zu thun. Nur eine Wendung der Parteiverhältnisse zu Madrid hat den ehrgeizigen und eigenwilligen General vor den bedenklichen Folgen seines gewagten Verfahrens bewahrt. Spanien ist aber bei der Expedition gewesen, — diese Thatsache kann nicht rückgängig gemacht werden, und die Erfahrungen, welche diese Macht in Santo Domingo gemacht, haben ihr zugleich die Lehre gegeben, daß sie sich selbst übernimmt, wenn sie wieder eine selbständige amerikanische Politik oder gar einen erneuerten Colonialbesitz in's Werk setzen zu können glaubt. Indem außer Spanien sogar England zugezogen wurde, verbarg sich in bescheidener Weise die Stellung, welche Frankreich als oberster Mediator der politischen Welt für sich geltend zu machen sucht; der Stachel

des Mißtrauens und der Eifersucht wurde abgestumpft, und gleichwohl war England auf die Rolle eines Begleiters der Bewegungen Frankreichs und auf ein gleiches Niveau mit Spanien herabgesetzt. Der Rücktritt Englands ist wohl einestheils der Unmöglichkeit zuzuschreiben, in der sich eine englische Regierung dem Volke gegenüber befinden mußte, in dieser Begleitung und Herabsetzung allzu weit zu gehen, anderntheils ganz gewiß sehr beachtenswerthen financiellen Erwägungen, insofern zwar Frankreich, aber nicht England hinter seinen Ausgaben für dieses Unternehmen einen Nutzen zu finden vermochte. Für die französische Politik aber war zwischen dem Rücktritte Englands und einer von Anfang dem Unternehmen feindlichen Stellung dieser Macht ein weiter Unterschied, und durch die Zuziehung derselben wurde die Gefahr einer solchen Stellung vermieden. Vom englischen Standpuncte war der Rücktritt weise; Frankreich aber hatte nichts desto weniger einen wesentlichen Zweck erreicht.

Im allgemeinen mögen die auf die amerikanische Politik bezüglichen gegenseitigen Bewegungen der französischen und englischen Politik wohl zu den einfachsten und dennoch feinsten Combinationen unserer Zeit gehören. Sie sind einem stillen Dialoge zu vergleichen, der oft nichts als ein doppelter Monolog ist, und dessen lautlose Lippenbewegungen mit dem Auge entziffert werden müssen. So harmlos die Unterhaltung erscheint, so gefährlich ist sie, denn die amerikanische Politik ist das Feld, auf welchem für England die großen Niederlagen bevorstehen. Der wesentliche Theil der amerikanischen Politik Frankreichs ist in seinen wahren Zielen gegen England gerichtet, und so gut die letztere Macht die ihr gelegten Schlingen zu umgehen gewußt hat, so sicher wird die Zeit kommen, wo die französischen Zwecke erreicht werden. Zwei oder drei Mal seit dem Ausbruche des südlichen Aufstandes ist England gedrängt worden, sich mit Frankreich zur Anerkennung der Südstaaten zu vereinigen. Was hilft es aber ersterer Macht, daß sie, dank dem Abolitionismus des Grafen Russell und eines großen Theiles des englischen Volkes, der Versuchung widerstanden, eine Maßregel anzunehmen, die auf ihren jetzigen und künftigen Nachtheil berechnet ist? — Die amerikanischen Verhältnisse in ihrer Beziehung auf England liegen so, daß man nicht weiß, was diesem Lande nachtheiliger sein wird, die vollständige Trennung oder die Wiederherstellung der Union. Der Bürgerkrieg hat der amerikanischen Land- und Seemacht eine Entwickelung gegeben, welche ohne diesen riesenmäßigen Kampf vielleicht in einem Jahrhundert nicht zu Stande gekommen wäre. Die Unabhängigkeit des Südens und die Festigung einer mexikanischen Macht sind geeignet, jene militärische Kraft zu erhalten und weiter zu entwickeln und innere politische Zustände herbeizuführen, welche eine auswärtige Ver-

wendung der Kraft zulassen. Durch eine solche ist aber immer vorzugsweise England bedroht, dem nun einmal der ganze nationale Haß des Volkes der Vereinigten Staaten geweiht ist. Schon der so sehr vorherrschende Einfluß des irischen Elementes, welches immer für Frankreich und gelegentlich auch für Rußland Partei zu nehmen bereit ist, entscheidet zu Ungunsten Englands und im Interesse der französischen Zwecke. Das Schlimmste aber für England ist, daß durch die Folgen des amerikanischen Bürgerkrieges seine Zukunft bedroht wird, gleichviel ob der Ausgang die endgültige Theilung oder die Wiedervereinigung der Union sein wird, — gleichviel ob das mexikanische Kaiserthum sich hält oder nicht hält. Mexiko wird niemals eine die Weltverhältnisse bestimmende Seemacht werden; selbst die südlichen Staaten der jetzt zerrissenen Union werden schwerlich sich dazu herausbilden, wenn sie auch ihre Unabhängigkeit behaupten sollten. Ihre jetzigen Kriegsschiffe sind nur zum kleinsten Theile zu Hause gebaut und von Einheimischen bemannt, und selbst das darauf verwendete Capital ist zum Theile ein fremdes. Eine Handelsmarine von Bedeutung haben sie, wenn man Neu-Orleans abrechnet, bis jetzt nicht gehabt, und selbst ihr gesetzwidriger Sclavenhandel wurde von nördlichen Rhedern in nördlichen Fahrzeugen auf nördliche Rechnung betrieben. Amerika als Seemacht ist gleichbedeutend mit der Seemacht der Nordstaaten, welche durch den Bürgerkrieg sich zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß sie, mit der französischen verbunden, der englischen mehr als gewachsen wäre. Dies bleibt sich gleich, ob die Union wieder hergestellt wird oder nicht, und diese Seemacht ist disponibel, so wie, auf welche Weise es auch sei, der Krieg sein Ende erreicht haben wird. Und während nun die Verhältnisse so liegen, daß aus ihrem weiteren Verlaufe für die Engländer unter keinen Umständen ein Vortheil entspringen kann, hat die französische Politik sich die Möglichkeit des Vortheiles in jedem Falle offen erhalten. Alles zusammengefaßt kann man sagen: Frankreich hat bei der Einmischung in die amerikanische Politik zu gewinnen, England zu verlieren; deshalb hat Napoleon III. England veranlaßt, sich an der mexikanischen Expedition zu betheiligen, und deshalb hat er, wenn auch bisher vergebens, sich bemüht, die britische Macht noch weiter in die transatlantischen Vorgänge zu verwickeln.

Die mexikanischen Parteien boten dem Kaiser der Franzosen nur eine einzige Handhabe dar, die aristokratisch-clericale Partei. Die mexikanischen Radicalen haben theils zu sehr in den ewigen Unruhen ihren Vortheil zu finden gewußt oder sich über die Möglichkeit des Erfolges aus eigner Kraft zu sehr getäuscht, theils waren sie, wie gerade der ehemalige Präsident Juarez, schon viel zu tief in die mit den Vereinigten Staaten gepflogenen Annexationspläne verwickelt, als daß sie für die Begründung einer monarchischen

Staatsordnung mit einem fremden Fürsten von Anfang an hätten gewonnen werden können. Es war also für die Ansetzung eines Hebels keine Wahl gegeben, und wie sehr man vielleicht Recht haben mag zu behaupten, daß gerade die höheren Classen der mexikanischen Gesellschaft, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, das schlechtere Material zum Aufbau einer kräftigen und zukunftversprechenden Staatsgewalt darbieten, so war es dennoch durch die Umstände angezeigt, an dieser Stelle anzuknüpfen. Die kräftigeren Elemente einer versinkenden Nation mögen Muth genug haben, sich dem Eindringen fremden Lebens entgegenzustellen, ohne daß sie darum stark genug sind, aus eigner Kraft ein verjüngtes selbständiges Leben zu erzeugen. Wenn aber vollends die wahren mexikanischen Fortschrittsmänner, mit Juarez an der Spitze, als letztes Rettungsmittel nichts anderes als die Annexation an die Vereinigten Staaten im Hinterhalte haben, — was ist der Unterschied zwischen der von Außen gebrachten Monarchie und der von Außen geretteten Republik, was ist dieser Unterschied in nationaler Beziehung und abgesehen von dem abstracten Werthe einer Staatsform, welche für das eine Land passen, für das andere nicht passen mag? Daß für den amerikanischen Republicanismus dieser Unterschied so viel wie Alles ist, läßt sich begreifen. Das ist aber eine Parteimeinung, von der das zukünftige Urtheil der Geschichte, wie das jetzige Urtheil des Politikers sich unabhängig hält. Wenn das französische Unternehmen indessen in Mexiko nur an die Elemente anknüpfen konnte, welche mit mehrem oder minderem Rechte reactionär genannt werden müssen, so entscheidet dies gar nichts über den Geist, in welchem das neue Reich zu gründen und zu lenken ist. Dieser Geist wird sich als Ergebniß der Verhältnisse und nach den unabweisbaren Erfordernissen einer unvermeidlich schwierigen Lage aus sich selbst geltend machen, und wir zweifeln daran, daß zur Pflege doctrinärer Marotten, seien sie reactionäre oder radicale, die nöthige Wahl und Muße gegeben sein wird. Die Bedingungen des Gelingens sind für dieses große Unternehmen nicht so vielfältig, daß in der Hauptsache mehr als ein Weg des Erfolges offen stände. Dieser Weg ist der der kräftigen realistischen Entwickelung und der Stützung auf die Elemente der Nation, welche sich vorzugsweise zu Trägern dieser Entwickelung eignen. Mit Recht hat darum auch der neue Kaiser in seiner Anrede an die mexikanische Deputation von „den Traditionen jenes kraft- und zukunftvollen neuen Continentes" gesprochen, welche aber keineswegs gerade im Geiste der Partei leben, die zum Mittelgliede zwischen dem mexikanischen Elend und der französisch-österreichischen Rettung geworden ist. Diese Partei hat eben nur als solches Mittelglied eine sie momentan über andere Elemente stellende Bedeutung.

Die Hoffnungen des Erfolges einer von Außen gegründeten Regierung müssen der Natur der Sache nach auf einer Stellung über allen Parteien und Volksbestandtheilen beruhen. Ohne diese höhere Stellung ist die neue Ordnung an das ungewisse Schicksal des Parteikampfes gebunden, und selbst wenn dieses letztere nicht ein ganz ungünstiges sein sollte, wird dem neuen Regenten die Vollbringung vieler der wichtigsten Aufgaben zur Entwickelung des nationalen Lebens erschwert oder unmöglich gemacht. Wird daher die höhere Stellung mit Geist und Kraft eingenommen, dann ist der fremde Ursprung eines Fürsten eher ein Vortheil als ein Nachtheil für die Festigkeit seiner Stellung und die Vollbringung seiner politischen Pflichten. Die Nationalitätstheorie mag sich gegen diesen Satz erheben: die Geschichte und die menschliche Natur beweisen aber seine Richtigkeit. Wenn Völker sich in erfolglosen Parteikämpfen erschöpfen, dann fehlt es ihnen an der Uebermacht einer Person, einer Familie, einer Classe oder einer Partei, welche im Stande ist, der Krystallisationskern für eine feste Ordnung zu sein. Ein Hauptübel zerrütteter und rückgängiger Völker ist die Eifersucht und der Neid zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Gesellschaft, — die Eifersucht und der Neid, welche keine Uebermacht und Autorität irgend einer Art aufkommen lassen. In solchen Zuständen haben nicht selten die Völker sich einen Fremden zum Fürsten gesetzt. Die Vertreter des Nationalitätsprincips mögen es verwerflich finden, daß die Griechen zum zweiten Male in unseren Tagen einen Deutschen zum Könige erhalten haben. Sie vergessen, daß der erste König von Athen auch ein Fremder, nämlich ein Egypter war. Noch heute macht die national-russische oder moskowitische Partei ein Princip daraus, daß das russische Volk wegen rühmlicher innerer Gleichheit sich die Herrschaft von Außen verschreiben mußte. Man lese darüber die interessanten Bekenntnisse Constantin Aksakoff's in Bodenstädt's russischen Fragmenten. Und hat nicht selbst „das freie England" eine deutsche Dynastie, hat nicht das mit Deutschland Krieg führende Dänemark einen Deutschen als König über sich? — Unter allen fremden Nationalitäten ist für ein spanisch-amerikanisches Land die deutsche die geeignetste, einen Fürsten, und durch den Fürsten eine wünschenswerthe Einwanderung zu liefern. Thatsächlich weiß sich im spanischen Amerika die deutsche Nationalität unter allen fremden Nationalitäten in der Achtung und Zuneigung der Bevölkerung am besten geltend zu machen, und die Erinnerungen an eine einstige politische Gemeinschaft mit Oesterreich und Deutschland scheint sich in dem von der Weltbewegung entlegenen Leben der ehemaligen spanischen Colonien lebendiger erhalten zu haben, als in Spanien selbst. Sieht doch überhaupt im Inneren Mexiko's der Reisende sich oft auf die wunderbarste Weise durch die Sitten und Anschauungen der Men-

schen um mehrere Jahrhunderte zurückversetzt. „Somos hermanos“ — „wir und die Deutschen sind Brüder“: — das sind Worte, mit denen der Schreiber dieser Zeilen mehr als ein Mal in Mexiko und Centralamerika begrüßt worden ist. Wir wollen nicht behaupten, daß nicht ein Theil dieser guten Meinung auf der verschönernden Wirkung der Ferne in Zeit und Raum beruhe, und daß nähere und vervielfältigte Berührungen dieselbe gerade verbessern werden. Wir sind nicht blind gegen die Fehler unseres Nationalcharakters, so wenig wie gegen die Vorzüge anderer Völker. Der Mexikaner hat sich, bei allem Verfalle des gesellschaftlichen und politischen Lebens und bei aller Verwilderung durch das immer stärkere Hervortreten des indianischen Elementes und der gemischten Racen, doch einen großen Theil der Urbanität, der Würde und der feinen Formen des Umganges erhalten, durch welche der Spanier des Mutterlandes sich in so hohem Grade auszeichnet, und in welchen wir unleugbar so sehr hinter den romanischen Völkern, als den näheren Erben einer älteren Cultur, zurückstehen. Diese guten Sitten reichen in Mexiko bis in die unteren Classen der Gesellschaft herab, und im Indianer haben sie sich mit einem alteigenthümlichen Sinne für Würde und Schicklichkeit verbunden, von welchem unsere roheren Volkselemente jeden Augenblick beschämt werden können. Nichts desto weniger wird das Urtheil, welches aus mexikanischem Munde so häufig den Anglo-Amerikaner trifft: „Son barbaros estos hombres“ — unsere deutschen Landsleute in Mexiko auch in Zukunft bei größerer Vermehrung ihrer Zahl und vervielfältigten Berührungen vielleicht minder hart treffen.

Mit Recht hat Herr John de Havilland in seiner an richtigen Gedanken und gesunden Urtheilen reichen politischen Denkschrift: „Le Mexique sous la Maison de Habsbourg“ eine starke Einwanderung germanischer Elemente als die Grundbedingung des Bestandes und Gedeihens des neuen Reiches bezeichnet. Es ist klar, daß die deutsche Nationalität die einzige ist, welche dabei in Betracht kommt. Engländer und Anglo-Amerikaner sind zu gewaltthätigen und sich überhebenden Charakters, und die ihnen eigenthümlichen Formen der Cultur gelten ihnen zu allein und ausschließlich als Maßstab der Bildungsstufe und des Werthes der Menschen, als daß sie sich einem Volke, wie das mexikanische, anders als verhaßt machen, und als daß ihre Einmischung ein anderes als ein unglückliches Ergebniß haben könnte. Auch die protestantische Unduldsamkeit und Ueberhebung der beiden genannten Völker kommt dabei stark mit in Betracht. Der Deutsche, Protestant oder Katholik, steht in der Regel, auch bei der mangelhaftesten äußeren Bildung, in seiner inneren Bildung viel zu hoch, als daß er von seiner Seite zu confessionellen Conflicten Veranlassung gäbe.

Deutscher Geist und deutscher Fleiß werden hauptsächlich das sein, was Mexiko bedarf und was es nicht zurückstoßen wird. Eins dagegen möchten wir in dieser Beziehung nicht unterlassen gleich von Anfang hervorzuheben. Es wäre ein großer Irrthum daran zu denken, daß es für Mexiko die Aufgabe sein könnte, in der europäischen Einwanderung eine bloße Zufuhr materieller Arbeitskraft zu suchen. Nicht an Händen, sondern an Köpfen fehlt es Mexiko. Fleiß, technische Geschicklichkeit, Sinn für das Nützliche und Zweckmäßige: das allerdings müssen Einwanderer dem Lande zuführen; aber dies sind schon geistige, nicht physische Kräfte. Diese letzteren, mit der Anlage zu den ersteren, sind in der starken indianischen Bevölkerung des Reiches hinreichend vorhanden, und es fehlt dieser Bevölkerung nur an Anleitung, Aufmunterung und Antrieb durch Sicherstellung der Früchte nützlicher Thätigkeit, um aus ihr eine sehr tüchtige arbeitende Volksclasse zu schaffen. Ueberhaupt wird die Erziehung der Indianer eine Hauptaufgabe der neuen Regierung sein müssen. Die Geschichte der mexikanischen Civilisation seit der spanischen Eroberung hat einige Beispiele von Indianern aufzuweisen, welche sich als Gelehrte und Schriftsteller eine Stellung zu verschaffen gewußt haben, und die ältesten Quellen mexikanischer Geschichte sind, wie die bekannte Historia de los Chichimecas des Ixtlilcochitl, aus indianischer Feder geflossen. Dieser einheimischen Race des alten Aztekenreiches fehlt es nicht an Fähigkeiten ungleich höherer Art als sie von der Negerrace jemals und irgendwo im Verlaufe von Jahrtausenden an den Tag gelegt worden wären. Die Beschreibung der altmexikanischen Cultur, welche in den Briefen des Ferdinand Cortez aufbewahrt ist, giebt dafür ein mehr als hinreichendes Zeugniß. Und jenes alte Indianerreich hatte auch einen fleißigen Landbau, so gut wie eine die damaligen Spanier in so hohem Grade überraschende Industrie. Wenn diese von Natur nicht unbegabte Bevölkerung nachher durch die gewaltsame Umbildung, der sie unterworfen wurde, in ihrem Geiste und ihrer Thatkraft gebrochen worden ist, so liegt die Schuld an dem spanischen Charakter und an einem Systeme der Colonialregierung, welches dem Indianer allerdings den humansten Schutz gegen die Gewaltthaten der Eroberer und ihrer Nachfolger zu gewähren suchte, dazu aber Mittel anwendete, durch welche die Männer eines heidnischen Staates in Kinder einer christlichen Colonie verwandelt wurden. Daß man damit den Kern indianischer Kraft nicht ganz zu zerstören vermochte, hat die Theilnahme des indianischen Elementes an den Unabhängigkeitskriegen und darauf folgenden Revolutionen außer Zweifel gestellt, und läßt sich noch weit mehr aus der verschlossenen und finsteren Haltung entnehmen, durch welche sich das mexikanische Indianerthum, wo es noch, wie in mehreren Millionen, unvermischt

besteht, in so auffallender Weise kennzeichnet. In Nicaragua, wo die indianische Bevölkerung größtentheils mexikanischen Ursprungs ist und die nämliche Bildungsgeschichte mit ähnlichen Schicksalen durchgemacht hat, konnte der Schreiber dieser Bemerkungen die Indianer hinreichend als gute Feldarbeiter, Handwerker, Straßenbauer — letzteres freilich unter fremder Leitung — kennen lernen, und er erinnert sich des Urtheils eines in Honduras ansässigen, das Land genau kennenden holländischen Kaufmannes und Schiffseigenthümers, welcher ihm sagte: „Siedeln Sie sich irgendwo im Innern an, betrügen und mißhandeln Sie die Indianer nicht, erwerben Sie sich durch gute Behandlung, Treue in eingegangenen Verpflichtungen und zweckmäßige Anleitung zu nützlicher Thätigkeit deren Vertrauen, und Sie werden bald eine ganze Bevölkerung fleißiger Menschen um Ihre Wohnung versammelt sehen, deren Arbeitskraft Ihnen zu Gebote steht." Das noch ungemischte indianische Element ist aber in Mexiko wie in den anderen spanischen Colonien durch alle Stufen der Mischung auf das innigste mit dem übrigen Theile der Bevölkerung verbunden, und die der Colonialzeit entnommene, in den Beschreibungen sich noch immer fortpflanzende Schilderung des schroffen Gegensatzes der Casten hat längst keine ihm entsprechende Wirklichkeit mehr. Bald nach den ersten Kämpfen des Unabhängigkeitskrieges nannten sich die Mexikaner, gleichviel, welcher Racenschattirung sie angehören mochten, gemeinsam mit Stolz die Söhne Montezuma's — los hijos de Montezuma, — und als Schreiber dieses einmal gegen einen Bürger von Chihuahua sein Erstaunen über die Sympathie aussprach, welche die Bevölkerung für die Heldenthaten eines Comanchehäuptlings an den Tag legte, erhielt er zur Antwort: „por que no? — son de nosotros," — „weshalb nicht? sie sind ja von unseren Leuten". — Mehr als ein Mal hat der „Panther von Guerrero", wie das Volk den General Alvarez zu nennen pflegte, mit seinen Indianern von der Westküste die Politik des Landes entschieden. Kurz, dieses mexikanische Volk ist ein Ganzes, dessen zwei Hauptelemente — das spanische und das indianische — durch zahllose und unmerkliche Uebergänge verbunden sind, und von diesen Elementen ist das zweite, welches die Arbeitskraft des Landes liefert, das werthvollere und sittlich tüchtigere.

Was das spanische Element betrifft, so liegt in seiner Unfähigkeit der eigentliche Grund des traurigen Zustandes, in welchen Mexiko gerathen ist, und dessen Hoffnungslosigkeit endlich zur Gründung des neuen Kaiserthumes geführt hat.

Man hat Mexiko „die amerikanische Türkei" und den „kranken Mann der neuen Welt" genannt, und diese Bezeichnung ist wirklich eine ungewöhnlich glückliche und vielsagende. Es hat für unseren Gegenstand einen hohen

Grad von Interesse, dem historischen Zusammenhange nachzuspüren, welcher darin ausgedrückt ist. Man kann sagen, der Keim zur Krankheit sei von den Spaniern aus ihrer Berührung mit dem Islam und ihrer Verschmelzung mit muhammedanischen Bildungselementen mit nach Amerika gebracht worden. Es ist also der nämliche Orientalismus, welcher seinen Bankrott so gut in der neuen Welt, wohin ihn die Spanier mit sich getragen, wie in der alten erklären muß. Während der spanische Geist durch die von diesem Princip ausgehenden Einflüsse zu der fatalistischen Richtung gekommen ist, welche sich auf dem indianischen Boden der amerikanischen Colonien erst recht entwickeln konnte und die Thatkraft des mexikanischen Volkes gelähmt hat, ist auf der anderen Seite, durch den Gegensatz gegen die islamitischen Einflüsse und Elemente, der spanische Katholicismus zu der Intoleranz getrieben worden, die, mit den nachwirkenden Beweggründen eifersüchtiger Colonialherrschaft verbunden, den spanischen Colonien das einzige Heilmittel gegen die beginnende Krankheit: — die Aufnahme neuer und gesunder Kräfte aus fremden Bevölkerungselementen, abgeschnitten hat. Die spanischen und zum Theil auch die portugiesischen Colonialeroberungen haben in ihrem Schicksal eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem vorübergehenden Glanze arabischer und türkischer Machtentfaltung.

Die Parallele zwischen den spanisch-amerikanischen Colonien und den Ländern der Levante ist aber hiermit noch nicht erschöpft. Beide zeigen, obschon das historische Verhältniß in ihnen zum Theil sich umkehrt, die gleichen Elemente der abgenutzten Cultur und der ausgelebten Barbarei, welche älter sind, als auf der einen Seite der Islam, auf der anderen das spanisch-amerikanische Christenthum. Wie im osmanischen Reiche tatarische Rohheit, als Träger des Islam, sich zum Herrn über byzantinische Nichtigkeit, als den Träger des orientalischen Christenthums, gemacht hat, so hat im spanischen Amerika romanischer Formalismus, als Träger des latino-iberischen Christenthums, sich zum Herrn über indianische Halbcivilisation, als den Träger eines barbarischen Heidenthums, gemacht, und alle diese Elemente, welche, seien sie älteren oder neueren Datums, vom gleichen Dünkel aufgebläht sind, und unter denen hier wie dort die Unfähigkeit mit der Unfähigkeit von neuem verzweifelt um die Herrschaft kämpft, gehen mit einander der gleichen Erschöpfung entgegen. Das ist der Zustand des kranken Mannes der neuen wie des kranken Mannes der alten Welt. In beiden Fällen ist es auch der ältere unterdrückte Theil der Bevölkerung, im Osten der christliche, im Westen der indianische, wenn auch nicht mehr vorzugsweise heidnische, welcher aus der zunehmenden Ohnmacht des Unterdrückers neue Kräfte geschöpft hat, ohne deshalb für sich selbst zu einer historischen Leistung befähigt zu sein; und in beiden Fällen ist ein mächtiger, zu immer größerer

Uebermacht heranwachsender Nachbar vorhanden, im Osten Rußland, im Westen das anglo-amerikanische Staatensystem, dem es nicht an Lust und Beruf fehlt, dem wenig erfreulichen Schauspiel ein Ende zu machen. Die Politik anderer Mächte aber hat sich auf beiden Seiten im conservativen Sinne der Unfähigkeit angenommen: in der Türkei dadurch, daß sie die türkische Macht zu erhalten sucht, in Wahrheit aber die Türkei vollends zu Tode civilisirt, — in Mexiko aber durch die Gründung des Kaiserthumes, welches zwar seine ersten Wurzeln in den Boden des zu eigner Kraftentwickelung unfähigen Creolenthumes schlagen muß, zu dessen weiterem Festwurzeln und Gedeihen aber der mexikanische Felsengrund nicht gute Erde genug besitzt, und das sich, wenn es bestehen und treiben will, diese Erde aus der Fremde zu verschaffen hat.

Das Bedürfniß fremder Einwanderung wird mehr oder minder in allen spanisch-amerikanischen Ländern gefühlt; aber der hohle Dünkel, durch welchen Hispano-Amerikaner sich selbst zu verblenden und vor der Welt lächerlich zu machen pflegen, verleitete hie und da die spanisch-amerikanischen, wie nicht minder die portugiesisch-amerikanischen Creolen zu der Selbstüberhebung, deutsche Einwanderer als untergeordnete Arbeitskräfte, kurz gesagt als weiße Sclaven, verwenden zu können. Aber nicht die mechanische Arbeitskraft, sondern der geistige Gehalt ist es, welcher den latino-amerikanischen Ländern fehlt. Nicht Menschen, die von ihnen, sondern Menschen, von welchen sie zur nützlichen Thätigkeit angehalten und auf würdige und verständige Zwecke gelenkt werden, sind das was sie brauchen. Der mexikanische Geschichtschreiber Alaman hat in seinem Werke über die Losreißung Mexiko's eine Stelle, in welcher er dem mexikanischen Creolenthume einen treuen Spiegel vorhält und dem neuen Kaiserthume im voraus eine Lehre gegeben hat. „Nur in seltenen Fällen" — sagt dieser Schriftsteller — „folgten die Creolen dem Beispiele des Fleißes, der Ordnung und der Mäßigkeit, durch welche ihre Väter sich Reichthum und Ansehen im Lande erworben hatten, und diese letzteren erzogen ihre Söhne auch keineswegs in der strengen Disciplin, in der sie selbst im Mutterlande aufgewachsen waren, und der sie ihre Erfolge im Leben verdankten. Ihr Streben ging dahin, ihren Kindern eine mehr glänzende als solide Erziehung zu geben; und während die Väter ihren mitgebrachten Fleiß und ihre sparsamen Sitten fortsetzten, verbrachten die Söhne in der Regel den Reichthum, welchen jene aufgehäuft. Nachdem sie sich auf diese Weise ruinirt, blieb ihnen, die zu eigner Anstrengung nicht Lust hatten, nichts als die Jagd nach Aemtern übrig, welche ihnen in dem faulen Leben eines Verwaltungsbureau's die Mittel der Subsistenz versprach. Die Gewohnheit des Nichtsthuns erschien ihnen als die wahre Berechtigung zu der Cavaliermiene, mit der sie auf die Europäer herabsahen. Sei es durch diese fehlerhafte Erziehung, sei es durch den Ein-

fluß des Klima's: — es bildete sich der vom Charakter der Väter so sehr abweichende Charakter der Söhne aus. Sie wurden träge und sorglos. Ihr Geist war aufgeweckt, aber es fehlte ihnen Ueberlegung und Urtheil. Sie waren rasch im Ergreifen eines Projectes, aber sie dachten nicht an die Mittel der Ausführung. Sie ergaben sich ohne Rückhalt der Gegenwart, und verstanden es nicht an die Zukunft zu denken. Sie waren verschwenderisch im Glück, geduldig und ohne Thatkraft im Unglück. Und so kam es, daß die spanische Race in Amerika eines beständigen Zuflusses neuer Menschen aus Europa bedurfte, um sich auf ihrer Höhe zu erhalten." — Dieser Zufluß aus Spanien wurde mit der Losreißung plötzlich abgeschnitten. Eine Einwanderung aus anderen Ländern Europa's wurde durch religiöse Intoleranz, durch die Ueberreste der spanischen Colonialvorurtheile, durch die Isolirung, in welcher die spanische Nationalität in Europa stand, durch die den nördlichen Völkern Europa's fremdartige Natur Mexiko's wie der anderen spanisch-amerikanischen Länder und durch andere Umstände verhindert. Das Ergebniß war der Verfall bis zu der gänzlichen Nullität des politischen Lebens, welche es einer fremden Macht möglich machte, einfach über das Schicksal Mexiko's zu verfügen. Aber der mexikanische Geschichtschreiber ist nicht im Stande gewesen, den schon im ursprünglichen spanischen Geiste liegenden tieferen Grund des politischen Bankrottes zu erkennen, welcher Mexiko und einen Theil der anderen spanisch-amerikanischen Staaten betroffen hat, — einen Grund, über den, wie es jetzt scheint, vielleicht Spanien selbst sich erheben, den aber keine der spanischen Colonien ganz ohne fremde Hülfe überwinden wird, weil in allen diesen Ländern die Hohlheit und Schwäche des spanischen Creolenthums dem seinerseits gleichfalls unzulänglichen indianischen Elemente Gelegenheit gegeben hat, wieder in den Vordergrund zu treten. Nach welcher Richtung sich auch die spanisch-amerikanischen Staaten entwickeln mögen, immer wird der ursprüngliche Geist des Mutterlandes der erste und unterste Grund sein, welcher ihnen die Nothwendigkeit der Aufnahme massenhafter fremder Volkselemente auferlegt, wenn sie ein kräftiges und zukunftversprechendes Leben in sich entwickeln wollen. Der entgegengesetzte Geist des Mutterlandes ist es, welcher in den anglo-amerikanischen Colonien den kernhaften realistischen Sinn und Thätigkeitstrieb gepflanzt hat; und dennoch haben selbst diese Colonien die außerordentliche Kraftentwickelung, welche die Welt in ihnen anstaunt, wesentlich mit der steten Menschenzufuhr aus Europa zu danken. Man kann den anglo-amerikanischen Geist mit einem Bildhauer vergleichen, welcher sich zu einem großen Werke anschickt. In der zweckmäßig erbauten und eingerichteten Werkstätte liegt ein Vorrath von Thon und rohen Marmorblöcken. Rings umher stehen Modelle von Gyps, die der Künstler nicht nachzuahmen beab-

sichtigt, von denen aber vielleicht doch ein jedes einen gewissen Einfluß auf die Ausbildung seiner künstlerischen Ideen ausübt. Der Fremde, welcher in die Werkstätte eintritt, findet zwar kein fertiges Werk außer den umherstehenden Abgüssen, — den Bildungsformen aller europäischen Völker, — und fragt er sich, was im Saale original-amerikanisch ist, so kann nur auf den Thon und den Marmor, auf den Bildhauer und sein Werkzeug und auf die Entwürfe gedeutet werden, mit deren Modellirung der Meister beschäftigt ist. Aber das Material ist reich und tadellos, die Entwürfe lassen einen ernsten Gedanken ahnen, und die einfache und concentrirte Erscheinung des Mannes, frei von dem Firlefanz europäischer Kunstjünger, verspricht eine tüchtige Leistung. So verhält sich der anglo-amerikanische Geist zu seiner großen Aufgabe. Den hispano-amerikanischen Geist, wie er sich namentlich in Mexiko gestaltet hat, könnte man höchstens mit einem Schneider vergleichen. Rings umher in seiner Werkstätte hängen auch Modelle: — hier eine von Motten zerfressene römische Toga neben dem schmierigen Waffenrocke des Ritters von der traurigen Gestalt und der zerlumpten Jacke seines Schildknappen, — da ein eleganter Frack, der vor zwei Jahren nach dem neuesten Schnitte war, neben der Uniform eines französischen Generals aus dem ersten Kaiserreiche, und an den Wänden ist eine ganze Gallerie Pariser Modebilder angeklebt. Junge Caballeros drängen sich geräuschvoll herzu. Da wird bestellt, geschneidert und anprobirt. Aber zu keinem vollen Anzuge reicht der Stoff aus, und der boshafte Zufall will es, daß der modische Frack zum indianischen Schurze getragen werden muß. Es ist der Formalismus romanischer Bildung überhaupt und der spanischen insbesondere, von dem in den spanischen Colonien nur die Schale der Schalen zurückgeblieben ist.

So ist nicht nur Einwanderung, sondern germanische Einwanderung die Bedingung der Gründung einer Bestand versprechenden mexikanischen Macht. Diese Einwanderung sollte aber dem Lande nicht nur die Eigenschaften des Geistes bringen, welche sich in Deutschland entwickeln können, sondern auch jene Eigenschaften des Charakters, zu denen aus Deutschland nur die unentwickelte Anlage mitgebracht werden kann: — jene Eigenschaften des Charakters, welche dem Wesen des Amerikanismus angehören, und welche bei Deutschen nur gefunden zu werden pflegen, wenn diese bereits eine Schule des amerikanischen Lebens hinter sich haben. Welche sind diese Eigenschaften, deren Mexiko bedarf, und die, obschon sie dem germanischen Wesen innewohnen, doch aus Deutschland nicht in fertiger Ausbildung mitgebracht werden können?

Der Auswanderer läßt die historischen Voraussetzungen seines Lebens im Mutterlande zurück. Er tritt in der neuen Heimath auf als ein Individuum

losgelöst von den Banden alter gegebener Verhältnisse. Die neuen Verhältnisse, in welche es sich begiebt, wählt oder schafft er sich selbst. Aber die Bedürfnisse des Augenblickes dringen in dieser Loslösung mit doppelter Gewalt auf ihn ein. Er hat keine Zeit nachzuhängen den Träumen seiner Phantasie, den Stimmungen seines Gemüthes, den Grübeleien seiner Vernunft. Hier macht das allmächtige Bedürfniß seine Forderungen geltend. Hier muß gearbeitet, hier muß Dringendes, Nothwendiges, Nützliches, Unentbehrliches geschaffen werden, oder es steht Vernichtung bevor. Hier muß das Auge scharf, das Ohr offen, die Hand am Griffe, der Arm schlagfertig, das Messer bereit, das Pulver trocken gehalten werden. Allen diesen Anforderungen steht das Individuum allein gegenüber, und das „hilf dir selbst" wird zur obersten Lebensregel. Wie haben sich unsere „Europamüden" getäuscht, wenn sie, der untergehenden Sonne folgend, jenseits des Weltmeeres sich eines stillen Abends zu erfreuen hofften! Was ihnen als ihr stiller Abend vor der Einbildungskraft geschwebt, war der laute Morgen anderer Leute, die mit lärmender Thätigkeit sie um die ersehnte Ruhe brachten. Das ist der unruhige, laute, gewaltige Charakter des westlichen Coloniallebens. Dieses ist thatkräftig im ausgezeichnetsten Grade. Es ist dabei individualistisch, realistisch, ohne Residuen aus früheren Zeiten, ohne Voraussetzungen für die künftigen, ohne Respect vor der Gewohnheit, ohne Regeln für die Praxis. Es ist scharfsichtig und scharfsinnig; dreist, verwegen, rücksichtslos, radical: — in Allem aber, was es sei, ist es utilitarisch.

Glaubt man, daß neben den Vereinigten Staaten Mexiko ohne eine starke Beimischung dieses Geistes zu Kräften kommen und sich halten werde? Glaubt man, daß die bloße monarchische Ordnung im Stande sei, den Mangel dieses Geistes zu ersetzen? — Es wäre ein trauriger Irrthum dies zu glauben, ein Irrthum, der nur aus einem gänzlichen Mangel des Verständnisses amerikanischer Machtbedingungen und Machtverhältnisse hervorgehen könnte.

Ein Theil der deutschen Einwanderung nach Mexiko sollte also dem Lande aus den Vereinigten Staaten zufließen: dies ist ein Satz, auf welchen ein wesentlicher Werth gelegt werden muß.

Die Frage ist, ob diese Forderung erfüllt werden kann. Was soll, wird man zunächst fragen, Deutsche in den Vereinigten Staaten, namentlich nach einem am Ende doch bevorstehenden Schlusse des Krieges, veranlassen, nach Mexiko auszuwandern? Wird die Zahl derer groß sein, welche, wie es in gewissen Berichten behauptet worden ist, der Republik überdrüssig sind? Wir glauben nicht daran. Selbst die Zerrüttung der letzten Jahre hat diese Wirkung nicht auf viele Gemüther hervorgebracht, und nach der Beendigung des Krieges werden im Norden und Süden der jetzt von einem

blutigen Kampfe durchwühlten Union doppelt gute Zeiten beginnen. Und wenn nun selbst Zeiten wie die der letzten Jahre die Einwanderung aus Deutschland nicht zum Stillstand bringen konnten, weshalb sollten bessere Zeiten zur Auswanderung aus den Staaten nach Mexiko auffordern? — Man hat mit diesen Einwendungen recht, und nichts desto weniger giebt es Antriebe, welche geeignet sind, Mexiko eine namhafte Zahl von Deutsch-Amerikanern zuzuführen, vorausgesetzt, daß das neue Reich sich diese Antriebe nutzbar zu machen wissen werde.

Es sind hauptsächlich drei solcher Antriebe vorhanden, die unter Umständen zu Gunsten einer deutsch-amerikanischen Einwanderung nach Mexiko wirken können: 1. die Abstoßung, welche das deutsche Element der Vereinigten Staaten in Unterbrechungen von Seiten der anglo-amerikanischen Nativisten zu erfahren hat; 2. die Anziehung, welche von einem auf eine deutsche Dynastie gegründeten Regimente und an dieses sich anschließenden deutschen Bevölkerungsstoffe über die Grenze von Texas, Kansas, Neumexiko, Arizonia und Californien ausgeübt werden kann; und 3. der unruhige Unternehmungsgeist, welcher das nordamerikanische Leben beherrscht, und welchem mehr oder minder jedes Bevölkerungselement des Gebietes der Vereinigten Staaten unterworfen ist. Jedes Lebensverhältniß, welches in Europa durch seine unbefriedigende Natur zu einer erhöhten Anstrengung an festem Wohnorte bestimmt, ruft in Nordamerika als nächste Wirkung den Gedanken des Wohnungswechsels hervor; und der thatkräftigste, unternehmendste Theil der Bevölkerung, derjenige auch, welcher an seine Erfolge den eigensinnigsten Maßstab anlegt, ist der, welcher am meisten zum Weiterziehen geneigt ist. Man glaube nicht, daß dieser Wandertrieb, welcher alljährlich Schaaren von Menschen aus den blühendsten Theilen der Vereinigten Staaten westwärts und immer weiter westwärts treibt, auf die eingeborne anglo-amerikanische Bevölkerung beschränkt sei. Amerikanisirte Deutsche thun es darin sogar den eingebornen Amerikanern zuvor, und spielen eine hervorstechende Rolle in den Ansiedlungen des fernen Westens, auf den Caravanenstraßen der Prairie, in den mexikanischen Grenzprovinzen und in dem heranwachsenden Leben der Inseln und Länder des großen Oceans. Eine Gesellschaft junger Bremer aus guten Häusern, die sich in Baltimore zusammengefunden, hat mehrere Jahre lang auf eignem Schiffe einen abenteuerlichen Zwischenhandel im stillen Meere betrieben. Einige andere junge Deutsche haben von San Francisco aus, mit dem Gedanken eine Niederlassung zu gründen, die Amurmündung besucht, sind, um sich dazu die Erlaubniß in Petersburg zu erwirken, durch die Mandschurei und Sibirien nach der russischen Hauptstadt gereist und von dort nach Californien zurückgekehrt. Solche

deutsche Elemente aus den Vereinigten Staaten sind es, die man in Mexiko braucht, und das, was in diesen Beispielen als Triebkraft nach Außen wirkt, ist das, auf was als Triebkraft auch von Seiten Mexiko's gerechnet werden darf. Fürchtet man aber solche Kräfte in das neue Kaiserthum zu ziehen, wie uns dies von gewisser Seite eingewandt wird — nun so wird man eben mit dem Staatswagen nicht von der Stelle kommen. Man darf nicht vergessen, daß Mexiko der Nachbar der Vereinigten Staaten ist, und daß die Monarchie hier mit der thatkräftigsten und mächtigsten Republik zu concurriren hat, von der die Weltgeschichte zu erzählen weiß. Wüßte in Mexiko die Monarchie sich nicht zu amerikanisiren, so gestehen wir frei, nicht zu wissen, wie sie auf einige Dauer bestehen sollte. Es wäre eine bedenkliche Thatsache für ihr Bestehen, wenn sie bekennen müßte, den Kraft- und Feuergeist, welcher das eigentliche amerikanische Leben auszeichnet, bei sich in Amerika selbst nicht brauchen und dulden zu können. Auf die Staatsform kommt es diesem Geiste nicht an, sondern darauf, daß er ein legitimes Feld für seine Thätigkeit finde — das zeigt das Beispiel unserer deutschen Landsleute, die ein solches Feld von Californien aus im asiatischen Rußland gesucht.

Im Gegensatze mit diesen Elementen sind die zahmen und heruntergekommenen Volksbestandtheile des Mutterlandes, für welche die Reisekosten bezahlt werden müssen, für ein Land wie Mexiko durchaus nutzlos und schädlich, und es wäre der größte Mißgriff auf ein solches System der Menscheneinfuhr aus Deutschland zu verfallen. Nur der Abfall der Nation ist auf diese Weise zu bekommen, Menschen, denen der gewöhnliche Mexikaner an Geschick, Mutterwitz, Muth, Keckheit, Lebensart und Würde der Erscheinung vielfach überlegen ist, und deren Ueberfahrtskosten, auch auf das billigste berechnet, zu theuer sind. Das System würde sich so schlecht rentiren, daß ihm dadurch sein baldiges Ende vorgezeichnet wäre; aber vorher würde die deutsche Nationalität sich in Mexiko degradirt haben, — vorher würden tausende unglücklicher Menschen auf beklagenswerthe Weise den Untergang finden. Kräftige und tüchtige Menschen lassen sich nicht wie Hausthiere verschicken; sie müssen Beweggründe finden, freiwillig zu gehen, und diese Beweggründe müssen in den Vortheilen liegen, welche ein neues Land ihnen anbietet. Mit allem Gelde und großen Bemühungen haben die Engländer nicht einen großen Menschenstrom nach Australien und Südafrika lenken können. Knechte und Mägde aus der Entfernung des halben Erdumfanges kommen zu lassen, ist auch für den Reichsten zu theuer, um im Großen anwendbar zu sein. Das englisch-australische System aber, welches in der Verbindung von wohlfeiler Arbeit mit theurem Lande besteht, ist nicht im Stande einen vernünftigen Menschen als freien Einwanderer auch nur eine

Meile weit zu locken. Die unermeßliche Anziehungskraft der Vereinigten Staaten besteht in dem völlig umgekehrten Systeme. Theure Arbeit und wohlfeiles Land, das ist der Zauber, welcher jährlich Hunderttausende nicht ohne Mittel nach den Vereinigten Staaten lockt. Wir erinnern uns, daß nach einer früheren Statistik jeder deutsche Auswanderer im Durchschnitt bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten 150 Gulden in der Tasche führt; macht im Jahre, auf 300,000 Auswanderer, ein in's Land gebrachtes Capital von 45 Millionen Gulden, abgesehen von dem Werthe der erwünschten Arbeitskraft und Intelligenz von 300,000 Menschen! Wie verhält sich dazu wohl die Rechnung, wenn man jährlich 300,000 mehr oder minder verkommener Menschen künstlich herbeiziehen wollte? — So viel müssen es ja nicht sein, wird man von gewisser Seite antworten, als ob man, um die gefährliche Concurrenz bestehen zu können, eine freie Wahl hätte, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach außerordentlichen Maßstäben wachsen zu lassen und mit Mexiko zurückzubleiben!

Einwanderung und ein liberales Regierungssystem mit kirchlicher und gewerblicher Freiheit, ohne welches auch eine werthvolle Einwanderung nicht denkbar ist, weil brauchbare und tüchtige Menschen sich freiwillig nicht dahin begeben, wo ein solches System nicht besteht: — das sind die Bedingungen des inneren Gedeihens der neuen Monarchie. Mit den natürlichen Grundlagen des materiellen Wohlstandes ist das Land reichlich gesegnet. Wenn aber ein ungünstiger Beurtheiler gerade diese Seite der Frage, die Ausbeutung des Naturreichthums, namentlich der Mineralschätze des Landes, mit dem Auge eines europäischen Bureaukraten ansieht, wie es unlängst in auffälliger Weise geschehen ist, so ist er unzweifelhaft auf einem Irrwege begriffen. Was werden der neuen Regierung von Mexiko die reichen Gruben des Landes nützen, wenn eine unvorsichtige Gesetzgebung es hat geschehen lassen, daß sie zu Privatbesitz geworden sind: — das ist ungefähr der wunderliche Gedankengang jenes Beurtheilers gewesen, als ob eine reiche Bevölkerung nicht für eine Regierung eine bessere Geldquelle wäre, als Bergwerke, die für Rechnung des Staates betrieben werden! Das spanische Bergrecht, welches heute noch in Mexiko gilt, macht es nicht nur leicht, sich des Rechtes auf die Ausbeutung eines entdeckten Erzlagers zu versichern, sondern es setzt auch einen jeden, welcher den vortheilhafteren Betrieb eines Bergwerkes nachweisen und dem Inhaber seine letzte Revenue sicherstellen kann, in den Stand, diesen zu expropriiren. Nach dem geltenden Bergrechte sind also die mexikanischen Erzgruben einer fast absoluten Concurrenz des Betriebes überlassen, und wir hoffen, daß die neue Regierung nicht auf den Gedanken kommen wird, ein System, welches selbst eine eifersüchtige spanische Colonialregierung für das

vortheilhafteste hielt, einer bornirten bureaukratischen Anschauung zu Liebe abzuändern. Auch die californischen Goldgruben sind in Privatbesitz, und die Regierung der Vereinigten Staaten würde sogar verfassungsmäßig gar nicht zum Betriebe eines Bergwerkes für Staatsrechnung legitimirt sein. So etwas würde selbst als bloßer Gedanke nicht in den Kopf eines Nordamerikaners passen. Aber man würde wahrhaftig in den Vereinigten Staaten von einem Ende zum andern keinen Menschen treffen, der so unpraktisch wäre, deshalb zu behaupten, die Regierung der Vereinigten Staaten habe keinen Nutzen von dem Metallreichthume des Landes, selbst bei dem Umstande, daß Nordamerika bis jetzt keine directe Besteuerung, auch nicht die der Bergwerke, kennt. In Californien hat man die fremden Goldgräber besteuern wollen, aber selbst dies ist, so viel wir wissen, bis heute nicht durchgesetzt werden. Nichts desto weniger fließt der gebührende Antheil vom Ertrage der Metallschätze des Landes in die Cassen der Regierung. Die durch den Bergbau reich gewordene Bevölkerung ist ein verschwenderischer Käufer fremder Waaren, deren Einfuhrzölle fast die einzige Finanzquelle der Regierung sind. Nur der Verkauf der öffentlichen Ländereien kommt noch hinzu. Was aber die financielle Bedeutung der mexikanischen Bergwerke betrifft, so sei dem Verfasser nur eine einzige Bemerkung erlaubt, über die er, da er hier keine volks- und staatswirthschaftliche Untersuchung beabsichtigt, nicht hinausgehen kann. Der Verfasser ist persönlich im Handel der Vereinigten Staaten mit Mexiko betheiligt gewesen und weiß, daß die Mexikaner, selbst der untersten Volksclassen, verschwenderische Käufer sind. Nur ein kleiner Theil der Einfuhr kann von dem Lande in Waaren gedeckt werden; der bei weitem größte wird in harten mexikanischen Thalern bezahlt, die alljährlich geprägt werden, und zu denen das Metall noch jetzt, bei dem unvollkommenen Betriebe der meisten Gruben, alljährlich aus der Erde gegraben wird. Alle diese Thaler wandern in die Münzen anderer Länder, ganz besonders in die der Vereinigten Staaten, und ihr Abgang wird aus dem Ertrage der Gruben ersetzt. Es sollte scheinen, daß diese einfache Thatsache, ganz im großen genommen, über die Bedeutung der mexikanischen Bergwerke, selbst nach dem Verfalle des Bergbaues seit Vertreibung der Spanier, etwas sage. Nächst dem Bergbau ist die Viehzucht die größte natürliche Hülfsquelle des Landes, und es bedarf nur einer erneuerten Sicherheit gegen die Einfälle räuberischer Indianer, um dieselbe wieder auf die frühere außerordentliche numerische Höhe, zugleich aber auch, bei fortschreitender Intelligenz und Cultur, auf eine viel größere Höhe in Bezug auf die Qualität der Erzeugnisse zu bringen. Maulthiere und Wolle könnten Ausfuhrartikel von unschätzbarem Werthe werden. Strecken, so groß wie europäische Königreiche, im Norden des Lan-

des sind fast nur durch Schafzucht nutzbar zu machen, und versprechen bei dem ganz charakteristischen Klima und der Natur der Vegetation des trockenen Hochlandes die ausgezeichnetsten Ergebnisse.

Diese Bemerkungen sollen indessen, wie schon gesagt, nicht in volks- und staatswirthschaftliche Erörterungen eingehen, sondern sich an die Frage der Einwanderung anschließen. Sie enthalten nur Andeutungen über die Aussichten, welche sich dem einwandernden Capital und Unternehmungsgeiste, der einwandernden Thätigkeit, Geschicklichkeit und Intelligenz darbieten, und unterstützen das Urtheil, daß nicht rohe Arbeitskräfte, sondern leitende Köpfe nach Mexiko auswandern sollen. Denn für Viehzucht und Bergbau fehlt es dem Lande so wenig an der einheimischen Arbeitskraft, daß es von derselben an Californien abtritt. Auf den Grasfluren Südcaliforniens fand der Verfasser mexikanische Schäfer im Dienste der anglo-amerikanischen Heerdenbesitzer, und mexikanische Bergleute fand er in den Quecksilbergruben von Neu-Almaden. Im westlichen Texas aber, wo man doch Neger zur beliebigen Verfügung hatte, wurden bis vor kurzem zu den Geschäften der Viehzucht Mexikaner vorgezogen. Zur Besorgung ihrer Maulthierheerden nehmen auch die nordamerikanischen Handelscaravanen auf dem Wege durch die Prairien ausschließlich Mexikaner in Dienst, und Deutsche pflegen im Vergleiche damit selbst von deutschen Eigenthümern oder Führern zurückgewiesen zu werden. Welche Entwickelung aber der mexikanischen Viehzucht bevorsteht, sobald eine geordnete und kräftige Staatsgewalt den räuberischen Einfällen der Apachen und Comanchen ein Ziel zu setzen weiß, möge daraus hervorgehen, daß es Besitzungen einzelner Menschen gab, auf denen die Viehheerden sich nach hunderttausenden zählten, deren Knochen jetzt nur noch den Boden bedecken, über Räume, durch die man wochenlang reist, und daß die Besitzer solcher Heerden in der Regel doch nicht die Milch für ihre häuslichen Bedürfnisse hatten; daß der Käse in Mexiko ein theurer, vielgesuchter und dabei schlechter Artikel ist, und daß endlich der Verfasser mit eigenen Augen die Schafheerden des Generals Trias auf der Hacienda Encinillas im Staate Chihuahua unter Bedeckung von zwei Stück Kanonen hat weiden sehen. Die ganze Viehzucht im nördlichen Mexiko wird bewaffnet getrieben. Man denke, welchen Aufschwung dieser Zweig der Volksthätigkeit bei gesicherten Zuständen zu nehmen fähig ist. *)

*) Die Zeit wird kommen, wo der Liebig'sche Fleischextract, mit dessen Bereitung im Großen jetzt in Buenos-Ayres ein Versuch gemacht wird, in jeder Haushaltung im Gebrauche ist, und wo die Steppen von Nord- und Südamerika Europa mit animalischem Nahrungsstoffe versehen. Hier ist ein Feld für große Unternehmungen in Mexiko!



Wir haben bis hierher mehr von den Bedingungen des Bestandes und Gedeihens des neuen Kaiserreiches, als von den Gefahren gesprochen, welche ihm drohen. Wir kommen nun zu diesen. Es müssen innere und äußere unterschieden werden. Die ersten können nur aus den Parteiverhältnissen im Lande hervorgehen. Wir haben darüber wenig mehr nachzutragen. Die aristokratisch-clericale Partei, welche aus dem höheren creolischen Elemente besteht und sich für das Kaiserthum entschieden hat, ist, wie wir schon gesagt haben, an sich nichts weniger als stark; aber sie kann durch die neue Regierung zu einem der Elemente des Bestandes gemacht werden, und das Beispiel von Carrera in Guatemala zeigt, daß im indianischen Elemente ein Zug ist, sich der Aristokratie anzuschließen. Es ist ein Verhältniß, wie es sich auch in europäischen Staaten wiederholt, wo der Bauer unter Umständen dem Edelmanne näher steht als dem industriellen Städter oder überhaupt dem Mittelstande. Dieser letztere ist es, welcher als Träger republicanischer Gedanken und als Bewunderer anglo-amerikanischer Institutionen in Mexiko dem Kaiserthume am wenigsten gewogen sein wird. Diese Schicht der mexikanischen Bevölkerung, aus dem niederen Creolenthume und den gemischten Casten bestehend, deren Repräsentant Juarez ist, stellt so zu sagen die mexikanische Fortschrittspartei dar. Fortschritt ist hier so gut wie in Preußen oder sonst wo die Parole, und da Mexiko in der That dringendere Veranlassung enthält, den Ruf des Fortschrittes zu erheben, als die meisten anderen Länder, so haben die Progressisten eine in der Natur der Dinge begründete machtvolle Stellung. Die Aufgabe der neuen Regierung muß es sein, dadurch, daß sie dem Fortschrittsbedürfniß entgegenkommt, die von dieser Seite drohende Befeindung zu mildern. Den progressistischen Mittelstand, welcher das kräftigste Element der Bevölkerung, aber immer doch ein Element ohne höhere politische Befähigung darstellt, so weit zu versöhnen und zu gewinnen, daß aus ihm statt eines principiellen Feindes eine liberale Opposition wird, muß die Aufgabe der neuen Regierung sein. Wir halten es für möglich, diese Aufgabe zu lösen.

Die äußeren Gefahren des neuen Reiches beschränken sich ganz auf seine Stellung zu den Vereinigten Staaten, oder zu der Hauptmacht, welche bei etwaigem Zerfall derselben daraus hervorgehen würde. In dieser Stellung wird sich die äußere Politik des mexikanischen Kaiserthums concentriren müssen. Selbst seine Verhältnisse zu den europäischen Mächten erhalten nur durch jene Beziehung auf eine amerikanische Hauptmacht ihre leitenden Gesichtspuncte. Den europäischen Mächten muß im allgemeinen die Consolidirung Mexiko's wünschenswerth sein. Unerwünscht ist sie nur, obschon, wie wir glauben, mit Unrecht, der großen nordamerikanischen Macht, noch mehr aber dem nordamerikanischen Volke. Die Frage ist, wie weit und durch welche

Mittel diese Macht mit der Gründung des Kaiserthums versöhnt werden kann. Eine erklärte Feindschaft derselben, fürchten wir, würde dem neuen Reiche tödtlich werden. Die Ausführung des Planes, in Mexiko einen Kaiserthron zu errichten, ist, wie sich fast von selbst versteht, nur unter der Voraussetzung eines Zerfalles der nordamerikanischen Republik unternommen werden. Indessen, wenn sich auch diese Voraussetzung nicht rechtfertigen sollte, so ist doch die momentane Zerrüttung der Union die Bedingung der Möglichkeit des Unternehmens gewesen. Kann das neue Reich aus den jetzigen Verhältnissen auch nur den Vortheil einer Anerkennung von Seiten der Unionsregierung ziehen, so ist damit für seinen Bestand schon sehr viel gewonnen. Eine solche Anerkennung, die in öffentlichen Blättern bereits als bevorstehend gemeldet worden ist, mag nicht sehr wahrscheinlich sein; sie ist darum nicht unmöglich. Daß die Vereinigten Staaten Mexiko nicht das Recht bestreiten, sich einen Kaiser zu wählen, ist von ihnen bereits anerkannt worden. Der Republicanismus des Volkes der Vereinigten Staaten wird freilich an einer neuen Monarchie auf dem nordamerikanischen Continente, und als unmittelbarem Nachbar großen Anstoß nehmen; dieser Republicanismus ist indessen wenigstens bei den Anglo-Amerikanern von Natur nicht propagandistisch oder intolerant. Er hat diesen Charakter vorzugsweise nur bei den amerikanischen Deutschen, welche aus der Staatsform ein abstractes Princip oder eine politische Religion machen. Die sogenannte Monroe-Doctrin, d. h. der leitende Grundsatz amerikanischer Politik, daß es keiner europäischen Macht gestattet sein solle, in Amerika neue Besitzungen zu erwerben, hat an und für sich nichts mit der Staatsform zu thun. Diese Doctrin würde, wenn heute Frankreich eine Republik wäre, gegen eine dauernde französische Eroberung Mexiko's gerade eben so viel einzuwenden haben, wie jetzt, wo Frankreich eine Monarchie ist, während sie umgekehrt nichts einzuwenden gehabt haben würde, wenn 1847 ein siegreicher General der Union in Mexiko Kaiser geworden wäre, wie es dem General Scott angetragen wurde. Die Monroe-Doctrin ist ihrem Ursprunge nach ein Grundsatz, welcher dem Rückfalle Amerika's in die Colonialabhängkeit vorbeugen will, und von der Zeit die Emancipation der noch übrigen Colonien in Canada, Westindien, Honduras und Guayana erwartet. Dieser Grundsatz ist nicht im Widerspruche mit dem Bestehen des Kaiserthums Brasilien, aber er ist im Widerspruche mit den Resten europäischer Colonialherrschaft in Canada, Westindien, Mittel- und Südamerika, und eine unbedeutende preußische Niederlassung, an der Küste von Patagonien beabsichtigt, würde ihm mehr Veranlassung zur Einsprache geben, als die Errichtung eines Kaiserthrones in Mexiko, vorausgesetzt, daß dadurch keine Abhängigkeit von einer europäischen Macht oder Dynastie begründet wird. Dies ist der eigent-

liche Punct, auf welchen es ankommt und über den Amerika beruhigt zu sein verlangt. Die Eifersucht der Colonie auf das Mutterland, im Großen also die Eifersucht Amerika's auf Europa, ist der Grundton des ganzen amerikanischen Lebens. Aber diese Eifersucht ist weit entfernt, die Aufnahme europäischer Auswanderer und alles dessen, was sie mitbringen, auszuschließen, — selbst gegen die eines fürstlichen Auswanderers, den sich ein amerikanisches Land zum Kaiser gewählt hat, ist sie nicht gerichtet. Die Bedingung, welche der herrschende amerikanische Geist stellt, ist nur die, daß ein solcher Prinz, gleich einem andern Ankömmling, sich von dem politischen Verhältnisse zu seinem früheren Vaterlande lossagt. Diese Bedingung aber ist durch den neuen Kaiser erfüllt worden. Das staatsrechtliche Band, welches ihn an Oesterreich knüpfte, ist, bis auf Eventualitäten, deren weite Ferne ihnen jede praktische Bedeutung nimmt, gelöst worden. Maximilian I. ist heute ein Amerikaner, in demselben Sinne des Wortes, in welchem ein in den Vereinigten Staaten naturalisirter Deutscher ein Amerikaner ist. Damit ist den Vereinigten Staaten ein wesentlicher Grund oder Vorwand zu feindseliger Haltung benommen, und kann das Kaiserthum die Anerkennung von Seiten der Union erlangen, so ist es in die Hand seiner Regierung gelegt, auf der Grundlage dieses freundlichen Verhältnisses weiter zu bauen und sich die gute Meinung des Volkes derselben zu verdienen, während die Zeit benutzt wird, eine Macht heranzubilden, welche das Reich in den Stand setzt, nöthigenfalls auch einmal einer Störung des guten Einvernehmens mit einiger Ruhe entgegensehen zu können. Auch die Nachricht, welche uns, in dem Augenblicke, in welchem wir dieses schreiben, von jenseits des Meeres kommt, daß der Congreß der Vereinigten Staaten „die Gründung einer Monarchie auf den Trümmern einer amerikanischen Republik nicht anerkennen könne", hebt ausdrücklich die „Mitwirkung einer europäischen Macht" als das Anstößige hervor. Es ist aber in der That nicht ganz klar, welche Macht damit gemeint ist. Frankreich ist im Begriffe, sich von der Mitwirkung zurückzuziehen, und Oesterreich hat nie etwas damit zu thun gehabt, so daß selbst die Spitze dieser Resolution des nordamerikanischen Congresses keinen völkerrechtlichen Gegenstand findet, gegen den sie gerichtet wäre. Es zeigt sich dabei nur, wie nothwendig die gänzliche staatsrechtliche Abtrennung der mexikanischen von den österreichischen Interessen gewesen ist, und wie ihre Durchführung eine zum Wohle des neuen Herrschers selbst unerläßliche Maßregel war.

Wenn in dem Volksgeiste der Vereinigten Staaten ein hartnäckiges Hinderniß zu einem guten Einvernehmen liegen sollte, so würde dieses mehr in dem herrschsüchtigen als in dem republikanischen Charakter dieses Volksgeistes liegen.

Bis auf die letzte Zeit war Amerika im Verhältniß zur übrigen Welt politisch nur durch die Vereinigten Staaten repräsentirt. Diese allein konnten die Stellung einer Weltmacht einnehmen, und diese allein auch hatten durch einen wohlangewandten Vorsprung in der Zeit und durch andere glückliche Umstände die erforderliche Bildung dazu erreicht. Die übrigen Glieder der amerikanischen Familie befanden sich auch für ihre bescheideneren Machtverhältnisse noch auf der Stufe einer allzu unreifen Kindheit, um für die übrige Welt zu zählen. Den Vereinigten Staaten ist dieser repräsentative Charakter auch von den anderen amerikanischen Völkern zuerkannt worden. Unter „Americanos“ werden im spanischen Amerika ausschließlich die Leute der Vereinigten Staaten verstanden, während alle übrigen Völker sich mit ihren besonderen Landesnamen, wie Chileños, Nuevogranadinos u. s. w. begnügen. Officiell hat die Union sich selbst den Titel der „Vereinigten Staaten von Amerika“ gegeben, nicht ohne auf die darin angedeutete Ausdehnung der Herrschaft über die ganze neue Welt einen bedeutungsvollen Nachdruck zu legen. Das Volk der Vereinigten Staaten ist bisher gewohnt gewesen, im übrigen Amerika nur ein aufgespartes Material für die künftige Vergrößerung und Machtentfaltung der Union zu sehen, und schwerlich ist diese Anschauung durch den drohenden Zerfall dieser Union bisher stark erschüttert worden, ja unzweifelhaft würde sie in vielen Herzen diesen Zerfall, wenn er eintreten sollte, überdauern. Nicht der abstracte Republicanismus, sondern der Geist einer ganz concreten Herrschsucht und eines Ehrgeizes, bei dessen Zielen die Freiheitsfrage ganz zurücktritt, ist der große Gegner, mit welchem es das mexikanische Kaiserthum in dem mächtigen Nachbarreiche zu thun hat.

Unter diesen Umständen ist die Frage des Ausganges der großen nordamerikanischen Krisis die allerwichtigste.

Es ist die Ansicht begabter südländischer Politiker gewesen, daß das neue Kaiserreich mit der Anerkennung der Südstaaten beginnen müsse. Dabei ist natürlich vorausgesetzt worden, daß es sich zu diesem Schritte mit Frankreich und England vereinigen werde. England und Frankreich aber haben sich bisher zurückgehalten, und es scheint, als ob die britische Regierung, ganz abgesehen von den individuellen Anschauungen des Grafen Russell oder irgend eines anderen Ministers, einen solchen Schritt nicht für thunlich halte. Auch Napoleon III. hat sich bisher weislich die Entscheidung über diese wichtige Frage offen gehalten, und wir glauben, das neue mexikanische Reich hat sich Glück zu wünschen, daß es so ist. Nichts desto weniger soll nicht bestritten werden, daß die endliche definitive Scheidung der südlichen und nördlichen Unionsstaaten dem mexikanischen Reiche in hohem Grade wünschenswerth

wäre. Die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines solchen Ganges der Dinge ist daher für unsere Frage von höchstem Interesse.

Wir unterlassen es, diese Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit hier zu untersuchen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kraft des Südens sich in dem bisherigen Kampfe mehr und mehr erschöpft hat, während der Norden im gesellschaftlichen Leben von einer solchen Wirkung schlechterdings nichts fühlt. Dessenungeachtet räumen wir ein, daß eine Wendung zu Gunsten des Südens immer noch möglich ist.

Einen solchen Ausgang, wenn er eintreten sollte, würden wir als einen für die amerikanische Culturentwickelung günstigen betrachten. Nicht daß wir damit eine Erhaltung der Sclaverei meinen. Von nichts könnten wir weiter entfernt sein. Aber das System der Sclaverei ist unter allen Umständen verloren, bleibe die Union getheilt, oder werde sie wieder verbunden. Vermuthungen darüber, wie die Dinge sich unter solchen Voraussetzungen gestalten könnten, gehören nicht hierher. Die Theilung der Union aber scheint uns unter allen Umständen am näheren oder ferneren Ende der großen Krisis zu liegen, in welcher sich das nordamerikanische Staatensystem in diesem Augenblicke befindet. Und ein solcher Ausgang, sagen wir, muß dem gesammten amerikanischen Leben zum Vortheil gereichen. Ein Gegensatz der Macht und der Culturform, durch welchen das politische Leben einer Gruppe von Staaten sich auf sich selbst zu beziehen, sich an sich selbst zu messen, sich durch sich selbst zu beschränken, sich in sich selbst zu bestimmen veranlaßt und gezwungen wird, ist die unerläßliche Bedingung einer gesunden internationalen Politik, gerade so, wie ein wohl ausgebildetes Parteiwesen die unerläßliche Bedingung einer kräftigen nationalen Entwickelung ist. Ein solcher Gegensatz hat den Vereinigten Staaten gefehlt, und unter seinem Mangel hat ihre Culturentwickelung eine einseitige Richtung genommen.

Große Natur- und Culturverhältnisse sind es immer, durch welche die politischen Bildungen entschieden werden. Sie sind mächtiger als der Wille der Menschen, wenn dieser vorübergehenden Strömungen folgt oder sich an Nebendinge heftet. Nordamerika ist unzweifelhaft zu einer culturgeschichtlichen Dreitheilung prädestinirt. Nicht daß aus dieser Dreitheilung gerade drei Staaten hervorgehen müßten, welche nicht noch untergeordnete politische Bildungen neben sich duldeten; es ist vielmehr vorauszusetzen, daß zwischen drei den Meeren zugewandten nordamerikanischen Machtgebieten ein mittlerer Kern von rein binnenländischem Charakter sich erhalten werde. Aber es liegt in der Entstehungsgeschichte überseeischer Colonien, daß in ihnen maritime Interessen die ersten und mächtigsten sind. In Nordamerika ist dies im höchsten Grade der Fall. Die Blicke der Menschen werden dadurch von

diesem Continente nach drei Richtungen hinausgelenkt, und das Leben der atlantischen Staaten, der Golfstaaten und der pacifischen Staaten erhält dadurch die erste Grundlage seines unterscheidenden Charakters. Den Blicken der einen liegt jenseits des Meeres Europa, denen der anderen Südamerika, Centralamerika und Westindien, denen der dritten die Inselwelt des großen Ocean's, Australien, China, Japan und der äußerste Osten Rußlands gegenüber. Dieses Verhältniß entspricht nun allerdings weder genau dem Gegensatze des Nordens und Südens der Union, noch der Stellung Mexiko's zu beiden; aber es hat einen großen Einfluß auf den Trieb zu einer Dreitheilung des amerikanischen Staatensystemes, welchem noch andere mächtige Bedingungen zu Hülfe kommen. Die nördlichen Staaten, die südlichen Staaten und die Staaten des stillen Meeres, — Mexiko zu den letzteren gerechnet, wie es in der That den mächtigsten Grundlagen des Lebens entspricht, — stellen nach ihrem politisch-historischen, socialen und ethnologischen Charakter drei wesentlich verschiedene Gesellschaftstypen dar: im Norden den Racenpurismus der Demokratie mit freier Arbeit, im Süden die Racenaristokratie mit unfreier Arbeit, im Westen die Racenmischung mit Ansätzen zu ständischer Gliederung und einem auf die freiwillige Thätigkeit niederer Racenelemente gegründeten Arbeitssysteme, welchen Elementen das Emporsteigen in der Gesellschaft offen steht. Verschiedenartige Grundlagen der Volkswirthschaft helfen diese Zustände befestigen.

Es ist also nicht schwer zu erkennen, daß die großen Lebensbedingungen, so weit menschliche Voraussicht reicht, der Selbständigkeit Mexiko's und also auch dem neuen Kaiserthum zu statten kommen. Denn daran darf das Urtheil festhalten, was auch sonst ungewiß sein mag, daß die Selbständigkeit Mexiko's und der Bestand des Kaiserthums einerlei ist. Aus dem Scheitern des letzteren würde, so weit menschliche Voraussicht reicht, entweder die politische Einheit Nordamerika's, oder eine Republik des stillen Meeres von Oregon bis Guatemala hervorgehen.

Es bleibt uns übrig, der Rückwirkung der von uns betrachteten neuen Schöpfung auf die europäischen Verhältnisse einige wenige Bemerkungen zu widmen.

Das Gelingen eines von Frankreich ausgegangenen und im französischen Interesse entworfenen Unternehmens muß selbstverständlich zum Vortheile Frankreichs ausschlagen. Wir haben schon angedeutet, wie dadurch Frankreich seine Mittelstellung befestigt, seine Vermittlerrolle geltend macht, seinen Einfluß verstärkt, seine Machtbedingungen vermehrt. Nächstdem muß der Vorgang dazu beitragen, die romanischen oder lateinischen Völker der alten und neuen Welt wieder mehr in den Vordergrund der Geschichte zu

bringen. Die katholische Welt mag, richtig verstanden, daraus einen Vortheil ziehen. Wenn sich aber unzweifelhaft von Anfang an im weltlichen und geistlichen Sinne die Hoffnungen und Wünsche der Reaction an die in mancher Beziehung wunderbare Begebenheit geheftet haben, so sagen wir diesen voraus, daß sie getäuscht werden müssen. Das neue mexikanische Kaiserreich vermag diese Wünsche und Hoffnungen nicht zu erfüllen, und dem Versuche, es zu thun, würde unzweifelhaft ein schneller Untergang folgen. Amerika ist der schlechteste Boden für Anachronismen; und das mexikanische Reich hat keine Wahl, als den Imperialismus vollständig zu amerikanisiren, die Nachwirkungen der durch die Spanier hinüber getragenen orientalischen Krankheit wegzuschaffen und sich zu einem entschiedenen Repräsentanten des occidentalen Geistes der neueren Zeit zu machen, für welchen Amerika überhaupt prototypisch ist. Jeder andere Weg müßte bei der Concurrenz der Vereinigten Staaten zu einem unglücklichen Ausgange führen. Mexiko hat sich bisher nicht durch sein Verdienst neben den Vereinigten Staaten erhalten, sondern diese haben für gut befunden, die Frucht von selbst ihrer Ernte zureifen zu lassen, und ihr Abfallen zu erwarten, statt sie mühsam vom Baume zu holen. Das wird mit der Errichtung des Kaiserthrones anders. Von jetzt an wird Mexiko seine Sicherheit und Unabhängigkeit nur noch seiner wirklichen Widerstandskraft verdanken können. Die Nothwendigkeit, dem Lande diese Widerstandskraft zu geben, wird alle anderen Rücksichten überwiegen und wird mit eiserner Gewalt zwingen, an den frischen Quellen des Lebens zu schöpfen, welche dem Welttheil und dem Jahrhundert fließen, statt mit der Wünschelruthe der Romantik an den dürren Felsen von Anahuak und auf der schwimmenden Rasendecke seiner alkalischen Sümpfe fruchtlose und gefährliche Beschwörungsversuche zu treiben.

Die Monarchie und die Republik, auf der weiten amerikanischen Rennbahn im Wettlaufe um den Preis der Leistungen für ein neues Zeitalter: — das ist das große Schauspiel, welches sich der Welt mit der Gründung des mexikanischen Kaiserthums eröffnet.

Das Drama in Oesterreich.

Von Robert Zimmermann.

III.

Die abstracte Idee eines österreichischen Staates hatte Collin zum österreichischen Nationaldichter gemacht; die concrete Persönlichkeit des Gründers desselben blieb einem Größeren vorbehalten. Der philosophischen Begeisterung des achtzehnten Jahrhunderts für Ideen folgte im neunzehnten die geschichtliche für Personen und Thaten. Aus der idealen Vergangenheit des classischen Alterthums hatte das staatspädagogische Drama Collin's seine Musterhelden geholt, auf dem Boden der vaterländischen Geschichte suchte und fand sie das neue auf. Der Verfasser der „Schweizergeschichte" hatte zuerst seinem kleinen Volk in den Thaten seiner Altvordern einen hinreißenden Spiegel vorgehalten; sein Schüler Hormayr war von dem Vorhaben begeistert, durch die Belebung historischer Studien in der Heimath seinem österreichischen Vaterland denselben Dienst zu leisten. Die Welt der Griechen und Römer war von jener der neueren Völker und Staaten in seinen Augen durch eine unausfüllbare Kluft geschieden; er warf den classischen Plutarch, die Heroen einer begrabenen Vergangenheit hinweg und setzte einen österreichischen, die Gründer, Träger und Retter der lebendigen Gegenwart, an dessen Stelle. Sein historisches Taschenbuch, sein geschichtliches Archiv umfaßte alle Völkerstämme der Monarchie; er trug wie ein Rabe aus dem Schutt der Jahrhunderte verschollene Goldmünzen zusammen; sein rastloser Eifer schuf eine Schule historischer Quellenforscher in Oesterreich, deren Nachklänge der lang anhaltenden Ungunst der Zeiten zum Trotz, die in dem Studium der Vor- bald Gefahr für die Jetztzeit zu wittern begann, bis auf den heutigen Tag forttönen.

Hormayr war es, welcher die österreichische Dichtung auf ihre heimathliche Geschichte hinwies. Ein glühender Patriot, sah er in dieser das Band, welches das lebende Geschlecht unauflöslich mit dem vergangenen verknüpft und die Erinnerung wach erhält, daß das Blut der Väter noch in den Adern der Söhne und Enkel kreise. Auf die Stammesidee, statt auf die Staatsidee, gründete Hormayr die Vaterlandsliebe; das Gefühl der Blutsverwandtschaft sollte den Staat seinen Bürgern auch menschlich familienhaft nahe bringen.

Er sprach damit aus, was im Zuge der Zeit lag. Die weltbürgerliche Action des philosophischen hatte die nationale Reaction des historischen Jahrhunderts fast unvermeidlich gemacht. Die französische Revolution hatte das Muster der Staatsverfassung, die classische Zeit der deutschen Literatur das der Wissenschaft und Kunst in der Antike gefunden. Burke und Pitt ergriffen gegen den Umsturz im Namen der Idee auf dem Gebiet der Politik, die deutschen Romantiker auf jenem der Poesie und Literatur für das Bestehende Partei. Gegen die alles überschwemmende Fluth der französischen Universalmonarchie führten die ersteren die individuell gearteten Völker und Staatsformen, gegen die alles ausschließende Alleinherrschaft des antikisirenden Styls die letzteren die bunte Mannichfaltigkeit der Volkssprachen, Dichtungs- und Kunstformen in's Feld. Der deutsche Burke, Gentz, gehörte mit seinen poetischen Sympathien der romantischen Schule an; der romantische Pitt, Adam Müller, neigte mit seinen politischen zu den englischen Tories hinüber. Wie der Bund der Idee und des classischen Ideals mit der Revolution, so galt jener der Geschichte und des neueren Volksthums mit der Stabilität in den Augen vielgeltender Staatsmänner für geschlossen.

Die Pflege der vaterländischen Geschichte mußte in einem Staate wie Oesterreich, dessen einzelne Theile, Königreiche und Länder von anders redenden Volksstämmen bewohnt, vor ihrer Vereinigung zu einem größeren Gesammtreich ihre eigene zum Theil höchst bedeutende Entwickelung gehabt hatten, weiter nicht nur zur Erforschung dieser im engeren Sinn vaterländischen Geschichte, sondern auch zur Wiederbelebung der besonderen Idiome und Schriftschätze führen. Während die Bemühungen der deutschen Romantiker um deutsche Sprach-, Literatur- und Geschichtsalterthümer bei den Deutschen in Oesterreich willkommenen Anklang fanden, begannen fast gleichzeitig österreichische Slaven wie Dobrowsky und seine Schule das Gebiet der slavischen anzubauen. Die nationalen Mundarten, welche die einheitliche Staatstendenz durch die Erhebung der deutschen zur Reichssprache in den Hintergrund gedrängt hatte, tauchten wieder empor; die anders redenden

Provinzen machten im Gegensatz zum Einheitsstaat ihre Sondergeschichte, ihr Sondervolksthum, ihre Sonderzunge geltend.

Es war ein seltsamer Widerspruch, daß der seinwollende Einheitsstaat diese ihm feindseligen Kräfte von Oben begünstigen sollte. Oesterreich, das seiner musivischen Zusammensetzung aus Bewohnern verschiedener Abstammung gemäß, von dem Principe des nationalen Volksthums, wenn es nicht zugleich das der humanen Cultur war, am meisten zu fürchten zu haben schien, sah sich durch die französische Vergewaltigung dahin gebracht, sich desselben als Bundesgenossen gegen Napoleon zu bedienen. Bereits im siebenjährigen Kriege hatte es gegen den französirenden Berliner Hof die Fahne der deutschen Literatur erhoben; gegen den fränkischen Erbfeind entfalteten die Männer, die nach den Schlägen von Ulm und Austerlitz an's Staatsruder gelangt waren, seit dem Bestand eines österreichischen Erbkaiserthums zum ersten Mal das Banner der deutschen Nationalität. In feurigen Proclamationen rief Erzherzog Carl die Deutschen, Erzherzog Johann die Italiener im Namen der unterdrückten Nationalität zu den Waffen. Der bis dahin nur als Unterthan, erst seit kurzem als Staatsbürger geachtete Steuercontribuent vernahm aus dem Munde der Regierung selbst, daß das angestammte Volksthum, Sitte und Sprache Güter seien, zu deren Vertheidigung einzusetzen nichts zu kostbar sein dürfe. Der deutsche Oesterreicher, der Wiener insbesondere, noch immer stolz darauf, mehr als drei Jahrhunderte hindurch den deutschen Kaiser in seinen Ringmauern beherbergt zu haben, verstand den Ruf; der Italiener, der Magyare, der Slave sollte ihn bald, wie die Folge lehrte, nicht immer zum Vortheil des Ganzen, begreifen lernen.

Von Oben, wie die Bühnenreform, wie die einheitliche Staats-, ist auch die Nationalitätsidee in Oesterreich, wenn nicht eingeführt, so doch von den Staatslenkern jener Zeit belebt, bestärkt und benutzt worden. Um auf die Massen zu wirken, reichte der trockene Staatsbegriff, um auch dem Untersten verständlich zu sein, das antike Gewand nicht aus. Eine Volkserhebung, wie sie die Stadion, die Hormayr in Oesterreich, die Stein und Scharnhorst in Preußen träumten, bedurfte stärkerer Reizmittel. Nicht bloß wie bisher die poetische, insbesondere die theatralische Form, der vaterländische Stoff sollte dem ethisch-politischen Gehalt Theilnahme erwecken. Das Volk war es müde, Griechen und Römer auf der Bühne handeln und sterben zu sehen; um es zu rühren und anzufeuern waren Helden erforderlich, die seines Blutes, seines Stammes, seiner Sprache waren, mit welchen Gesinnung, Localcharakter, ererbtes Andenken es verband. Zugleich sollte in einer Zeit, wie die der französischen Kaiserherrschaft, welche Länder und

Einwohner wie leblose Sachen verschenkte, Jahrhunderte lang Zusammengewesenes auseinanderriß, Unverbundenes zusammenzwängte, das einheitliche Gefühl durch das veredelte Bild des gemeinsamen Herrscherhauses gestärkt, in der persönlichen Treue, die aus der persönlichen Zuneigung entspringt, ein Gegengewicht geschaffen werden gegen die rücksichtslose Kälte gleichgültigen Völkerschachers.

Da dieses Herrscherhaus deutsch war, so lag es nahe, nicht nur daß das nationale Gefühl der Deutschen in Oesterreich mit jenem für die Regentenfamilie gleichen Stammes sich innig berührte, sondern auch daß die vaterländische Geschichte in jener der mit dem Reich verschmolzenen Dynastie aufgesucht wurde. Für den österreichischen Deutschen lebte in dem habsburgschen Stamme das letzte deutsche Kaiserhaus, dasjenige fort, welches das Reich mit geringen Zwischenräumen seit einem halben Jahrtausend, seit drei Jahrhunderten fast ununterbrochen beherrscht hatte. Seine dynastische Anhänglichkeit an die Regentenfamilie hatte für ihn zugleich den Vorzug, volksthümlich deutsch zu sein; während den Czechen seine nationalen Erinnerungen zu dem einheimischen Přemyslidenstamm, den Magyaren zu den Königen aus Arpád's und Hunyád's Hause, den Italiener zur eisernen Krone und zum Löwen von Sanct Marcus hinzogen.

Es konnte nicht fehlen, daß aus dem eigenthümlichen Verhältniß, in welchem von allen Völkerstämmen der Monarchie gerade nur der Deutsche zu dem herrschenden Hause sich befand, mannichfache Versuchungen sowohl wie unbillige Verdächtigungen für den ersteren entstanden. Der unwürdige Schmeichler konnte hierin eben so wohl eine Gelegenheit erblicken, unter dem Scheine des deutschen Nationalgefühls der Person des Regenten zu huldigen, der aufrichtigste Patriot, indem er im Fürsten den Deutschen hervorhob, den Schein des liebedienerischen Servilismus auf sich laden. Die außerösterreichischen Deutschen mißtrauten einem Deutschthum, das nur die Apotheose eines Regentenhauses bedecken zu sollen schien; die österreichischen Nicht-Deutschen beschuldigten dasselbe, den Zwecken der Regierung zur Erhebung der Deutschen über die übrigen Nationalitäten des Reiches durch die Verherrlichung der ersteren in die Hände zu arbeiten. Um diesen Verdacht von sich abzulenken und die immer stärker anwachsende Empfindlichkeit der übrigen Nationalitäten im Reiche zu schonen, sah die Regierung selbst sich genöthigt, weniger Nachdruck auf die Deutschheit als auf die Gemeinsamkeit der Fürstenfamilie für alle Länder und Volksstämme der Monarchie zu legen und verhielt sich demgemäß gegen die Literatur. So konnte es den österreichischen Nationaldichtern begegnen, gerade dort, wo sie am deutschesten waren, zugleich von Unten als servil und von Oben als liberal scheel

angesehen zu werden — ein Schicksal, welches auch dem Ersten derselben den größten Theil seines Lebens hindurch nicht erspart geblieben ist.

Zu der Zeit, als Hormayr die vaterländische Dichtung in's Leben rief, war der Gedanke des Einheitsstaates noch so mächtig, der zugleich deutsche und österreichische Patriotismus des Jahres Neun noch so lebendig angeregt, daß die dynastische, deutsche und österreichisch-vaterländische Begeisterung fast ununterscheidbar zusammenflossen. Das Herrscherhaus feiernd, welches der deutschen Nation seit Rudolph zwanzig Kaiser, und darunter einen Max und Joseph gegeben hatte, feierte der Deutsche in Oesterreich zugleich seine eigene Nationalität. Ihm erschien in dem Gründer des Hauses der Stifter des mächtigsten Reiches, das aus deutscher Wurzel entsprossen ist, und dessen gewaltige Krone von den Ufern des Po bis an jene der Weichsel, vom Inn bis zum Pruth ausgespannt, unter Stämmen verschiedenster Herkunft Früchte deutscher Cultur, Sitte und Sprache reifen läßt.

Schon Heinrich Collin hatte auf Hormayr's Andringen in den Balladen „Herzog Leupold vor Solothurn", „Kaiser Albrechts Hund" und „Max auf der Martinswand", welche zuerst in dessen Archiv erschienen, Scenen der habsburg'schen Hausgeschichte poetisch bearbeitet. Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges von 1809, während des Aufenthaltes in Pest, wohin er mit seiner Hofstelle sich hatte zurückziehen müssen, reifte in ihm der Plan zu einem umfassenden Heldengedicht, welches den ersten Kaiser des Hauses, den Begründer des Reiches, Rudolph von Habsburg zum Gegenstand hatte. Seine ursprüngliche Absicht, dasselbe im deutschen Heldenvers, in der Nibelungenstrophe zu schreiben, die später Ebert in der „Wlasta" und Anastasius Grün im „letzten Ritter" verwirklichten, gab er selbst wieder auf; von dem auf nicht weniger als zwölf Gesänge angelegten Gedicht sind nur der Plan und einige Bruchstücke in wenig gefeilten Hexametern vorhanden, unter welchen „der Tanz der Cumanen" und „Ottokar" der Aufmerksamkeit werth sind. Der Dichter gedachte in Rudolph das Ideal eines deutschen redlichen Helden zu zeichnen, dem gegenüber der slavische Ottokar eben so treubrüchig als durch unmännliche Abhängigkeit von den Launen seiner herrschsüchtigen Gemahlin schwach sich ausnimmt. Alles Licht sollte auf jenen vereinigt, Oesterreich nach Collin's eigenen Worten „mißgünstigen und feilen Schreibern zum Trotz" in der Person seines Gründers „für alle Zukunft glanzvoll verherrlicht werden". Der Tod unterbrach sein Vorhaben, welches dann Ladislaus Pyrker mit gleich gutem Willen aber geringem Talent an seiner Statt in's Werk setzte.

Es war ein Mißgriff, dessen am wenigsten ein Dramatiker sich hätte schuldig machen sollen, einen historischen Moment, in welchem zwei mächtige

Principe in eben so vielen, in ihrer Art jede für sich bedeutenden Persönlichkeiten verkörpert thatkräftig einander bekämpften, episch darstellen zu wollen. Der Zwist Rudolph's mit Ottokar glich einem Zweikampf der Führer vor der Front ihrer Heere, nicht dieser selbst. Der welthistorische Gegensatz des Germanen- und Slaventhums erschien in den beiden Fürsten zu einem persönlichen Duell auf Leben und Tod zugespitzt, und eben die Auflösung unüberschaulicher Massen in ein sichtbares Heldenpaar giebt das Motiv zur dramatischen, statt zur epischen Behandlung. Es ist der schlagendste Beweis seines mangelhaften dramatischen Berufs, daß Heinrich Collin sich in der zu diesem Stoff, einem der glücklichsten der Geschichte, wie von selbst passenden Form vergreifen, daß er, wo die sich aus den Charakteren wie von selbst ergebende Handlung in der Geschichte ihm vorlag, eines erfundenen Apparates von Träumen, Vorhersagungen, Wundern und Unbegreiflichkeiten zu bedürfen wähnen konnte. Der Dichter aber, der gleich bei seinem ersten Versuch einer vaterländisch-geschichtlichen Tragödie gerade diesen Stoff ergriff, bewies eben dadurch, daß er der erste geborne nationale Dramatiker Oesterreichs sei.

Charakteristisch genug hatte die erste Probe eines Trauerspiels aus der österreichischen Geschichte ein Nicht-Oesterreicher abgelegt. Ein junger Sachse, den der Glanz der ersten deutschen Schaubühne nach Wien gezogen hatte, traf mit dem glücklichen Wurf des Instincts den Punct, von welchem aus die österreichischen Bühnendichter bisher auf das Volk zu wirken versäumt hatten. Zur Zeit des Befreiungsversuches von 1809 zu jung, um an demselben theilnehmen zu können, brannte der feurige Dichter, dessen Tod auf dem Schlachtfeld seinen Kriegsliedern ein Andenken gesichert hat, dessen sein Vorbild, Heinrich Collin's Wehrmannslieder, bei der Nachwelt entbehren muß, von der Hoffnung auf den bevorstehenden allgemeinen Befreiungskampf. Im „Zriny", der, in Wien gedichtet, 1812 über die Bretter des Burgtheaters ging, pries Theodor Körner in flammender Schilderung den glorreichen Tod des vaterländischen Helden im Kampf gegen den Erbfeind. Das Publicum, welches den Regulus bewundert hatte, nahm die Römerthat im wohlbekannten ungarischen Dolmán mit verdoppelter Wärme auf. Das zwei Mal von den Türken belagerte und eben so oft erst vor wenigen Jahren von den Franzosen besetzte Wien sah in der muthigen That das Symbol der ehemaligen und das Omen der künftigen Befreiung, und ehrte den kaum zwanzigjährigen „Ausländer", der es tiefer als alle Inländer patriotisch zu rühren verstand, durch den damals seltenen Hervorruf.

Ein Beispiel des mächtigen Eingreifens vaterländischer Stoffe war gegeben und reizte zur Nachahmung. Ein Talent, gegen den Bruder gehal-

ten, zweiten, sonst kaum dritten oder vierten Ranges, Matthäus Collin, versuchte sich sofort an verschiedenen Motiven der heimischen Geschichte; die wackere Hausfrau und Hauspoetin Caroline Pichler, mit deren Beinamen „die österreichische Staël" man beiden Theilen Unrecht thut, wetteiferte mit den habsburg'schen Balladen des älteren Collin wenn nicht an ethischer Kraft, doch an Langathmigkeit. Den letzten Babenberger, den ritterlichen Friedrich den Streitbaren, verarbeitete diese zu einem, ihrem vorzüglichsten Product, den „Schweden vor Prag", an Leben und Spannung weit nachstehenden historischen Roman, jener zu einem Trauerspiel „im historischen Style", wie er sagte, aber ohne tragische Größe. Shakespeare's historische Schauspiele schwebten, der Vorrede zufolge, dem Verfasser als Muster vor; die Vorlesungen A. W. Schlegel's über dramatische Kunst und Literatur hatten, in Wien gehalten, daselbst ihre Spuren hinterlassen. Aber durch oberflächliche Nachahmung derselben ließ sich der jüngere Collin zu dem Irrthum verleiten, eine Reihe von Scenen im leidlich geschichtlichen Costüme, welche durch nichts als die Einheit der Hauptperson unter einander verbunden, zwar ein episches Nach- und Neben-, aber kein dramatisches Auseinander der Begebenheiten enthielten, um des unglücklichen Ausganges der letztern willen als ein geschichtliches Trauerspiel anzusehen. Matthäus Collin fertigte in derselben Manier nach dem Vorbild dieses ersten (1813) eine lange Reihe sämmtlich vergessener dramatischer Exercitien zu Hormayr's Taschenbuch an, unter denen „Bela's Kampf mit dem Vater", eine ergreifende Episode der ungarischen Geschichte behandelnd, wohl das gelungenste sein mag.

Den Werken Heinrich Collin's hatte der Reiz des heimathlichen Stoffes, jenen des Bruders die Gabe gemangelt, diesen dramatisch in würdiger Form zu bewältigen. Beides fand sich vereint in dem wunderbar ungekannt aufgekeimten Talent, dessen erstes Auftreten zugleich den technischen Meister verkündigt und durch einen seltsamen Zufall zu lang andauernder Verkennung seiner literaturgeschichtlichen Bedeutung Veranlassung geboten hat.

Franz Grillparzer, geb. zu Wien den 15 Januar 1791, ist der erste österreichische Dramatiker, dessen heimathlicher Beiname „der Schiller Oesterreichs" nicht mehr wie bei Ayrenhoff und Collin von einem Franzosen, sondern von dem Lieblingsdichter des deutschen Volkes entlehnt ist. Schon darin zeigt sich ein Umschwung der öffentlichen Stimmung, welche am Schlusse des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts um Oesterreichs willen von Deutschland abgekehrt, nun sich in jenem selbst deutsch und diesem stamm- und geistesverwandt fühlt. Das Ziel des österreichischen Bewußtseins, der Einheitsstaat, ist mit dem Erbkaiserthum erreicht; nun taucht das weitere

empor, daß der sichtbare Repräsentant des letzteren, das Kaiserhaus, daß der intelligente Kern der Bevölkerung, der Träger der durch die Monarchie ausgegossenen Cultur, wissenschaftlichen und Kunstbildung nach jeder geistigen Richtung hin deutsch sei. Die Geburtswehen, unter welchen der verjüngte staatliche Körper dem Schooße des alten sich entwand, haben ausgetobt. Der mündig gewordene Sprosse erinnert sich nun dankbar seiner großen Mutter Germania, und die Milch der Cultur, die er aus ihren Brüsten gesogen hat, macht ihn stark, widerstrebende Volksstämme in geschmeidige Gliedmaßen seines organischen Leibes umzubilden.

Daß den Dichter nicht wie seinen Vorgänger der ethisch-politische Gehalt, daß ihn der künstlerische Formtrieb zum Drama zog, geht aus dem Umstand hervor, daß er jenen erst später seinen Schöpfungen einsenkte. Grillparzer's erste Dichtungen, die „Ahnfrau" (1816), „Sappho" (1818), die Trilogie „das goldene Vließ" (1821) verriethen durch nichts den patriotischen Dichter, dessen österreichisch-deutsches Nationalgefühl in „König Ottokar's Glück und Ende" (1825) einen classischen Ausdruck finden sollte. Den stürmischen inneren und äußeren Bewegungen, welche den älteren Collin unter dem Schwanken des Staatsschiffes die poetische Bühnenrede statt der politischen Rednerbühne gebrauchen ließen, stand Grillparzer fern. Der Beginn seines Schaffens fiel in den Anfang einer langen Friedenszeit, in welcher die Segnungen der Ruhe nach anhaltender Störung doppelt genußreich empfunden wurden, und der Geist, der Aufregung von außen her müde, gern in die innerliche Werkstatt wissenschaftlicher Betrachtung und rein ästhetischen Bildens sich zurückzog. Die Lehre der großen deutschen Meister, daß die Kunst Selbstzweck sei und um ihrer selbst willen, aus Lust an der Schönheit der Form getrieben zu werden verdiene, trug durch Vermittlung des Samens, welchen die Vorträge der Brüder A. W. und Fr. v. Schlegel, Adam Müller's u. A. in Wien ausgestreut, erst nun bei wiedergewonnener öffentlicher und Gemüthsruhe in Oesterreich ihre Früchte. Daneben faßten die Liebhabereien der Schlegel, ihre Bevorzugung Calderon's und der spanischen Dichter mit Unterstützung des durch Neubekehrte, wie Fr. Schlegel, Zach. Werner, A. Müller waren, neubelebten romantischen Katholicismus daselbst festen Fuß, wo von den Zeiten der spanischen Habsburger her nicht nur reiche literarische Schätze, sondern unerloschene, durch den gleichgesinnten Widerstand gegen Napoleon neu angeregte Sympathien aus und mit der pyrenäischen Halbinsel sich erhalten hatten. Spanische Sprach- und Schriftforschung fand in Ferd. Wolf einen glänzenden Vertreter, das spanische Drama in C. A. West (Jos. Schreivogel, dem bekannten vortrefflichen Dramaturgen des Burgtheaters) einen glücklichen Bearbeiter. Des letztern

„Donna Diana“ wurde ein andauerndes Lieblingsstück der Wiener; seine Verwaltung der Burgbühne hob sie von drohendem Verfall wieder zum Range des ersten Schauspiels in Deutschland empor; das größte Verdienst aber, das ihn in den Herzen der Nachwelt dankbar fortleben läßt, war die Entdeckung Grillparzer's.

Es ist oft erzählt worden, wie der damals 26jährige, ziemlich scheu und zurückgezogen aufgewachsene Poet das erste, lange im Pult aufbewahrte Product seiner Muse nur widerstrebend dem wohlwollenden Kritiker zur Durchsicht anvertraut habe. Das in der Bibliothek des Hofburgtheaters noch vorhandene Manuscript zeigt die Spuren von Schreivogel's bühnenkundiger Hand,*) der in der „Ahnfrau“ einen Pendant zu dem nach Jean Paul's Ausdruck „lustigen Wahnwitz“ der Werner, Müllner und Houwald sah. Die „Eisluft“ der Schicksalstragödie, die Heinrich Collin schon im Schiller'schen „Wallenstein“ gespürt hatte, wehte Jean Paul aus den Werken dieser drei Männer an, denen er seinerseits Collin's „Wasser- und Leibesdürre“ vorzog. Dessen „Trauerspiel des Willens“ erschien hier geradezu auf den Kopf gestellt und in ein solches der Willenlosigkeit verwandelt. Schiller, indem er die größere Hälfte von Wallenstein's Schuld den unglückseligen „Gestirnen“ zuwälzte, hatte doch nicht umhin gekonnt, erläuternd und mäßigend beizufügen: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“. Jene drei Väter der Schicksalstragödie begnügten sich nicht, letzteren Ausspruch zu ignoriren; sie schienen nicht übel Lust zu haben, mehr als die „größere Hälfte“, ja das Ganze der Schuld den „Gestirnen“ aufzubürden.

Schiller's „Braut von Messina“ war das Vorbild, auf das sie zu ihrer Rechtfertigung glaubten sich berufen zu dürfen. Hier schien nach dem angeblichen Muster der antiken Tragödie ein blindes Verhängniß zu walten, dem der Einzelne unerbittlich zum Opfer fällt. An das berühmte Schlußwort derselben, daß die Schuld der Uebel größtes sei, knüpfte die fruchtbare Mutter aller „Schicksalstragödien“, Müllner's Schuld „offen“ an, um darzuthun, daß dieselbe zwar ein „Uebel“, aber ein unverschuldetes, und der tragische Schuldige als Spielzeug des Fatums, wie Oedipus, der seinen Vater erschlägt, ohne ihn zu kennen, und seine Mutter ehelicht, ohne es zu wissen, eigentlich schuldlos sei.

Auf das Gleichgewicht zwischen Schuld und Strafe hatten Aristoteles und Lessing, auf die Sittlichkeit des Helden, welche des zeitlichen Untergangs zu ihrer Durchführung bedarf, hatte Collin das Tragische gegründet; die

*) Vergl. Oesterr. Revue, II. Jahrg., 1. Bd., S. 182.

„Schicksalstragiker" sahen in dem Unglücke des Helden eine Strafe ohne Schuld. Dieser widersinnige zugleich und empörende Begriff gehörte nicht Schiller, sondern war, wie leicht zu zeigen, ihre eigene Erfindung. In der „Braut von Messina" sollte die Schuld nicht geleugnet, sondern nur statt auf den Einzelnen, auf das ganze Geschlecht gelegt, an die Stelle des idealen, in der „Brust" des Individuums keimenden, ein reales, dem ganzen Hause innwohnendes Schicksalsprincip, das leibliche Blut gesetzt werden. Die Abhängigkeit der psychischen von der physischen Natur des Menschen, welche das Thema der medicinischen Inauguraldissertation Schiller's ausgemacht hatte, trat angeregt durch die Schelling'sche Naturphilosophie, welche in beiden nur Eines sah, in dieser Dichtung bestimmend in den Vordergrund. Nicht der Einzelne schaffe sich freithätig sein Loos, sondern es sei ihm angeschaffen durch das organische Geschlecht, aus dem er entsprungen. Die That Don Cesar's, die vor unseren Augen sich ereignet und mit dem Brudermord Guido's in Leisewitz' „Julius von Tarent" äußerlich so viel Aehnlichkeit hat, daß sie fast Wiederholung scheint, ist doch nicht die wahre Schuld, die durch den Fall des Fürstenhauses von Messina gebüßt wird. Letztere liegt vielmehr weit vor der lebenden Generation hinaus in dem „sündigen Ehebett", in welches „des Vaters Wahl", Isabella, die Mutter, durch den verstorbenen Fürsten, den Vater Don Manuel's und Don Cesar's, jenem entrissen und in Folge dessen ihr Mutterschooß von dem erzürnten Ahnherrn, ihrem beraubten Freier, verflucht worden ist. Diese Schuld des Fürsten ist eine wirkliche Folge einer frevlerisch blutschänderischen That, deren gerechte Strafe den Thäter zwar nicht mehr an seiner eigenen Person, aber an jener seiner aus jenem unseligen Ehebunde entsprossenen Kinder ereilt, in deren Adern sein Blut kreist. Nun lasse sich denken, daß bei dem organischen Zusammenhang, in welchem die leiblichen Nachkommen zu ihren Vorgängern stehen, und bei der engen Bestimmbarkeit des geistigen durch den körperlichen Menschen, die „redliche Natur", wie sie der Dichter nennt, durch das sündenvergiftete Blut, das von den Eltern stammt, in den Kindern Unthaten wirke, und so scheinbar ungerecht diese strafend, die nur an den Folgen der Vergehen ihrer Eltern leiden, in Wahrheit gerecht dem Samen des Unheils in seinen Sprossen vergelte.

Also nicht Strafe ohne Schuld, wie die „Schicksalstragiker" wollten, sondern nur ein anderer Schuldiger und eine andere Schuld, als jene, die wir auf der Bühne mit Augen sehen. Der bestimmende Einfluß des ererbten Blutes hebt zwar die Willensfreiheit und damit die That sowohl als wirkliche Schuld derjenigen auf, welche wir unmittelbar strafenden Untergang erleiden sehen, aber der wahre Thäter, der in den Söhnen fortlebende

Vater, den wir auf den Brettern nicht sehen und der in diesen mittelbar leidet, ist wirklich strafbar.

Was in der Schiller'schen Dichtung der „Vater" des Messineser Fürsten-, das ist in der Grillparzer'schen die „Ahnfrau" des Borotiner Grafengeschlechts, nur mit dem Unterschiede, daß von jenem als dem eigentlichen Schuldträger im Stücke bloß gesprochen, diese zugleich auf der Bühne gesehen wird. Hier wie dort hat ein „sündiges Ehebett" den auf dem Stamme ruhenden Fluch geboren; wie dort bei dem blutschänderischen Brauträuber, so findet sich hier bei der ehebrecherischen Gattin volle wirkliche Frevelthat.

Beide Tragödien sind gleichsam nur fünfte Acte, Katastrophen; die früheren Aufzüge, Exposition und Peripetie liegen vor dem Anfang des sichtbaren Schauspiels und werden wie bei den griechischen Tragikern nur erzählt. That und Vergeltung sind wie Wurzel und Krone eines hundertjährigen Waldriesen durch Generationen von einander getrennt; das Laub aber nährt sich vom Saft, der aus der Wurzel emporsteigt. Wie ein Sühnbogen spannt sich die rächende Nemesis über die Folge der Geschlechter vom schuldigen zum gestraften Glied; die vom Vater zu den Söhnen, von der Mutter zum Kinde absteigende Blutsgemeinschaft ist das reale physische Band, welches den Thäter mit dem Büßer, den wahren, scheinbar straflos gebliebenen Verbrecher mit dem nur scheinbar als schuldig gestraften Schuldlosen auf natürlichem Wege verbindet.

Nemesis, nicht Fatum herrscht in der Ahnfrau wie in der Braut von Messina. Von einer blinden Laune des Zufalls, welche die Wendung des Geschickes weder an gegenwärtige noch vergangene, weder an eigene noch fremde That, sondern an eine willkürliche Caprice, an verhängnißvolle Tage und Stunden, an leblose Gegenstände knüpft, wie es etwa in Werner's „24 Februar", in Houwald's „Bild" und „Leuchtthurm" geschieht, die Tieck's schneidende Kritik so treffend gebrandmarkt hat, ist hier nirgend die Rede. Grillparzer konnte mit Recht in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Ahnfrau (1817) von sich sagen, es sei ihm nicht eingefallen, ein neues System des Fatalismus aufzustellen. Der Begriff des Schicksals als eines absolut motivlosen ist jenem des Drama's als eines durch und durch motivirten so durchaus zuwider, daß jenes allein hinreicht, dieses gänzlich zu zerstören. Beide Dichter haben im Gegentheil es sich angelegen sein lassen, der eine den Fall des Messineser, der andere den des Borotiner Hauses durch die „Greuelthaten ohne Namen", welche dieselben beherbergen, so streng als möglich zu begründen. Diese „Verbrechen" wirken ungesehen fort, weil im Leibeserben des Verbrechers dieser selbst fortbesteht; weil, obgleich scheinbar eine andere Person die organische Anlage des Handelnden noch immer die

des ursprünglichen Uebelthäters ist; weil in Don Cesar die physische und moralische Natur des alten Fürsten, im Räuber Jaromir das sündenvergiftete und sündengebärende Blut der Ahnenmutter sich erhalten hat. Die Schuld des Ahnen rechtfertigt dessen Strafe ethisch, die Identität des im Vor- und Nachfahren fließenden Lebensstroms die Bestrafung des Ersteren im Letzteren weniger psycho- als vielmehr physiologisch.

Dadurch entsteht eine in sich zurücklaufende Kette von Gründen und Folgen, deren causale Geschlossenheit einen echten Dramatiker vielleicht am ehesten in Versuchung führt, sich über die Bedenken, welche der metaphysischen Grundlage derselben im Wege stehen, hinwegzusetzen. Sein Augenmerk geht dahin, in die Voraussetzungen der dramatischen Handlung nichts aufzunehmen, was nicht zur Erklärung des Folgenden erforderlich, aber auch dieselbe nicht eher für vollendet zu geben, bevor nicht alles, was durch das Vorangegangene bedingt, aus demselben geflossen ist. Schuld nun fordert Strafe; ob noch in derselben oder erst in einer künftigen Generation, diese Frage erhält für den Dramatiker nur insofern Wichtigkeit, als es für ihn, dessen Grundsatz Motivirung ist, nicht gleichgültig sein kann, ob die Strafe der That am Enkel des Thäters für den Beschauer oder Leser genügend motivirt erscheine. Der metaphysische Monist, dem das Allgemeine, und der metaphysische Monadist, welchem das Einzelne als solches das allein wahrhaft Seiende ist, werden darüber entgegengesetzter Meinung sein. Jener erblickt im einzelnen Gliede nur das ungetrennt fortlebende Geschlecht, dieser dagegen im Geschlechte nur die Summe der getrennten Familienglieder. Folgerichtig gilt jenem die Strafe der vom Ahnen ererbten Schuld, diesem dagegen nur jene der selbst verübten That für moralisch, und weil zu der allseitigen Motivirtheit, die das Drama fordert, auch die ethische gehört, zugleich dramatisch gerechtfertigt.

Schiller's „Braut" liegt wie Grillparzer's „Ahnfrau" die Ansicht der metaphysischen Einslehre zu Grunde. Eine bekannte philosophische Schule, welche im Aufgehen des Einzelnen im Allgemeinen der Familie, des Stammes, des Staates das Wesentliche der antiken Weltanschauung erfaßt zu haben glaubte, hat darum die erstere „antik" genannt, obgleich der Dichter die Fabel in's Mittelalter verlegt hat. Die consequente Folge des metaphysischen Monismus, die Aufhebung der Willensfreiheit und damit der moralischen Verantwortlichkeit der Individuen, die ja nur vorübergehende Erscheinungen der allgemeinen Substanz des Geschlechtes sind, bleibt auch hier nicht aus und entlastet, während die ganze Verantwortung den Stammvater trifft, dessen frevelnde Nachkommen. Er allein handelt mit Willen, diese vom Druck der auf ihnen ruhenden Schuld getrieben, aus blindem Drang; er allein ist mit

Bewußtsein, sie sind bewußtlos schuldig; das Schicksal, das sie überkommt, gebührt ihm, nicht ihnen; und diese Unverdientheit des Unglücks, welche sich nur dem von den Nach- zu den Vorfahren aufsteigenden Blicke als Verdientheit zeigt, scheint beiden Dichtern das Tragische.

Es ist daher eine Selbsttäuschung, wenn Grillparzer im Verlauf des obenangeführten Vorworts den Zusammenhang des Sprossen mit dem durch Sünde befleckten Stamme lediglich auf „einen verstärkten Anreiz zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann", zurückzuführen und zu behaupten sucht, ein solcher „hebe die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf". Die Bestrafung der Ahnfrau im Enkel ist nur dann gerechtfertigt, wenn sie, nicht dieser, der thätige Theil, also der Anreiz zum Bösen in diesem nicht bloß verstärkt, sondern unwiderstehlich, der lebendige Jaromir nur das sichtbare Gefäß ist, in welchem der sündige Geist der längst geschiedenen Stammmutter in der Außenwelt fortfrevelt.

Die Motivirung geht hier so weit, daß sie die Willensfreiheit vernichtet. Da nun ohne letztere keine wahre That, ohne diese aber keine wahrhaft dramatische Handlung denkbar ist, so zeigt sich, warum eine derartige Auffassung des Tragischen, welche die Schuld wie die Strafe dem ganzen Geschlechte des Schuldigen auferlegt, abgesehen von ihrer metaphysischen Grundlage dem Zwecke des Dramatikers entgegen sei. Das dramatische Kunstwerk ist auf die Gegenwart berechnet; die sichtbare Handlung soll sich aus den sichtbaren Handelnden und deren sichtbaren Thaten erklären; durch den unsichtbaren wahren Thäter, dessen That bloß erzählt wird, kommt ein in doppelter Hinsicht undramatisches Element in das Drama, das dessen Einheit stört und seine reine Wirkung aufhebt.

Man hat die antike Tragödie mit Recht episch genannt; die „Braut" wie die „Ahnfrau" tragen denselben Charakter. Alle drei verlegen die wahre That, welche den Ursprung der Schuld enthält, in eine jenseits der Bühne gelegene, insofern für die Beschauer intelligible Welt, aus der ihre Folgen in die sichtbare hereinreichen. Zugleich aber datiren sie dieselbe in eine so ferne Zeit zurück, daß die nur intelligible That und die sichtbaren Folgen verschiedenen Generationen eines und desselben Geschlechtes zufallen müssen. Alle drei lassen daher außer der diesseitigen (sichtbaren) eine für den Zuschauer jenseitige (unsichtbare) Welt im Drama mitspielen, und bedienen sich zur Mittheilung dessen, was in der letzteren geschah, des nicht sicht-, sondern nur hörbaren Elements der Erzählung.

Bis hieher wandeln der deutsche und der „österreichische" Schiller denselben Weg; von diesem Puncte aus gehen ihre Pfade auseinander. Schiller, unter dem Einflusse der neueren deutschen Philosophie stehend, faßt

das Verhältniß der jenseitigen zur diesseitigen Welt auch im Drama als Immanenz, Grillparzer, der Sohn des romantischen Jahrhunderts, als Transcendenz auf. Jener läßt den vorzeitlichen, unsichtbaren Thäter nur in den lebenden Gliedern des Geschlechtes, dieser neben und unter diesen in gespenstischer Gestalt die Bühne betreten. Während die intelligible Welt dort nur in der Hülle und als der unanschaubare Kern der anschaulichen erscheint, bricht sie bei Calderon's Zögling durch die irdische Schale hindurch, um Jenseits und Diesseits, Unsichtbares und Sichtbares als Wunder zu verknüpfen.

Wenn es die Aufgabe der Philosophie ist, durch den Gedanken, der Kunst dagegen durch die Sinne, der dramatischen insbesondere durch sichtbare Gegenwart auf das Auge zu wirken, so ist in diesem Puncte Schiller vielleicht philosophischer, Grillparzer ohne Zweifel dramatischer verfahren. Schiller, der Kantianer, schloß das Intelligible, da es die Sichtbarkeit ausschließt, auch von der Bühne aus; Grillparzer nimmt keinen Anstand, wo die dramatische Wirkung es zu verlangen scheint, dem Beispiel Shakespeare's folgend, das Intelligible, seinem Begriffe zuwider, sichtbar darzustellen. Wie er in richtiger Erkenntniß dessen, was die dramatische Handlung verlangt, seinem Principe zum Trotz die Willensfreiheit zu retten, den unwiderstehlichen in einen bloß „verstärkten" Anreiz zum Bösen zu verwandeln sich bemüht, so nimmt er hier, um Vergangenes, wie es die Form des Drama's fordert, als gegenwärtig darzustellen, lieber zur Geistererscheinung, für die es als Intelligibles keine Zeitschranke giebt, seine Zuflucht.

Auf eine Bahn verlockt, welche zum Epischen zurückleitete, strebte Grillparzer's angeborene dramatische Natur, sich von dieser zu entfernen. Es ist ein schlagender Beweis seiner specifischen Begabung, daß der ungeheure Beifall, wie der kleinliche Tadel, welche die „Ahnfrau" fand, unvermögend waren, sein richtiges Gefühl über den Irrweg zu täuschen. Gleich die erste Aufführung derselben am 31 Januar 1817, auf dem Theater an der Wien, wobei Sophie Schröder die Bertha spielte, entschied über den Erfolg.*) Der Sturm, der sich gegen das Werk in der kritischen Welt erhob, und dessen Nachwehen zum Schaden des Dichters selbst noch bei Gervinus zu finden sind, gründet sich zumeist auf die ungerechtfertigte Verwechslung seines echt Schiller'schen Nemesisprincips mit dem albernen Müllner'schen Fatum. Die kühne und ethische Vergeltungsidee wurde über unrichtigen Aeußerlichkeiten in den

*) Bis zum Jahre 1848 wurde sie auf der Burgbühne 60 Mal und seitdem unter Laube's Direction öfter wieder, zum letzten Male zur Feier von des Dichters 73. Geburtstag am 15 Januar 1864 gegeben. Vergl. Wurzbach biogr. Lex. V. S. 334.

Hintergrund gestellt; Nebenumstände, daß Jaromir sich des Dolches bedient, welcher die Ahnfrau durchbohrt hat u. dgl. m., für die Hauptsache genommen. Grillparzer hatte gut versichern, er „kenne nicht einmal die Schule, zu der man ihn zu zählen beliebe"; er mußte nun einmal ein „Schicksalspoet" sein und sich bis heute gefallen lassen, dem Verfasser des „Yngurd" mit dessen fratzenhaften Nachahmern, zu welchen leider auch eine Oesterreicherin, Therese v. Artner (die Verfasserin der „That", des ersten Theils zu Müllner's Schuld) gehört, in der deutschen Literaturgeschichte die Schleppe zu tragen.

Schon das nächste Werk zeigte, daß sich der Dichter über jene einseitige Auffassung des Tragischen, welche die Schuld dem Geschlecht beimaß, zu erheben verstand. Die am 21 April 1818 zum ersten und seitdem bis 1848 über fünfzig Mal auf der Burgbühne gegebene „Sappho", eine Triumphrolle der Schröder, bewies, wie der angebliche Bekenner eines augenlosen Verhängnisses die Sternenschrift des Schicksals in der Brust des liebenden und hochgesinnten Weibes zu entziffern wisse. Auf das düstere Nordlicht einer schuldbeladenen Geistersühne ließ der vielgestaltige Dichter plötzlich die südliche Pracht einer in unerwiederter Gluth sich großmüthig verzehrenden Liebessonne folgen. Eine tragische Heroine im Sinne des älteren Collin, findet das edelste Weib sich in eine Lage versetzt, wo sie ihr inneres Leben, wie dessen Bianca della Porta, nur auf Kosten ihres äußeren zu retten vermag. Stark genug, dem unwürdigen und undankbaren Geliebten um einer Anderen willen zu entsagen, fühlt sie sich doch im Innersten zu schwach, den kränkenden Anblick seines ihr geraubten Glückes in fremden Armen auf die Dauer zu ertragen. Wenn sie nicht fallen, ihrem erhabenen Entschlusse nicht selbst in weiblicher Leidenschaftlichkeit untreu werden soll, so muß sie fliehen, nicht vor dem Andern, sondern, so ahnt sie, vor sich selbst. Ihre heroische Entsagung kann nur durch eben so heldenhafte Verzichtleistung auf ihr Leben gesichert werden; ihr besseres Theil zu erhalten, versenkt sie an Leukate's Felsen ihr irdisches in das Meer, wie nach den Worten der Lessing'schen Emilia, „nichts Schlimmeres" als den Abfall von sich selbst, zu meiden, „Heilige in die Fluthen sprangen".

Nicht mehr das vom Schicksal auserkorene Sühnopfer einer fremden Geschlechts-, die freiwillige Flucht vor der Gefahr eigener Schuldbefleckung steht vor uns. Ihre gefährliche Naturanlage, ihr leicht entzündliches, leidenschaftlich wogendes Blut ist nicht wie Jaromir's ererbtes, durch die Sünden der Ahnfrau unheilbar vergiftet, sondern der Zähmung wohl bedürftig, aber auch fähig, ein „verstärkter Anreiz" zwar, aber ein solcher, der, wie der Dramatiker mit Recht erheischt, „die Willensfreiheit nicht aufhebt". Das unwiderstehliche Geschlechtsloos, dem der Enkel hülflos sich preisgegeben

4 *

sieht, hat sich bei Sappho, der einzelnstehenden, deren „heilig glühend Herz alles selbst vollendet", in die brausende Mitgift eines liebebedürftigen Gemüths und einer dichterisch verschönernden Einbildungskraft verwandelt. Von diesen hingerissen kann sie wohl fehlen, im berauschenden Taumel dem mehr geträumten als gekannten Jünglinge Phaon Herz und Hand rücksichtslos hingeben und den beneideten Besitz ihrer gehaßten Nebenbuhlerin eben so schonungslos entreißen wollen. Die leicht verzeihliche Schuld hebt aber die Größe ihrer kraftvoll entsagenden That um so mehr in's Licht und stellt ihre freiwillige Selbstaufopferung als Trauerspiel des Willens der erbarmungslosen Hinopferung des Einzelnen für das Geschlecht, dem Trauerspiel der Willenlosigkeit entgegen.

Wenn man mit einigen vielgenannten Aesthetikern den Unterschied der antiken von der modernen Tragödie in dem Umstand suchen wollte, daß in jener dem „substantialen" Charakter des Alterthums gemäß der Einzelne die Schuld seines Geschlechtes, in diesem dem subjectivistischen der neueren Zeit entsprechend, jeder nur die eigene büße, so hätte Grillparzer in der „Ahnfrau" eine moderne Fabel antik, in der „Sappho" eine antike modern behandelt. Wir glauben weder annehmen zu dürfen, daß völlige Schuldlosigkeit des Einzelnen bei voller Schuld des Geschlechts, noch daß bloße Verschuldung des Einzelnen ohne Mitschuld des Geschlechts dem Begriffe des Tragischen entspreche. An dem Schicksale des Oedipus trägt nebst seinem Geschlecht doch auch gewiß er selbst, an jenem des Hamlet tragen außer dem Prinzen, wie längst nachgewiesen, seine Familie, Umgebung, die Welt am dänischen Königshof mit Schuld. Das einzelne Individuum geht weder in der Gemeinschaft bis zum Verschwinden auf, wie die eine, noch läßt es von den Einflüssen seiner Mitlebenden sich absondern, wie die andere Einseitigkeit behaupten möchte. Die wahre Tragödie wurzelt wie das lebendige Leben selbst, dessen Spiegelbild sie darstellt, in der unaufhörlichen Wechselwirkung des Individuums mit dem Geschlecht, des Einzeldings mit dem Naturganzen.

In der Trilogie „das goldene Vließ", deren Vorspiel und erste Hälfte, „der Gastfreund" und „die Argonauten" am 26., deren Schluß „Medea" am 27 März 1821 in Scene ging, schien der Dichter, der in der Ahnfrau die Katastrophe eines Geschlechts, in der Sappho die einer Einzelheldin dargestellt hatte, das Individuum zugleich mit seinem Hause, und dieses in allen Familiengliedern sich auslebend zur Anschauung bringen zu wollen. Aeetes' Verrath an Jason, Medea's Verrath an Aeetes, Jason's Verrath an Medea bilden eine fortlaufende Kette, deren jedes folgende Glied die Vergeltung des vorangehenden ausmacht, und welche durch Medea's Rache

an Jason, unter welcher sie selbst am schwersten leidet, zum sühnenden Abschluß gelangt. Die Atmosphäre der Treulosigkeit, in welcher Medea am Hofe des Königs von Kolchis aufgewachsen ist, erleichtert sie wie die übrigen Glieder ihres Hauses eines Theils ihrer Schuld; das Beispiel, das sie selbst an ihrem Vater und Bruder giebt, setzt das Vergehen ihres Gatten in unseren Augen herunter. Wir empfinden den gewaltigen, jeden Sprossen des Geschlechts mit sich fortwehenden Sturm, der durch die Zweige ihres Stammbaumes braust, und ahnen, daß die heillose Unthat des Familiengliedes nur die innerlich angesteckte Frucht sei vom Ast dieses Stammes. Beide vorangehende Theile sind daher gleichsam nur dazu da, um den dritten zu erklären; sie verhalten sich zu ihm wie Exposition und Peripetie zum schließlichen schauervollen Ausgang. Dieser bringt es mit sich, daß wie die reife Frucht vom Stiel, so die Tochter des Stammes, Medea, zum Schein sich vom Geschlechtsboden ablöst, während Charakter und Nahrungssaft beiden aus diesem zuquellen. Das „Lager" und „die Piccolomini" erst machen Wallenstein's, die „Argonauten" und „der Gastfreund" Medea's Wesen verständlich. Wie aus dem abenteuernden Heere der verrätherische Feldherr, so ist aus der irrenden Seeräuberbande der treulose Gatte und die rächende Kindesmörderin erwachsen.

Damit hatte der Dichter den entscheidenden Schritt von der Geschlechtstragödie, in der sich der Einzelne im Ganzen nur wie halberhabene Arbeit ausnimmt, und dem Trauerspiel des Willens, in welchem der Einzelne von seinem Hause wie die freistehende Statue vom Hintergrunde sich völlig abgetrennt hat, zu der reichsten zugleich und vollkommensten Form der dramatischen Handlung gethan, die sich zu jenen beiden wie die freie plastische Bildgruppe zum Hautrelief und zur von allen Seiten abgeschnittenen Einzelbildsäule verhält. Diese bedurfte nur noch eines minder entlegenen, die Herzen der Zuschauer durch unmittelbar vaterländische Beziehungen pathologisch berührenden Stoffes, und das höchste Ziel des zugleich der Form nach vollendeten und dem Motiv nach patriotisch-österreichischen Dramatikers, das nationalgeschichtliche Trauerspiel war erreicht. Schon am 19 Februar 1825 sollte dieser Wunsch Hormayr's und der ihm Gleichgesinnten erfüllt werden.

An diesem Tage erschien „König Ottokar's Glück und Ende" auf dem Burgtheater. Was Collin episch gewollt, schuf Grillparzer dramatisch: den Zusammenstoß des deutschen und slavischen Princips bei der Gründung des österreichischen Staates. Hatte jener auf die Bühne nur die abstracte Idee des Staates gebracht, so führte nun dieser die concrete Persönlichkeit des Stifters des heimischen Staates auf dieselbe ein. Dem ersten gestattete die

Form des Heldengedichtes den glücklichen Ausgang, dem andern schrieb die des Trauerspiels den unglücklichen vor. Folgerichtig durfte dem Epiker der Sieger, mußte dem Tragiker der Besiegte zum Namensträger des Werkes werden.

Dem im Glücke Uebermüthigen gegenüber erscheint der in seinem Sonnenschein Demuthvolle wohl leicht zu seinem Vortheil. Jener, je mehr er empfängt, findet es desto weniger der Anstrengung werth, dessen würdig zu sein; dieser, je mehr ihm wird, desto mehr strebt er, dasselbe zu verdienen. Jener büßt ein, was er hat, weil er es unbesonnen nicht zu erhalten, dieser gewinnt, was er sucht, weil er das Seine klug zu verwalten weiß. Der reiche König von Böhmen, welcher dem Rufe nach seiner Pferde Hufe mit Silber beschlagen läßt, und der arme König der Deutschen, welcher der Sage nach mit fünf rothen Hellern in der Kriegscasse die Donau hinabfährt, Oesterreich und Steyer dem Reich wieder zu erobern, scheinen so ungleiche Gegner, daß der jähe Sturz des einen und der rasche Sieg des andern fast wie ein Gottesurtheil sich darstellt. Die Aufgabe des historischen Dramatikers war, diesen Schein ihnen zu lassen und doch den unvermeidlichen Ausgang der Handlung aus den handelnden Menschen natürlich zu erklären.

Mit bewundernswerthem Geschick hat sich der Dichter ihrer entledigt. Die Waage der Nemesis schwebt strafend über Ottokar's, lohnend über Rudolph's Haupt, und doch greift weder die Göttin noch sonst eine überirdische Macht sichtbar oder unsichtbar fördernd in die Entwickelung des Geschehenden ein; in der Brust beider Helden ruhen nach Schiller's tiefstem Wort „ihres Schicksals Sterne". Das ruhige Bild einer sittlichen Weltordnung, in welcher die Störung die Ausgleichung, die That die Vergeltung dem Naturlaufe zufolge unvermeidlich nach sich zieht, widerstrahlt aus dem Gemälde. Was uns am Schlusse desselben mit hoher Befriedigung, mit einer dem Wesen der Aristotelischen Reinigung entsprechenden Klärung der Furcht und des Mitleids erfüllt, ist die gefestigte Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Siege des ethischen Princips auf dem bloßen Naturwege in einem von ethischem Geiste erfüllten organisirten oder sich selbst organisirenden Natur- und Geschichtsganzen.

Deutlich erkennbar und doch ohne störende Absichtlichkeit treten die Träger des ethischen Rechts- und des ihm feindseligen physischen Machtprincips einander gegenüber. Der hochfahrende, verwegene und wortbrüchige Böhmenfürst wird von einer gleichgesinnten Gemahlin und eben solchen Heerführern und Höflingen umgeben, der leutselige, vorsichtige und gesetzesstrenge Rudolph von schlichten, schlauen und rechtlichen Söhnen, Freunden und Helfern. Jeder schaart die Kräfte, die ihm selbst gleichartig

sind, um sich; Ottokar's Anhänger, die, wie er selbst, nur in der Macht das Recht erkennen, kehren sich bei der ersten Gelegenheit, da ihn die Macht verläßt, auch gegen sein in ihren Augen damit in Verlust gerathenes Recht, während diejenigen, in deren Meinung wie in der Rudolph's nur das Recht die Macht verleiht, weil sie bei Rudolph das Recht gewahren, sich um seine Person sammeln und dadurch der gerechten Sache auch die Macht zuführen. So zerstiebt die Machtfessel, während das Rechtsband sich verstärkt. Jene vermag, wie der Rosenberge, Milota's und Zawis' schmählicher Verrath beweist, nicht einmal gegen den Abfall der eigenen Stammesgenossen zu schützen; das gute Recht Rudolph's flicht deutsche Oesterreicher und Steyrer wie windische Krainer und Kärnthner zu dauerndem Bunde zusammen. Das nur auf physisches Mehrgewicht gegründete Reich fällt mit dessen Herabsinken unrettbar in Trümmer; der auf ethische Bürgerpflicht basirte Staat gewinnt im sichern Rechts- einen unverwüstlichen Boden.

Sinniger zugleich und charakteristischer ließ der patriotische Gedanke des auf das Recht gegründeten Einheitsstaates Oesterreich sich nicht verkörpern. Wie auch die Ausführung hinter der Absicht zurückgeblieben sein mochte, das Ziel, welchem die dramatische Nationaldichtung Oesterreichs seit dem Auftauchen der einheitlichen Staatsidee rastlos zugetrieben wurde, war in dieser getroffen. Der eigenthümlich geartete Donaustaat, den „man erfinden müßte, wenn er nicht vorhanden wäre", erschien in des Dichters Darstellung wie ein Wunder der Vorsehung und doch zugleich als Werk treuen männlichen Festhaltens am zweifellosen Rechte. *)

Für den deutschen Gesammtösterreicher im Sinne Hormayr's und der Seinen stand in der Dichtung Grillparzer's Oesterreich, wie einst der ältere

---

*) Bei Wurzbach, dessen mit anerkennenswerther Sorgfalt zusammengestelltem Artikel über Grillparzer (Oesterr. biogr. Lex. V. S. 334 ff.) auch die Angaben über die ersten Aufführungen der Dramen desselben entnommen sind, findet sich die Notiz, dem Dichter habe bei der Zeichnung Ottokar's die Gestalt Napoleon's vor Augen geschwebt. Gewiß ist, daß beide Gewaltmenschen in der rücksichtslosen Beseitigung des Rechtes Aehnlichkeit haben; gewiß auch, daß beider wärmste Anhänger ihnen zu mißtrauen anfingen, als sie jene ihre Willkür selbst auf ihre ersten Gemahlinnen ausdehnen sahen. Napoleon verstieß Josephinen, der er sein erstes Commando, den Keim seiner Weltherrschaft, Ottokar Margarethen, der er Oesterreich und Steyer, die Grundlagen seiner Macht verdankte. Das Waterloo Ottokar's wurde durch Milota's Flucht, das Marchegg Napoleon's durch Grouchy's Ausbleiben entschieden. Der Hauptunterschied beider aber bleibt, daß Ottokar (in der Dichtung wenigstens) sein Emporkommen glücklichen äußeren Umständen, Napoleon, der „Weltgeist zu Pferde", dasselbe wenigstens anfänglich dem Einfluß jener Ideen mitschuldete, deren Verfechter er schien, und erst dann erlag, nachdem er an diesen selbst zum Treulosen geworden war.

Collin gewollt, „feilen und mißgünstigen Schreibern zum Trotz“ für alle Zukunft glanzvoll verherrlicht da. Die nationalen Sonderrichtungen anders-redender Volksstämme, welche durch die Aufnahme in den Gesammtverband ihre selbständige politische Existenz und Geschichte verloren hatten, konnten davon nicht in gleichem Grade erbaut werden. Durch die historische Forschung, welche Hormayr angeregt hatte, war auch bei ihnen das vaterländische Interesse zunächst an der engeren Heimath in den Vordergrund getreten; das Sonderbewußtsein der einzelnen Königreiche und Länder begann mit der Pflege des einheimischen Geschichts- und Sagenschatzes auch in der poetischen Literatur, sei es im deutschen, sei es im engeren Landesidiom sich einen Ausdruck zu verschaffen. Nach dem Muster der österreichisch-patriotischen Dichtung bildete sich bald in Böhmen, in Ungarn eine böhmisch- und ungarisch-patriotische heraus, deren im Anfang nur auf Bearbeitung des heimathlichen Sagen- und Geschichtsstoffes gerichtete Absichten im weitern Verlauf mit den Tendenzen der ersteren sich feindlich berühren konnten.

Böhmen, der geistig regsamste Bestandtheil des Kaiserstaates, hatte dem von Wien kommenden Anstoß zur Belebung vaterländischer Interessen am eifrigsten nachgegeben. Hier lebten Angesichts der theils glänzenden, theils tragischen Spuren, welche die Herrschaft glorreicher Fürstengeschlechter, so wie die Wuth blutiger Kriege in der Hauptstadt und im Lande zurückgelassen hatten, reiche geschichtliche und mythische Erinnerungen im Volke fort, welche nur der Berührung mit dem poetischen Zauberstabe harrten, um die Herzen beider seit lange friedlich innerhalb der Riesen- und Erzberge zusammenwohnenden Nationalitäten mit gleicher Wärme zu füllen. Das Erscheinen der in neuerer Zeit so vielfach angefochtenen Königinhofer Handschrift (1817) hatten Czechen und Deutsche mit gleich freudiger Theilnahme begrüßt; in der poetischen Bearbeitung des heimischen Sagen- und Legendenschatzes herrschte, seit ein Nicht-Oesterreicher, Clemens Brentano, mit seiner an Schönheiten reichen, aber durch charakteristische Wunderlichkeiten verunzierten „Gründung Prags“ vorangegangen war, ein förmlicher Wetteifer zwischen den Eingebornen beider Zungen. Carl Egon Ebert (geb. zu Prag 1801) ließ seinem „böhmisch-nationalen“ Heldengedicht „Wlasta“ (1828) die vaterländischen Dramen „Břetislaw und Jutta“ (1829) und „Čestmir“ (1835) folgen, in welchen es für den damals herrschenden parteilosen Gesichtspunct bezeichnend ist, daß der Dichter deutschen Stammes in deutscher Sprache den „böhmischen Achilles“ und den „Stier von Cheynow“ pries, welche beide ihre Sporen in Kämpfen gegen die Deutschen sich verdienten. Ebert's Freund, der Vater des Schreibers dieser Zeilen, Joh. August Zimmermann (als Sohn eines eingewanderten Sachsen geboren

zu Bilin den 14 Mai 1793) machte den böhmischen Landesheiligen Johann von Nepomuk, dessen Canonisirung 1829 ihren hundertjährigen Jubeltag feierte, zum Namensträger eines vaterländischen Trauerspiels, das nicht zur Vollendung gedieh, weil dem Dichter unter der Hand der censurwidrige König Wenzel IV. zum eigentlichen Helden des Drama's geworden war. Uffo Horn (geb. zu Trautenau 1817, gest. daselbst 1860) dichtete schon als achtzehnjähriger Student das Ritterschauspiel „Horimir", worin er die sagenhafte Gestalt des durch seinen Satz mit dem Rosse vom Wissehrader Burgfelsen in die Moldau herab berühmten böhmischen Harras verherrlichte. Alle diese Erscheinungen, in welchen die Deutschen es den Czechen an böhmischem Patriotismus sogar zuvorthaten, waren mittelbar wenigstens durch Hormayr angeregt, bestärkten und befriedigten das böhmische Vaterlandsgefühl.

Als Grillparzer's „Ottokar" erschien, schmollten nicht bloß die Czechen in Böhmen über die Rolle, welche der Dichter den Böhmenkönig neben dem deutschen Rudolph von Habsburg spielen ließ. Ein Slave, Palacky, unternahm es, in seiner bekannten Geschichte von Böhmen die Gestalt König „Otakar's" wissenschaftlich in einem völlig entgegengesetzten Lichte zu zeichnen, ein Deutsch-Böhme, Uffo Horn, in seiner an jene sich anlehnenden Tragödie „König Otakar" (1847) dieselbe poetisch mit einer tragischen Märtyrerglorie zu umgeben. Nicht nur die Darstellung des Erstern hat in neuester Zeit einschneidenden Widerspruch, auch das Gemälde des Zweiten hat bei jenen, die wie der Dichter auf streng nationalem Standpunct standen, keinen Dank mehr gefunden. Die idyllische Zeit, da beide Volksstämme in Böhmen mit einander in Eintracht lebten, war zur Zeit des Erscheinens des Werkes in der Auflösung begriffen. Von Eifersucht ergriffen, sah der Czeche die Behandlung eines czechischen Helden in deutscher Sprache als Raub an seiner, der Deutsche dagegen als Verrath seiner Sache an, und das Werk, welches bestimmt war, über den Rechtsstandpunct Grillparzer's mittelst des nationalen zu triumphiren, fiel gerade durch den Zwiespalt der nationalen Parteien fast wirkungslos zu Boden.

In Böhmen begreiflich gehörte die kühle Aufnahme der an das politische Einheitsbewußtsein des Reiches appellirenden Dichtung in der Hauptstadt desselben zu den Zeichen der Zeit. Den unter römischer Draperie verhüllten Anspielungen des Regulus hatte das Wiener Publicum zugejauchzt, den im vaterländischen Harnisch offen sich ankündigenden des „Ottokar" setzte es nüchterne Kritik, achselzuckenden Zweifel, ironisches Stillschweigen entgegen. Ein Vierteljahrhundert hatte hingereicht, aus dem werdenden und sich befestigenden Einheitsstaat einen starren zu machen, der selbst in den Regungen der aufrichtigsten Vaterlandsliebe nur bedenkliche Störungen des

allein für heilsam geltenden Stillstandes sah. Durch die willigen Opferbestrebungen, welche den an den Rand des Abgrundes gebrachten Staat zum Range einer gebietenden Großmacht in Europa emporgehoben hatten, waren Erwartungen in den Gemüthern der Einwohner geweckt worden, welche Enttäuschungen nach sich zogen. So oft und so nachdrücklich hatte man zum Besten des Ganzen die „unten" schlummernden Kräfte „von oben" her wachgerüttelt, daß, als man es endlich „oben" zu wünschen schien, jene keine Lust zeigten, sich wie die Geister des Zauberlehrlings auch „zum Besten des Ganzen" wieder zur Ruhe zu begeben. Die staatspädagogische Erziehung des Volkes durch die Bühne, wie sie die Sonnenfels' eingeleitet, die Collin fortgesetzt hatten, war, als sie durch Grillparzer vollendet werden sollte, mit ihren Früchten den Erziehern bereits vorangeeilt. Die Angehörigen des Staates, unter den Stürmen der Kriege der französischen Revolution zu politischem Bewußtsein herangereift, sahen sich, statt, wie sie hofften, für ihren Antheil an der Begründung mit einem solchen an der Regierung des Staates belohnt zu werden, einem Zustande zugeführt, der vom staatsrechtlichen Standpunct aus angesehen, dem der Unmündigkeit gleich war. Gerade die wärmsten Patrioten, welche schon damals in Oesterreich nicht weniger als die Stein, die Niebuhr, die W. v. Humboldt in Preußen, in einer gemeinsamen Verfassung nicht nur den rechtmäßig verdienten Lohn, sondern zugleich das unzerreißbare Einheitsband aller österreichischen Staatsbürger erkannten, mußten es schmerzlich empfinden, wenn sie den in der Grillparzer'schen Dichtung in lichten Farben prangenden idealen mit dem prosaischen Boden der Wirklichkeit verglichen, welche der äußern Macht lieber als innerem Rechte zu trauen schien.

Seit dem Wiener Congreß war, wie fast im ganzen Europa, so auch in Oesterreich, ein Riß zwischen Oben und Unten entstanden, dessen Wirkung allmälich allenthalben sichtbar, für den theatralischen Erfolg auch der Muse Grillparzer's nicht ohne Einfluß blieb. Seit den Tagen der Josephinischen Reformideen war der Oesterreicher gewohnt geworden, das Licht „von oben" einfallen zu sehen; mit dem Beginne der langen Friedensepoche nach dem glorreichen Befreiungskampf glaubte er leider allmälich die Entdeckung zu machen, daß man im Dache die Laden zu schließen suche. Unheilvoll war die Wendung, welche aus dieser Wahrnehmung hervorging. So groß das bisher den Einflüssen von oben her von unten aus entgegengebrachte Vertrauen gewesen war, so entschieden ward nun das Mißtrauen. Willig hatten die Gemüther sich leiten lassen, so lange sie einem von allen ersehnten Verfassungsziel entgegen zu gehen wähnten; nun da die Wege der Lenker und jene der Gelenkten auseinander zu gehen schienen, genügte es alsbald, wahren oder

vermeinten Regierungszwecken günstige Absichten irgendwo zu vermuthen, um die Gemüther unheilbar gegen dieselben zu verstimmen. Das Unerhörte geschah, daß derselbe Oesterreicher, welcher ein Vaterland hatte und liebte, als andere Deutsche des ihrigen vergaßen, nun, um ja nicht in den Verdacht der Uebereinstimmung mit der Regierung, des Illiberalismus und Servilismus zu gerathen, sich seiner Vaterlandsliebe schämte. Das österreichische Publicum der zwanziger Jahre ließ die nationalste Dichtung seines im edelsten Sinne nationalen Dramatikers fallen, weil es durch die Bewunderung für den darin verherrlichten Gründer des Reiches in den Augen des liberalen Europa's zum Mitschuldigen an den Schritten und Tendenzen der Politik jener Zeit zu werden fürchtete.

Das sichtbare Mißvergnügen, welches Grillparzer's Ottokar in Böhmen erregte, hieß die Regierung die leicht verwundbare Eitelkeit der Provinzbewohner schonen. Der großösterreichische Patriotismus fand von Seite der Theatercensur keine Förderung, und sowohl Grillparzer als Hormayr sahen sich für ihre vaterländischen Einheitsbemühungen sowohl von oben wie von unten mit mißtrauischen Augen angesehen. Den Letzteren, heftig und selbstbewußt wie er war, trieb diese unbillige Verkennung seiner Verdienste außer Landes und machte aus ihm einen eben so leidenschaftlichen Feind, als er vorher ein Vorkämpfer Oesterreichs gewesen war. Der bescheidene Dichter, dessen Sinn nur auf die Sache gerichtet war, ertrug das Unrecht still und wendete sich, zufrieden seiner von reinster Heimathliebe getragenen politischen Ueberzeugung unvergänglichen Ausdruck verliehen zu haben, unbekümmert um Mißdeutung anderen Stoffen zu, die deren noch mehr erfahren sollten.

„Der treue Diener seines Herrn" (zuerst aufgeführt am 28 Februar 1828) vollendete Grillparzer's Mißgeschick. In der modernem Fühlen allerdings unverständlich gewordenen, obgleich echt mittelalterlichen Vasallentreue des Bankbanus gewahrte und verdammte die gereizte öffentliche Meinung als „Hundetreue" dieselbe motivlose Anhänglichkeit von Person an Person, die sie kurze Zeit nachher an dem schönen Vers des Nicht-Oesterreichers Immermann im „Trauerspiel in Tirol":

„Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund",

mit tiefer Rührung bewunderte.*) Die veränderte Zeitströmung, welche den Anbruch eines neuen politischen Tages verkündete, schien die Beziehung

*) Kaiser Franz, erzählt Wurzbach (a. a. O. S. 350), soll diesen Mißerfolg vorausgesehen und dem Dichter gleich nach der Aufführung die Zurücknahme desselben mit den Worten angerathen haben, das Stück sei ihm so werth, daß er es nicht der Oeffentlichkeit ausgesetzt sehen, sondern dem Dichter abkaufen wolle.

zwischen Herrn und Diener nicht mehr als angeborenes, sondern nur noch als vereinbartes Verhältniß erträglich finden und auch hier der immer allgemeiner werdenden Sehnsucht nach dem Rechtsboden einer Verfassung Ausdruck geben zu wollen.

Die beharrliche Scheu der Regierung, in letzterer Richtung vorzugehen, mußte bei jener Stimmung im Publicum zu immer ausgedehnteren Maßnahmen führen, um politisch gefärbte Stoffe, welche fast immer vaterländische waren, von der Bühne fern zu halten. Der Rothstift des Censors vertilgte unbarmherzig jede mißliebig zu deutende Anspielung, und den Dichtern, die sich nicht von den Brettern für immer verbannt sehen wollten, blieb keine andere Wahl, als sich der von oben vorgeschriebenen Enthaltsamkeit anzupassen. Je folgenschwerer der Umschwung war, welchen die Juli-Ereignisse in ganz Europa hervorbrachten, und der aller Vorsicht der Regierung zum Trotz heimlich auch in den Köpfen aller denkenden Oesterreicher sich vollzog, desto friedlicher sah es in den österreichischen Theatern aus, wo derbe Possen, harmlose Lust- und unpolitische Trauerspiele die Blicke der Zuschauer vom Stande der öffentlichen Angelegenheiten ab- und im engen Kreise privater Freuden und Leiden festzuhalten angewiesen waren. Bauernfeld (geb. in Wien 1802) mit seinen gewandten Conversations-, Deinhardstein (geb. zu Wien 1794, gest. 1859) mit seinen zwischen Lust- und Schauspiel schwankenden historisch costümirten Genrestücken gaben den ungefährlichen Ton an; Grillparzer selbst, da er die vaterländisch-geschichtliche Dramatiker-Laufbahn sich verschließen sah, stimmte wider Willen ein; die Periode des ästhetischen „Phäakenthums" im „Capua der Geister", welche der Dichter selbst im heiligen Zorne mit dieser Bezeichnung verewigt hat, nahm in den ersten dreißiger Jahren zu Wien ihren Anfang.

Manch grünendes Blatt, das, wie das Trauerspiel „des Meeres und der Liebe Wellen" (1831), die Calderon'sche Reminiscenz „der Traum ein Leben" (1834) und das für ein Publicum, das durch brillante Oberflächlichkeit verwöhnt zu werden begann, viel zu sinnige Lustspiel „Weh dem, der lügt!" (1838) aus Grillparzer's poetischem Lorber fiel, manch schöneres noch, das wie „Libussa" in des Dichters Pulte ruht, oder wie die nicht über die ersten zwei Acte hinaus gediehene wahrhaft Shakespeare'sche „Esther" schon im Keime starb, lassen uns nicht den dichterischen Werth vermissen, aber den erzwungenen Mangel des national-politischen Kernes, des vaterländisch-geschichtlichen Motivs bedauern. A. W. Schlegel beklagte, daß Schiller nur die Episode des Wallenstein, nicht in zusammenhängender Folge wie Shakespeare die merkwürdigste Periode der englischen, so die der deutschen Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, behandelt habe; wir dürfen uns wohl beschweren, daß eine vorzeitige Schweigsamkeit dem berufenen Sänger der österreichischen Geschichte den Mund geschlossen hat.

Halm's aufgehendes Gestirn, das mit seinem ersten Werk, der vielbeweinten „Griseldis", zugleich auf seiner Mittagshöhe stand, gab durch sein reichblühendes bewegliches Formtalent dem abgenöthigten Quietismus der dreißiger Jahre ein berauschendes Opiat an der Stelle des gesunden nationalen Trankes. Er und seine Nachfolger griffen in allen Richtungen der Windrose nach dramatischen Motiven, weil sie das eigentliche Gebiet, wo der Dramatiker eines Volkes die Stoffe für seine formgebende Kunst suchen soll, die Geschichte desselben aus äußeren Gründen brach liegen lassen mußten.

Die eigenthümliche Entwickelung des Drama's in Oesterreich als einer im Interesse des einheitlichen Gesammtstaates von Oben geförderten Dichtform bricht hier ab. Sonnenfels und Hormayr als Patrioten, Ayrenhoff, Collin und Grillparzer als dramatische Dichter haben im Namen und im Geiste der gesammtstaatlichen Regierung ein nationales Theater und ein nationales Drama zu schaffen versucht, um mittelst derselben ein nationales österreichisches Bewußtsein zu erwecken. Als jene Theilnahme schwand, ja sich in Mißtrauen verkehrte, büßte auch die österreichische Dramatik ihre Eigenthümlichkeit ein und zeichnete sich vor der übrigen deutschen Poesie nur durch ihre vollkommene politische Unschuld aus. Der feurige Patriotismus wanderte aus und zwang sich, weil er sein Vaterland nicht werkthätig lieben durfte, dazu, dasselbe zu hassen. Kein Land hat so viele und so schneidige politische Lyriker hervorgebracht, als jenes, wo das Wort „Politik" aus dem heimischen Lexikon gestrichen schien. Das Drama aber blieb mundtodt, bis die steigende Temperatur in den deutschen Nachbarstaaten im „deutschen Krieger" (1846) und dem als Ereigniß begrüßten „Großjährig" (1847) von Bauernfeld auch ihm die Zunge zu lösen schien. Hebbel ließ sich in Wien nieder und verpflanzte die Fragen der Gegenwart auf die österreichischen Bühnen. Die Stürme des Jahres 1848 machten die letzten Schranken fallen, aber sie brachen auch den Zauber, durch welchen bis dahin die Thätigkeit nicht bloß des Schauspiels, sondern auch die der Schule, der Kirche, der gesammten öffentlichen Angelegenheiten an die Leitung „von oben" gebannt war. Hatte die Bühnenrede Collin's einst die Rednerbühne ersetzen müssen, so trat mit der rechtlichen Aufrichtung der gesammtstaatlichen Verfassung die letztere in ihre Rechte ein. Das Drama in Oesterreich hat seine „von oben" ihm zugetheilt gewesene staatspädagogische Aufgabe ausgespielt; welche Stelle für das Gesammtstaatsbewußtsein durch die nun an der Neubildung Oesterreichs mitthätigen Kräfte „von unten" ihm zugefallen sei, werden erst Späterkommende zu überblicken im Stande sein.

Georg von Frundsberg.

Vom Verfasser des Essay: „Bonaparte in Italien 1796.“

II.

Herr Georg entstammt uraltem tirolischen Blute. Die Stammburg seines berühmten, auch außerhalb der gefürsteten Grafschaft reich begüterten Geschlechtes erhob sich oberhalb Schwatz aus der Mitte schwarzer Fichtenwälder. Der Vater Georg's, Ulrich, hatte dies Schloß an Erzherzog Sigismund verkauft und seinen Familiensitz auf Mindelheim aufgeschlagen, das er von der ihm verschwägerten Familie der Freiherren von Rechberg erstanden hatte. Dort ward, 1475, Georg als der fünfte unter sechs Söhnen und vier Töchtern geboren. Seine Mutter war Frau Barbara von Rechberg.

Es wird wohl kaum einen andern berühmten Mann geben, über dessen Jugend die Nachwelt weniger wüßte. Fast jeder Genius, dessen Entwickelung sich auf ihrem fortschreitenden Gange auch nicht überallhin verfolgen läßt, hatte doch eine einzige anekdotenhafte Ueberlieferung hinterlassen, die das mitternächtliche Dunkel seiner Jugend wie ein Blitzstrahl auf einen Augenblick aufhellt und wenigstens im allgemeinen die Richtung erkennen läßt, die seine Entwickelung genommen, oder die Leidenschaft, deren Flammenlohe später jede andere Regung seines Herzens verbrannt hatte. Von dem Einen wird erzählt, daß er den egyptischen Vogt erschlagen, der seine Landsleute mißhandelte; von einem Andern, daß er über den Trophäen von Marathon schlaflos gebrütet; von einem Dritten, daß er Schwüre schrecklicher Rache am Altare schrecklicher Götter gethan; von einem Vierten, daß er, von der Demagogie angeekelt, der Säule Alexander's geklagt hätte, in einem Lebensalter, in welchem dieser eine Welt erobert, nichts gethan und nichts erobert zu haben, als höchstens schwache Mädchenherzen. Ueber Frundsberg ist kein einziger solcher bezeichnenden Züge zurückgeblieben. Außer wenigen dürren

und rein äußerlichen Daten, wie man sie in der trockensten genealogischen Stammtafel nicht dürrer und fadenscheiniger antreffen kann, weiß man über seine Jugend so gut wie nichts.

Zu jener Zeit, welche den ersten Versuch machte, die Thaten Georg's in einem gewissen Zusammenhange der Nachwelt zu überliefern, hatten die Erleuchtetsten für die Abschätzung derselben erst jenen Maßstab besessen, mit welchem heutzutage nur noch die große Masse die That zu messen pflegt. Sie beurtheilten den Mann nach seiner Handlung und diese nach ihrem Erfolg. Wie die That vollbracht, der Erfolg errungen, wie das Rüstzeug beschaffen, dessen sein Genius sich bedient, und welche Eigenschaft den Mann zur Größe emporgehoben, regte ihre Wißbegier wenig an. Wir aber heutzutage wollen nicht nur den Mann sehen, sondern auch dessen Werkstätte; nicht nur das Werkzeug, sondern auch die Weise, in welcher es gebraucht wurde, den Kunstgriff und die Methode. Fragen solcher Art, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade spannen, und deren Beantwortung unserem Geiste erst die innigere Befriedigung zu geben vermag, wurden damals weder gestellt noch beantwortet. Der Grund scheint in diesem besonderen Falle jedoch nicht bloß in den Mängeln einer flüchtigen Geschichtschreibung, wohl aber in dem Mangel solcher charakteristischen Aeußerungen und Thatsachen selbst enthalten zu sein. Junker Georg scheint bis in sein vierundzwanzigstes Lebensjahr hinaus in der That jedem andern deutschen Junker so ähnlich gewesen zu sein, wie das Ei eines Adlers dem Eie eines Geiers. Wie die andern Junker prügelte er seine Bauern und setzte wie die andern eine besondere Lust darein, sie dem Gegner abzujagen und beim kreisenden Becher das von der Armuth feig erpreßte Lösegeld zu verjubeln. Er zeichnete sich vor seinen Altersgenossen bloß durch eine ungewöhnliche Körpergröße aus. Er war ein Koloß von Gestalt und ein Riese an Kraft. Leicht schob er mit der Hüfte die schwerste Karthaune von der Stelle, hielt jedes Pferd im tollsten Rennen auf, stieß mit dem Finger den stärksten Mann zu Boden und zerbrach drei über einander gelegte Thaler. Seine außerordentlichen inneren Fähigkeiten hatten sich in einem Alter erst entwickelt, in welchem die Entwickelung der meisten Menschen gewöhnlich zu schließen pflegt. Es scheint in der That, als ob die Natur alle ihre Kräfte zuerst vereinigt hätte, um den riesenhaften Rumpf zu bilden, ehe sie an die Bildung des Kopfes die Hand hatte legen mögen. Auf der väterlichen Burg scheint es gänzlich an jener Anregung gemangelt zu haben, die nothwendig gewesen wäre, das schlummernde Genie zu erwecken. Allerdings hatte kein Geschichtschreiber behauptet, daß die Familie Frundsberg die Vorurtheile ihres Standes gegen das Landsknechtswesen getheilt; aber auch keiner hatte den Beweis

zu führen gesucht, daß sie diese nicht getheilt habe. Kein vernünftiger Grund spricht deshalb für die Annahme, daß in diesem Puncte die Familie Frundsberg besser und freisinniger als die besten und freisinnigsten Familien Schwabens und des Breisgaues gedacht hätte. Nicht ohne Einfluß auf die Richtung von Georg's empfänglichem Gemüth mag dagegen der Geist des schwäbischen Bundes geblieben sein, in dessen Auftrage seine Familie mit Burgsassen und Städtern der Nachbarschaft über die Sicherheit der Heerstraßen zwischen den Alpen und der Iller wachte. Georg's Erziehung war, wie die wenigen seiner auf die Gegenwart überkommenen Briefe erweisen, zwar nach keiner Richtung verwahrlost worden, aber sie hatte auch nach keiner Richtung das übliche Mittelmaß der Standesbildung seines Zeitalters überschritten.

Siebzehn Jahre alt, verließ Junker Georg zum ersten Mal die väterliche Halle, um mit seinem Oheim Hans in der Regensburger Fehde gegen Herzog Albrecht von Bayern zu Felde zu ziehen. Sieben Jahre später stand er unter seinem Vater zur Seite seines älteren Bruders Adam einem anderen Feinde gegenüber. Diesmal jedoch war es ein Krieg größeren Styles, der Krieg von 1499 gegen die rebellischen Cantone, in welchem die Siegeskraft der Eidgenossen zum letzten Male in ihrem alten Glanze aufleuchtete.

Kein Krieg des ganzen Jahrhunderts war geeigneter, die inneren Schäden des deutschen Heerwesens mit größerer Augenfälligkeit bloßzulegen und die neue Wahrheit in helleres Licht zu setzen: daß hinfort die rohe ungeordnete Tapferkeit für den Sieg entwerthet worden sei. Dort erblickte Georg den Landsknecht in der ganzen Schmach seiner Unart und den Eidgenossen in der Strahlenglorie jener Sieghaftigkeit, die seinen Waffen Kriegszucht, Mäßigkeit und Ausdauer verschafft. Bei Hard sah er die kaiserlichen Hauptleute durch den blinden Ungestüm ihres Kriegsvolkes in die Schlacht getrieben und in dem widerwillig angenommenen Kampfe unterliegen, und bei Constanz sah er sie durch ihr mürrisch launiges Kriegsvolk von einem mühevoll vorbereiteten und sehnlichst herbeigewünschten Kampfe zurückgehalten. Bei Dornach sah er Führer und Kriegsvolk, vermessen ihrer Uebermacht Alles vertrauend, ihren Muth bei lärmenden Gelagen verzechen und in gerechter Entgeltung von einem fünf Mal schwächeren Haufen geschlagen werden. Am Schwaderloch sah er das Fußvolk von der Reiterei und im Hegäu die Reiterei vom Fußvolk im Stich gelassen. Allenthalben sah er die Schmach der Niederlagen von den kaiserlichen Hauptleuten der Zügellosigkeit und Feigheit des Kriegsvolkes und von diesem dem Unverstand der Hauptleute zugeschoben. Allenthalben sah er die ungezähmte Kraft einer geordneten Tapferkeit, die numerische Ueberlegenheit einer durchgeistigten Verwendung vier bis zehn Mal geringerer aber wohlgeschulter Kräfte unterlegen. Niemals hatte das

Heer sich in der Entäußerung des Eigenwillens, niemals der Feldherr auf dem höheren Standpuncte heimisch fühlen können, auf welchen ihn die geänderte Natur des Heeres gestellt hatte. Gewaltsam hatte sich das Heer mit seinen unklaren Trieben und Ueberzeugungen in die Region des Feldherrn gedrängt, und allzu willig der Feldherr sich von dem Gewichte seines unlenksamen Kriegsvolkes in die Region der niederen menschlichen Instincte herunterziehen lassen. Selten hatte der Feldherr sein Heer, häufiger hatte dieses den Feldherrn beherrscht und dessen Entschlüsse nach Laune und Willkür bestimmt. Die Heeresleitung hatte daher vom Anfang bis an's Ende an dem verderblichsten aller Uebel gekränkelt; es war eine Leitung von unten, eine Leitung durch die dunklen ungeordneten Instincte der Masse, und als solche widersinnig, unklar, zielles und aller Bedingungen bar, von denen seit Anbeginn der Welt der kriegerische Erfolg abhängig ist.

Frundsberg hatte sehr wohl erkannt, daß das Geheimniß des Sieges nunmehr weder in der Ueberlegenheit der Zahl, noch in der Ueberlegenheit der individuellen Tapferkeit enthalten sei, sondern in dem höheren Gesetze einer bedingungslosen Unterordnung des individuellen kriegerischen Werthes unter den Willen des besonderen Befehlshabers und des obersten Feldherrn; daß der einzelne Gewalthaufe in der neuen Schlachtordnung dieselbe Stelle eingenommen habe, die darin früher das Individuum behauptet hatte, und daß, je tiefer die Rangleiter der Grade herunterreiche, das individuelle Opfer an Eigenwillen um so größer werden müsse; Frundsberg hatte aber im schweizer Kriege nicht nur begreifen gelernt, was trotz so schimpflichen Niederlagen so viele andere nicht hatten begreifen können, daß die strengste Kriegszucht neben der glühendsten Begeisterung sehr wohl fortbestehen könne, sondern auch, daß der geschlossene Haufen der Spieße selbst für die beste Reiterei fast unüberwindlich geworden und nur durch einen ähnlich bewaffneten Gewalthaufen des Fußvolkes anzugreifen sei, daß also die wahre Stärke eines jeden Heeres fortan nicht mehr in der Reiterei, sondern im Fußvolke gesucht werden müsse.

Der Krieg von 1499 war für Frundsberg in jedem Sinne des Wortes, was der erste Sonnenstrahl für die Säule des Memnon. Das fürchterliche Licht, welches seine Katastrophen auf die Gebrechen des deutschen Heerwesens geworfen, scheint seinen Geist plötzlich gereift zu haben. Eine vollständige Umwälzung aller seiner Ansichten war die natürliche Folge, und mit freudigem Ernste ging er in den Geist der in jeder Beziehung sich verjüngenden Zeit ein. Ritter Adam, Georg's Bruder, war zwar mit einer bösen Kugel im Beine aus dem schweizer Kriege heimgekommen; — doch auch in Georg war der Junker tödtlich verwundet worden, aber der Landsknecht geboren. Den

entscheidenden Werth des Fußvolkes verständig erfassend, wandte sich Frundsberg von der Reiterei ab, legte seine Lanze in die väterliche Rüstkammer zurück, nahm den Spieß auf die Schulter und zog schon 1501 unter den oberländischen Fähnlein des Kaisers nach Welschland zum Schutze des Herzogs von Mailand.

Keiner der Geschichtschreiber Frundsberg's hat über diese Lebensepoche seines Helden irgend eine verbürgte Nachricht aufbewahrt. Doch wenn es gleich an geschriebenen Belegen mangelt, ob Frundsberg die Laufbahn des Landsknechts als Fähnrich oder bloß als Doppelsöldner betreten, so läßt sich letzteres ungefähr mit der nämlichen Wahrscheinlichkeit muthmaßen, mit welcher man heutzutage folgern kann, daß jeder Soldat, bevor er Mann geworden, ein Knabe gewesen sein müsse. Der überlieferte Brauch gestattete in jenem Zeitalter niemandem Sprünge auf der Stufenleiter der Grade. Jedermann mußte „von Pick auf", — eine Ausdrucksweise, die jenen Zeiten ihren Ursprung dankt, — sich die Grade durch Tapferkeit und Volksbeliebtheit erobern und, bevor er Befehlshaber wurde, den Beweis geliefert haben, daß er zu gehorsamen verstehe. Jedermann mußte der Sohn seiner Thaten sein. Auch Caspar Frundsberg, der Sohn Georg's, hatte, als seines Vaters Ruhm gerade im Zenith stand und der Name in allen Landen deutscher und welscher Zunge mit Scheu und Ehrfurcht genannt wurde, seine Laufbahn als schlichter Söldner beginnen und sich in Pavia jeden seiner Grade selbst erkämpfen müssen. Dieser Brauch hat den dreißigjährigen Krieg überdauert. Noch Raimund Montecuculi, der große Feldherr von St. Gotthardt, hatte in dieser Weise angefangen. Georg von Frundsberg war übrigens bis in sein neunundzwanzigstes Lebensjahr Junker geblieben, ein Rang, der nach den zeitgenössischen Begriffen mit der Würde eines Befehlshabers schlechterdings für unvereinbar galt. Den Ritterschlag erhielt er erst 1504 durch Kaiser Maximilian auf der Wahlstatt von Regensburg, wo er den tapferen Böhmen, die in der bayerischen Fehde für die Pfalzgrafen kämpften, ein Fähnlein erstritten und als seine erste Trophäe in der St. Annencapelle der Kirche von Mindelheim aufgehängt hatte. Erst dieser Ritterschlag hatte ihm die äußere Eignung zu den eigentlichen Befehlshaberstellen gegeben, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Frundsberg, als er 1506 den Fahnen von Oesterreich und Burgund wider Carl von Egmond und den französischen Anhang in Lüttich folgte, dahin an der Spitze eines oder einiger Fähnlein gezogen sei. Schon lange vor dieser Zeit, wie es scheinen möchte, ein Jahr nach dem Schwabenkriege, hatte er sich mit Catharina von Schrovenstein vermählt.

Die Unmittelbarkeit des Verkehrs mit dem Landsknecht und der dauernde Aufenthalt in dem Dunstkreis seiner Vorstellungen, Freuden und

Leiden war für die eigenthümliche Entwickelung der Führertalente Frundsberg's zu einer wahren Hochschule geworden. Die Katastrophen von 1499 hatten ihm zwar die Schadhaftigkeit der Schöpfung Kaiser Maximilian's enthüllt, aber die Quellen im Dunkel gelassen, in welchen sich das Gift ihrer Verderbniß erzeugte. Erst dies Zusammenleben mit dem Landsknecht hatte ihn die unverstandene Eigenart seiner Natur begreifen und die eigenthümlichen Antriebe ergründen gelehrt, welche fähig gewesen sind, denselben aus einem anstelligen und geduldigen Kriegsmann im Verlauf einiger Stunden zu dem unbändigsten und gewaltthätigsten Meuterer umzuwandeln.

Kaum dürfte je ein anderes Volk aus seinem Schooße ein so merkwürdiges Geschöpf geboren haben, als es an der Scheide des 15. Jahrhunderts der deutsche Landsknecht war. Eine abenteuerliche Mosaik von Fehlern und Tugenden, Selbstsucht und Edelmuth, Verworfenheit und Ritterlichkeit, Gelehrigkeit und Indolenz, Glauben und Verneinung, List und Einfalt, das ganze Wörterbuch der einander am schroffsten entgegenstehenden und einander ausschließenden Eigenschaften lag in seinem Wesen kraus durcheinander. Die grübelnde Grämlichkeit des lebenssatten Spötters, der den Glauben verlor, der Hoffnung entsagte und in seinem Herzen nicht eine einzige wärmere Regung barg, verschwisterte sich mit dem glühenden Schwunge eines Schülers, dessen Phantasie die Thaten Tancred's und Boemund's erhitzt. Diese einander tausendfältig kreuzenden Widersprüche waren der getreue Widerschein der eigenartigen Eltern, denen der Landsknecht sein Dasein zu verdanken hatte. Das zusammenbrechende Mittelalter und eine noch formlose, doch bei allen Thüren und Fenstern hereinbrechende neue Zeit, eine alternde gichtbrüchige Mutter und ein unreifer Vater haben in der ungleichen Verbindung seinen Zügen die müden Furchen des Alters und die blühende Röthe der Jugend gleichzeitig aufgedrückt. Die charakteristischen Eigenheiten einer entschwindenden und die charakteristischen Eigenheiten einer kommenden Zeit reichten in der Landsknechtsnatur den charakteristischen Eigenheiten dreier verschiedener Stände die Hand, die sich, nach tausendjähriger Sonderung zum ersten Male in gemeinschaftlicher Gleichheit und in Einem Interesse wieder zusammenfanden. Die phantasievolle Ritterlichkeit mischte ihre heiteren aber verbleichenden Farben in die dürren Linien der nüchternen Berechnung eines jungen, frisch emporwachsenden, aber harten und geistreichen Geschlechtes. Der unehrerbietige, gewaltthätige und himmelanstürmende Geist des neuen Zeitalters verband sich mit der Sittenlosigkeit des alten und dem Absonderungsstreben von der gemeinen Sache, die dunkle Ueberzeugung von der Fäulniß des mittelalterlichen Erbes mit dem starren Festhalten an den alten überkommenen Formen. Jeder Stand hatte die volle Summe seiner beson-

deren Unart unter die Fähnlein mitgebracht, aber nur einen Bruchtheil seiner besonderen Tugenden. Der vornehme Dünkel des Adels verbrüderte sich darin mit der haarspaltenden Streitsucht des Städters und mit dem mißtrauischen Trotze des Bauers. Bei schwerem Säckel und gefüllten Schüsseln voll leichtblütiger Munterkeit, Witz und Schwänke, im wilden Taumel das „Heute“ genießend, weil das „Morgen“ ungewiß; seiner abgehärteten Mannhaftigkeit sich bewußt und auf diese bis zur Vermessenheit pochend; jetzt, ein wüster Trunkenbold, seine Fröhlichkeit, Spott und Verdruß in tausend Gesängen aushauchend, aber sorglos, herzlich warm und dankbar; morgen, im Elend, voll Eigensinn das Gute von sich stoßend, weil das Beste unmöglich, eigennützig, gefühllos, geldgierig, ein unbändiger, streitsüchtiger und meuterischer Geselle; bald sich mit seinem Stande brüstend, wie mit seiner besten Eigenschaft, bald diesen Stand verwünschend, und dennoch unfähig, dessen aufregenden Fährlichkeiten zu entsagen und in den Kreis des eintönigen Friedensgewerbes zurückzukehren, — war der Landsknecht je nach Art der Antriebe und der momentan in dem Fähnlein tonangebenden Elemente, heute dies, morgen jenes, bald von der Gemeinheit, bald von der Vornehmheit verletzt, bald sich in seinem Rechte gekränkt haltend, bald wieder grundloses Mißtrauen schöpfend, in nichts unwandelbarer als in Launenhaftigkeit und in einer dauernden inneren Auflehnung gegen Kriegsherr, Pflicht und Befehl.

Während der niederländischen Kriegszüge hatte Frundsberg den Landsknecht in dem ganzen Reichthum dieser Widersprüche studiren können. Er hatte sehen können, wie Ehre, Pflicht und Vaterland für denselben zu Begriffen geworden, leer an Inhalt und Bedeutung; wie er bei jedem Kriegsunternehmen sorgfältiger prüfte, wie viel wohl dabei „hinter sich zu schlagen sei“, und wie er seinen ganzen Sinn nur darauf gestellt zu haben schien, die Noth seiner Fürsten in klingende Münze umzuschlagen und jede Schlacht oder jeden Sturm insbesondere sich bezahlen zu lassen; wie er, um des Preises sicherer zu sein, dem Feldherrn am Vorabend des Treffens durch seine Ambosaten die Daumschraube anlegen und trotzig mit Verweigerung des Gehorsams drohen ließ, wenn ihm der Sturmsold versagt werden sollte; wie er den blutig verdienten Lohn, der ihn während eines ganzen Monates hätte nähren sollen, in lärmenden Gelagen lüderlich verjubelte, und alsdann, von Hunger und Elend gepeinigt, den letzten rothen Pfennig in den Würfelbecher warf, um für seinen entnervten Säckel mit unehrlichem Kunstgriff neues Füllsel zu erjagen; wie er, ein betrogener Betrüger, seinen Unmuth in rechthaberischem Streite entlud, Zwiste an Zwiste spann, Parteiung und Zügellosigkeit in's Heer streute, seine Befehlshaber

zu scharfer Rüge zwang, sie mit dem ganzen Haufen in Widerstreit setzte und das Heer zum Gehorsam, die Führer zur Befehligung unfähig machte.

Ohne Zweifel war ein guter Theil dieser Unart in dem Charakter der Nation und in der Natur des Institutes selbst begründet. Wer kann im Ernste darüber sich verwundern, daß Männer, welche ohne jedweden höhern Beweggrund, und nur des Erwerbes halber, ihr Leben im öffentlichen Dienste preiszugeben sich entschlossen, nicht eifrig hätten wünschen sollen, für die Waare, mit der sie dabei Handel trieben, die höchsten Preise herauszuschlagen? Ihr Kriegsdienst war lediglich Sache eines Vertrages. Es war daher nur zu natürlich, daß sowohl jener, welcher den Vertrag anbot, als auch jener, dem derselbe angeboten ward, das stärkste Interesse hatte, die höchste Leistung zu dem niedersten Preise zu erhalten. Wenn es aber wahr ist, daß der Kriegsdienst des Landsknechts lediglich aus dem Gesichtspuncte eines kaufmännischen Vertrages beurtheilt werden muß, so war der Zwang, welcher den Fürsten trieb, seine Zuflucht beim Söldner zu suchen, unvergleichlich stärker, als es je der Zwang sein mochte, welcher den letzteren um die Fähnlein des Fürsten sammelte, während die Leistung, die der Soldknecht bei diesem Handel zu bringen hatte, gleichzeitig viel größer war, als der Preis, mit welchem der erstere ihn entschädigte; — es war die Aufopferung der bürgerlichen Beschäftigung, möglicherweise ein sieches Alter und die Gesundheit, ja das Leben selbst. Es kann deshalb niemand Wunder nehmen, daß der Landsknecht den Vortheil seines schwächeren Beweggrundes in der Weise eines gewinnsüchtigen Wucherers zu verwerthen und die ursprüngliche Unbilligkeit des Dienstvertrages durch seinen stürmischen Witz auszugleichen sich befliß.

Nicht selten hatte es sich übrigens auch gefügt, daß auf Seiten des Kriegsherrn den Verpflichtungen gegen den Söldner nicht mit der nämlichen Gewissenhaftigkeit entsprochen werden konnte, welche in Bezug auf Dienst und Gehorsam eben dieses Söldners dennoch in Anspruch genommen ward. Außerhalb des Vertragsverhältnisses hatte endlich dieser letztere weder gegen den Kaiser noch gegen das Reich irgend eine persönliche Pflicht, sondern nur Pflichten gegen sich selbst. Der Kriegsdienst war sein Broderwerb und zugleich jener Weg, auf welchem er mit größerer Bequemlichkeit größere Ansprüche zu gewinnen hoffte, als dies am Werkstuhle oder auf der heimathlichen Trift möglich geworden wäre. Was er heute nicht genoß, konnte er vielleicht nimmermehr genießen; was er heute entbehrte, war vielleicht unwiederbringlicher Verlust. Alle Beweggründe trieben ihn an, den Kriegsdienst als eine Art Meierhof zu betrachten, dessen Ertrag seine Klugheit steigern oder sein Leichtsinn mindern könne; und kein einziger Beweggrund

war in seinem Gemüthe lebendig, das Elend und die Gefahr des Krieges als sichere Mittel zum Siege zu betrachten. Jede Entbehrung erschien ihm vielmehr nur als ein Fluch voller Widersprüche mit den Pflichten gegen sich selbst und als schwere Versündigung gegen sein persönliches Glück.

Dieser Antagonismus zwischen dem Interesse des Kriegsherrn und des Kriegsknechts war, dem Vertragsverhältnisse nach, fast unversöhnlich. Während der ganzen Dienstdauer des letzteren gab es nicht einen einzigen Augenblick und in dem ganzen Dienstverhältniß nicht einen einzigen Punct, in welchem das gegenseitige Interesse in einander schmolz oder wenigstens sich näherte. War der Söldner gefügig, unternehmend und tapfer, so wuchsen die Aussichten des Sieges, dieser konnte zum Frieden führen und den Söldner seines Erwerbes berauben; war der letztere dagegen zu ungefügig und zu wenig tapfer, so konnte eine Niederlage, für ihn wenigstens, dasselbe Resultat haben. Ein Krieg, welcher große Entscheidungen mied und mit schwacher Flamme weiter glimmte, war daher die höchste Forderung, die ein Fürst im günstigsten Falle an sein Kriegsvolk zu stellen im Stande war.

Dieser absolute Mangel jeder Interessenverwandtschaft zwischen Kriegsherr und Kriegsvolk war das Grundgebrechen des Heerwesens Kaiser Maximilian's und die Urquelle von dessen fortschreitender Entartung. Der höhere Beweggrund des kaiserlichen Krieges war für den Landsknecht völlig unverständlich und der niedrige Beweggrund des letzteren dem kriegsherrlichen Interesse feindselig. Nur dieser Mangel an Interessengemeinschaft hat in dem kriegerischen Werthe des deutschen und eidgenössischen Fußvolkes jenen Unterschied erzeugt, dem die Entscheidungen von 1499 so bündig und überzeugend Ausdruck geliehen haben. Der Eidgenosse entstammte demselben deutschen Blute, das in den Adern des oberländischen Knechtes rann; die Scholle, welche jenen geboren, war nur durch das Rinnsal des Rheines von der Scholle getrennt, welche diesen erzeugt; und dennoch konnten sich beide auf dem Schlachtfelde nicht unähnlicher gewesen sein, als ob sie aus Spanien und Finnland dahin zusammengerückt wären. Der Grund dieser Unähnlichkeit war nur, daß der Eidgenosse in dem Kampfe von Antrieben durchglüht und getragen wurde, welche dem Deutschen mangelten. Mit Liebe hatte der Schweizer an seinem Gemeinwesen gehangen und sich der vaterländischen Gefahr wie einer persönlichen Angelegenheit angenommen. Den bäuerlichen Haß gegen die deutsche Ritterschaft, den die vorhergegangenen Geschlechtsfolgen aufgespeichert, hatte er mit frommer Ehrfurcht wie ein natürliches Erbtheil angetreten und als eine gemeinschaftliche Devise an seine Fahnen geheftet. Er wußte, daß der Ausgang des Kampfes nicht allein das Geschick seiner Cantonsverwaltung, sondern auch sein individuelles Geschick

bestimmen müsse; daß seine Niederlage hunderttausend Herzen betrüben, sein Sieg in hunderttausend Augen leuchten und ihm hunderttausendstimmigen Dank verdienen würde; er wußte, daß Zuchtlosigkeit im Lager, Feigheit auf dem Schlachtfelde ihn nicht allein im Heere, sondern auch in seiner Gemeinde und Familie ächten, ihm den Freund entfremden, die Achtung seiner Hausfrau rauben müßte, und daß es dann in den wildesten seiner Alpenthäler keine Schlucht und Höhle gäbe, die tief und finster genug wäre, ihn vor dem allgemeinen Fluche zu verbergen. Wenn er deshalb in den Kampf eilte, that er es im Dienste seines Vaterlandes wie in seinem eigenen. Das Interesse beider war ein gemeinschaftliches. Dem höheren Gesetze der Landesvertheidigung mußten sich unwiderruflich alle schwächeren, der Gemeinpflicht zuwiderlaufenden Interessen unterwerfen, denn Lohn und Strafe, Sieg oder Niederlage waren in ihren Wirkungen gemeinschaftlich und folgten seiner entsagenden Bescheidung oder Spännigkeit unmittelbar auf dem Fuße.

Auf Seiten der Deutschen war jedoch seit mehr als zwei Jahrhunderten weder von einer solchen Allgemeinheit der Antriebe, noch von einer solchen Unmittelbarkeit in der Rückwirkung von Sieg oder Niederlage eine Spur zu finden. Der Krieg für die Interessen des Reiches war eben so wenig der Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme des Volkes, als die Bebauung jeder einzelnen Hufe Landes ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme war. Jeder Grundbesitzer ackerte und säete, doch nicht um für Rechnung des Reiches, sondern um für den eigenen Gewinn zu ernten. Der Reichskrieg war der Acker und die Domäne des Kaisers, und die Bebauung eine persönliche Angelegenheit desselben. Das Interesse des Landsknechts daran war nur das Interesse eines Tagelöhners. Fand der Feldzug ein Ende, so kümmerte sich niemand um des Söldners künftiges Loos. Nach der letzten Schlacht wurde er dem Fürsten gleichgültiger als die letzte Hindin in dessen Gehegen. Kein Willkommruf rauschte ihm entgegen, wenn er siegreich heimkehrte, Fenster und Erker wurden nicht bevölkert, Tücher ihm nicht entgegengeschwenkt oder Kränze auf seinen Spieß geworfen; kein Hospiz erschloß die Thore, seiner verstümmelten Glieder zu pflegen; das Reich besaß keinen Dank für die blutige Mühe, womit er dessen Triumphe bezahlt, und der Kaiser kein Geld. Von argwöhnischem Mißtrauen begleitet, schlich der Landsknecht wie ein verdächtiger Tagedieb an den gehobenen Zugbrücken ungastlicher Schlösser, durch die entvölkerten Straßen furchtsam verschlossener Dörfer, an den Pforten reicher Klöster eine Schale schlechter Brühe erbettelnd, dem heimathlichen Weiler im Schwarzwalde zu, und die einzigen Laute von Theilnahme, die sein Ohr dort vernahm, fragten nicht nach der Ehre, die seine Mannhaftigkeit auf dem Schlachtfelde eingelegt, sondern nach dem Säckel voll ungarischer oder

holländischer Münzen, die er hinter sich geschlagen, oder nach den Ketten und Ringen, die er aus den Schränken des geplünderten Goldschmiedes erbeutet.

Es wäre vielleicht unrecht, zu behaupten, daß der Landsknecht so tief gesunken sei, um für sein Vaterland durchaus keine Liebe, für seinen Kaiser durchaus keine Hingebung zu besitzen. Selbst das roheste Herz ist nicht ganz ohne Empfindung für die Stätte seiner Geburt und für den Fürsten, dessen Auge über dieselbe wacht. Die Vaterlandsliebe des Deutschen war jedoch seit Zeiten von einer rein platonischen Natur; sie durch thatkräftige Aufopferung zu offenbaren, fiel dem Landsknecht eben so wenig bei, als seinen Monatssold zur Ehre Gottes in den Opferstock des nächsten Kirchleins zu werfen oder dem jammernden Dorfe am Abend zurückzustellen, was seine räuberische Hand am Morgen genommen hatte. Wer kann aber den Landsknecht für den Mangel opferfreudigen Gemeinsinnes in einem Zeitalter verantwortlich machen, in welchem die Besten seines Volkes für die Größe und den Ruhm des Reiches nichts als Gleichgültigkeit besaßen? Wenn es aber wahr ist, daß die deutschen Fürsten, wie ihre Enkel, jemals hatten vergessen können, daß die Größe ihres eigenen Hauses nur durch die Größe und den Ruhm des Reiches bedingt werde, so darf auch der Landsknecht nicht allzu bitter getadelt werden, daß er über dem eigenen des Reiches Vortheil aus dem Auge ließ. Niemand hat in seinem Herzen den Trieb zum Vaterlande gepflegt, niemand ihm die Größe seiner Nation zum Bewußtsein gebracht, niemand ihn stolz auf seinen deutschen Namen gemacht. Was Wunder, daß er sich um die deutsche Sache wenig kümmerte, keinen Stolz empfand, der Sohn seines Volkes zu heißen, und das kunstreiche Gewirbel seines Trommlers mit dem entsetzlichen Spotte geleitete:

„Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das römisch Reich;
Es sterb' heut' oder morgen,
Es gilt uns alles gleich."

Frundsberg hatte sehr richtig erkannt, daß der Söldner nur durch den Hebel einer großen Empfindung aus dem Pfuhle seiner Entwürdigung emporzuheben sei, und daß ein Mittel geschaffen werden müsse, das persönliche Interesse desselben am Siege und an der Niederlage mit dem öffentlichen Interesse auszusöhnen und zu verknüpfen.

Die Mittel und Handhaben, die zu solchem Ende dem Kaiser oder dem Feldherrn des Kaisers zu Gebote standen, konnten jedoch nicht armseliger sein. Niemand war im Stande, der deutschen Nation vaterländische Tugenden einzuhauchen und die Lebensüberfülle ihres localen Strebens dem großen Ganzen zuzuwenden. Der Kaiser konnte mit seiner Machtvollkommenheit weder in

die bürgerlichen Verhältnisse des Landsknechts hinübergreifen, um dessen gefügige Tapferkeit mit dem Danke der Nation zu belohnen, oder dessen Unwerth durch das Verdict der Nation zu strafen, noch konnte er die stärkeren Antriebe aus der Verschärfung seines Kriegsgesetzes schöpfen. Nirgend bot sich eine Pforte, das verkümmernde Institut mit dem fehlenden Geiste auszustatten. Die Regeneration schien geradezu eine Sache der Unmöglichkeit. Dennoch hatte das scharfe Auge Frundsberg's in dem Landsknechts-Charakter einen unbeachteten und unscheinbaren Zug erspäht, der ihm geeignet schien nach und nach dessen Natur umzukehren.

Die nämliche Trennung der unmittelbaren Interessen des Volkes von den unmittelbaren Interessen des Reiches, welche den Krieg der Nation entfremdet und zu einer persönlichen Angelegenheit des Reichsoberhauptes gemacht, war von dem Landsknecht selbst tief empfunden worden und hatte sich in einem Gefühle von Vereinsamung ausgesprochen, das der Einzelne häufig in wüster Völlerei und Genußsucht zu ersäufen strebte. Als der Taumel des Weins verraucht und die Hitze seines meuternden Kopfes verflogen war, hatte er das Bedürfniß nach jener Anlehnung, die ihm die Gleichgültigkeit seines Volkes versagt, jedesmal verdoppelt wieder empfunden. Niemand konnte in solchen Augenblicken für die geringste Wohlthat oder Freundlichkeit dankbarer sein. Mit Wärme hing sich sein rauhes Herz an jeden Führer, der sich die Mühe nehmen wollte, ihm mit redlicher Leutseligkeit entgegen zu treten. Schwerlich hat es jemals eine Zeit gegeben, in welcher der Kriegsmann individuell vereinsamter, aber auch bereitwilliger gewesen wäre, sich mit größerer Innigkeit an seinen Feldherrn zu schließen. Ritter Georg hatte erkannt, daß der Führer des Landsknechts-Regiments in der Lage sei, dem einzelnen seiner Knechte Familie und Vaterland zu ersetzen, und daß dieser letztere überaus bereitwillig sei, diesem Führer mit Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Verehrung heimzuzahlen. Er hatte erkannt, daß der Söldner nur durch jenen zu beherrschen sei, der sich seines Gemüthes bemächtigt, und daß nur jener dessen unbezweifelbare Tapferkeit an den höheren Willen binden könne, der zuerst dessen Herz zu fesseln verstanden habe.

Diese Erkenntniß verband sich in Frundsberg mit der Freudigkeit, ihr in allem Sinnen und Trachten nachzugehen. Keiner der siebenhundert Hauptleute, Fürsten und Herzöge, die sich im geldrischen Feldzuge dem Kaiser angeschlossen, war geeigneter, glänzenderen Ruhm und größere Volksbeliebtheit heimzubringen.

Eine merkwürdig glückliche Verbindung aller äußeren Bedingungen, Geistes- und Temperaments-Eigenschaften war in Frundsberg zusammengetroffen.

Die Natur pflegt in der Regel jedem ihrer Geschöpfe ein sehr begrenztes Maß von Kraft und Fähigkeit zu schenken. Hat sie dasselbe auf den Bau eines besonders großen oder besonders starken oder besonders schönen Modelles verschwendet, so muß sie bei der Ausstattung mit den Verstandes- oder Willenseigenschaften kargen. Auffallend große oder auffallend schöne Männer sind nicht selten auch auffallend beschränkte oder willensschwache Männer, während verkümmerte oder mißgeformte Gestalten sehr häufig ungewöhnliche Willenskraft, durchdringenden Verstand und schneidenden Witz zu beherbergen pflegen. Die reichere innere Begabung scheint in solchen Fällen nur die gerechte Entschädigung für die äußere Verkümmerung. Die Ausnahmen sind ziemlich selten, wo man jedoch auf dieselben stößt, gemeiniglich um so viel gewaltiger. Georg von Frundsberg war unter jedem Gesichtspuncte eine dieser glänzenden Ausnahmen gewesen. Die Natur hatte sich in einer ihrer Launen gefallen, dies eine Dasein mit einer solchen Fülle der seltensten Gaben auszurüsten, daß man in Zweifel geräth, ob ihre Absicht gewesen, die Form oder den Inhalt mit der verschwenderischen Freigebigkeit zu begünstigen. Sein Kopf war genau nach denselben Proportionen gebaut, nach welchen sein Körper gebildet war. Die gewaltige Gestalt wurde von einem gewaltigen Geiste beseelt und von der Willensstärke eines Titanen beherrscht. Neben aller Riesenhaftigkeit ihrer Verhältnisse trugen Körper, Geist und Charakter das Gepräge einer gewissen Gedrungenheit, welche die außerordentliche Fülle der innewohnenden Kräfte noch außerordentlicher erscheinen ließ. Wenn aber schon die Stattlichkeit seiner äußeren Erscheinung ein hartes Geschlecht einschüchtern mußte, das, seiner rohen Kraft sich bewußt, nichts als die ungeschlachte Kraft mit ihrem Gefolge gewaltthätiger Eigenschaften zu bewundern gelernt hatte, so war die epigrammatische Bündigkeit seines kurzen, die Form launiger Denksprüche liebenden, aber den Grund der Sache wunderbar treffenden Wortes im höchsten Grade geeignet, dies Geschlecht zugleich mit Ehrfurcht vor einer höheren Ordnung von Kräften zu erfüllen, deren Wetterleuchten es in dem lichten Worte zwar sah, deren wirkliche Gewalt es aber nicht begriff und erst zu ahnen begann. Der geistige Blick Frundsberg's hatte eine merkwürdige, bis in den innersten Grund der Dinge und Menschen eindringende Schärfe und die Eigenthümlichkeit, in der Nähe eben so gut als in der Entfernung, das Kleine eben so genau als das Große, den Theil eben so vollständig als das Ganze mit allen Unterschieden zu erfassen. Er war einer der schärfsten Beobachter seiner Zeit; er konnte in den Gemüthern anderer lesen wie in einem offenen Buche. Die Räthsel und Widersprüche des menschlichen Herzens lösten sich vor seinem Auge wie einfache arithmetische Gleichungen auf. Wenn in der Organisation des Kopfes irgend

ein Mangel die schöne Harmonie seiner Geisteskräfte störte, so war es vielleicht nur die Schwäche der schöpferischen Kraft, die gewonnene neue Erkenntniß rasch zu neuen Anwendungsformen zu gestalten, ein Mangel, der bei der Einfachheit der Kriegshandlung jener Zeit selten fühlbar an die Oberfläche herausgetreten ist.

Das Gefühl jener schüchternen Scheu, zu welcher sich in der ersten Begegnung der Eindruck dieser Individualität insgemein concentrirte, sprang alsbald in unwillkürliche Bewunderung über, wenn man im nächsten Augenblicke gewahr geworden war, daß der gewaltigste und verständigste Mann des Heeres auch der biederste, ritterlichste, herzlichste und hülfreichste, und zugleich der einzige Mann des ganzen Heeres sei, der von der überwältigenden Macht seiner Begabung selbst nicht die mindeste Ahnung zu besitzen schien. Seine Art zu sein und sich zu geben, floß aus der liebenswürdigen Ursprünglichkeit einer hellen und gediegenen Natur und eroberte im Sturme Aller Herzen. Alle Eigenschaften, die geeignet waren, die Geister gefangen zu nehmen, reichten in seiner Individualität allen Eigenschaften die Hand, um auch die Gemüther in Fesseln zu schlagen. Klarheit und Besonnenheit lag in seinem Blicke, Wärme, Kraft und Bestimmtheit im Ausdruck, heiterer Ernst in Miene und Bewegung, im Ganzen Adel und der Zauber einer ruhigen Würde. Selten hat sich die ganze Herrlichkeit des deutschen Charakters in einer Persönlichkeit unverfälschter verkörpert als in Frundsberg. Die besten Seiten der germanischen Natur fanden sich darin in vollständiger Reinheit zusammen und hatten kaum einige ihrer Schwächen zur Gesellschaft. Er war wie eine Verherrlichung des edelsten deutschen Blutes und wie das Ideal eines deutschen Mannes. Jedermann entdeckte in seiner Individualität eine tiefinnere Verwandtschaft und Familienähnlichkeit, und was jeder für sein Bestes hielt, konnte er vergrößert in Frundsberg wiederfinden. Die warme Innigkeit, die schlichte Einfachheit, die bescheidene Anspruchslosigkeit, die biedere Lauterkeit, die in vereinzelten Zügen unter den besten seiner Zeitgenossen verstreut lagen, hatten sich in seiner Brust zu einem unwiderstehlichen Verein herrlicher Eigenschaften verschwistert. Niemand konnte gegen seine Freunde treuer und herzlicher, gegen seine Feinde großherziger und ritterlicher, gegen sein Kriegsvolk rechtlicher und leutseliger, und gegen jedermann ehrlicher, offener, liebreicher und menschenfreundlicher sein. Niemand war bereitwilliger zu Selbstverleugnung und versöhnlichem Ausgleich und niemand unfähiger zu Aufwallungen des Gähzorns oder zu ungedämpftem Ausbruch lange verhaltenen Unmuths. Niemand konnte beim Gelage aufgeräumter, in mißlichen Läuften gleichmüthiger und schwänkereicher sein, ohne

dabei von der ruhigen Würde einzubüßen, die Frundsberg's äußerlich am meisten hervorstechender Charakterzug schien.

Man wird an der Gestalt Frundsberg's allerdings einige jener Eigenschaften vermissen, welche großen Feldherren selten gefehlt haben; doch man vermißt sie nicht deshalb, weil sie überhaupt nicht vorhanden gewesen, sondern weil der einfache Verlauf des Krieges sie weniger an's Licht gelegt und in Wahrheit auch weniger nothwendig gemacht hatte. Sicherlich aber besaß Frundsberg jene Charaktereigenschaften des Feldherrn, welche im allgemeinen als die seltensten gepriesen werden. Ihm war es ein leichtes, das innere Gleichgewicht und die Freiheit der Seele zu bewahren, wie ihn die Gefahren auch bestürmen mochten. Schwache Eindrücke waren ohne Einfluß auf seine Entschlüsse; nur unter den gewichtigsten Anstößen wurde sein Gemüth erregt und besaß dann in hohem Grade die Fähigkeit, diesen Erregungen sich mit ganzer Kraft zu überlassen. Die Ueberzeugung, die ihn mit ihrer Wahrheit durchdrungen, gab er niemals wieder auf. Kein widriger Eindruck, keine Zuflüsterung, kein Zufall, der ein weniger gestähltes Herz tief hätte erschüttern können, besaß genug Gewalt, seine Grundsätze wankend zu machen. Aber diese hohe Charakterkraft war von Eigensinn viel weiter entfernt, als es der Nordpol vom Südpol ist. Der Boden für solche Schwächen war in seinem Herzen nicht vorhanden, und jener, der sich von dem Elend und der Gefahr seines letzten Söldners den Löwenantheil vorzubehalten pflegte, seinen Willen freudig unter die bessere fremde Erkenntniß beugte, nie der Wahrheit sein Ohr verschloß, konnte eben so wenig einer engbrüstigen Selbstsucht als kleinlicher Eitelkeit fähig sein.

Desto überwiegender war in Frundsberg jener eigenthümliche Genius, der den deutschen Feldherrn jener Zeit weiter förderte, als es vielleicht aller Glanz des Napoleonischen Genies vermocht hätte. Dieser tief gemüthliche Mann, dessen herzgewinnende Wärme aus dem Innersten einer reichen und durch und durch lauteren Natur kam und ihm bei allen Poren entströmte, war der mannhafteste im Kampfe, der heiterste im Elend der Entbehrung und der mäßigste im Rausche des Sieges. Die Weise, in welcher er der Volksbeliebtheit nachtrachtete, besaß nichts Gemachtes und Bühnenhaftes. Der gesunde Sinn des Geschlechtes hätte falsche Wohldienerei als Mantel von Charakterschwäche abgelehnt. Frundsberg's Muth war nicht das Ergebniß besonderer individueller Antriebe oder besonderer Gemüthsrerregungen, sondern floß aus der Eigenart seiner Organisation und war derselben so eigenthümlich wie Härte dem Stahl. Nie war seine Begeisterung eine himmelan auflodernde, in einen Sprühregen von tausend leuchtenden Funken verprasselnde Flamme, sondern die ruhige, stetige Kohlengluth eines Meilers. Mitten in

dem Behagen eines reichversorgten Lagers war er selten witzig; die Lust zu Schwänken pflegte ihn zu überkommen erst wenn Noth und Gefahr anzuklopfen begann. Je größer die Forderungen wurden, welche die Unbill des Wetters, Frost, Schnee und Regen, oder die Hitze der welschen Schlachtfelder und das ganze Elend des Kriegslebens an die Langmuth des Landsknechts erheben mochten, um so freudiger war er bereit, jede Bequemlichkeit von sich zu werfen, und um so eifriger beflissen, am meisten zu entbehren und die freiwillige Last am stolzesten zu tragen. Mußte der Landsknecht auf sein gewohntes Zelt verzichten und sich auf's Stroh betten, dann lagerte sich Frundsberg auf den feuchten Boden; murrte jener über mangelhafte Zufuhr, dann zog Frundsberg die dürre Brodrinde hervor und ging munter zur Quelle, sie zum Mittagsimbiß anzufeuchten. Seit er die Landsknechtswehre umgegürtet, hatte er nie eine andere Rüstung oder Kleidung getragen als der letzte seiner oberländischen Knechte. Nur der Blechhaube hatte er die Helmzier aus bunten Federn angeheftet, dem Gegner zum Trutz, auf daß derselbe wisse, daß darunter ein Hauptmann sei. Sogar den Harnisch des Doppelsöldners, der im „ersten Blatte" stand, hatte er verschmäht und dennoch Allen voran vor dem ersten Blatte gestritten. Seine engere Heimath war auch die engere Heimath des oberländischen Knechtes. Das hohe Ansehen, dessen sich in Vorder-Oesterreich, Schwaben, Bayern und Tirol seine Familie erfreute, warf einen besonderen Schimmer auf die Tugend ihres edelsten Sohnes, und der widerhaarigste Landsknecht mußte sich gestehen, daß sein Hauptmann nicht aus Mangel sich mit der größeren Mannhaftigkeit brüste, sondern daß derselbe wirklich der mannhafteste des Haufens sei.

Die Ueberlegenheit in jeder Eigenschaft, womit der Geist der Zeit die kriegerische Gediegenheit wog, und welche Frundsberg fast unbewußt allenthalben zur Geltung brachte, schien, von einem solchen Gemüthe getragen, jedermann so selbstverständlich und natürlich, wie die Schwere dem Stein, die Wärme dem Feuer und dem Tage das Licht. Der geistige Druck auf Andere, welcher einer entschieden überlegenen Begabung innezuwohnen pflegt, verlor an der harmonischen Vollendung der ganzen Individualität, wie an der unbewußten Harmlosigkeit und adligen Empfindung die häufig peinlich beängstigende Wirkung. Frundsberg erschien immer, bei der ersten Begegnung wie im dauernden Verkehre, am ersten wie am letzten Tage, in der Ruhe wie in der Bewegung, beim kreisenden Becher wie im Getümmel der Schlacht stets sich selber gleich, stets aus einem Gusse und stets so groß, daß niemand auch nur einen Augenblick erhaschen konnte, in welchem er, in seiner Gegenwart, sich als Pygmäe nicht hätte betrachten müssen. Mit Ergebung beugte man deshalb das Haupt unter seine Autorität, weil man ins-

geheim empfand, daß man sich derselben auch widerwillig würde beugen müssen. Seine Ueberlegenheit erschien wie ein höheres Gebot, und der Widerstand dagegen wie eine Art unnatürlicher Auflehnung gegen ein unvermeidliches Geschick.

Bei dieser dem Charakter des zeitgenössischen Kriegswesens so angemessenen und in dieser Angemessenheit so reichen Begabung wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich Ritter Georg nicht bei jedem neuen Kriegszuge des Kaisers neuen Ruhm eingelegt hätte. Der geldrische Krieg hatte seinen Namen hoch über den Ruf aller andern Kriegshauptleute erhoben. Der Landsknecht hatte sein Idol in Frundsberg gefunden und sich zum Herold seines Ruhmes gemacht. Als die Ereignisse in Italien, wo Frankreich vor Jahren einen Krieg gegen Neapel erhoben aber nun gegen Mailand gelenkt hatte, das Reich (1508) zur Theilnahme herausgefordert, konnte Kaiser Maximilian keinen Kriegsobristen finden, dem er sein Fußvolk lieber untergeordnet hätte, als den Ritter Jörg. Sein Name erwies sich unter der abenteuernden Brüderschaft wie ein unwiderstehliches Panier; das rüstigste Kriegsvolk drängte sich um die Werbtische seiner Hauptleute und bat mit einer Inbrunst um Aufnahme in die Rolle des Mustermeisters, mit welcher es die größte Wohlthat nicht würde erfleht haben. Binnen acht Tagen, d. i. innerhalb einer Frist, in welcher man heutigen Tags ein schon bestehendes Regiment nicht würde feldrüstig aufstellen können, hatte Frundsberg sein Regiment geworben und auf dem Musterplatze vereinigt.

Schon während der Jahre, die den geldrischen vom italienischen Kriege trennten, hatte Kaiser Maximilian den kriegsverständigen Ritter näher an sich herangezogen und mit ihm emsig gearbeitet, „den Krieg in einen ordentlichen Staat einzurichten und zu fassen". Ein neuer Artikelsbrief und eine neue Bestallungsform waren das Ergebniß dieser Arbeit gewesen. Frundsberg hatte es für unerläßlich gehalten, das unmittelbare Interesse des Knechtes an Sieg und Niederlage mit dem unmittelbaren Interesse des Kriegsherrn einigermaßen in Einklang zu bringen. Sein verbesserter Artikelsbrief stellte fest, daß die gewonnene Schlacht den Soldmonat beschließe und daß Tags nach dem Siege ein neuer Monat beginne. Es lag aber auf der Hand, daß der Landsknecht, Angesichts dieses Zugeständnisses, zu Anfang jedes Soldmonates mit dem größten Ungestüm und ohne Rücksicht auf die Gunst der den Erfolg bestimmenden übrigen Verhältnisse zur Schlacht drängen, aber mit jedem ablaufenden Tage an diesem Ungestüm verlieren würde, derart, daß der Feldherr in den letzten 48 Stunden des erlöschenden Soldmonates sich ganz außer Stande sehen mußte, sein Fußvolk zum Schlagen zu bringen. Theils deshalb, theils aber auch, um dem Säckel des in regelmäßiger Geldnoth steckenden

Kaisers ein Unmögliches nicht zuzumuthen, wurde zugleich festgesetzt, daß der neue Soldmonat nach einem Siege nur dann anzuheben hätte, wenn die Schlacht vorbereitet, im Kriegsrathe vorher beschlossen oder mindestens durch den Herold öffentlich ausgerufen worden sei, und daß ein aus dem Stegreif errungener Sieg, dem weder Vorbereitung noch Kriegsrathsbeschluß voranginge, und der sich aus einem zufälligen Zusammenstoße ergäbe, in jenes Zugeständniß nicht einbegriffen sei.

Noch war es nothwendig, dem Kriegsknechte die Gewährleistung für die rechtschaffene Ehrlichkeit des Feldherrn und seines Kriegsrathes zu geben, der die Schlacht zu beschließen und die besonderen Gefechtsaufgaben unter Reiterei und Fußvolk zu vertheilen hatte, und zwar um so mehr, als der eifersüchtige Widerstreit dieser Waffengattungen gegen einander den allzeit mißtrauischen Landsknecht leicht zu dem Argwohn hätte veranlassen können, daß die Reiterei unbilligermaßen geschont und dem Fußvolk für den zugestandenen Schlachtsold die blutigste Arbeit des Kampfes zugeschoben würde. In der That mochte dieser Argwohn nicht immer eines guten Grundes entbehrt haben, insofern das Fußvolk im Kriegsrathe bloß durch einige seiner Hauptleute, die Reiterei dagegen nach altem Herkommen sogar durch einige ihrer erfahrensten Reisige vertreten gewesen war. Zu diesem Ende ward durch Frundsberg festgesetzt, daß fortan bei besonders gefährlichen Anschlägen oder unter besonders schwierigen Kriegsläuften auch „alte gemaine Knechte" in den Kriegsrath zu rufen seien, „damit kein Theil oder Parthey der andern die Schuld gäb oder verdenckhen möge, daß die anschläg gemacht werden nach gefallen der vbrigen oder andern Parthey. Vnnd ist allweg zu verhueten, daß nit vnwillen vnder den Regimentern, jhme selbs oder dem Khrigßuolckh entstehe."

Frundsberg hielt einerseits seinen Ruf, andererseits seine Macht über die Gemüther schon vor seinem ersten italienischen Kriegszuge so fest begründet und sich des allgemeinen Vertrauens so gewiß, daß er es kühn wagen zu dürfen glaubte, die Kriegsverfassung seines Regimentes nicht nur durch eine zuverlässigere Gewährleistung des individuellen Rechtes, sondern geradezu durch strammeres Anspannen der Zucht mittelst Schärfung des Artikelsbriefes zu verbessern. Damit jedoch die größere Strenge das unbändige deutsche Blut in ausländischen Kriegsdienst nicht treibe, mahnten kaiserliche Abrufungsmandate den abenteuernden Soldknecht und ehrvergessenen Ritter zur Heimkehr und zwangen ihn durch harte Strafen, seinen Arm dem vaterländischen Interesse dienstbar zu machen.

Als der verbesserte Artikelsbrief, der sich in fast ungeänderter Fassung bis 1569 forterhalten, vom Schultheiß auf den Musterplätzen Frundsberg's

zum ersten Male verlesen wurde, brach stürmischer Jubelruf aus dem Ringe der Landsknechte als Antwort entgegen, und das Wort: „Ritter Georg, der Landsknechte lieber Vater!" wurde daselbst geboren. Man vergaß des Zuwachses an Strenge über den Zugeständnissen, und das Band, mit welchem Frundsberg in Geldern den Söldner an sich gefesselt, wurde gefestigt und fast unlösbar gemacht. Er war seines Regimentes besser Meister, als jemals ein Anderer vor ihm. In der That, wenn es überhaupt in die Macht eines einzelnen Menschen gegeben war, den angebornen Widerstreit des Landsknechts gegen Kriegsherr und Befehlshaber zu besiegen, war Frundsberg dieser einzige Mann, der genug Scharfblick, Feingefühl, Kraft und Selbstverleugnung besaß, diese moralische Umwälzung zu vollführen. Seine Gefühllosigkeit für eigenes Elend, und seine Gefühlswärme für fremdes Leid und Freud hatte es ihm ohne inneren Kampf leicht gemacht, sich in seinem Sinnen und Empfinden mit dem Soldknecht zu amalgamiren und in dessen Denk- und Gefühlsweise so vollständig einzugehen, daß er mit ihm Eins und aus völlig gleichem Stoffe geworden schien. Der Söldling fand in der Weise Frundsberg's durchaus keine Nahrung für seine gewohnte, aber tief verborgene Auflehnung gegen den höheren Willen. Wenn aber, so lange es sich bloß um Dulden, Leiden und Entbehren fragte, niemand mit freudigerer Begeisterung auf den Standpunct des Landsknechts herabzusteigen und daselbst sich heimischer zu fühlen verstand, so hatte auch niemand eine größere Befähigung, den Landsknecht auf den höheren Standpunct des Feldherrn emporzuheben, sobald das Handeln selbst in Frage kam. Kein anderer deutscher Heerführer hatte es verstanden, in einer innigeren Beziehung zu seinem Kriegsvolk sich zu erhalten. In jedem gegebenen Augenblicke kannte Frundsberg dessen moralische Spannung und geistigen Zug. Diese Kenntniß war der ausschließliche Regulator seines ganzen Thuns und Lassens. Sie wies ihn, wie ein unfehlbarer Meilenzeiger, auf dem Wege zu dem guten Willen seines Landsknechts jedesmal zurecht. Sie zeigte ihm mit mathematischer Zuverlässigkeit den Augenblick, in welchem ein lustiger Schwank, und den Augenblick, in welchem ein freundlicher Vorwurf, das Beispiel oder die stolze, siegessichere Sentenz die gleich günstige Wirkung that. Der stetige Besitz dieser Kenntniß wurde zu seiner allenthalben hervorleuchtenden, sich niemals verleugnenden Sorge. Für diesen Zweck setzte er Alles in Bewegung und war zu jedem Opfer und jeder Selbstverleugnung bereit. So weit die menschliche Geschichte reicht, wird es in der That auch wenige Feldherren geben, die mit ihrem Kriegsvolk so sehr eines Sinnes gewesen sind. Was er begehrte, wurde von seinem Heere verlangt, was er tadelte, von diesem verdammt. Kaum jemals standen unter seiner Führung die Wünsche des Haufens in

wirklichem Widerspruch mit Pflicht und Gehorsam. Wenn je eine Kluft die Ueberzeugungen des Feldherrn und die egoistischen Instincte der Masse zu spalten drohte, so war er unermüdlich, den störrigen Haufen durch unmittelbaren Verkehr mit dem lebendigen Bewußtsein der erkannten Nothwendigkeiten zu durchdringen und den Einzelnen auf die lichte Höhe seines eigenen Gedankens emporzuziehen. Sogar seinem Genius und der ganzen Kraft seiner Ueberredungskunst war dies in allen Fällen nicht möglich; dann aber brachte Frundsberg tausend Mal lieber seine theuersten Ueberzeugungen zum Opfer und machte sich die Ueberzeugung des Landsknechts mit allen Consequenzen eigen, als daß er es gelitten hätte, daß ein schriller Mißton sich zwischen ihn und das Herz seines Kriegsvolkes dränge und dem höheren Gesetze der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens schade. So sehr war sein Sinn mit seinem Regimente verwachsen, daß in dem nämlichen Augenblicke, in welchem der Grimm einer durch Hunger und Verrath zu Wuth und offenem Aufruhr gestachelten Soldateska diese Harmonie unheilbar zerrissen zu haben schien, der schwarze Undank der meuternden Rotte das Herz des Feldherrn brach.

Erst die italienischen Kriege hatten den Ritter Georg in einen Wirkungskreis hineingestellt, der in keinem allzu schreienden Mißverhältniß zu seinen Fähigkeiten stand.

Diese endlosen Kriegszüge in's welsche Land sind sowohl für sein persönliches Geschick als für die Entwickelung des europäischen und insbesondere des österreichischen Heerwesens von der größten Wichtigkeit und bezeichnen den Anbruch eines der denkwürdigsten Abschnitte der europäischen Culturgeschichte.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts konnte Italien das glücklichste Land Europa's heißen. Ackerbau, Handel und Gewerbe standen in fröhlicher Aufblüthe und auf einer Stufe von Vollkommenheit gegenüber denselben Erwerbszweigen anderer Völker, wie sie heute zwischen den am meisten vorgeschrittenen und den am meisten zurückgebliebenen Nationen Europa's vielleicht nicht größer sein kann. Mit dem Gedeihen alles dessen, was das Leben erhält, hatte die Pflege alles dessen gleichen Schritt gehalten, was dasselbe verschönert. Während andere Völker ihre rohe und barbarische Sprache noch mühsam in die Formen einer naiven Kirchenhymne oder eines ungeschlachten Meistergesanges zwängten, hatte Dante das größte Erzeugniß christlicher Phantasie in die anmuthigen Formen der anmuthigsten Sprache der christlichen Welt gehüllt, und Petrarca dem wissenschaftlichen Erbe der altrömischen Civilisation das christliche Bürgerrecht ertheilt und in das Herz seiner Landsleute Begeisterung für die Schätze des Geistes verpflanzt.

Diesen allgemeinen Aufschwung von Wohlstand und Bildung mit seinem anheimelnden Gefolge heiteren Empfindens und Genießens hatte die glückliche Halbinsel der Rührigkeit seines unternehmungslustigen Volkes und den Segnungen eines vergleichsweise wenig gestörten Friedens verdankt. Seit zwei Jahrhunderten schien Deutschland seine italienischen Lehen vergessen zu haben. Kein Römerzug, keine Erschütterung tiefgreifender Art hatte in Welschland den Gang des allgemeinen Gedeihens verzögert und hingehalten. Sich selbst überlassen, war die innere politische Gestaltung des Landes den eigenthümlichen Gesetzen seiner Lage, Wohlhabenheit, Bildung und Verfeinerung gefolgt und hatte sich zu einem System selbständiger, frei neben einander bestehender Gemeinwesen mannichfaltiger Größe und Beschaffenheit gegliedert. Das allgemeine Wohlbehagen, welches Regierende und Regierte aus diesen Verhältnissen schöpften, hatte, durch den Ehrgeiz Einzelner vorübergehend gestört, eine Allgemeinheit des Wunsches nach Erhaltung dieser Verhältnisse und vor allem nach Befestigung jener Macht- und Besitzvertheilung hervorgerufen, deren wohlthätiges Ergebniß sich in den Segnungen des inneren friedlichen Gedeihens allgemein verständlich verkörpert zu haben schien.

So war der Gedanke eines politischen Gleichgewichtes, den einstens das altgriechische und macedonische Staatensystem als die wirksamste Schranke gegen Bestrebungen ehrgeiziger Selbstsucht und sicherste Gewährleistung eines selbstbestimmten politischen Daseins anerkannt hatte, in Italien wiedergeboren worden. In der Solidarität des allgemeinen Interesses an der Erhaltung des als gleichgewichtig anerkannten besonderen Besitzstandes fand die höhere Regel des sittlichen Gesetzes ein Instrument zur Ausgleichung widerstreitender Interessen. Wer diesem allgemeinen Interesse thätlich zuwider strebte, forderte die Reaction nicht nur des unmittelbar Verletzten heraus, sondern Aller oder mindestens doch aller zunächst Bedrohten. In dem Rechte des angegriffenen Staates fand sich das Recht aller andern mitangegriffen und die Gefahr des einzelnen wurde zu einer allgemeinen Gefahr. So hatte das System den Starken gezügelt und den Schwachen geschützt, und war es gleich in manchen Fällen nicht wirksam genug, Unrecht und Gewaltthat zu verhindern, so hat es diese doch eingegrenzt und zu bloß vorübergehenden Zuständen gemacht.

In diesem System der blühenden italienischen Staaten erfreute sich Venedig der höchsten Blüthe, des weitesten Einflusses und der größten Macht. Seine Flotten beherrschten das Mittelmeer. Während die Fahrzeuge Ferdinand's von Neapel, Genua's oder Isabella's von Castilien sich für schwere Summen Geleitsbriefe vom Großvesir Ishak-Pascha oder Kedük-Ahmed-

Pascha kaufen mußten, konnte Venedig seine Kauffahrer nach allen Häfen der Levante senden, ohne eines weiteren Schutzes zu bedürfen als der Flagge mit dem beflügelten Löwen. Der venetianische Besitzstand streckte seine Arme tief in den Orient hinein. Dalmatien, Corfu mit seiner Geschwisterschaar, Cypern, Candia, Morea anerkannten die Herrschaft der stolzen Inselstadt. Ravenna, Padua, Verona, Brescia, Vicenza, Bassano, Istrien, — Gebiete, die es entweder den kleinen einheimischen Dynasten, den Visconti oder dem Kaiser entrissen, gehorchten dem Löwen von S. Marco. Venetianische Schiffe verfrachteten die Seide von Bengalen und die Gewürze der Molukken von Alexandria, die Wohlgerüche Arabiens und die Wolle Persiens von Damaskus nach den Kaufhallen der Mercerien. Auf den Märkten von Kairo, Aden und Bassora geschah jede Berechnung in venetianischen Zecchinen. Die Börse von Venedig war das Herz des europäischen Handels. Paläste aus istrischem Marmor säumten den großen Canal, herrliche Kirchen spiegelten ihre vergoldeten Kuppeln in der friedlichen Lagune, und der Glanz der stolzen Signoria beschämte den Prunk der größten Könige der Welt.

Die eigentliche Macht Venedigs bestand jedoch nicht so sehr in diesem Reichthum, oder in jenem weitgestreckten Landbesitz, sondern in der Tugend seines Volkes und in der Weisheit seiner Räthe. Fleiß, Sparsamkeit und Unternehmungslust hatten das Volk, Ernst im Rathe, Strenge im Rechte, Standhaftigkeit im Unglück, Mäßigung im Glück, den Staat zu dieser Größe emporgebracht. Niemals hatte der Hader der Stände den inneren Frieden getrübt. Das venetianische Volk hatte unter den Völkern Italiens die meiste politische Reife, und die italienischen Völker hatten sie in Europa. Niemand auf der Halbinsel konnte sich einer glühenderen Liebe zu seiner Vaterstadt, einer tieferen Ehrfurcht vor ihren Sitten und Einrichtungen, so wie einer opferfreudigeren Hingebung an sein Gemeinwesen rühmen. Das politische System des Staates konnte sich an Weisheit, Fernblick, Folgerichtigkeit und Großartigkeit kühn mit dem politischen System des alten und des christlichen Roms messen. Es war seit Jahrhunderten vorgezeichnet und fortwährend nach einem Style weiter entwickelt. Was die eine Generation unvollendet hatte zurücklegen müssen, ward von der nachfolgenden mit gewissenhafter Treue weiter geführt und der nächsten zur Vollendung hinterlassen. Die staatliche Intelligenz war keine individuelle Intelligenz. Sie war weder von der Kraft und dem Talente, noch von der Schwäche und Talentlosigkeit des Gewalthabers abhängig; sie lag in der Unwandelbarkeit der ererbten Principien, in der unzerstörbaren Folgerichtigkeit der Anwendung und in der Allgemeinheit ihres Bewußtseins im Geiste des Volkes.

Diese überquellende Machtfülle hatte der venetianischen Politik seit den frühesten Zeiten alle Merkmale eines stetig um sich greifenden Ehrgeizes beigemischt, der sein Auge durch alle Lagen hindurch auf die unbestrittene Alleinherrschaft über Italien geheftet hielt. Venedig galt daher in dem politischen System Italiens als ein Staat von positiven Zielen und von positiver Politik, der seinen ehrgeizigen Zwecken weniger durch plötzliche Gewalt als durch kluge Ausnützung der Verhältnisse zuzustreben schien, und dem sich die andern Mächte von vorherrschend conservativen Interessen durch Vertrag zur gemeinschaftlichen Erhaltung des Friedens entgegengestellt hatten. Unter diesen Mächten des Widerstrebens standen Neapel, Florenz und Mailand oben an.

Trotz der überlegenen Masse der durch diese Verbündung geschaffenen Macht war jedoch unter diesen widerstrebenden Staaten gar vieles faul und ungesund.

Ferdinand von Neapel hatte die blutige Politik seines Vaters fortgesetzt und ihre grausame Härte noch durch den Hohn geschärft, mit welchem er den Adel niedertrat, so wie durch die unersättliche Habgier, mit welcher er den Bürger und Bauer plünderte. Fest schien im ersten Ansehen sein Thron begründet; aber den Adel erfüllte Grauen vor dem königlichen Mörder, und im Herzen des Volkes kochte Wuth gegen den königlichen Vampyr. Volk und Adel wandten ihre Blicke insgeheim Frankreich zu, woher einst das milder gesinnte Haus Anjou auf den Thron Neapels gekommen war.

Noch krankhafter war dieses Verhältniß in Mailand. Ludwig Sforza, il Moro genannt, hatte sich dort der Regierung bemächtigt und dem rechtmäßigen Erben, seinem Neffen Johann Galeazzo, nichts als den leeren Herzogstitel gelassen. Seine ungewöhnlichen Talente, durchdringender Scharfsinn, Gewandtheit im Unterhandeln, hatten ihn hoch über die Fürsten seiner Zeit gestellt, aber die Liebe seines Volkes ihm nicht zu geben vermocht. Nimmermehr konnte dies letztere es verwinden, daß der leutselige und großmüthige Usurpator den rechtmäßigen Herrscher in schimpflicher Unmündigkeit hielt und auf die Münzen Mailands auch das eigene Bildniß schlagen ließ.

In Florenz, dessen Macht nicht so sehr auf ausgebreitetem Landbesitze, als auf der Betriebsamkeit und Bildung der Bewohner beruhte, leitete der milde Einfluß Lorenzo's von Medici den Rath der freundlichen Stadt und wachte mit Ernst und Redlichkeit, daß der glückliche Frieden Italiens durch Aufrechthaltung des Gleichgewichtes nicht gestört werde.

So lange Lorenzo's ausgleichender Genius gewaltet, so lange hatte sich trotz Argwohn und Mißtrauen die Eintracht unter den widerstrebenden

Mächten wenigstens äußerlich behauptet. In dem Augenblicke aber, als er 1492 starb, brach auch das gegenseitige Mißtrauen offen hervor, und der Frieden Italiens begann in seinen Grundvesten zu wanken. Ludovico Moro fürchtete, daß Neapel, Florenz und der Papst sich zur Anerkennung seines Mündels und Neffen verbündet hätten und suchte seine Zuflucht bei der Signoria, d. i. bei jenem Staate, der nach dem Aussterben der Visconti offen nach der Herrschaft Mailands gestrebt, und den jeder einzelne italienische Staat als den furchtbarsten Gegner aller betrachtet hatte.

In der That konnte es auch nicht fehlen, daß dem Scharfsinne Ludovico Moro's die Gefahr der venetianischen Bundesgenossenschaft lange verborgen blieb. Bald schöpfte er Verdacht gegen die Redlichkeit der Signoria und verfiel in seiner politischen Vereinsamung auf das gefährlichste aller Rettungsmittel, eine auswärtige, kriegerisch überlegene Macht zu seinem Beistande nach Italien zu locken. Er bewog den König Carl VIII. von Frankreich, die verjährten Ansprüche des Hauses Anjou auf den Thron Neapels mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen.

Mit diesem Augenblicke war das gleichgewichtige System Italiens zertrümmert. Es hatten die Schafe gehadert und den Wolf bestellt, ihre Späne zu schlichten. Eine unabsehbare Reihe blutiger und zerstörender Kriege hatte begonnen. Der erste Feldzug hatte den zweiten, ein Krieg einen andern nothwendig gemacht. Die mittelalterliche Staatenordnung Europa's war aus ihrem Gefüge gerathen und rang unter furchtbaren Convulsionen, den Schwerpunct wieder zu finden, auf dem sie fortan ruhen und um den sie künftig sich bewegen sollte. Die politische Lage glich einem wahren Kaleidoskop; bei jedem Rucke zeigte sie sich in anderer Gestaltung, in neuen Verbündungen und Gegnerschaften. Mit jedem Kriege griff die Bewegung weiter um sich. Frankreich wurde zuerst von ihren Wirbeln erfaßt, dann allmälich alle anderen benachbarten und entlegenen Staaten, Spanien, Deutschland, England und die Türkei. Der ursprüngliche Anstoß zum Kriege war den Hadernden aus den Augen gerathen, und der fortschreitend wachsende Kampf hatte eine Fülle neuer Anstöße zu neuen furchtbaren Kämpfen geboren. Der ursprüngliche Preis des Streites war den ersten Ringenden bald aus den Händen gekommen und einem fremden dritten Staate als Beute anheimgefallen: der erste Urheber des Krieges ward von den Wogen des heraufbeschworenen Sturmes verschlungen und durch seinen ursprünglichen Bundesgenossen nicht nur der Ziele seines ränkevollen Ehrgeizes, sondern der Freiheit und des Ruhmes beraubt.

Jedes der einzelnen europäischen Völker war seit den Kreuzzügen mit seinen Sitten und Einrichtungen und mit seinem Heerwesen bis zu diesem

Augenblicke innerhalb der eigenen Grenze geblieben. Keines hatte die Angelegenheiten, die Vorzüge und Nachtheile in den Einrichtungen benachbarter Nationen genügend gekannt, oder wo es einer solchen Erkenntniß auch nicht ermangelte, daran Antheil genommen. Jetzt aber stießen diese Völker in Italien während langer Kriege auf einander. Jedes war mit einem Capital ihm eigenthümlicher, durch den besonderen Entwickelungsgang, Nationalität, politische Organisation und geographische Lage bedingter Kraftsumme, Tugenden und Fehler, Sitten und Gebräuche auf diesen gemeinschaftlichen Tummelplatz getreten und hatte sich dort anderen Völkern entgegengestellt gefunden, deren Heereskraft einen eben so selbständigen Entwickelungsgang zurückgelegt und sich in eben so eigenthümlichen Formen herausgebildet hatte. Eine neue Gedankenwelt hatte sich ihnen deshalb auf den Schlachtfeldern Apuliens und der Lombardei erschlossen und den Anstoß zu einer in der menschlichen Geschichte noch nicht gesehenen Bewegung gegeben.

In den ersten Zeiten menschlicher Vergesellschaftung, wo der Staatsbau noch urwüchsig und die Staatseinrichtungen nur der roheste Ausdruck der Nothwendigkeit gewesen, hatte die Sitte, die Tradition, der überkommene Brauch die Völkerentwickelung beherrscht. Jede Nation hatte nicht nur einen ihrer Eigenart entsprechenden Staat, sondern auch ihren eigenthümlichen Himmel und Gott, ihre Religion. Die letztere war gemeiniglich zugleich Sache des Staates, so wie dieser selbst Sache der Religion. Die Idee, welche die Staatsgesellschaft zusammenhielt, war häufig genug auch dieselbe Idee, welche das Glauben und Hoffen ihrer einzelnen Glieder beherrschte. Dieser innige Zusammenhang hatte den Völkern jedes Hinüberheben über die ererbte Ueberlieferung und überkommene Form ungemein erschwert. Der überlieferte Brauch hatte mit tyrannischer Strenge den Gang des öffentlichen wie des bürgerlichen Lebens vorgezeichnet und bestimmt. In derselben Form, in welcher die Vorfahren gebetet, gerathschlagt und gekämpft hatten, haben auch die Enkel beten, rathen und kämpfen müssen. Diese Tyrannei der ererbten Sitte hatte den Völkern des Alterthums zwar ihre Ursprünglichkeit unverfälscht bewahrt, aber auch die nationalen Gegensätze gegen andere Völker, und dies in solcher Schärfe, daß von einer inneren Verwandtschaft unter ihnen wenig die Rede war. Die friedliche oder kriegerische Berührung derselben hinterließ, weil Geist und Sitte schroff einander gegenüberstanden, auch keine bedeutende Rückwirkung auf die künftige Entwickelung derselben. Das treffliche Heerwesen der Römer wurde von benachbarten Völkern nicht nachgeahmt; sie gaben viel häufiger ihre politische Unabhängigkeit preis, als daß sie durch Nachbildung des überlegenen Kriegswesens ihrer Gegner für die Behauptung dieser Unabhängigkeit etwas gethan hätten.

Diese Herrschaft des überkommenen Brauches hatte erst durch die Verbreitung des Christenthums den Stoß erlitten, der sie in ihren tiefsten Grundfesten erschütterte, und unter dessen Nachwirkungen sie eines Tages völlig aus einander fallen muß. Unter dem milden Lichte der civilisatorischen christlichen Lehre hatte im Verlaufe des Mittelalters das Leben der europäischen Völker einen gemeinschaftlichen Grundton angenommen und sie selbst einander viel ähnlicher gemacht, als je zu Zeiten Cäsar's und der Imperatoren. Zwar hatte der fortschreitende Proceß des ausgleichenden christlichen Geistes den Entwickelungsgang der einzelnen Völker jener Eigenthümlichkeiten nicht entkleiden können, wie sie die örtliche Lage, geschichtliche Ereignisse, vorgefundene natürliche oder zufällige Verhältnisse oder das Talent der Fürsten hatten besonders bedingen mögen; aber sie waren in ihren thatsächlichen Zuständen keineswegs so weit aus einander gerückt, daß die innere Verwandtschaft nicht mehr kenntlich und ein allgemeiner Ausgleich nicht mehr erreichbar gewesen wäre.

Als endlich, mit erstaunlicher Gleichzeitigkeit, auch die mittelalterlichen Schöpfungen morsch in einander zu stürzen begannen, war die Empfindung von ihrer Unhaltbarkeit zu einem allerdings mehr oder minder abgeklärten, aber darum nicht weniger allgemeinen Bewußtsein geworden, und nur die Anschauung über jene Ordnungen getheilt, welche die zerfallenden zu ersetzen hätten. Eine wunderbare Empfänglichkeit für Fortschritt und Neuerung, eine gelehrige Bildungsfähigkeit, wie sie seitdem sich in solcher Kraft kaum jemals wiedergefunden, wurde darunter als der hervorstechende Charakterzug dem ganzen Zeitalter auf die Stirn gedrückt. Als daher die Nationen Europa's mit einem Capital in Form und Ausdruck mannichfaltiger, im Geist und Wesen jedoch ähnlicher und sich verwandter Entwickelungsresultate im Kampfe um ein einziges, von jeder selbständig angestrebtes Ziel, auf den Schlachtfeldern Italiens einander begegneten, hatte diese Begegnung geistig und moralisch einen Proceß hervorgebracht, jenem ähnlich, wie ihn die Chemie durch Mischung wahlverwandter Stoffe hervorzubringen pflegt. Der unterschiedliche Werth der mitgebrachten Eigenschaften und Formen kam an dem gemeinschaftlichen Werthmesser des Krieges mit der unwiderstehlichen Beweiskraft von Sieg oder Niederlage zum Vorschein und wurde für jeden Kämpfenden die unfehlbare Richtschnur für den Gang seiner künftigen Entwickelung. Wer die überlegene kriegerische Tugend und den größeren Fortschritt des Andern so sehr nicht anerkennen mochte, daß er solchen sich anzueignen strebte, der ward in dem Wettstreit unerbittlich überholt und mußte auf den Preis verzichten. Ein merkwürdiger Austausch und Ausgleich von Eigenschaften, Ideen, Tugenden und Fehlern, Formen, ja selbst Namen hob an und machte bald

den einseitigen Fortschritt zum Gemeingut Aller. Eidgenössische, deutsche, französische, spanische, italienische und albanesische Kriegsvölker hatten mit oder neben einander gekämpft. Die unablässig wechselnden Bundesgenossenschaften hatten heute die zu Verbündeten gemacht, welche noch gestern Gegner gewesen. In einem und demselben Heere waren häufig alle diese Nationen vertreten. Das deutsche Regiment schloß sich zwar von dem eidgenössischen, das spanische von dem französischen ab, aber jedes lernte von dem andern, prüfte dessen Bewaffnung und Waffengebrauch, Form und Weise, Sitten und Gebräuche und eignete sich freiwillig oder unfreiwillig dessen Vorzüge, mitunter auch dessen Fehler an. Dieser Austausch hatte die italienischen Kriege zu einem wahren Culturmarkte und zu der unübertrefflichen Kriegsschule aller europäischen Heere gemacht, auf welchem jedermann gab und empfing und in welcher jedermann Schüler und Lehrer zugleich war. In dem Zeitraume von fünf Decennien hatte die Kriegskunst in allen ihren Fächern und mit allem was daran hängt weit größere Fortschritte erzielt, als in dem ganzen vorhergegangenen Jahrtausend.

Die Kriegsmacht der italienischen Staaten, Venedig ausgenommen, war zu Anfang dieser Kriege in Europa vielleicht diejenige, welche den Namen einer solchen am wenigsten verdiente. Ihr hergebrachtes Kriegssystem beruhte auf eigenthümlichen Grundsätzen, welche, den einheimischen Ansichten und Verhältnissen zwar angemessen, von dem Kriegsbrauche anderer Nationen durchaus unterschieden waren. Der Waffendienst war in Italien nicht, wie sonst überall im Mittelalter, eine regelmäßige Beschäftigung des Adels oder des Staates, sondern lag ganz und gar in den Händen miethbarer Kriegshauptleute, die eine Anzahl schwergerüsteter Reiter in ihrem Solde unterhielten und ihre Dienste dem Meistbietenden verdingten. Die Streitmacht war dem Condottiere ungefähr dasselbe, was die Meierei dem Pächter ist, ein Capital, dessen Zinsertrag ihn nährte. Aus diesem Grunde lag es in dem augenfälligsten Interesse eines jeden dieser Kriegsobersten, sein Capital zu schonen und durch Aufwand unnütz nicht zu verringern. Der Condottiere suchte den Inbegriff aller Kriegskunst deshalb bloß in der Vertheidigung, doch keineswegs in der Vertheidigung von festen Plätzen oder günstigen Stellungen, sondern in Vertheidigung seiner selbst, auf daß seinem Körper durch die Waffen des Gegners nicht Unbill widerfahre. Die Kriegskunst war also dem Italiener gleichbedeutend mit der Kunst der Selbsterhaltung und wurde von Freund und Feind in diesem Sinne gleichmäßig geschätzt und jeder Verpflichtung gegen den Staat vorangestellt, der gezwungen war, bei dem Condottiere Zuflucht zu suchen. Die italienische Schlacht war deshalb ein wahres Possenspiel, bei dem die persönliche Gefahr der Kämpfenden nicht größer war als

bei der Nachmittagsbalgerei eines munteren Kirchenfestes. Das Treffen von Anghiari hatte, wie Macchiavelli erzählt, vier Stunden, das Treffen von Castracaro einen halben Tag gedauert; in jedem derselben war das Kampfgetümmel groß; das Schlachtfeld wurde zu mehreren Malen genommen und verloren; aber bei Anghiari gab es nicht einen einzigen Getödteten, bei Castracaro nur einen, der indessen nicht durch die Waffen des Gegners umgekommen, sondern unter dem Gewichte seiner Rüstung im Sumpfe erstickt war. So hatte der Italiener den Krieg aller Schrecknisse entkleidet und Muth und Tapferkeit zu werthlosen Eigenschaften gemacht. Als Carl VIII. mit einem abgehärteten Heere von hommes d'armes und Schweizern über die Alpen gestiegen war, konnte in Italien von einem Widerstande kaum die Rede sein. Die todesmuthige Verwegenheit der Franzosen erfüllte das Land mit Staunen und bangem Entsetzen. Sie waren bis nach Neapel gekommen, ohne daß, wie ein italienischer Geschichtschreiber bemerkt, eine einzige Lanze gebrochen oder ein einziges Zelt aufgeschlagen worden wäre.

Wenn aber der Italiener in allem was Mannhaftigkeit und ernsten Waffengebrauch betraf erst in der Schule der fremdländischen Heere sich zu einem ebenbürtigen Kriegsmanne heranbilden mußte, so hatte ihn auf der andern Seite sein hochgebildeter Geist befähigt, sich selbst zum Lehrer der Fremden in all' dem zu machen, was mit der Durchgeistigung dieses Waffengebrauches im Zusammenhang stand. Die Colonna, d'Alviano, Trivulzio, Petigliano waren den deutschen und französischen Feldhauptleuten in dem Umfassenden des Blickes, in Planmäßigkeit des Entwurfes, Zusammenklang des Handelns weit voraus. Die Mehrzahl der Schlachten der Mehrzahl der übrigen Nationen war bis dahin aus zufälligen Zusammenstößen hervorgegangen, und die Mehrzahl ihrer Siege war nicht das Resultat irgend einer Combination, sondern des blinden Ungefährs, der Zahlüberlegenheit oder einer überwältigenden, obwohl ungeschlachten Tapferkeit. Der Welsche unterrichtete sie fortan in der Kunst verschmitzter Anschläge, in Kriegslist, Ueberfall und Hinterhalt, in der Kunst den rechten Augenblick zur Schlacht zu fassen, und in der Kunst einer ungelegenen Schlacht auszuweichen, wie in tausend andern strategischen Kunststücken.

Während indessen der körperlich verkümmernde aber geistig rührige Italiener bloß jener kalten Begeisterung empfänglich schien, die in der gesteigerten Bewegung der Verstandeskräfte liegt, that sich der französische homme d'armes durch glühende Vaterlandsliebe, schwärmerische Anhänglichkeit an seinen König, heitere Ritterlichkeit, aufopferungsfreudigen Gehorsam und durch alle jene Eigenschaften hervor, welche die Kraft des Armes verzehnfachen, dem Handeln Schwung und Poesie, der That Glanz und Adel leihen,

und die herrlichen Triebfedern sind, dem Heere im Sturm der Schlachten und im Elend der Entbehrung die innere Spannung unvermindert zu bewahren.

Im Spanier jedoch war der deutsche Kriegsknecht auf seinen vollendetsten Gegensatz gestoßen; der Sohn der am wenigsten disciplinirten war auf demselben Wege dem Sohne der am meisten disciplinirten unter den europäischen Nationen begegnet.

Der Maurenkrieg, welchen Ferdinand und Isabella im vorletzten Decennium des 15. Jahrhunderts mit Zertrümmerung des Reiches der Abenceragen zum Abschluß gebracht, hatte den Spanier in den am höchsten gepriesenen kriegerischen Tugenden geschult.

Das Volk der verschiedenen Provinzen, durch unwegsame Gebirge und frühere Geschichte unter sich getrennt, ja häufig mit einander in Zwist, hatte bis zu diesem Augenblick ein Nationalgefühl nicht besessen. Der wilde Asturier war in Sprache und Sitten, Gefühl- und Denkweise von dem üppigen Andalusier vielleicht weiter entfernt, als heutzutage der Spanier von dem Franzosen. Der Krieg von Granada aber hatte die entlegensten Landestheile einer gemeinschaftlichen Thätigkeit unterworfen, gemeinschaftliche Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen erzeugt und zwar unter Einfluß gemeinschaftlicher Beweggründe der anregendsten Art. Der düstere Baske, der ernste Castilier, der wilde Hirte der Sierren und der verfeinerte Hidalgo von Sevilla kämpften Seite an Seite gegen ein Geschlecht, gegen dessen Religion, Sitten und Verfassung sie von dem tiefsten Widerwillen erfüllt waren, und das sie bis zur Vernichtung haßten. Dieser gemeinschaftliche Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind und noch mehr der gemeinschaftliche Sieg hatte das spanische Volksgefühl zu einem ungeahnten Schwung gehoben, in der Nation das herrliche Feuer der Vaterlandsliebe entzündet und die vor kurzem noch auseinanderstrebenden Theile des Reiches zu einer einzigen unauflöslichen Einheit verknüpft.

Der nationale, noch mehr aber der religiöse Charakter des Maurenkrieges hatte die Nation und das Heer zugleich disciplinirt. Die starke Beimischung religiöser Antriebe hatte die Leidenschaften des Kriegsmannes niedergehalten oder mindestens deren ungezügelten Ausbruch gedämpft. Niemal neigte der Spanier zur Unmäßigkeit. Wüste Orgien nächtlicher Schwelgerei, wie sie die deutschen Feldlager zu schänden pflegten, waren unter den Zinnen der Alhambra und Malaga's nicht zu erblicken. Das Würfelspiel, dem der Spanier leidenschaftlich fröhnte, wurde durch harte Strafen aus den Lagern verbannt. Da es an Ursachen fehlte, die Leidenschaften zu erhitzen, so war die Mannszucht musterhaft. Es herrschte der vollkommenste Gehorsam; Streit und Mißverständniß war Seltenheit; fast niemal wurde das Messer

gezogen, und Mönche und Geistliche hielten in verschiedenen Theilen des Lagers die Religionsübung mit aller Pracht des römisch-katholischen Gottesdienstes. Peter Martyr, der dem Maurenkriege als Augenzeuge beigewohnt, konnte nicht Worte finden, die Tugend des spanischen Heeres zu preisen und hielt sich im Lager des letzteren in einen nach Plato's Grundsätzen gebildeten Freistaat versetzt.

Die Heereskräfte, welche nach den ersten Erfolgen die allgemeine Begeisterung des Landes bei Granada vereinigt hatte, waren für jene Zeitverhältnisse ungeheuer. Die Führer lernten die Beurtheilung großer Verhältnisse, die Befehligung großer Heeresmassen, und reiften allmälich zu Feldherren ersten Ranges heran; die Befehlshaber kleiner Abtheilungen erkannten die Nothwendigkeit, einem gemeinschaftlichen Oberhaupte sich zu unterwerfen, und der Soldat wurde dahin gebracht, die planmäßige Uebereinstimmung seines persönlichen Handelns mit der allgemeinen Handlung als die erste Bedingung des kriegerischen Erfolges anzuerkennen. Der furchtbare el Zagal wurde sein Lehrmeister in List und in den verschmitzten Anschlägen des Guerilla-Krieges; der kreuzfahrende Söldner der Schweiz zeigte ihm den Vorzug des geschlossenen Fußvolkes gegen die bestgerüstete Reiterei und trug durch das Beispiel seiner Zucht ohne Zweifel zur Bildung jener unüberwindlichen spanischen Fußmannschaft bei, von der sich sagen läßt, daß sie unter dem großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova und dessen ebenbürtigen Nachfolgern im Verein mit dem Landsknecht das Schicksal der Christenheit auf ein halbes Jahrhundert hinaus entschieden hat.

Die wahre Kraft des Heeres, mit welchem Carl VIII. die Alpen überstiegen, lag in den Ordonnanz-Compagnien der hommes d'armes und in den gevierten Gewalthaufen der Schweizer, d. i. in schwerer Reiterei und in schwerem Fußvolk. Das Heer jedoch, mit welchem ein Jahr später Gonsalvo de Cordova in Calabrien landete, besaß nur nach maurischem Muster geschulte leichte Reiterei und das mit dem kurzen Schwerte und Schild bewehrte leichte Fußvolk. Wie die Franzosen, hatten auch die Deutschen nur schwere Waffengattungen mitgebracht; doch schon durch die ersten Feldzüge wurde der Austausch vermittelt. Der Spanier hatte dem Franzmann und Eidgenossen die schweren Waffengattungen, der Deutsche und Franzose dem Spanier die leichten Waffen nachgebildet, so daß binnen kurzem das europäische Heerwesen, wie ehemals das römische, alle Waffenarten zur Vorbereitung, Entscheidung und Vollendung der Schlacht in sich umschloß und eine noch heute unverkennbare Formenähnlichkeit empfing. Dies erstreckte sich bis auf die Namen herab. Die deutsche Bezeichnung Regiment wurde von den Franzosen übernommen, dagegen etwas später das deutsche Fähnlein

durch die französische Compagnie verdrängt. Die romanischen Nationen nannten den gevierten Gewalthaufen bataglia oder bataillon, eine Benennung, der ebenfalls später die Ehre ward, im deutschen Heerwesen eingebürgert zu werden. Die Spanier nannten ihre Fußknechte soldatos, nach dem deutschen Worte Sold, die Italiener nannten sie infantes und das Fußvolk überhaupt infanteria, Bezeichnungen, die unsern Vorfahren höchst ungereimt und lächerlich erschienen, insofern der ernste deutsche Sinn sich dazu nicht verstehen mochte, „einen tapfferen, ernsthaften vnnd streitbaren Kriegßmann Infantem, d. i. Kind zu heißen" und mit dem Namen des unschuldigsten und wehrlosesten Wesens zu belegen — und so findet man fast in jedem europäischen Heere eine Menge Spuren, Namen und Bräuche, die aus dieser Periode der ersten großen Ausgleichung im Kriegswesen stammen.

Dieser nach Austausch der Entwickelungsresultate zielende Drang wurde seit dem italienischen Kriege zu einem stehenden Charakterzug der europäischen Heere. Er schlingt sich durch das ganze Jahrhundert in der Richtung des erhaltenen Anstoßes bis in den dreißigjährigen Krieg, der, ein Kampf theilweise ganz anderer Elemente, ganz andere Formen und Einflüsse hineingemischt hat, dauert unter wechselnden Anstößen, aber mit wachsender Stärke, bis in die Gegenwart, und wird wahrscheinlich ewig dauern.

So weit sich der Leser in diesem Ausgleichungsprocesse von Frundsberg entfernt glaubt, so nahe findet er sich demselben. Frundsberg ward durch den Krieg von 1508 mitten in die großartigsten Verhältnisse desselben gestellt und blieb darin mit kurzen Unterbrechungen durch volle zwanzig Jahre stehen. Er war während der ersten Jahre einer der eifrigsten Kunden auf dem italienischen Culturmarkte, um während der späteren Jahre einer der wichtigsten Factoren desselben zu werden. Im Zusammentreffen mit den fremdländischen Heeren hatte er das rechte Werthmaß für die Mängel und Tugenden des deutschen Heerwesens gefunden, und an dem fremden Modell seinen Landsknecht die Gewalt jener Eigenschaften würdigen gelehrt, denen die rohe Tapferkeit desselben schon so häufig unterlegen war.

Mit vollem Rechte kann behauptet werden, daß ohne die lebendigen Anregungen der italienischen Kriegsläufte die große, durch Frundsberg's Artikelsbrief begonnene Umwälzung im Geiste des Landsknechtsheeres kaum jemals vollständig genug würde haben gelingen können. Der stete Wechsel von Waffenbrüderschaft und Gegnerschaft all' jener verschieden gearteten Heere hatte den Landsknecht die eigene nationale Eigenthümlichkeit verstehen gelehrt. Die angeborenen, damals wenigstens in den Formen noch sehr scharf ausgeprägten nationalen Gegensätze wurden in Frundsberg's Händen ein scharfer

Stachel zu Wettstreit und Nacheiferung. Die Schlachten Italiens hatten den schädlichen Widerspalt zwischen Fußvolk und Reiterei, wenn auch nicht beseitigt, doch sichtbar gemildert. Die ersten Feldzüge hatten auf der einen Seite der deutschen Reiterei den mittelalterlichen Charakter der Lehnsritterschaft genommen und sie ebenfalls in eine Truppe berittener, obwohl allerdings adeliger Doppelsöldner und Landsknechte verwandelt; auf der andern dem Fußvolk die allgemeine Anerkennung als Hauptwaffe der neuern Heere, die demselben vom scheidenden Mittelalter versagt worden war, in glänzender Weise gegeben. Aus dem Conflicte mit den höheren Volksclassen entsprungen, hatte der Fußknecht die herrlichsten seiner Siege bis dahin nur gegen die Reiterei erkämpft. Der Zweifel an dem wirklichen Werthe des Fußvolkes war Angesichts der Mißerfolge von 1499 in den Köpfen noch stark. Sogar Machiavelli, der große Florentiner Staatssecretär, dessen Scharfblick eine Reihe von Grundgebrechen des zeitgenössischen Kriegswesens aufgedeckt, konnte über das Gefühl der Unterordnung des Fußvolkes unter die Reiterei nicht hinüberkommen. Nur wenige deutsche und spanische Feldherren, wie Gonsalvo de Cordova, Frundsberg, Rudolph von Anhalt, Leyva, Pedro de Navarra, Pedro de Paz, die aus einer größeren Nähe in den Grund der Dinge geblickt, waren rasch zu der Erkenntniß durchgedrungen, daß die wahre Kraft eines jeden Heeres fortan in einem wohl disciplinirten Fußvolke zu suchen sei. Doch erst Italien hatte ihrer einsamen Ahnung die Bestätigung durch die lebendige That verschafft und dem altgewohnten Gange der Schlacht einen anderen Zuschnitt gegeben. Ebenbürtiges Fußvolk war jetzt auf ebenbürtiges Fußvolk gestoßen, und die Reiterei, an die Flügel der Schlachtordnung hinausgedrängt, ebenfalls bloß der Reiterei gegenüber gestellt. Der Stoß des Fußvolkes hatte den Kampf entschieden, der Stoß der Reiterei ihn vorbereitet und vervollständigt. So war die Reiterei von der ausschließlichen Beherrschung des Schlachtfeldes endgültig gestürzt worden. Jeder folgende Feldzug hatte die neue Wahrheit in größere Augenfälligkeit gestellt und der Erkenntniß auch des blödesten Landsknechts näher gerückt. Als dieser endlich gewahr geworden, daß in Wahrheit sein Gewalthaufen das Schlachtfeld zu beherrschen begänne, war auch in seiner Brust ein gewisses Interesse erwacht, die eigene Waffengattung in dieser Herrschaft zu behaupten.

Doch ungeachtet dieser überaus glücklichen Einflüsse, die sich noch weit und bis in die unscheinbarsten Ursachen verfolgen ließen, würde das Streben Frundsberg's, das Landsknechtsregiment zu einem Kriegsinstrument im besten Sinne des Wortes umzugestalten, darunter doch nur sehr langsam gefördert worden sein. Das Heer blieb selten während längerer Dauer bei

einander und verlief sich gewöhnlich schon nach sechsmonatlichem Dienste. Jene, die während des vorhergegangenen Feldzuges unter Frundsberg in Italien gedient, zogen im folgenden vielleicht gegen den Erbfeind christlichen Namens nach Ungarn, oder gegen die Hoecks nach den Niederlanden, oder, den Abrufungsmandaten zum Spott, zu den Embsern in die Feldlager des Königs von Frankreich. Der im ersten Feldzuge durch Frundsberg zugeschulte Stamm war im zweiten häufig sehr zusammengeschrumpft und selten mächtig genug, die hinzuwachsenden neuen Elemente mit seiner größeren Tugend zu durchdringen. Frundsberg hatte erkannt, daß der kosmopolitische Charakterzug, welcher schon zu jenen Zeiten der deutschen Nation eigen war, die erwachende nationale Empfindung ohne Mithülfe eines höheren Beweggrundes oder einer tieferen Leidenschaft, deren Gluth die kosmopolitischen Einflüsse verbrannte, schwerlich zu einer nachhaltigeren Kraft würde erstarken lassen. Diese Leidenschaft fand sein Auge im italienischen Kriege wirklich heraus, — es war der deutsche Haß gegen die sieggeblähten übermüthigen Schweizer.

Mit jedem Versuche, den die österreichischen Herzöge seit Kaiser Albrecht's Zeiten zur Wiederherstellung ihrer Botmäßigkeit über ihren ursprünglichen schweizerischen Hausbesitz gemacht, war dieser Haß gewachsen, aber er hatte nur den deutschen Adel zu seinem vorzüglichsten Träger gehabt. Erst die verhängnißvollen Entscheidungen von 1499 hatten denselben auch den andern Volksclassen mitgetheilt und so sehr zu einer nationalen Leidenschaft verallgemeinert, daß es im Reiche vielleicht keinen Stand gegeben hat, der das bittere Gefühl der verspotteten Ohnmacht Deutschlands nicht durchgekostet hätte. Aber in keinem Winkel des weiten Reiches hatte sich dieser Haß zu einer solchen Leidenschaftlichkeit erhitzt, als in jenen Gebieten, in welchen Frundsberg sein oberländisches Regiment mit Vorliebe zu werben pflegte. Gerade Tirol, das bayerische und schwäbische Oberland hatte im letzten Schweizerkriege durch die Eidgenossen den härtesten Schaden erfahren und seitdem auch bei feindlichem Verkehre das Andenken daran an dem Uebermuthe der siegesstolzen Nachbarn aufgefrischt.

Dieses Gefühles hatte sich Frundsberg nun bemächtigt und die träge Natur des Landsknechts mittelst desselben wie mit einer scharfen Geißel zur Rache und Vergeltung gestachelt. Die Fügsamkeit und selbstverleugnende Ausdauer, die der letztere ohne Zweifel versagt haben würde, wenn er sich bloß dem Franzosen oder Spanier gegenüber gesehen hätte, leistete er unendlich williger, seit er den Schweizer in der Nähe wußte, entweder aus Furcht vor dessen Spott oder aus Hoffnung auf Sättigung seines Hasses. Diese Leidenschaft hat den Landsknecht den Sieg über seinen unüberwun-

denen Gegner gelehrt und während einiger Decennien ihm selbst die Weihe der Unbesiegbarkeit gegeben.

Merkwürdigerweise waren gerade die italienischen Kriege, welche die kriegerische Tüchtigkeit des Spaniers vollendet und die kriegerische Tüchtigkeit des Landsknechts dem Kriegszwecke und Vaterlande dienstbar gemacht, für den eidgenössischen Söldner zu der üppigen Quelle eines unglaublichen Verderbnisses geworden. Seit dem Triumphe von 1499 hatte sich der schlichte und biedere Nationalcharakter dieses Volkes sichtbar verschlimmert. Gottvertrauen, Gehorsam, Mäßigkeit und Vaterlandsliebe, die das wahre Geheimniß ihrer Großthaten gewesen, hatte sich verflüchtigt, und der in Demuth und Bescheidenheit erfochtene Sieg das Volk mit Hoffart und Uebermuth erfüllt. Der Verderbniß der Volkssitte war die Habsucht und jedes andere Laster auf der Ferse gefolgt. Der fremdländische Kriegsdienst um Sold wurde allgemeiner Lebenserwerb. Das Land trieb in des Wortes schärfster Bedeutung mit seinem Blute Handel. Die Cantone beuteten, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, die Nachfrage lediglich aus, um die Preise zu steigern. Sie waren von Mailand, von Frankreich oder vom Papste bestochen, das Volk kannte die Bestechenden und die Bestochenen, und die Aufrechthaltung der wider das Reislaufen erlassenen Verbote fand keine Obrigkeit. Alles was in Ehren und Ansehen stand mischte sich in diesen schimpflichen Handel ein, und das ganze Land wollte endlich von nichts als von fremdem Solde leben.

Diese Verschlimmerung des Volkscharakters war mit der Verringerung des kriegerischen Werthes Hand in Hand gegangen. An die Stelle der ursprünglichen reinen Motive zum Kampfe war Habsucht und schmutziger Eigennutz getreten. Die Antriebe, welche den eidgenössischen Söldner um die Lilien von Valois schaarten, waren ganz von der Natur der Antriebe gewesen, welche den Landsknecht unter das burgundische Kreuz oder den Aar von Habsburg versammelten. Während aber jener weder von einer großen Idee, noch von einer großen Leidenschaft in den Kampf getragen wurde, warf der Landsknecht sein haßdurchtränktes Herz in diesen Kampf hinein und stritt deshalb mit der schärferen Waffe. Der Deutsche befand sich während der italienischen Kriege bald nach jeder Richtung in freudigem Fortschritt, der Eidgenosse im Rückschreiten. Jener stieg, durch die Bitterkeiten der Niederlage belehrt, von der Unart und Zügellosigkeit zu Zucht und Tugend auf, dieser fiel von einer hohen Stufe von Vollkommenheit rasch in desto tieferes Verderbniß zurück. Der schweizer Söldner zögerte, floß der Sold unrichtig, keinen Augenblick, seine Fahne zu verlassen und zum Gegenpart sich zu schlagen, wenn dieser reichlicheren Sold versprach. Er verrieth den Herzog von Mailand, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, um ihn bei Novara an Frankreich zu verkaufen;

er verrieth den König von Frankreich, um bei Dijon gegen ihn zu kämpfen; er verweigerte den Sturm fester Plätze, zwang den Feldherrn zur Schlacht, als eine solche gefährlich, und verweigerte die Schlacht, als sie geboten war. Fast könnte es scheinen, daß alle Störrigkeit und Maßlosigkeit, deren sich der Landsknecht auf den italienischen Schlachtfeldern allmälich entledigt, von den Schweizern aufgelesen worden sei, vergrößert durch allen Unrath, den die andern Nationen dort zurückgelassen.

Der tiefe Schweizerhaß des Deutschen hatte im wirklichen Kampfe die Formen eines begeisterten Wettstreites angenommen und seinen Sieg über den entartenden eidgenössischen Soldknecht erleichtert. Aber in dem Augenblicke, in welchem jener sein geduldiges Ausharren im Elende und seinen Gehorsam in den Schrecken der Todesgefahr durch den herrlichsten Sieg entgolten fand, hatte er den wahren Werth fügsamer Unterwürfigkeit und aufopferungsfroher Mühen desto inniger würdigen gelernt. Jeder Sieg hatte das Heer Frundsberg's in Kriegszucht, Geist und vertrauensvollem Aufblick zu der Weisheit seines Führers gestärkt.

So waren im Verlauf des italienischen Krieges im Landsknechtsheere feste Ueberzeugungen erstanden, hatten allgemach die Formen bleibender Ueberlieferungen angenommen, um endlich kraft der Flüchtigkeit der Kriegsorganisation bis zu einem gewissen Grade in das Eigenthum der Nation überzugehen. In der Schule Frundsberg's wurde die Kunst des Gehorsams gegen den Befehlshaber und die noch schwierigere Kunst der Befehligung gelehrt, es wurde darin Führer und Landsknecht erzogen und schließlich so weit gebracht, daß jeder Kriegsfürst mit dem Gewalthaufen der Landsknechte getrost und siegesgewiß den Schweizern entgegen ging.

Der landwirthschaftliche Credit in Oesterreich.

Von Professor Dr. Franz Neumann.

III.

Die Reformen des landwirthschaftlichen Creditwesens.

Die äußeren Merkmale, nach welchen sich beurtheilen läßt, bis zu welchem Höhepuncte der ländliche Credit eines Staates entwickelt ist, sind unserer Ansicht nach, doppelter Art. — Es giebt einerseits solche Thatsachen, aus denen nur mittelbarer und bedingter Weise auf den Credit geschlossen werden kann; dazu glauben wir die Intensität des Wirthschaftsbetriebes, den mehr oder weniger vollzogenen Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, so wie auch den Grad der Freiheit und Intelligenz beim eigentlichen Bauernstande rechnen zu können, weil diese Momente entweder ein ausgebildetes Creditwesen nothwendig voraussetzen oder mit der Entwickelung des Credites als regelmäßige Folgen verknüpft zu sein pflegen. — Andererseits läßt sich fast unmittelbar aus dem Betrage der Hypothekarschulden und aus deren Verhältniß zu allen in der Agricultur verwendeten Capitalien auf den factischen Zustand des ländlichen Credites schließen.

Wir wollen hier nicht in Untersuchungen der ersten Art eingehen, da sie unserem Gegenstande zu fern liegen und von berufenen Männern schon angestellt wurden. *) Wir stützen uns nur auf die aus allen bezüglichen Forschungen hervorgehende einstimmige Ueberzeugung: daß die heimische Boden=

---

*) Vergl. u A. Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung 1848 — 1858. Stuttgart und Augsburg, 1858, S. 544 ff. u. 564 ff. — Schmitt, Statistik des österr. Kaiserstaates. Wien, 1860, S. 168 ff. — Die Artikel von A. E. Komers über die Landwirthschaft Oesterreichs und von H. W. Pabst über die landwirthschaftliche Intelligenz in Oesterreich (Oesterr. Revue Bd. II. u. III. 1863).

production noch auf einer niederen Stufe steht, — daß der Bruttoertrag der Landwirthschaft Oesterreichs weit zurückbleibt hinter jenem von England, Belgien, Frankreich, Preußen und anderen Staaten, die sich doch viel geringerer natürlicher Vortheile erfreuen, — daß ein überwiegender Theil der productiven Bodenfläche extensiv bewirthschaftet wird, ja in ausgedehnten Gebieten geradezu brach liegt, — daß Intelligenz und Bildung in allen Schichten der Landbesitzer und Landwirthe mehr oder weniger fehlt — und daß endlich der befruchtende Einfluß des Geldes auf den Grund und Boden noch wenig gekannt ist, weil eine der Hauptbedingungen für Erhöhung des Bodenertrages, der landwirthschaftliche Credit, noch so vieles zu wünschen übrig läßt.

In noch mehr auffälliger Weise gelangen wir auf dem zweiten, directen Wege zu derselben Anschauung.

Es dient uns zu diesem Zwecke eine Zusammenstellung, welche das Justizministerium im J. 1858 ausführte, indem dasselbe bei allen Grundbuchs- und Hypothekenämtern Erhebungen pflegen ließ, die über die auf dem Realbesitze haftenden Hypothekarforderungen, beziehungsweise über den dabei üblichen Zinsfuß sehr interessante, wenn auch nicht ganz verläßliche Aufschlüsse gaben. Diese, bisher nur in den Hauptsummen und nach ganz anderen Gesichtspuncten bekanntgemachten Daten *) wurden uns durch das genannte Ministerium zur Verfügung gestellt. Zwar verhehlen wir uns nicht, daß deren Vollständigkeit besonders in Bezug auf Ungarn sammt Nebenländern eine sehr zweifelhafte genannt werden muß; so lange aber die, jetzt im Gange befindlichen Arbeiten der k. k. statistischen Central-Commission nicht abgeschlossen sind, enthält das Nachfolgende die einzigen authentischen Angaben über unseren Gegenstand.

Um speciell diejenigen Ziffern hervorzuheben, welche den landwirthschaftlichen Credit betreffen, haben wir, so weit es die Originaltabellen ermöglichten, den städtischen Realbesitz ganz ausgeschieden, die landtäflichen von den bäuerlichen Gütern getrennt, und durch Vergleichung der Hypothekarschulden mit dem Werthe des productiven Bodens die relative Höhe dieser Belastung ersichtlich gemacht.

---

*) Bei Czoernig, statistisches Handbüchlein, S. 53.

Auf dem ländlichen Besitze haftende Hypothekar-Darlehen und deren Verhältniß zum Bodenwerthe.

Kronland.	Hypothekar-Darlehen auf landtäflichen Gütern.	auf anderen Gütern.	Zusammen Millionen	Werth des productiven Bodens. Millionen	Procentual-Verhältniß der Belastung zum Bodenwerthe.
	Gulden österr. Währ.				
Oesterreich u. d. Enns	19,432,817	118,109,898	138	581	23.8
„ o. d. Enns	115,433,493	74,029,412	190	323	58.8
Salzburg	—	20,473,090	20	78	25.6
Steiermark	19,911,681	95,298,456	115	414	27.8
Kärnthen	11,774,657	24,841,421	37	135	27.4
Krain	6,619,451	24,408,690	31	172	18.0
Küstenland	28,341,418	18,910,686	47	110	42.7
Tirol und Vorarlberg	562,098	18,860,748	19	304	6.2
Böhmen	91,756,307	179,478,037	271	1,577	17.2
Mähren	30,508,407	76,927,624	107	706	15.2
Schlesien	—	23,865,357	24	110	21.8
Westgalizien u. Krakau	7,671,861	6,177,199	14 } 70	872	8.3
Ostgalizien	47,880,908	8,357,109	56		
Bukowina	—	3,791,776	4	73	5.5
Ungarn: Pest-Ofner V.-G.	—	20,003,234	20 } 74	1,708	4.3
Preßburger „	—	23,466,482	23		
Oedenburger „	—	11,812,807	12		
Kaschauer „	—	9,752,822	10		
Großwardein. „	—	9,249,805	9		
Siebenbürgen	—	26,718,020	27	330	8.2
Woiwodina, Serbien u. Temeser Banat	—	18,582,285	19	350	5.4
Kroatien, Slavonien u. Militärgrenze	—	7,990,973	8	423	1.9
Dalmatien	—	11,898,808	12	83	14.5
Venedig	—	134,518,883	135 } 141	721	19.6
Lombardei	—	6,300,000	6		
Monarchie	379,893,098	973,823,622	1,354	9,070	14.9

Seit Ende 1857, dem Zeitpuncte, aus welchem jene Erhebungen herrühren, haben vorzugsweise nur die Hypothekar-Credit-Anstalten einen erheblichen Einfluß auf den Boden-Credit genommen; denn Privatdarlehen kommen bekanntlich nur noch selten vor, die herrschaftlichen Waisencassen sind in der Liquidirung begriffen und die neuen gerichtlichen Institute dieser Art *) ohne praktischen Erfolg, die Sparcassen stationär. Wir können daher die vorstehende Tabelle bis zum heutigen Tage in der folgenden Weise annähernd richtig ergänzen:

*) S. die kaiserl. Verordnung vom 9 November 1858, R. G. Bl. Nr. 205.

Höhe der auf dem ländlichen Besitze haftenden Hypothekar-Darlehen bis Ende 1857	1354	Mill. Gulden Oe. W.
Hypothekar-Darlehen der galizisch ständ. Credit-Anstalt von Ende 1857—1863*)	4.6	" " " "
Hypothekar-Darlehen der Hypothekar-Credits-Abtheilung der österr. Nationalbank in demselben Zeitraume **)	41.4	" " " "
Hypothekar-Darlehen der ungar. Boden-Credit-Anstalt von der Eröffnung der Geschäftsthätigkeit bis Ende 1863	3.3	" " " "
Gesammtbelastung bis Ende d. Jahres 1863	1403.3	Mill. Gulden Oe. W.

Diese Ziffer für sich allein genommen, bietet aber noch gar keinen Anhaltspunct zu einer richtigen Beurtheilung; sie kann groß und bedeutend, sie kann aber auch klein und ungenügend sein. Nur durch entsprechende Vergleiche vermag man sich über ihre relative Höhe Klarheit zu schaffen.

Wenn man zunächst das Verhältniß der Hypothekarschuld der Landgüter Oesterreichs zu dem Werthe des productiven Bodens berücksichtigt, so ergiebt sich, daß der letztere nur beiläufig bis zu 15 Proc. belastet ist; sieht man aber auf die übrigen in der Agricultur regelmäßig verwendeten Capitalien, nämlich außer dem Grundwerthe von

Grundwerthe von	9070	Mill. Gulden Oe. W.
auf den Viehstand im Werthe von	1029.2	" " " "
die landwirthschaftlichen Geräthe u. Werkzeuge	278.0	" " " "
und die Wirthschaftsgebäude ***) .... rund	900.0	" " " "
so ist der Gesammtwerth aller Objecte, die zur Sicherstellung geeignet sein können, mindestens	11277.2	Mill. Gulden Oe. W.

und die Gesammtbelastung beträgt kaum den achten Theil, nämlich nur 12.4 Proc. davon. Diese Zahl ist also ein klarer Beleg dafür, daß der Credit in der heimischen Landwirthschaft nicht jene Bedeutung gewonnen hat, die wünschenswerth und für den Culturfortschritt unentbehrlich ist.

---

*) S. den früher citirten Rechnungsabschluß für das II. Semester 1863.

**) Der Gesammtbetrag der auf Landgüter geliehenen Summen betrug Ende 1856 2.7 Millionen fl. österr. W., was wir zur Berichtigung des auf S. 143 unseres II. Artikels vorkommenden Druckfehlers hier mittheilen; für Ende 1857 fehlen getrennte Angaben für Stadt und Land; nach dem Verhältnisse späterer Jahre dürfte in jenem Zeitpuncte die Zahl von 10 Millionen fl. österr. W. für Landgüter richtig sein.

***) Vergl. Czoernig, statistisches Handbüchlein, S. 55, und desselben Verfassers: Oesterreichs Neugestaltung, S. 564, wobei wir eine Rectificirung wegen des Wegfallens der Lombardei vorgenommen haben.

Eben so läßt sich die Unzulänglichkeit des Wirkens unserer verschiedenen Credit-Anstalten einsehen, wenn man den Antheil berechnet, welchen dieselben an der Gesammtbelastung bisher nehmen. Es entfallen nämlich nach den früher mitgetheilten Ausweisen

auf die Sparcassen . . . . ca. 60 Mill. Gulden Oe. W.
auf die eigentlichen Boden-Credit-Anstalten
mit Ende 1863 . . . . 73.4 " " " "
also zusammen nur . . . . 133.4 Mill. Gulden Oe. W.

d. i. kaum $^1/_{10}$, wogegen die übrigen $^9/_{10}$ aller Hypothekar-Darlehen durch Private und die Waisencassen gewährt worden sind.

Wenn wir endlich den Versuch wagen, zwischen der ganzen Hypothekenschuld Oesterreichs und anderer Länder einen Vergleich zu ziehen, so sehen wir ebenfalls, wie weit unser Vaterland im Realcredit zurück ist.

Dieser Vergleich kann nach der Unvollständigkeit der vorhandenen Erhebungen allerdings kein genaues Abwägen der Ziffer zulassen, er dürfte aber doch im allgemeinen ein richtiges Bild gewähren. Wir haben dabei mit vieler Mühe die verläßlichsten Quellen ausgewählt, die überhaupt zugänglich sind und gefunden, daß

in Frankreich bei einem Bodenwerth von 26,400 Mill. Gulden öst. W.*) die Hypothekenschuld 5,800 Mill. Gulden öst. W., **) also 22 Proc.;
im Königreich Italien bei einem Bodenwerth von 10,080 Mill. Gulden öst. W. die Hypothekenschuld 1,878 Mill. Gulden öst. W.,***) also . . . . 18.6 "
im Königreich Preußen bei einem Bodenwerth von 6,500 Mill. Gulden öst. W. †) die Hypothekenschuld 3,250—3,900 Mill. Gulden öst. W. ††), also . . . . 50—60 "

---

*) Vergl. Block M., Statistique de la France, II. p. 25; — Roscher, a. a. O. S. 338, führt eine höhere Ziffer an, weil er den Grundwerth und Gebäudewerth nicht getrennt hat.

**) S. Chégarny, Rapport, fait au nom de la réforme hypothécaire; — Block, l. c. p. 31. Der bedeutende Antheil, der von der oben angeführten Summe auf die gesetzlichen Hypotheken des Staates, der Gemeinden, Mündel u. s. w. entfällt, belastet nichts desto weniger den Grund und Boden.

***) S. Klun Dr. V. F., die volkswirthschaftlichen Zustände auf der apenninischen Halbinsel. (Oesterr. Wochenschr. 1864, S. 172 ff., nach Originalquellen.)

†) S. Engel, in der Zeitschr. des statist. Bureaus, 1861, und Viebahn, Statistik, II. S. 1028.

††) Nach Viebahn, a. a. O. II. 1010 — 1020, Mascher Dr. H., der landwirthschaftliche Real- und Gewerbecredit. Potsdam, 1863, S. 89, und Lette, die Vertheilung des Grundeigenthums 2c. Berlin, 1858, S. 81.

in Großbritannien ebenfalls durchschnittlich .... 50 Proc.; *)
dagegen in Oesterreich bei einem Bodenwerth von 9,070 Mill.
Gulden öst. W. die Hypothekenschuld 1,500 Mill. Gulden
öst. W. **), also .... 16.6 „
des Bodenwerthes beträgt.

Bei jedem Vergleiche erkennt man daher die Thatsache, daß der Grundbesitz in Oesterreich, trotz der hohen Ausbildung der Hypothekar-Gesetzgebung, verhältnißmäßig von seinem Credit zu geringen Gebrauch machen kann, und daß der Zufluß der Geldcapitalien zur Landwirthschaft lebhafter werden muß, wenn man zur intensiven Cultur, ja selbst nur zu mäßiger Benutzung der gesammten productiven Bodenfläche gelangen will.

Wenn wir uns die Aufgabe stellen, hier alle diejenigen Maßregeln zu besprechen, welche nach unserer Meinung als zusammenhängendes Ganzes durchgeführt werden müßten, um eine energische und rasche Reform des landwirthschaftlichen Creditwesens zu ermöglichen, so dürfte es nicht überflüssig sein, vorerst einem Einwurfe zu begegnen, den man uns mit scheinbarer Berechtigung entgegensetzen könnte.

Die Höhe des Capitalzinses richtet sich, — so wird man uns vielleicht einwenden, — immer und überall nach der Höhe des landesüblichen Zinsfußes, mit Hinzufügung einer entsprechenden Assecuranzprämie; so lange in Oesterreich der Staat selbst Geldcapitalien um 7 bis 8 Proc. kauft, so lange die sichersten Börsenpapiere, wie Grundentlastungs-Obligationen und Pfandbriefe mit voraus bestimmter Frist der vollen Rückzahlung noch 6 bis 7 Proc. rentiren, kann die Bildung von Hypothekar-Credit-Anstalten höchstens eine kleine Herabsetzung der Assecuranzprämie bewirken; billiger als zu 6½ Proc. wird jetzt niemand sein Geld auf lange Zeit verleihen; es werden daher auch alle Hypotheken-Gesetze und Credit-Institute dem Landwirthe zu keinem niedrigeren Darlehenszins verhelfen. Nun haben Autoritäten nachgewiesen, daß nach dem Bruttoertrag der landwirthschaftlichen Production in ganz Oesterreich für das Grundcapital eine durchschnittliche Nettoverzinsung von nur 2.6 Proc. erübriget, wobei das ganze Betriebscapital unverzinst bleiben würde; man gelangt sogar zu der betrübenden Schlußfolgerung, daß die Landwirthschaft Oesterreichs auf mehr als der Hälfte Ackerlandes ohne einen Nettoertrag, ja mit einem nicht unbeträchtlichen Schaden des Grundbesitzers, somit ohne Verzinsung des Grundcapitals betrieben

*) S. Lette a. a. O.

**) Um einen gemeinsamen Maßstab zu geben, wurde hier in runder Summe die ganze Hypothekenschuld, also auch die den städtischen Besitz betreffende, angeführt.

werde.*) Und auch abgesehen von diesen statistischen Schlüssen, die vielleicht auf mangelhaften Angaben beruhen könnten, ist doch zweifellos sicher, daß der Pachtzins im Durchschnitt höchstens eine Rente von 4 bis 4½ Proc. abwirft.

Diese Zahlen mit dem landesüblichen Zinsfuße verglichen, führen zu dem Ergebnisse, daß der Landwirth bei jedem aufgenommenen Darlehen einen jährlichen Verlust von mindestens 2 Proc. erleiden, also durch Hebung des Credites, durch Vermehrung von Capitalzufluß nur um so sicherer zu Grunde gehen müßte.

Glücklicherweise ist die Lage unserer Landwirthschaft keine so traurige, als man nach solchen Einwendungen glauben könnte. Die Grundrente steht im Durchschnitt allerdings sehr tief, allein desto regelmäßiger steigt der Werth des Grundcapitals. Wenn Engel diese Werthherhöhung in dicht bevölkerten Gegenden auf mindestens 1 Proc. jährlich veranschlagt, wenn dieselbe in Belgien durch Untersuchungen auf 1.₁ Proc. jährlich und in Sachsen auf 2.₅ Proc. jährlich berechnet wurde,**) so können wir bei den jetzigen Culturfortschritten Oesterreichs behaupten, daß auch hier der Werth rasch genug sich hebt, um die geringe Verzinsung zum größeren Theile durch eine fortwährende Capitalisirung auszugleichen.

Vergleichen wir, um diese Behauptung anschaulicher zu machen, den Landwirth mit dem Industriellen, so sehen wir, daß jener bei jährlicher Rente von 4 Proc. sein Anlagecapital in derselben Zeit vielleicht um das Doppelte erhöht, in welcher der Industrielle bei einer Rente von 8 und 10 Proc. schon den ganzen Werth des Anlagecapitals in Abschreibung bringen mußte. Nach Ablauf eines längeren Zeitraumes heben sich auf solche Art die Verschiedenheiten der Rente zwischen beiden fast so vollständig auf, daß der Landwirth auch in Bezug auf die Benutzung fremden Capitales mit dem Industriellen immerhin concurriren kann.

Außer der Compensation zwischen Rente und Erhöhung des Bodenwerthes darf aber auch nicht unbeachtet bleiben, daß die Durchschnittsziffer des Rohertrages zumeist deshalb so niedrig steht, weil der ganze Osten der Monarchie nur höchst extensiv wirthschaftet; so wie aber durch vermehrtes Betriebscapital und vernünftige Benutzung des Credites zur intensiven Wirthschaft übergegangen wird, hebt sich auch der Ertrag in einem günstigeren Verhältnisse.

---

*) S. Komers, die Landwirthschaft Oesterreichs, a. a. O. S. 172 u. 173.

**) S. Engel Dr. E., der Grundcredit und das Capitalsbedürfniß des Grundbesitzes; eine Denkschrift. Berlin, 1862. S. 46. (Nicht im Buchhandel.)

Und wenn auch die eigentliche Grundrente in Oesterreich, wie wir zugeben, niedrig ist und bleibt, so kann und wird doch der Unternehmergewinn beim rationellen Landwirthe hoch genug steigen, um dargeliehene fremde Capitalien zu $6\frac{1}{2}$ und 7 Proc. verzinsen und regelmäßig tilgen zu können.

Diese beiden Momente: das fortwährende Steigen des Anlagecapitales und die Möglichkeit, zumeist durch den Credit den Unternehmergewinn zu erhöhen, lassen es daher immerhin als eine praktische Aufgabe erscheinen, selbst und gerade beim jetzigen Geldmangel in Oesterreich alle Mittel zu prüfen, die etwa dem landwirthschaftlichen Creditwesen nutzbar zu machen wären.

Der landesübliche Zinsfuß wird zwar, wir gestehen es, auch für den Ackerbau nicht sogleich erniedriget werden; es werden aber vielleicht durch geeignete Reformen die wenigen einheimischen und viele ausländische Geldcapitalien dem Landwirthe in ähnlichem Maße zugänglich gemacht werden, wie sie es jetzt dem Kaufmanne und dem Industriellen sind.

Die Zeit der Wundercuren und Geheimmittel ist nicht nur auf dem Gebiete der Medicin, sondern für alle angewandten Wissenschaften längst vorbei; und wer heute versprechen würde, mit einem Streiche, oder durch neue Erfindungen eingewurzelte Uebelstände zu beheben, könnte mit Recht als Schwindler verrufen werden. — Zumal das Wesen des Credites und seine Function in der Volkswirthschaftspflege sind wissenschaftlich und praktisch so tief ergründet, so eindringlich durchforscht worden, daß sich kaum eine Form der Anwendung dieser Erfahrungssätze denken läßt, die noch nicht dagewesen, die absolut neu wäre.

Wir verzichten daher gerne auf das Verdienst der Originalität bei unseren Vorschlägen; auch nicht ein einzelnes Arcanum kann den Credit der Landwirthe Oesterreichs fördern und heben. Eine ganze Kette von Reformen, die Abhülfe in allen Theilen des Creditwesens und zumeist solche Einrichtungen müssen es sein, die sich anderwärts schon praktisch bewährt haben.

Um dieselbe Ordnung einzuhalten, welche wir in der vorangehenden Schilderung der gegenwärtigen Zustände Oesterreichs befolgt haben, besprechen wir mit der durch die räumlichen Verhältnisse gebotenen Kürze:

1. die Reform in den Grundlagen des landwirthschaftlichen Creditwesens.

Als wichtigstes Bedürfniß muß dabei die Einheit und Gleichförmigkeit der gesammten Hypothekar-Gesetzgebung bezeichnet werden,

und zwar sowohl, was das materielle und formelle Grundbuchsrecht, als auch was die Art der Anlegung und Einrichtung der Grundbücher betrifft. Wir möchten uns aber nicht bloß mit einer einheitlichen österreichischen Gesetzgebung begnügen, sondern ein allgemeines deutsches Hypotheken-Recht, als das fernere Ziel setzen, nach dem gestrebt werden sollte. Zwar wird sich niemand die Schwierigkeiten verhehlen, mit welchen man bei einem solchen Streben zu kämpfen hat; allein eben so wie es für die täglichen Bedürfnisse des kaufmännischen Verkehres dennoch möglich wurde, ein gemeinsames deutsches Handels- und Wechselrecht zu schaffen, wie eben jetzt ein gemeinsames deutsches Obligationenrecht berathen wird, so dürfte auch der Verkehr mit dem Werthe von Grund und Boden, mit den Hypotheken und Pfandbriefen einmal eine ähnliche Erleichterung verdienen, die vielleicht minder dringend, aber nicht minder wünschenswerth ist, als jene anderen Bestrebungen zur Einigung der materiellen Interessen.

In Beziehung auf die zuvörderst nothwendige Gleichförmigkeit des Hypothekenwesens in der österreichischen Monarchie steht für die nächste Zeit die Vorlage eines Gesetzentwurfes an den Reichsrath bevor, der aber natürlich, ohne Rücksicht auf Deutschland, nur bei uns selbst die bedauerliche Lücke ausfüllen soll. Das Justizministerium hat nämlich schon im vergangenen Jahre allen Landtagen einen neuerlichen Entwurf eines allgemeinen Grundbuchsgesetzes und einer Grundbuchsordnung zu dem Ende mitgetheilt, daß dieselben sich äußern, ob und welche Anstände mit Rücksicht auf eigenthümliche Verhältnisse der Provinzen einzelnen Bestimmungen des Gesetzes entgegenstehen. Die Landtage haben theilweise in der vorigen, theilweise in der diesjährigen Session diese Vorlagen berathen, und es erübriget daher jetzt deren endgültige Redaction für die nächste Versammlung des Reichsrathes.

So sehr die localen Rücksichten der einzelnen Kronländer bei den Ausführungsmodalitäten und bei Nebenfragen Beachtung verdienen mögen, so halten wir es dennoch für eine unvermeidliche Bedingung der gesunden Reform des Hypothekenwesens, daß die Principienpuncte mit strengster Gleichförmigkeit für alle Theile des Reiches aufrecht erhalten werden, um dem Boden-Credit überall die nämliche gesetzliche Sicherheit zu geben, und dem Capitalisten einmal siebenbürgische und tirolische Hypotheken juridisch eben so verläßlich erscheinen zu lassen, als die österreichischen oder galizischen; um also das Capital nicht wegen gesetzlicher Mängel von jenen Puncten abzuhalten, wo es vielleicht gerade am nöthigsten ist.

Neben diesem unleugbar bedeutendsten Postulat einer Reform der Grundlagen des Real-Credites, treten aber noch viele andere Wünsche in den Vordergrund, die eine principielle Wichtigkeit haben.

Bei der ohnedies mustergültigen Anerkennung des Grundsatzes der **Publicität**, welche auch in den neuen Regierungsvorlagen aufrecht erhalten ist, glauben wir über diesen Theil der Hypothekar-Gesetzgebung kein Wort verlieren zu sollen; dagegen scheint uns das Princip der **Specialität** noch nicht ganz ausreichend gewahrt. Wir halten es für dringend nothwendig, den Mangel der gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen (s. I. S. 136) durch die positive Verfügung zu ergänzen, daß Darlehen oder Forderungen, welche auf Geldsummen lauten, nur insofern zur Erwerbung des Pfandrechtes einzutragen sind, als der Betrag ziffermäßig angegeben wird, und daß andere Forderungen, insbesondere solche, welche aus einem Wechsel-Acceptations- oder Waarencredite, oder aus einer übernommenen Geschäftsführung, aus dem Titel der Gewährleistung oder Schadloshaltung hergeleitet werden, wenn sie unbestimmt sind, nur insofern zur Eintragung geeignet sein sollen, als ein Höchstbetrag, bis wohin die Haftung, die Sicherstellung oder die Caution reichen soll, in der Urkunde angegeben wird.*)

Wir glauben zur ganz consequenten Durchführung der Specialität sogar verlangen zu sollen, daß außer den erwähnten Pfandrechten auch andere Rechtsansprüche nur dann im Lastenblatte oder im eigentlichen Hypothekenbuche eingetragen werden sollten, wenn man sie auf bestimmte Geldsummen reduciren kann, während Dienstbarkeiten und andere Reallasten, bei welchen diese Reduction nicht möglich ist, nur als Eigenthumsqualitäten im Eigenthumsblatte, beziehungsweise im Grundbuche vorkommen dürften.**) Würde dann noch vorgeschrieben, stets die Höhe der bedungenen Zinsen ersichtlich zu machen, und würde in Ansehung der Interessenrückstände eine engere Grenze gezogen als bisher besteht, so wäre für die Klarheit und Uebersichtlichkeit sehr viel gewonnen, indem der Gläubiger die Creditfähigkeit des Objectes sehr einfach nach dem Werthe der Realität, wie ihn das Grundbuch darlegt, weniger den in bestimmten Summen ausgedrückten Schuldigkeiten, wie sie das Hypothekenbuch zeigt, abschätzen könnte.

---

*) Die Regierungsvorlage vom Jahre 1863 geht im §. 18 der G. O. unbegreiflicher Weise den entgegengesetzten Weg, indem sie „die Einverleibung oder Vormerkung einer unbestimmten Forderung“ geradezu gestattet. — S. dagegen die §§. 18 u. 19 des **1858er Gesetzentwurfes**, der dem verstärkten Reichsrath im Jahre 1860 vorgelegt wurde (I. S. 144) und den Bericht des Dr. v. **Mühlfeld** in den stenogr. Landtags-Protocollen, 38. Sitzung vom 21 März 1863, S. 972 ff.

) Vergl. die fast noch weiter gehende Ansicht des Dr. Fr. **Arnold in dessen Buche: Das Hypotheken-System in seinen Erfordernissen und in seinen Verhältnissen zum Notariate. Erlangen, 1863. S. 13.

Freilich hängt die leichte Ausführbarkeit eines solchen Calcüls, der dem Realcredite zweifellos den größten Nutzen bringen müßte, noch von zwei Voraussetzungen ab: zuvörderst von der strengsten Durchführung des Prioritätsgrundsatzes und dann von verläßlichen Angaben über die Beschaffenheit der Realität nach allen möglichen Merkmalen.

Was nun den Prioritätsgrundsatz betrifft, so sollte er unseres Erachtens durch eine solche positive Verfügung anerkannt werden, die ausnahmslos nur privilegirte aber keine stillschweigenden gesetzlichen Pfandrechte für zulässig erklärt. Allerdings dürfte also in gewissen Fällen, insbesondere für den Fiscus bezüglich der Steuern und Abgaben ein privilegirter, gesetzlicher Rechtstitel gegeben werden, auf Grundlage dessen innerhalb bestimmter Frist die Eintragung erfolgt; dagegen müßten die stillschweigenden Pfandrechte, die bisher ohne im Hypothekenbuche eingetragen zu sein, dennoch als wahre Hypotheken ein Vorzugsrecht haben, gänzlich aufgehoben werden.*) Nur auf solche Art kann jeder, der das Grundbuch einsieht, die volle Ueberzeugung gewinnen, daß kein gegen ihn wirksames Pfandrecht auf dem Objecte haftet, als eben dasjenige, das dort thatsächlich eingetragen ist.

Die zweite Vorbedingung, die, wie gesagt, in einer gehörigen Bezeichnung der Realität nach allen äußeren Merkmalen liegt, ist schwieriger zu erfüllen. Statt der Unsicherheit, die heute in den österreichischen Grundbüchern insofern besteht, als das Besitzstandsblatt nicht für die Richtigkeit des angegebenen Flächenmaßes bürgt (I. S. 141), müßte zunächst ein officieller Zusammenhang zwischen Grundbuch und Kataster hergestellt werden.**) Durch die Bezeichnung des Objectes nach seiner Katastral-Nummer und durch die gesetzliche Bestimmung, daß für die Richtigkeit dieser Bezeichnung gehaftet wird, wäre wieder bedeutendes gewonnen. Die topographische Lage, die beiläufige Höhe des Erträgnisses, der ungefähre Werth des Gutes und insbesondere das Flächenmaß: durchweg unwandelbare Momente, von denen die Creditfähigkeit abhängt, wären auf diese Weise auch im Grundbuche zuverlässig zu ersehen. Was insbesondere den Werth des Gutes betrifft, so sollten zur Vermeidung von Mißbräuchen und Irrthümern nur gerichtliche Schätzungen und die der Besteuerung zu Grunde gelegten Taxatio-

---

*) Dadurch scheint dem öffentlichen Interesse genügend Berücksichtigung geschenkt zu sein; anders die 1863er Regierungsvorlage und der Commissionsbericht im n. ö. Landtage a. a. O. S. 963.

**) S. den erwähnten Gesetzentwurf vom Jahre 1863, §. 3, und Dr. v. Mühlfeld a. a. O. S. 962.

nen überhaupt eingetragen, dagegen die Kaufpreise der Regel nach ausgeschlossen bleiben, weil sie häufig zu Fictionen Anlaß geben.*)

Die vielfach erörterte Frage, ob die Haftung für die Richtigkeit aller dieser Eintragungen den Grundbuchs-Beamten, oder den Staat treffen soll, ist verschieden beantwortet worden; wir schließen uns der Meinung derjenigen an, welche verlangen, daß der Staat für alle seine Organe, nicht bloß für die (in der kaiserl. Verordnung vom 12 März 1859, R. G. Bl. Nr. 46) bestimmten Gerichtsbeamten, in Ansehung ihres gesetzmäßigen Vergehens und für den aus deren Verschulden jemand zugefügten Schaden zu haften habe, daß daher der Ersatz dieses Schadens aus dem Staatsschatze zu leisten sei;**) denn nur bei der Haftbarkeit des Staates selbst kann eine Garantie geboten werden, die weit genug reicht, um die großen Werthe zu schützen, welche durch eine Grundbuchs-Amtshandlung gefährdet werden können.

Gleichzeitig mit diesen nothwendigen Reformen des materiellen Hypothekarrechtes und der Einrichtung der Grundbücher müßte auch einiges in dem Tabularverfahren principiell geändert werden.

Da in Oesterreich die Förmlichkeiten der Eigenthumsanschreibung, so wie der Pfandrechtseinverleibung und Vormerkung ohnedies sehr vereinfacht sind, indem die Gesuche bei den Bezirksgerichten auch mündlich zu Protocoll angebracht werden können, so wird eine größere Beschleunigung in diesem Theile des Verfahrens gewiß durch Vermehrung der Arbeitskräfte bei den Grundbuchsämtern, kaum aber durch gesetzliche Vorschriften erreichbar sein. Zu dem Vorschlage Arnold's,***) daß die Hypothekenbeamten auch das Recht haben sollen, auf Verlangen und gegen Vergütung von Seite der Parteien die Urkunden selbst zu verfassen, auf deren Grundlage die Realacte durchgeführt werden, können wir uns aus sachlichen und individuellen Gründen nicht bekennen. Sachlich ist ein solcher Vorgang mit mancher Gefahr verbunden, weil der Beamte die Intabulationsfähigkeit eines von ihm selbst verfaßten Schriftstückes zu beurtheilen hat und leicht zu einem Versehen oder zu Collisionen verleitet werden kann. Würde man aber auch den instruirenden vom entscheidenden Richter stets trennen können, so widerspricht es individuell der österreichischen, gesetzlichen Anschauung vom Beamtenstande,

---

*) Abweichender Ansicht ist Arnold a. a. O. S. 9.

**) Vergl. Dr. v. Mühlfeld im angeführten Commissionsberichte S. 994 ff. und Dr. v. Arnold a. a. O. S. 30.

***) A. a. O. S. 21 bis 23 und die Kritik desselben in der Allg. österr. Gerichtszeitung 1864, Nr. 22.

ein solches Eingreifen in Privatsachen gegen Entlohnung zu gestatten. Das Notariats-Institut reicht für diese Zwecke vollkommen aus.

Desto mehr ließe sich im Executionsverfahren abkürzen; der im Mandats-Processe erlassene Zahlungsbefehl (I. S. 145) könnte die Frist für die Einwendungen auf drei Tage einschränken, und es könnte im weiteren Verlaufe der Execution von einer neuerlichen Schätzung in allen denjenigen Fällen ganz Umgang genommen werden, wo ohnedies im Grundbuche etwa aus den letztverflossenen 5 bis 10 Jahren ein gerichtlicher Schätzungswerth der Realität eingetragen ist. Eben so würde es ohne Härte für den Schuldner ausführbar sein, statt der drei dreißigtägigen nur einen oder höchstens zwei kürzere Feilbietungstermine zu bestimmen, bei deren letzterem die Realität auch unter dem Schätzungspreise hintangegeben werden müßte.

Eine noch viel ausgiebigere Erleichterung für die Beweglichkeit der in Grund und Boden liegenden Werthe, daher für den ländlichen Credit, würde durch die Verminderung der im Tabularverfahren zu entrichtenden Gebühren gewährt. Die financielle Noth Oesterreichs scheint zwar einen solchen Vorschlag für den jetzigen Zeitpunct wenig geeignet zu machen; allein wie verfehlt wäre es, das Hypothekensystem als eine ergiebige Quelle von Staatseinkünften zu betrachten! Abgesehen von der geringen Zahl der Fälle, in denen solche Abgaben erhoben werden können, abgesehen also von dem geringen Antheil, den dieselben zum Gesammteinkommen des Staates liefern, darf deren Maß schon darum nicht allzu sehr vergrößert werden, weil sie ihrem Entstehen nach lediglich eine Vergütung für die vom Staate dem Einzelnen geleisteten besonderen Dienste sein sollen. So bedeutende Abgaben auf Tabularverträge, wie sie leider noch in Oesterreich bestehen, sind — wie Arnold richtig bemerkt — „Hemmnisse des Verkehres, erschweren den Abschluß der Verträge, verhindern sogar denselben, weil man die Gebühr vermeidet, wenn man den Vertrag gar nicht schließt; sie verleiten, wie die Erfahrung lehrt, zur Angabe geringerer Vertragssummen, um an den Taxen zu ersparen, verleiten also zur Immoralität und führen zu Processen."

Nicht minder muß für den ländlichen Credit das dringende Verlangen um Aufhebung der Zinstaxen und Wuchergesetze gestellt werden. Wir wollen uns nicht in die Streitfrage einlassen, welche die Wuchergesetze im allgemeinen betrifft, weil dieselbe unserem Gegenstande zu fern liegt; fassen wir aber die specifisch österreichischen Zustände heraus, so liegt die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Beziehung vor Augen.

Das bürgerl. Gesetzbuch bezeichnet in Uebereinstimmung mit den Zeitverhältnissen, unter denen es zu Stande kam, die erlaubten vertragsmäßigen Zinsen bei einem gegebenen Unterpfande mit fünf vom Hundert auf ein Jahr

(§. 994), und mit Ausnahme von Dalmatien bestehen noch in allen Theilen des Reiches Wuchergesetze, welche auf die Ueberschreitung des erlaubten Zinsfußes mehr oder weniger strenge Vermögens- oder Ehrenstrafen legen. *) Nun hat sich aber bekanntlich der landesübliche Zinsfuß seither bedeutend über jene Ziffer gehoben, ohne daß die gesetzliche Bestimmung aufgehoben oder modificirt werden wäre. Daher hat man täglich Gelegenheit zu beobachten, daß Hypothekar-Darlehen von Seite gewissenhafter Privaten lieber ganz vermieden werden, um nicht den Verdacht des Wuchers zu erregen, während andere durch verdeckte und deshalb viel gefährlichere Nebenbedingungen die Differenz des Zinsbezuges auszugleichen oder sich durch die Höhe des zu verschreibenden Schuldcapitals zu entschädigen suchen; eben so kann man auch ferner beobachten, daß die neu entstehenden Boden-Credit-Anstalten sich einen höheren als den gesetzlichen Zinsfuß oder volle Unbeschränktheit desselben in den Statuten als Vorrecht bedingen, so daß die längst veralteten Wuchergesetze Privilegien Einzelner gegen Alle nothwendig machen.

Wird diesen schreienden Thatsachen noch die Erwägung angereiht, daß der Staat selbst immer wieder in die Nothwendigkeit kommt, Geld zu Zinsen aufzunehmen, welche er in seinen Gesetzen als wucherische bezeichnet, so begreift man wahrhaftig den Stillstand unserer Gesetzgebung nicht. — Hoffen wir, daß bald die in den Zinstaxen liegende Schranke der freien Concurrenz unter den Capitalien fallen und dadurch der Geldmarkt für den Landwirth zugänglicher gemacht wird, als er es bisher ist.

Endlich betrachten wir die Organisirung des landwirthschaftlichen Assecuranzwesens, besonders der dem Crédit agricole so unerläßlichen Viehversicherungen (I. S. 147) als eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft.

Wenn wir das Ganze derjenigen Reformen der Grundlagen des ländlichen Credites überblicken, die wir nur in allgemeinen Umrissen und nach Principien besprechen konnten, so stellen wir uns vor, daß die Grundbücher in allen Theilen der Monarchie nach Form und innerer Anordnung gleichmäßig, und zwar mit kleinen Modificationen etwa nach Art der ersten ungarischen Grundbücher — nöthigenfalls ganz neu — eingerichtet, angelegt und durchgeführt wären. Sie würden, bei streng consequenter Berücksichtigung der Publicität, Specialitat und Priorität dem Landwirthe die Möglichkeit gewähren, mit einem Grundbuchs-Extracte sich beinahe eben so leicht Geld zu suchen, als der Kaufmann mit dem Wechsel. Denn wenn

*) S. Rizy Dr. Th., über Zinstaxen und Wuchergesetze. Wien, 1859. Besonders die Einleitung.

der Capitalist sich auf Grund des — angenommener Weise in allen Einzelheiten verläßlichen — Extractes die Bilanz über den Werth der Hypothek gezogen hat, wird er eine Sicherheit seiner Capitalsanlage vor sich sehen, die ihm kein kaufmännisches Papier gewähren kann; er wird aber auch, bei dem von uns vorgeschlagenen beschleunigten Executionsverfahren über die Realisirbarkeit seiner Ansprüche zu jeder Zeit beruhigt sein, also sein Geld zu angemessenen, landesüblichen Zinsen gerne herleihen. Der Creditnehmer aber wird auf das vorläufige Versprechen des Darlehens die schnelle und von drückenden Taxen befreite Intabulation der Schuldurkunde erwirken und das Geld auf diesem Wege und unter so offenen Vertragsbedingungen immer weniger theuer bezahlen, als jetzt bei dem langwierigen Executionsverfahren und unter der Herrschaft der Wuchergesetze.

Also schon auf diese Art scheint uns eine Besserung der Lage des creditsuchenden Landwirthes leicht möglich. Alle angedeuteten Mittel werden aber um so kräftiger wirken, wenn Hand in Hand mit denselben für die Herbeiziehung fremder Capitalien zur Landwirthschaft thunlichst gesorgt wird. Mit dieser Betrachtung gelangen wir zu dem zweiten Theile unserer Vorschläge. —

2. Die Reform der Boden-Credit-Anstalten.

Diese darf unserer Ansicht nach keineswegs im Umstürzen alles Bestehenden oder in einem idealen, völlig neu zu schaffenden Gebäude gesucht werden; wir glauben im Gegentheil, daß das schon Vorhandene zweckmäßig benutzt, erweitert und vervollständigt, und dem organischen Systeme des landwirthschaftlichen Creditwesens der Monarchie angepaßt werden soll.

Dieses System denken wir uns in der folgenden Art gegliedert. Der territoriale Umfang Oesterreichs, die großen, ausgedehnten Bedürfnisse des Gesammtstaates erheischen auch in Beziehung auf den Credit eine großartige, gemeinsame Unterstützung; diese soll von einem mächtigen Institute ausgehen, welches, ohne die Gefahren der Centralisation mit sich zu führen, doch gewissermaßen den Mittelpunct für den Zufluß freier Capitalien aller Art bildet.

Daneben darf aber in Oesterreich die provincielle Verschiedenheit, die individuelle Eigenthümlichkeit der einzelnen Kronländer, das decentralisirende Element nie vergessen werden, und dafür sollen zahlreiche kleinere, locale Credit-Anstalten in's Leben treten, die sich nach verschiedenen Grundsätzen einrichten lassen.

Eine bedeutende Reichs-Hypothekenbank müßte also gleichsam als die Körperpulsader zur Circulation der größten Geldmassen dienen und

sich in eine Menge kleiner Adern, die Landes-Hypothekenbanken, verästeln, mit deren Hülfe sie das Geld den äußersten Theilen des wirthschaftlichen Körpers zuführt, und durch welche sie selbst auch immer neue Kraft und neues Leben erhält.

Der Vergleich, den wir gewählt haben, wird vielleicht im ersten Augenblicke illusorisch erscheinen; wir hoffen, daß es uns gelingt, seine ganze Richtigkeit nachzuweisen.

Zunächst fällt unser Blick auf die österreichische Nationalbank und die mit ihr in Verbindung stehende Hypothekar-Credits-Abtheilung. Das derselben statutenmäßig verfügbare Capital ist bisher beiläufig nur zum fünften Theil erschöpft, und nahezu 180 Mill. Gulden könnten durch Emission von Pfandbriefen und theilweise noch aus dem Bankfonds beschafft werden. Diese Summe ist beträchtlich genug, um für den ganzen Kaiserstaat das dringendste Creditbedürfniß der Landwirthe vorläufig zu befriedigen, zumal es nicht das einzige Capital ist, das ihm zugeführt werden soll. Zunächst handelt es sich nur darum, den Weg zu suchen, auf dem es leicht zugänglich wird. Man könnte dabei zu der Forderung gelangen, daß die Bank in allen Kronländern Filial-Abtheilungen errichtet, die das Hypotheken-Geschäft in jeder, also auch in der juridischen Beziehung vollständig versehen, und auch dem fern von Wien gelegenen Grundbesitz das Institut bequem nutzbar machen. Das würde aber unfehlbar eine kostspielige Administration voraussetzen, die gar nicht zu überwachen wäre. Die Stellung, welche wir der Hypothekar-Credits-Abtheilung anweisen möchten, soll sich daher, um diesen Uebelstand zu vermeiden, durch das Vorwiegen der großen Geldoperationen kennzeichnen. Sie soll nicht Detailgeschäfte treiben, in der Regel nicht selbst und unmittelbar die Darlehen gewähren, — denn dafür würde sie zu schwerfällig und auch zu theuer werden; — ihre Hauptaufgabe mag in der Verbindung mit Landes-Hypothekenbanken liegen. — Diesen kann sie die Beurtheilung localer Zustände mit Beruhigung überlassen; diesen kann auch die Administration verbleiben, und die Hypothekar-Credits-Abtheilung soll nur der Banquier werden, indem sie entweder unter Garantie und Vermittlung der Landes-Institute Darlehen an den schon bestehenden Filialcassen in baarem Gelde und Pfandbriefen denjenigen Grundbesitzern auszahlt, die von den Provincial-Credit-Anstalten an sie angewiesen werden; oder indem sie den letzteren gegen gehörige Sicherheit ihre Geldmittel zur Verfügung stellt.

Die Vortheile, die bei einer solchen Organisation zu erreichen wären, liegen zunächst darin, daß ein großer Theil des Apparates von Beamten entbehrt, die Schwierigkeiten der Schätzungen und Erhebungen in fernen

Provinzen beseitigt, kurz das ganze Detail des Geschäftes für die Hypothekar-Credits-Abtheilung der Nationalbank vermieden werden könnte.

Damit würde die Möglichkeit geboten, die Verwaltungskosten des Institutes und diejenigen Spesen namhaft zu vermindern, welche vom kleinen Landwirthe jetzt bei dem unmittelbaren Verkehr die Darlehen der Nationalbank geradezu unzugänglich machen. Was aber die Höhe des Zinsfußes der bei der Bank aufzunehmenden Anleihen betrifft, so bedarf es sicherlich keiner besonderen Maßregeln zu dessen Erniedrigung, da er sich ohnedies nach dem landesüblichen Zinsfuße von selbst regulirt, sobald die Zuzählung der Valuta in Pfandbriefen, oder der, ihrem Curswerthe entsprechenden Geldsumme erfolgen m u ß.

Die großen Anleihensbeträge würden also von dem erwähnten Central-Institute an die einzelnen Provincial-Anstalten hinausgegeben, und zwar zu einem Preise, der dem für Hypothekar-Darlehen üblichen Zins, mehr einem, höchstens $^1/_8$ Proc. betragenden Administrations-Beitrage gleichstehen würde. Die Provincial-Anstalten aber würden sich selbstverständlich erst dann von der Nationalbank mit Pfandbriefen oder Baarfonds versorgen lassen, wenn ihre eigenen Mittel nicht ausreichen, und ihre eigenen Pfandbriefe keine günstige Abnahme finden. — Eben so wie diese Landes-Institute in Zeiten der Geldnoth vom Reichs-Institute mit Baarschaft oder den für einen viel größeren Markt tauglichen Bank-Pfandbriefen versehen würden, so könnten sie umgekehrt in Zeiten des Geldüberflusses der Nationalbank Pfandbriefe oder Geld zurückzahlen und dadurch ohne großes Gründungscapital sich doch in die ausgedehntesten Geschäfte einlassen.

Da wir voraussetzen, daß dieses Creditsystem auf alle Provinzen der Monarchie gleichmäßig auszudehnen wäre, so würde es denjenigen Centralpunct bilden, in dem sich die Bedürfnisse der sämmtlichen Capital suchenden Landwirthe mit den Bedürfnissen der eine sichere Anlage suchenden Capitalisten ausgleichen müßten.

Ein Beispiel wird zeigen, daß wir nicht eingebildete, sondern thatsächliche Verhältnisse vor Augen haben; denken wir uns die angedeutete Organisation durchgeführt, so wird sich die Verschiedenheit der Ernteergebnisse in den einzelnen Provinzen viel leichter ausgleichen und ertragen lassen, als heute. Die böhmischen Gutsbesitzer beispielsweise werden in einem günstigen Jahre in der Lage sein, bei ihrer Landes-Hypothekenbank Schulden zurückzuzahlen. Diese Summen werden als Baargeld oder Pfandbrief an die Reichs-Hypothekenbank fließen, welche beispielsweise dem wegen Mißwachs in Ungarn an Geldmangel leidenden ungarischen Boden-Credit-Institute verfügbar gemacht würden.

Wenn auf solche Weise die Hypothekar-Credits-Abtheilung mit geringen Modificationen ihrer Statuten die Stelle einer Reichs-Hypothekenbank sehr gut einnehmen könnte, und daher im Mittelpuncte der Organisation der ländlichen Credit-Institute nur wenig zu verändern wäre, so müßte desto mehr in den einzelnen Kronländern geschehen.

Daß, mit geringen Ausnahmen, für jedes Kronland eine selbständige Boden-Credit-Anstalt gegründet werden müßte, haben wir schon ausgesprochen; was die Einrichtung dieser Institute betrifft, so glauben wir das im galizischen und noch besser im ungarischen Credit-Vereine zum Ausdruck gekommene Princip der Association der creditfähigen Grundbesitzer als dasjenige hervorheben zu können, das sich am meisten durch die Erfahrung bewährt hat.

Die bedeutendsten Gutsbesitzer hätten zunächst Garantiefonds zu schaffen, deren Höhe in einem gewissen Verhältnisse zu dem landwirthschaftlichen Bedürfnisse der Provinz stehen müßte; vorzugsweise und in erster Linie auf Grundlage dieser Garantiefonds und erst unter beschränkter subsidiarischer Solidarhaftung der sämmtlichen Darlehensnehmer, als Vereinsmitglieder, wäre dann mittelst Emission einer beschränkten Summe von Pfandbriefen und unter beständiger Verbindung mit der Reichs-Hypothekenbank das weitere Geld herbeizuschaffen. — Wir halten diese Credit-Vereine schon deshalb für einzig zweckdienlich, weil sie nur die Verwaltungskosten zu tragen hätten, während alle andern Hypothekar-Institute noch außerdem auf hohen Gewinn angewiesen wären, um entsprechende Dividenden und Tantiemen abwerfen zu können.

Der Geschäftskreis dieser Landes-Credit-Vereine müßte, unserer Meinung nach, in zwei Theile: den Crédit foncier und den Crédit agricole zerfallen. — Die Aufgabe des ersten bestände in der Gewährung langjähriger Darlehen mit Annuitäten und lediglich gegen hypothekarische Sicherstellung auf Realitäten; daher ganz in derjenigen Art, wie das Hypothekar-Geschäft jetzt durch die Nationalbank vermittelt wird.

Der zweite Theil, der Crédit agricole müßte dagegen das vorübergehende, momentane Bedürfniß des Landwirthes zu befriedigen suchen und den bisher ganz unberücksichtigten Personalcredit desselben zur nöthigen Geltung bringen; er hätte also die Aufgabe, kleinere Anlehenssummen auf kürzere Zeit und vorwiegend in baarem Gelde zu gewähren. Nach der Natur dieser Art von Crediten könnte daher nicht immer die hypothekarische Deckung oder die grundbücherliche Einverleibung verlangt werden; man würde sich vielmehr mit anderer Sicherheit begnügen, um dem Landwirthe zu helfen. — Dabei kann es verschiedene Wege geben, die zur Wahrung der beiderseitigen Interessen führen. Das Institut wird entweder bewegliche Unterpfänder zur

Sicherstellung verlangen und somit dem Landwirthe und zwar insbesondere dem Pächter Gelegenheit bieten, auf sein — oft sehr bedeutendes — Betriebscapital, auf Vieh, Geräthe oder auf Fruchtvorräthe u. dgl. Darlehen und Vorschüsse zu bekommen; — oder es wird sich mit der Ausstellung von Wechseln unter strengster Beurtheilung der persönlichen Creditfähigkeit der Schuldner, begnügen; — oder es wird endlich die Bürgschaft, die von zwei oder drei Mitgliedern des Vereines zu leisten wäre, als letztes und seltenstes Auskunftsmittel gewähren können. — In jedem Falle aber wird als gleichzeitige Gewähr für die Solidität des Schuldners von demselben verlangt werden, daß er Vereinsmitglied werde und als solches einen regelmäßigen Beitrag zu den Verwaltungskosten und zur Gründung eines Reservefonds leiste.

In dieser Form würde also eine Verbindung des für den gewerblichen Credit so außerordentlich günstig wirkenden Systemes der Schultze-Delitzsch-schen Vorschußbanken mit den landwirthschaftlichen Credit-Vereinen liegen, die unter Voraussetzung einer geordneten Administration ihren heilsamen Einfluß nicht verfehlen könnte.

Um das Eingreifen dieser Landesinstitute in alle Schichten zu ermöglichen, müßten dieselben bei allmälicher Ausdehnung ihrer Geschäfte Filial-Bureaus an mehreren Orten jeder Provinz errichten, die theils aus Vertrauensmännern, — nach Art der beim ungarischen Boden-Credit-Institut bestehenden Localcommissionen, — theils aus Beamten des Vereines gebildet würden, das kleinste Detail der Geschäfte zu besorgen und den Verkehr mit den einzelnen Landwirthen zu vermitteln hätten. Diese verzweigte Administration könnte aber leicht zu kostspielig werden und die Zwecke der Institute vereiteln; — um dieser Gefahr vorzubeugen, um zugleich das — wie erwiesen wurde — stationäre Sparcassenwesen neu zu beleben und den Hypothekar-Instituten auch ganz kleine fremde Capitalien zuzuwenden, würden wir die Verbindung von Depositenbanken mit den Boden-Credit-Anstalten befürworten.

Der Grund, aus welchem wir von einer solchen Combination bedeutende Resultate erwarten, ist folgender. Die Sparcassen haben ehedem in den Städten wirken können, da noch keine Gelegenheit zur nutzbringenden Anlegung geringer Ersparnisse vorhanden war; jetzt ist solche Gelegenheit in allen Städten reichlich geboten, auf dem Lande dagegen, in den kleinen Ortschaften und Märkten, fern von Börsen und Bankhäusern, liegen sicherlich noch unzählige Ersparnisse in den Kästen und Schreinen, deren nutzbringende Verwendung oft Monate lang vom Bauer unterlassen wird, weil es zu kostspielig und mühsam wäre, sie in die viele Meilen weiten Sparcassen oder gar in ein

Bankhaus zu tragen. — Die Sparcassen und diejenigen Depositenbanken, die ihre Stelle ersetzen werden, müssen daher aus den Städten weg und dem kleinen Ersparnisse nachgehen, sie müssen selbst auf das Land ziehen. Diese Nothwendigkeit finden wir praktisch anerkannt durch die englischen Post-Office-Savings-Banks, welche bekanntlich in den letzten Jahren die alten Sparcassen überholen und ein stetes rasches Zunehmen der sämmtlichen Einlagscapitalien beobachten lassen.

In dem capitalarmen Oesterreich darf dieses Beispiel nicht unbenutzt vorübergehen. Es sollte daher der Anfang durch die Vervielfältigung von Spar- oder Depositenbanken gemacht werden, die mit den Boden-Credit-Instituten zweifellos zum beiderseitigen Vortheile verbunden werden könnten.

Auf solche Art wären in der That localisirte Credit-Anstalten geschaffen, welche die früheren Waisenämter besser ersetzen würden, als die jetzigen gerichtlichen Waisencassen; auf solche Art wäre den Sparcassen ein neuer Aufschwung zu geben, und das kleinste Capital, das in dem einen Theil der Monarchie angesammelt würde, könnte durch die Provincial-Credit-Anstalten und die Reichs-Hypothekenbank dorthin geführt werden, wo es nutzbringende Anwendung fände; — welche productiven Kräfte könnten damit aus ihrem Schlummer geweckt, wie viel Betriebscapital könnte dem landwirthschaftlichen Gewerbe dadurch verfügbar gemacht werden!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die in den Grundzügen hier angedeutete Organisation der Boden-Credit-Anstalten eingehender schildern; ist der Gedanke einmal als richtig anerkannt, so fänden sich die Einzelheiten seiner Ausführung um so leichter, als die dermaligen Zustände Oesterreichs einer solchen Umbildung sehr günstig sind. Das Central-Bank-Institut ist schon vorhanden und könnte mit geringer Mühe für seine eigentliche Bestimmung modificirt, beziehungsweise billiger gemacht werden. Der galizisch ständische Credit-Verein muß ohnedies früher oder später den Zeitverhältnissen entsprechend umgestaltet werden und bedürfte ebenfalls nur weniger Veränderungen in seinen Statuten. Die ungarische Boden-Credit-Anstalt wäre vollkommen dasjenige, was wir von den Provincial-Banken erwarten, wenn sie in ihre — sonst als Muster zu empfehlenden — Statuten Bestimmungen aufnehmen würde, nach welchen nicht bloß der Real-Credit, sondern auch der Mobiliar- und Personal-Credit des Landwirthes unter den von uns erwähnten strengen Vorsichten berücksichtigt werden würde. Die neu entstehenden Landes-Hypothekenbanken endlich könnten sich ebenfalls sehr leicht dem Systeme eines gemeinsamen österreichischen Boden-Credites anschließen und würden durch die Erweiterung ihrer Thätigkeit auf das Depositen-Geschäft und durch den Zusammenhang mit der Reichsbank sicher gewinnen.

Nur für ein Institut wüßten wir nach unserem Plane keinen passenden Platz; es ist die neu eröffnete allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt. Soll sie im Centrum stehen, oder soll sie eine nieder-österreichische Landesbank werden? Wir glauben: keines von beiden; denn nach den jetzt (Anfang Mai) schon verlautbarten Details ihrer Statuten scheint sie nicht sowohl zur Hebung des landwirthschaftlichen Credites in Oesterreich, als zur Ausbeutung creditbedürftiger Grundbesitzer bestimmt zu sein. *) Sie kann eine sehr lucrative Anlage für das Capital der Actionäre, eine reiche Einnahmequelle für die Verwaltungsorgane bilden; dem Boden-Credite wird sie weder billiges noch bequem zugängliches Geld schaffen, und sie hat weder nationale noch patriotische, sondern reine Privat-Interessen vor Augen, die dem landwirthschaftlichen Creditwesen, wie wir uns dasselbe vorstellen, fern liegen.

Wie wir die hier gegebene Skizzirung eines österreichischen Boden-Credit-Systems theoretisch zu begründen versucht haben, so können wir auch für die Einzelheiten der von uns vorgeschlagenen Einrichtungen einige Erfahrungen anderer Länder beibringen. Der organische Zusammenhang zwischen einer Reichs-Bodencreditanstalt und den Landes-Credit-Vereinen ist freilich noch nirgend durchgeführt worden; er hat aber eine so treffende Aehnlichkeit mit der Organisation des ganzen kaufmännischen Geschäftsverkehrs, und bringt die Theilung und Wiedervereinigung der Arbeit, die äußerliche Trennung bei innerer Combination zu so voller Geltung, daß wir an seinem praktischen Erfolge keinen Augenblick zweifeln. **)

Um jedoch auf die Einzelheiten unseres Vorschlages zurückzukommen, so sehen wir zunächst die Vortheile zahlreicher Provincial-Credit-Associationen der Gutsbesitzer am deutlichsten in Preußen. Zwar wird auch dort über unzulängliche Hülfe geklagt; allein man ist in Preußen schon auf einem Standpuncte angelangt, mit dessen Erreichung der österreichische Landwirth sich einstweilen begnügen könnte. Seit dem J. 1769 bestehen dort landschaftliche Credit-Anstalten, deren Geschäftskreis beständig erweitert wird; obwohl dieselben einen vorwiegend aristokratischen Charakter haben und den kleinen Grundbesitz von ihren Belehnungen mehr oder weniger strenge ausschließen, betrug die Summe der dem Hypothekar-Credite durch dieselben zugeführten Capitalien im J. 1862 ungefähr 215 Millionen Gulden öst. W., d. i. im Verhältnisse zum berechneten Bodenwerthe vier Mal so viel als die Hypo-

---

*) S. den scharf kritisirenden Aufsatz: Die k. k. priv. allg. österr. Boden-Credit-Anstalt, in der Allg. land- u. forstw. Zeitung, 1864, Nr. 13.

**) Einen analogen Vorschlag: die Gründung einer Central-Landschafts- oder Credit-Direction für Preußen, deutet Mascher an. (Landw. Real-Credit. S. 151.)

thekar-Credit-Institute dermalen in Oesterreich leisten; ihre Pfandbriefe finden stets gute Käufer, erleiden nie solche Coursschwankungen, wie selbst die sehr gesuchten preußischen Schuldscheine und stehen höher im Courswerthe als diese.*) Das Princip der Association mit bedingter Solidarhaft bewährt sich also in Preußen vollständig.

Die nach unserem Plane zu bewirkende Localisirung, die Vervielfältigung der Berührungspuncte zwischen Geldgebern und Geldnehmern hat — wie wir schon erwähnten — sowohl an den ehemaligen Waisenämtern in Oesterreich als an den Post-Sparcassen in England die beste Gewähr für ihren praktischen Erfolg.

Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer Berücksichtigung des landwirthschaftlichen Personal- und Mobiliar-Credites endlich sehen wir am deutlichsten an der ungeheuren Geschäftsthätigkeit des Crédit agricole in Frankreich. Obwohl derselbe erst im Februar 1861 autorisirt wurde, obwohl er keineswegs sehr billige Credite gewähren kann, weil er ein gewinnbringendes Actien-Unternehmen ist, und obwohl er durch die wenigen Filialen (agences), so wie durch seine Correspondenten noch keineswegs tief genug in das Land dringt, betrug die Summe der von demselben durch discontirte Wechsel, Vorschüsse und kurze Darlehen der französischen Landwirthschaft gewährten Credite

im Jahre 1861 . . .	68,000,000	Frcs.
„ „ 1862 . . .	162,000,000	„
„ „ 1863 . . .	289,000,000	„
also zusammen	509,000,000	Frcs. **)

Die thatsächlich anderwärts durch einzelne Organe erreichten Resultate müßten durch die Verbindung zu einem großen, einheitlichen Credit-Systeme desto auffälliger hervortreten und desto ersprießlicher wirken.

Sind wir einmal auf dem Höhepuncte des landwirthschaftlichen Credites angekommen, daß eine Belehnung der Güter bis zu 40 und 50 Proc. als Durchschnitt gilt, dann wird auch die Function von Hypotheken-Versicherungs-Anstalten unentbehrlich werden. — Bis dahin können wir es nur als wünschenswerth und zuträglich bezeichnen, daß solche Anstalten in größerer Zahl in's Leben treten, weil sie unter Voraussetzung einer billigen und rationellen Einrichtung immer zur Verstärkung des ländlichen Credites beitragen.

---

*) S. Mascher, landwirthschaftlicher Real-Credit, S. 88.

**) S. den letzten Geschäftsbericht im Economiste français v. 5 Mai 1864, Nr. 66.

Wenn wir auf den Zustand des landwirthschaftlichen Credites, wie wir denselben zu schildern versuchten, zurückblicken, so sehen wir, daß dessen Grundlagen, insbesondere das eigentliche Hypothekenwesen, auf einem ziemlich entwickelten Standpuncte stehen und weniger Reformen bedürfen, daß dagegen die Zuwendung von Geldcapitalien an die Landwirthschaft eine verhältnißmäßig geringe und unausreichende ist.

In der ersten Beziehung kann die gesetzgebende Gewalt alles thun, was zur Vervollständigung des Grundbuchsrechtes und der Grundbuchsordnungen nöthig ist; sie kann die Einheit und Gleichförmigkeit für das ganze Reich herstellen und dem Credite diejenigen Voraussetzungen vollends gewähren, von welchen sein Gedeihen abhängt.

Was aber die zweite Bedingung, das Herbeischaffen der Capitalien betrifft, so liegt die Erfüllung derselben viel eher, ja fast ausschließend in den Händen der Interessenten selbst; wir würden es für einen großen Rückschritt halten, wenn die Staatsverwaltung sich unmittelbar in die Gründung und Organisirung der Credit-Vereine einmengen oder denselben bestimmte statutarische Bestimmungen vorschreiben wollte. — Im Gegentheil glauben wir, daß eine größere Freiheit für die Gründung solcher Institute das Einzige ist, das man von der Verwaltung verlangen kann. — Sobald die Grundbesitzer die Initiative ergreifen, um durch Selbsthülfe ihren Credit zu fördern, muß jedem solchen Unternehmen zwar die möglichste Unterstützung gewährt, zuvörderst aber die freie Concurrenz dadurch angebahnt werden, daß gar kein Institut Privilegien oder besondere Begünstigungen erhält, — wie sie bisher stets vorkommen, — sondern daß Alle in dem materiellen und formellen Rechte, in der Abgabenpflicht und in sonstigen Beziehungen zum Staate vollkommen gleich behandelt werden.

Wenn sich einmal die Staatshülfe nur noch auf diese Anerkennung der Gleichberechtigung und die Beseitigung der Hindernisse erstreckt, dann haben wir vom Staate nichts mehr zu verlangen. — Das Uebrige wird der gesunde Sinn der Betheiligten zu Stande bringen, die auch für diejenige Organisation der Institute sorgen werden, welche ihnen selbst als die vortheilhafteste erscheint; an den Landwirthen allein liegt es dann, für eine allseitige Wahrung ihrer Interessen zu sorgen und dem Boden das befruchtende Capital in solchem Maße zuzuführen, daß beiden: dem Boden und dem Capital ein guter Dienst erwiesen wird.

Die Reorganisations-Vorschläge des Wiener Polytechnikums

verglichen mit denjenigen der technischen Institute von Gratz und Prag.

Von Dr. A. Winckler, Professor am st. st. Joanneum zu Gratz.

Die Sache der Reform unserer technischen Institute hat seit Jahresfrist erfreuliche Fortschritte gemacht; die Nothwendigkeit einer Umgestaltung wird gegenwärtig eben so wenig mehr bestritten, als die Zweckmäßigkeit der Einführung specieller Fachschulen von Urtheilsfähigen länger angezweifelt werden kann. Das neue Statut der Prager polytechnischen Schule hat bereits die Allerh. Sanction erlangt, und am 25 April d. J. hat das vom steiermärkischen Landesausschuß dem Landtag vorgelegte Statut für die Reorganisation der technischen Lehranstalt am Joanneum die Genehmigung des Landtages erhalten. Seit einigen Wochen ist ferner der motivirte Entwurf zur Umgestaltung des Wiener Polytechnikums im Druck erschienen, welcher, wenn auch nur stillschweigend, den Erörterungen und grundsätzlichen Bestimmungen im wesentlichen, oft sogar wortgetreu, sich anschließt, welche ich im 3. Band des 1. Jahrg. der Oesterr. Revue und noch ausführlicher in einer lithographirten Denkschrift über die Reorganisation der technischen Lehranstalt am Joanneum (Gratz 1862) niedergelegt habe.

Es ist hier nicht wohl möglich und auch nicht der Ort, eine in alle Einzelheiten eingehende Zusammenstellung und Vergleichung der drei mehrfach von einander abweichenden Entwürfe auszuführen. Eben so wenig ist es meine Absicht, die durch locale, financielle und selbst sprachliche Verhältnisse bedingten Abweichungen der drei Entwürfe hier näher in Betracht zu ziehen. Viel angemessener scheint es bei der gegenwärtigen Lage der Sache zu sein, gewisse Hauptfragen und die, allen drei Entwürfen mehr oder weniger

gemeinsamen organischen Einrichtungen, die ich a. a. O. zum Theil noch unberührt ließ, ausführlicher zu besprechen und wenigstens in dieser Hinsicht die drei Entwürfe mit einander zu vergleichen. In die Besprechung des in den einzelnen Unterrichtsgegenständen zu behandelnden Lehrstoffes, so wichtig dieselbe auch an sich wäre, werde ich mich also nicht einlassen.

1.

Die Fachschulen. Wie bemerkt, bekennen sich alle drei Entwürfe zu dem Princip der Fachschulen; aber nur der Gratzer und Wiener Entwurf führen dieses Princip in voller Consequenz durch, indem sie, mit scharfer Sonderung der einzelnen Berufsrichtungen, die für jedes einzelne Fach erforderlichen Lehrgegenstände nicht nur entsprechend auswählen, sondern auch für obligat erklären. Mit geringerer Entschiedenheit verfährt in dieser Hinsicht das Statut der Prager polytechnischen Schule, — ein Umstand, welcher sich mit der Zeit beseitigen läßt, der aber doch besser nicht eingetreten wäre. So unterscheidet sich der Lehrplan für den angehenden Ingenieur nur unbedeutend von jenem, welcher dem Architekten empfohlen wird; mit Ausnahme der Stylstudien sind die Lehrgegenstände der Abtheilung für Hochbau genau dieselben wie für Straßen- und Wasserbau, und erst im letzten Jahrgang tritt eine schärfere Trennung ein. U. s. w.

Der neue Lehrplan erinnert vielfach noch an die bisherige Einrichtung, und abgesehen vom Namen der Fachschulen läßt sich das Eigenthümliche derselben nur schwach erkennen.

In Hinsicht der Zahl und Art der beantragten Fachschulen weichen die drei Entwürfe nicht unbeträchtlich von einander ab; der Prager Entwurf umfaßt, wie der Gratzer, vier besondere Fachschulen, der Wiener dagegen deren sieben. Nur darin stimmen die Entwürfe überein, daß jede der drei Anstalten eine Ingenieurschule, eine Maschinenbauschule und eine chemisch-technische Schule beantragt. Die vierte Fachschule des Prager Instituts ist die Bauschule, der Gratzer Anstalt dagegen eine Forst- und Landwirthschaftsschule, während für das Wiener Polytechnikum außer den drei genannten noch je eine Abtheilung für Hochbau, für Geodäsie, für Bergbau und Hüttenkunde und für Handel und Staatswirthschaft in Vorschlag gebracht, dagegen eine achte Fachschule für Schiffbau und Nautik vorläufig noch in petto gehalten wird.

Durch die Hervorhebung dieser Unterschiede soll nicht im entferntesten angedeutet sein, als ob eine durchgreifende Gleichmäßigkeit, beziehungsweise

„Vollständigkeit" der Institute eine große Hauptsache sei. Das hierbei allein Richtige und Wünschenswerthe besteht darin, daß jedes Land zunächst auf seine eigenen Bedürfnisse Rücksicht nehme, und darnach so wie in Bezug auf seine bereits vorhandenen Lehranstalten und auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel die besonderen Fachrichtungen seines technischen Institutes bestimme.

Die größere oder geringere Vollständigkeit einer technischen Lehranstalt ist an sich ganz relativ, obgleich in Betreff des Kostenpunctes die Vereinigung der Fachschulen für das Ingenieur- und Baufach, für den Maschinenbau und die chemische Technik zu einer einzigen Anstalt schon deswegen sich am besten empfiehlt, weil diese sich gegenseitig unterstützenden und ergänzenden vier Fachrichtungen in ihrer Vereinigung die geringste Zahl von Lehrkräften und Lehrmitteln erfordern. Jeder andere Gesichtspunct, unter welchem nicht selten die größere oder geringere Vollständigkeit eines technischen Institutes betrachtet wird, ist ein rein äußerlicher und dem Wesen der Sache fremd. Rücksichten der bezeichneten Art entschieden für Steiermark gegen die Errichtung einer Architekturschule; in richtiger Erkenntniß der Bedürfnisse des Landes wurde eine Abtheilung für Forst- und Landwirthschaft, sodann ein „Specialcurs" für Baumeister und ein anderer für Geometer und Wiesenbaumeister in den Plan aufgenommen.

Der Wiener Entwurf, für ein Institut berechnet, welches aus Staatsmitteln erhalten wird und sehr reich dotirt ist, konnte sich allerdings der Rücksichten auf provincielle Verhältnisse leicht entschlagen und sich bloß von dem Wunsche leiten lassen, in der Hauptstadt des Reiches eine möglichst großartige und an Vollständigkeit alle technischen Institute der Königreiche und Länder übertreffende polytechnische Schule herzustellen. Aber die Großartigkeit der Mittel und die Anzahl der Fachschulen bieten noch keine Garantie für die Trefflichkeit der Anstalt; auch kann nicht jedes technische Fach, wie ich bereits im 3. Band der Oesterr. Revue näher ausgeführt habe, an jedem Ort gleich gut gelehrt werden, wenigstens in so lange nicht, als in Betreff der praktischen Uebungen das französische System der halbjährigen praktischen Verwendung, der sogenannten Mission, nicht eingeführt werden kann.

Der sicherlich sehr hoch anzuschlagende Vortheil, welchen die Residenz durch die große Zahl wissenschaftlicher Institute und die Mannichfaltigkeit der Vorlesungen den Studirenden bietet, kann wenigstens für diejenigen Fächer nicht allein maßgebend sein, deren Studium nur in Verbindung mit praktischen Uebungen wohl gedeihen kann. Der Wiener Entwurf hat, indem er ein möglichst vollständiges, aus sieben Fachschulen bestehendes technisches Institut herzustellen sucht, unwillkürlich das Beispiel kleiner Staaten nach-

geahmt, welche sich durch die Beschränktheit ihrer Mittel darauf angewiesen sehen, an ihren technischen Anstalten möglichst viele Zwecke zur Heranbildung verschiedenartiger Beamten mit Einem Male zu erreichen. Mit diesem Beispiel ging zuerst Baden, als es das französische Fachschulsystem nachahmte, voran; es brachte alle seine, zum Theil schon früher vorhanden gewesenen Fachabtheilungen „unter ein Dach" und hat damit für seine Verhältnisse wohl auch das Richtige getroffen. In Paris sind alle Fachschulen, welche auf die École polytechnique folgen, von einander getrennt; das Berliner Gewerbeinstitut vereinigt in sich drei Fachabtheilungen, die polytechnischen Schulen zu Stuttgart und Zürich deren je fünf, die polytechnische Schule in Hannover sechs, die Carlsruher sieben und die Braunschweiger gar neun Fachschulen.

Man sieht daraus, daß, je kleiner der Staat ist, um so mehr Fachschulen an seiner technischen Anstalt vereinigt sind, und daß es überhaupt nicht richtig ist, wenn man glaubt, die Rücksicht auf die „Größe und Vollständigkeit", nicht aber die durch die Verhältnisse des Landes bedingten Bedürfnisse, die zu ihrer Befriedigung vorhandenen Mittel und bereits bestehende Unterrichtsanstalten seien es, welche bei der Reorganisirung auf die Art und die Zahl der zu einem technischen Institut zu vereinigenden Fachschulen entscheidenden Einfluß üben.

2.

Die Zweckmäßigkeit der Vereinigung der Ingenieur-, Maschinenbau- und chemisch-technischen Schule, so wie im allgemeinen auch der Bauschule zu einer einzigen Anstalt wird selbst für größere Staaten selten mehr bezweifelt; auch die drei Entwürfe stimmen in dieser Hinsicht mit einander überein.

Der Wiener Entwurf beantragt aber, wie schon bemerkt wurde, noch drei weitere Fachschulen. Die etwas ausführlichere, im Interesse der Sache liegende Besprechung dieses Theiles jenes Entwurfes läßt sich hier nicht vermeiden.

Was zunächst die projectirte Fachschule für Geodäsie betrifft, so sprechen zwar die Motive des gedachten Entwurfs die etwas bedenkliche Ansicht aus, „die Anzahl der Individuen, welche sich ausschließend mit Geodäsie beschäftigen, sei in Preußen und in den kleineren Staaten eine sehr kleine und werde in Oesterreich künftig jedenfalls bedeutend größer sein;" — aber es wird gleichwohl nicht behauptet, jene ausschließend geodätische Fachschule habe in Oesterreich einem anerkannten Bedürfnisse zu entsprechen, folglich auch einen stärkeren Besuch zu erwarten. Daß der Besuch kein sehr starker

sein werde, ist schon darum wenigstens zu hoffen, weil, wie sich aus dem Studienplan ergiebt, diese Fachschule nur Geodäten in der engern Bedeutung des Wortes und zwar mit einer mehr in die Höhe strebenden theoretischen Richtung heranzubilden sich vorsetzt, die gegenwärtig selbst beim Kataster nur selten eine lohnende Verwendung finden können. Die Organisation des polytechnischen Instituts sollte die Schüler nicht einladen, einem Berufe sich zu widmen, der nur in sehr seltenen Fällen eine nützliche Verwendung und erträgliche Aussichten gewährt. Man kann nicht einwenden, die Schüler würden von selbst es unterlassen, einen so undankbaren Beruf zu wählen, und die gedachte Fachschule werde also mindestens unschädlich sein. Die studirende Jugend urtheilt in dergleichen Dingen oft sehr unrichtig, weil ihr die Erfahrung abgeht; man muß also darauf gefaßt sein, daß eine, das vorhandene geringe Bedürfniß weit übersteigende Anzahl junger Leute die am Wiener polytechnischen Institut in gleichem Rang mit den übrigen Fachschulen dastehende geodätische Abtheilung besuchen werde.

Um vieles besser würde die Sache sich verhalten, wenn diese projectirte Abtheilung einen praktischeren, wirklich vorhandenen Bedürfnissen entsprechenden Zweck sich setzen würde und zu dem Ende nicht bloß geodätische, sondern auch solche Fächer in dem Lehrplane Aufnahme fänden, welche sich mit der geometrischen Praxis leicht und vortheilhaft vereinigen lassen: — wenn nämlich die Heranbildung von Geometern und Wiesenbaumeistern in Aussicht genommen würde. Der Gratzer Entwurf hat dies gethan, indem er hiefür die Errichtung eines „Specialcurses", nicht aber einer besonderen Fachschule beantragte, wodurch insbesondere im Hinblick auf die in vielen Theilen des Reichs noch darnieder liegende Wiesencultur die Berufswahl und künftige Thätigkeit der Techniker auf ein in der That sehr nützliches Feld hingelenkt wird. Vielleicht wird eingewendet, auf solche untergeordnete technische Beschäftigungen könne ein so großes Institut wie das Wiener keine Rücksicht nehmen, welches doch vor allem die Wissenschaft als solche in's Auge zu fassen habe und weiter zu führen berufen sei.

Allerdings braucht ein für das geometrische und Wiesenbaufach sich bestimmender Techniker eben so wenig die höhere Geodäsie, welche mit der Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde sich beschäftigt, als die Astronomie zu kennen; aber es ist einmal der Zweck aller technischen Institute, und also auch des Wiener, nicht sowohl die Wissenschaft ihrer selbst wegen zu pflegen, als sie zu Zwecken der Industrie und wohl auch der Bodencultur nützlich anzuwenden.

Jedoch abgesehen hiervon erfordert von den übrigen Fachstudien keines die Kenntniß der höhern Geodäsie und Astronomie, ja es wäre selbst nicht

räthlich, die Techniker zu deren Studium anzuhalten. Dies gesteht aber auch der Wiener Entwurf, obgleich er jene Gegenstände als ordentliche in seinen Plan aufgenommen hat, insofern selbst zu, als er dieselben nicht einmal für die geodätische Fachschule als obligat aufzunehmen für gut findet. Uebrigens würde es der wissenschaftlichen Richtung des Wiener Instituts nicht im geringsten Eintrag thun, wenn in den Studienplan für Geometer an Stelle gewisser theoretischer Gegenstände, wie z. B. der „unvermeidlichen" Methode der kleinsten Quadrate, andere, wie etwa Wiesencultur- und Drainagearbeiten, ferner Landwirthschaftslehre und ein encyklopädischer Unterricht in dem Wasser- und Straßenbau aufgenommen würden.

Die den Zwecken technischer Institute sehr fern liegenden Vorträge über höhere Geodäsie und Astronomie können nur wieder zur Pflege einer neuen Species von Dilettantismus dienen, und solches ließe sich um so weniger rechtfertigen, als es eben ein Hauptzweck der Reform unserer Institute ist, dem Dilettantismus nach allen Seiten hin ein Ende zu machen.

Es läßt sich hier nicht vermeiden, auch das Project der Errichtung eines astronomischen Observatoriums am polytechnischen Institut zu berühren. „Die dringende Nothwendigkeit eines solchen Observatoriums erhellt schon aus dem Umstande, daß jetzt Instrumente nur in einem oder dem anderen Fenster aufgestellt werden können, bei welcher Aufstellung nur die wenigsten Gattungen von Beobachtungen ausgeführt werden können". . . Diese den Motiven des Wiener Entwurfes entnommenen Worte führen fast zu der Vermuthung, die Fachschule für Geodäsie sei nicht ihrer selbst, sondern der höheren geodätischen und astronomischen Vorträge wegen beantragt worden, während die letzteren hinwiederum des projectirten Observatoriums wegen gehalten werden sollen, das Observatorium selbst aber gleichsam als Argument für die Nothwendigkeit des Fortbestandes der „unentbehrlichen", mit jährlichem Deficit weiter arbeitenden „astronomischen Werkstätte" *) des Instituts da zu stehen den Zweck habe.

So wenig sich übrigens die, jedenfalls mit nicht geringen Kosten verbundene Errichtung eines astronomischen Observatoriums aus der Aufgabe des technischen Unterrichts rechtfertigen läßt, so wenig kann dies aus rein wissenschaftlichen Gründen geschehen. Wien besitzt außer der k. Sternwarte, in Verbindung mit der Universität, noch mehrere andere Observatorien; an

*) Auf die in den Motiven des Wiener Entwurfes rücksichtlich dieser Werkstätte gegen mich gerichtete Polemik glaube ich an diesem Orte eben so wenig als auf eine, zwar mit gleichen Gründen zu Felde ziehende, aber doch um vieles plumpere und von leicht zu errathenden persönlichen Interessen angeeiferte anonyme Agitation antworten zu dürfen.

der Universität werden regelmäßige Vorlesungen über alle Theile der Astronomie gehalten, welche die dafür sich interessirenden Techniker, wie bisher, so auch fernerhin besuchen können. Die für das Wiener Institut projectirten, bloß über sphärische Astronomie sich erstreckenden Vorträge würden aber aus den betreffenden Technikern, denen die Kenntniß der theorischen und physischen Astronomie abginge, nur dürftige astronomische Dilettanten machen, nach welchen, meines Wissens, heutzutage die Nachfrage sehr schwach ist.

Hieraus ergiebt sich, daß eine Fachschule für Geodäsie, welche allerdings einzig in ihrer Art da stehen würde, zu den schwächsten Seiten des Entwurfes gehört, und daß ihr der zwar bescheidene, aber auf praktische Zwecke gerichtete Vorschlag, einen Specialcurs für Geometer und Wiesenbaumeister einzuführen, mit Recht gegenüber gestellt werden kann.

3.

Abweichend von dem Prager und Gratzer Entwurf trägt der Wiener auf die Errichtung einer Fachschule für Bergbau und Hüttenkunde an.

Dieser Vorschlag wird dadurch zu begründen gesucht, daß der theoretische Unterricht den Studirenden in Wien in größerer Vollständigkeit als an einem abgelegenen Bergorte geboten werden könne, und daß an den bestehenden Montanschulen mehrere vorbereitende und Hülfswissenschaften in der Hand eines einzigen Professors vereinigt und mit zu geringer Stundenzahl bedacht, nicht gründlich gelehrt werden können. Auch wird angeführt, der Unterricht in den eigentlichen Fachwissenschaften, Bergbau und Hüttenkunde, könne in Wien gewiß eben so gut als an einem anderen Orte ertheilt werden, und die Fülle von Lehrmitteln, welche den Studirenden in Wien zu Gebote stehen, sei natürlich an den bestehenden Montanschulen nicht vorhanden.

Sodann wird geltend gemacht, daß an diesen Schulen die geistigen Anregungen der Hauptstadt den Schülern in hohem Grade abgehen, und daß letzteren Wien leichter Gelegenheit zu Nebenverdienst darbiete. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß der geringe Vortheil, welchen die Bergorte durch einzelne in der Nähe befindliche berg- und hüttenmännische Objecte gewähren, durch den Umstand reichlich aufgewogen werde, daß von Wien aus Werke der verschiedensten Art leicht zugänglich sind, während an den drei Bergorten der Berg- und Hüttenbetrieb je auf bestimmte Specialitäten beschränkt sei und in Folge dessen der praktische Unterricht nur ein einseitiger sein könne. Mit manchen dieser Argumente könnte man auch beweisen, daß viele andere Lehranstalten der einzelnen Länder, welche hinsichtlich der Lehr-

mittel, des bewegten großstädtischen Lebens u. s. w. insgesammt gegen Wien zurückstehen, dorthin zu verlegen wären, jedenfalls aber bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit weit unter die entsprechenden Wiener Anstalten zu setzen seien. Bisher besuchten diejenigen, welche sich dem Berg- und Hüttenfach widmen wollten, in der Regel die drei bis vier ersten Jahrgänge der technischen Lehranstalten und konnten sich bei Befolgung eines entsprechenden Lehrplanes in den theoretischen und Hülfswissenschaften so vollständig heranbilden, daß sie nicht nöthig hatten den Unterricht in jenen Gegenständen an Bergorten unvollständig zu hören. Ihr Aufenthalt an den Bergorten konnte sich auf zwei Jahre beschränken, und das Studium hatte nur eigentliche Fachwissenschaften nebst den praktischen Uebungen zum Gegenstand. Diese Anordnung der Studien erscheint als durchaus zweckmäßig, und man wird wohl auch in Zukunft nicht davon abgehen.

Allerdings wurde auch der vorbereitende und hülfswissenschaftliche Unterricht an den Bergorten in einem Vorcurs zu vertreten gesucht, dessen Zweck es ist „eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung der Zöglinge in einem möglichst kurzen Zeitraum zu erzielen“.

Auf diesen Vorcurs finden alle Ausstellungen, welche die Motive des Wiener Entwurfs machen, ihre volle Anwendung. Viele mit dieser Sache näher Vertraute sind der Ueberzeugung, daß durch jene Vorcurse die Gründlichkeit des Unterrichts an den Bergorten weit eher verloren als gewonnen habe. Statt solche Vorcurse zu errichten, hätte vielmehr der eigentliche Fachunterricht für gehörig vorbereitete Schüler möglichst erweitert werden sollen.

Wie dem allem auch sein möge, so lassen sich doch die Montanschulen durch den in mancher Hinsicht bloß theoretischen Unterricht in dem Berg- und Hüttenfach an technischen Lehranstalten nicht vollständig ersetzen.

Mit bloßen Excursionen, welche gewöhnlich erst gegen Ende des Schuljahres hin vorgenommen werden, ist für den praktischen Unterricht nicht genug gethan. Der Schüler muß z. B. den Hochofenproceß selbst thätig mitmachen, um auf alles achten zu lernen, worauf es dabei ankommt. In den Motiven des Wiener Entwurfs wird bemerkt, der praktische Unterricht an den Bergorten sei nur ein einseitiger, während die Schüler von Wien aus nach jeder Richtung leicht zu den verschiedensten berg- und hüttenmännischen Objecten gelangen können. Dieses Motiv wäre besser mit Stillschweigen übergangen worden, denn wofern es sich um die Befürwortung einer großen Stadt handelt, welche zu praktischen Uebungen, wie solche an den Bergorten während des größten Theils des Schuljahres vorgenommen werden, in der Nähe gar keine Gelegenheit darbietet, da ist der den Montanschulen bezüglich des praktischen Unterrichts gemachte Vorwurf der Einseitigkeit gar sehr am

unrechten Platz. Was übrigens diese Einseitigkeit weiter betrifft, so darf man nicht außer Acht lassen, daß der junge Mann bei einer von ihm allein oder wenigstens unter seiner Mitwirkung genau durchgeführten Arbeit zugleich vieles für verwandte Arbeiten lernt, daß ferner von den Bergorten aus eben so leicht, oft sogar noch leichter Excursionen nach berg- und hüttenmännischen Objecten verschiedener Art gemacht werden können als von Wien aus, und daß also der Vortheil auf Seite der Bergorte liegt.

Um auf das Frühere zurück zu kommen, würden, wie man sieht, alle Zwecke erreicht werden, wenn die für Bergbau und Hüttenkunde sich bestimmenden Schüler entweder die drei oder vier ersten Jahrgänge der chemisch-technischen oder der Maschinenbauschule besuchen oder ihre wissenschaftliche Vorbereitung etwa nach einem von den technischen Lehranstalten im Einverständniß mit den Montanschulen aufgestellten Lehrplan erlangen und dann ihre praktischen Studien während zwei weiterer Jahre an einer Montanschule vollenden würden.

So viel, was den Unterricht selbst betrifft.

Es läßt sich nun aber weiter das Bedenken nicht unterdrücken, ob es denn in Oesterreich irgend nöthig sei, neben den drei Montan-Lehranstalten, an deren Auflösung wohl kaum zu denken ist, eine weitere vollständige Fachschule dieser Art zu errichten. Gegenwärtig giebt es nicht nur genug, sondern auch ganz genügend gebildete Berg- und Hüttenleute, ja es steht Oesterreich in dieser Hinsicht vielen anderen Staaten weit voran: wo aber in Unterrichtssachen kein Bedürfniß zu befriedigen ist, da sollte man nach meiner unmaßgeblichen Ansicht auch keinen überflüssigen Aufwand mit Lehranstalten treiben.

Die Hinweisung auf andere Länder, in welchen mit den technischen Instituten noch besondere Abtheilungen für Bergbau und Hüttenkunde in Verbindung stehen, ist, was insbesondere die École des mines in Paris anlangt, für Oesterreich nicht zutreffend. Dann bezieht sich jene Hinweisung größtentheils auf ziemlich kleine Staaten, welche keine Montanschulen von der Art, wie sie in Oesterreich bestehen, besitzen oder besitzen können, und endlich ist es sehr zweifelhaft, ob man in jenen Staaten, wenn sie derartige Schulen besäßen, je daran gedacht hätte, solche auch noch an den technischen Instituten zu errichten.

4.

Von den Vorschlägen der Prager und Gratzer Institute ebenfalls abweichend, bringt der Wiener Entwurf die Errichtung einer Fachschule für Handel und Staatswirthschaft mit zwei Jahrgängen in Antrag.

Die Frage, ob gerade in Wien, wo eine Handelsakademie und mehrere Handelsschulen bereits bestehen und an der Universität Vorlesungen über National-Oekonomie, Staatswirthschaft, Handelsgeschichte u. s. f. gehalten werden, eine Abtheilung am polytechnischen Institut, wie sie hier vorgeschlagen wird, nöthig sei, mußte viele und großentheils nicht ungerechtfertigte Zweifel hervorrufen. Indessen zeigt eine nähere Betrachtung, daß auch manche sehr annehmbare Gründe für den Vorschlag sprechen. Die Motive des Entwurfes machen geltend, daß eine Anstalt, wie die Wiener polytechnische Schule, welche sich die höchste Ausbildung für Industrie zum Ziele setzt, die commerciell-administrative Bildung nicht außer Acht lassen dürfe, und daß darum die wichtigeren technischen Anstalten des In- und Auslandes commerciell-administrative Lehrfächer in ihren Organismus aufgenommen haben, wenngleich dieselben für die übrigen Fachschulen nicht obligat, sondern den Schülern zur Auswahl freigestellt sind. Es wird ferner hervorgehoben, daß jene Fächer, um zugleich den Interessen des Handels und nicht bloß der Industrie zu dienen, zu einer besonderen Abtheilung vereinigt werden müssen, zumal schon bei der Gründung des polytechnischen Institutes festgesetzt wurde, dasselbe solle eine Bildungsanstalt für den Handel und für die Gewerbe sein und alle Zweige technischer Wissenschaften umfassen. Auch ist die Bemerkung beachtenswerth, daß es nicht im Interesse des Staates liege, die höchste Ausbildung für den Handel ausschließlich den Privat-Lehranstalten zu überlassen, welche dem Wunsch der großen Mehrheit der Privaten, den Zöglingen in minderem Alter und bei geringerer Vorbildung die Aufnahme in die Anstalt gewährt zu sehen, entgegen kommen müssen, und daß, so sehr dieser Wunsch im Interesse der Einzelnen gerechtfertigt sein mag, derselbe dennoch dem Zweck, welchen der Staat im Auge haben muß, keineswegs entspricht.

Diese Gründe werden noch durch den Umstand unterstützt, daß am Wiener Institute die betreffenden Lehrkräfte, so wie auch die Lehrmittel zum größten Theil schon vorhanden sind.

Ob jedoch diese Fachschule mit zwei Jahrgängen, so wie sie vorgeschlagen wurde, als ein den übrigen Fachschulen ebenbürtiges Glied zu betrachten sei, ob ihr nicht vielmehr der Name eines Specialcurses mehr entspreche und ferner, ob der zweijährige Curs in der That die höchste Ausbildung in der Handels- und Staatswirthschaft geben könne, ist weniger einleuchtend. Der vorgeschlagene Lehrplan weist zumeist Handelsfächer und in unmittelbarer Beziehung zu ihnen stehende Gegenstände auf, und dennoch beläuft sich die Zahl dieser Gegenstände in jedem Jahrgang schon auf sechs bis sieben; es läßt sich also kaum annehmen, die Schüler würden nebenbei noch andere, für die angestrebte höchste Ausbildung, namentlich in

administrativer Richtung keineswegs entbehrliche Gegenstände wie Botanik, Zoologie, Chemie, Technologie, Freihandzeichnen, Landwirthschaftslehre, Feldmeßkunst u. s. w. mit Erfolg besuchen können, — insgesammt Gegenstände, welche an den „staatswirthschaftlichen Facultäten" des Auslandes gelehrt werden.

Außerdem wird es Schülern, welche die Oberrealschule nicht vollständig besucht haben, ja selbst absolvirten Schülern des Obergymnasiums in vielen Fällen an der nöthigen mathematischen Vorbildung fehlen, so daß vor Antritt der eigentlichen Fachstudien für eine nicht geringe Anzahl Studirender gewissermaßen ein vorbereitender Jahrgang nöthig wird. Wenn auf diese Art das Studium um Ein Jahr verlängert würde, so könnte hierin um so weniger ein Anstand liegen, als ja den Privat-Lehranstalten der begründete Vorwurf gemacht wurde, sie suchten die Studienzeit zu sehr abzukürzen.

Die angeführten Bedenken fallen nur dann ganz hinweg, wenn, wie der Wiener Entwurf es verlangt, für die in die fragliche Fachschule eintretenden Schüler genau dieselben Bedingungen bezüglich ihrer Vorbildung in den exacten Wissenschaften gelten, wie für solche, die sich einem der technischen Hauptfächer widmen.

Gegen diese etwas weit gehenden Anforderungen wäre nicht viel einzuwenden, wenn in der That die vorgeschlagene Fachschule ein Ersatz für die an manchen Universitäten des Auslandes bestehenden „staatswirthschaftlichen Facultäten" werden soll, wie es zu wünschen ist.

Aber gerade für diesen Fall ist die bloß zweijährige Studienzeit zu kurz und der Lehrplan zu enge bemessen.

5.

Die bisherigen Bemerkungen beziehen sich auf die drei Fachschulen, hinsichtlich deren sich der Wiener Entwurf vom Prager und Gratzer am wesentlichsten unterscheidet. Obgleich aber die Errichtung einer Bauschule von allen drei Entwürfen beantragt wurde, so giebt sie doch Anlaß zu einigen Bemerkungen. Für das Prager Institut wurde diese Fachschule genehmigt, für das Gratzer dagegen wurde, wie bemerkt, davon Umgang genommen, theils aus ökonomischen Gründen, theils aus Rücksichten auf die besonderen Bedürfnisse der Steiermark, vermöge welcher die Errichtung eines Specialcurses für Werk- oder Baumeister als genügend erschien. Dagegen hat weder der Prager noch der Wiener Entwurf auf die Heranbildung gewöhnlicher Baumeister, wie solche etwa aus unseren Instituten bis jetzt hervorgegangen sind, und welche eine so wichtige Classe von Technikern bilden, Rücksicht genommen.

So nothwendig es ist, besondere Lehrpläne für das Ingenieur- und Maschinenfach u. s. w. aufzustellen, eben so nothwendig ist es ohne Zweifel, auch denjenigen mit einem Studienplan an die Hand zu gehen, welche Baumeister (im Sinne des Gewerbegesetzes) werden wollen. Wenn unsere technischen Institute dieser Classe von Technikern, die nicht immer in der Lage sind und es auch nicht bedürfen, eine vollständige Bauschule zu besuchen, und welche zu ihrem großen Vortheile vor dem Antritt des Studiums eine mehrjährige Praxis bei Bauten durchmachen, keine Aufmerksamkeit widmen, so wird es in Zukunft mit dieser Classe von Technikern schlechter als gegenwärtig vor der Reorganisation unserer Institute bestellt sein. Es wird dann an Anstalten mangeln, an welchen sich jene Techniker ohne unnöthigen Zeit- und Geldaufwand für ihren Beruf heranbilden können.

Was nun aber die für das Wiener Institut beantragte Fachschule für den Hochbau betrifft, so kann man sich mancher Erwägungen nicht entschlagen. Es ist anzunehmen, daß die Architektur-Abtheilung der Wiener Kunstakademie nicht bloß fortbestehen, sondern auch einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden wird. Zwei Anstalten zu ganz gleichem Zweck in einer Stadt, beide mit der Tendenz oder wenigstens mit den Mitteln ausgerüstet, die Architektur, so weit dies an der Schule möglich ist, vollständig zu lehren, haben schon in Rücksicht auf die Kosten wesentliche Bedenken gegen sich, — wenn man auch nicht besorgen mag, daß eine nicht wünschenswerthe, weil dem Unterricht nicht förderliche Rivalität zweier solchen Anstalten unvermeidlich eintreten werde. Dazu kommt aber noch, daß thatsächlich das Bedürfniß nach höher ausgebildeten Architekten ein viel geringeres, als nach technischen Fachmännern irgend einer anderen Art ist. Erwägt man ferner, daß, wenn es sich einmal um Heranbildung von in künstlerischer Richtung vollendeten Architekten handelt, dazu eine Kunst-Akademie unstreitig weit eher berufen ist, als ein polytechnisches Institut, so muß man allen Ernstes bezweifeln, ob die im Wiener Entwurf beantragte Fachschule für den Hochbau in der That zur Ausführung kommen werde. Fällt dagegen der künstlerische Theil der Bauschule weg, so hat das Institut immer noch den Unterricht aus dem vorwiegend technischen Theil des Baufaches zu vertreten, und die Schüler werden an ihm drei oder vier Jahre lang vor dem Eintritt in die Akademie den vorbereitenden Studien obzuliegen haben. An Stelle jener Fachschule würde dann als Specialcurs für gewöhnliche Baumeister um so leichter eine Abtheilung treten können, welche den bestehenden Bedürfnissen vollständig Rechnung trägt, und zugleich der Ingenieur- und Maschinenbauschule den Unterricht in dem Hochbau gerade in dem Umfange darbietet, in welchem beide desselben bedürfen.

6.

Die ersten Jahrgänge der Fachschulen oder die allgemeinen Classen. Ein wesentlicher Unterschied der drei Entwürfe liegt theils in den für die Aufnahme der Schüler vorgeschriebenen Bedingungen, theils im Lehrplan für die unteren Jahrgänge, theils darin, daß im Prager und Wiener Entwurf alle Jahrgänge vom untersten an den Fachschulen zugezählt werden, im Gratzer Entwurf dagegen zwei von den Fachschulen getrennte sogenannte allgemeine Classen vorgeschlagen sind, welche von der überwiegenden Zahl der Schüler besucht werden müssen, ehe letztere in eine Fachschule aufgenommen werden können.

Da die Begründung der einzelnen Bestimmungen des Statuts der Prager Anstalt meines Wissens nicht veröffentlicht wurde, so sind mir die Motive nicht bekannt, vermöge welcher die Errichtung sogenannter allgemeiner Classen daselbst unterblieben ist. Die Gründe für die Nichterrichtung solcher Classen am Wiener Polytechnikum dagegen liegen vor; sie beschränken sich jedoch fast ganz darauf, die von mir im 3. Bande des ersten Jahrganges der Oesterr. Revue für die Zweckmäßigkeit einer allgemeinen Abtheilung angeführten Gründe zu widerlegen. Insbesondere wird geltend gemacht, daß nach dem für das Wiener Institut entworfenen Lehrplan eine gänzliche Uebereinstimmung der Unterrichtsgegenstände in den zwei ersten Jahrgängen nur bei der Bauschule und Ingenieurschule stattfinde, und somit die Hörer der übrigen Fachschulen entweder zum Besuch allgemeiner Classen in nicht zu rechtfertigender Weise gezwungen, oder von einzelnen Gegenständen befreit werden müßten, folglich schon aus dieser Rücksicht die Entbehrlichkeit einer allgemeinen Abtheilung sich ergebe. Auch wird bemerkt, eine allgemeine Abtheilung widerspreche dem Wesen der Fachschulen, sie hebe den regen Verkehr der Lehrenden einer Fachschule und deren gemeinsames Wirken auf, und es werde mit der Errichtung einer allgemeinen Abtheilung ein nicht unwesentlicher Vortheil der Fachschulen in didaktischer Beziehung aufgegeben.

Ferner wird gesagt, eine solche allgemeine Abtheilung, welche in drei mathematische Classen zerfällt, bestehe zwar an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe, es seien aber nur für die Ingenieurschule alle drei, für die Bauschule und chemisch-technische Schule dagegen bloß zwei Classen und für die Forstschule nur die 1. Classe vorgeschrieben, während für die Handels- und Postschule die 1. Classe ganz entfalle. Endlich wird angeführt, die 1. mathematische Classe stehe nicht auf der Stufe der österreichischen Oberrealschulen und selbst in der 2. Classe werde nur in der Mathematik mehr

geboten als in jenen, so daß streng genommen nur die 3. mathematische Classe hier in Betracht zu kommen hätte. Da aber diese bloß für die Ingenieurschule vorgeschrieben sei, so komme ihr keineswegs der Charakter einer allgemeinen Abtheilung zu. Zum Schluß wird auch noch gesagt, in Zürich und Braunschweig bestehen solche Abtheilungen nicht, sondern es enthalte jede Fachschule alle Gegenstände, welche eben für dieselbe erforderlich seien. Da diese Angaben, wie ich zu meinem Bedauern bemerken muß, theils zur Hälfte, theils ganz unrichtig sind, theils auf Mißverständnissen beruhen, so glaube ich die obige Argumentation, auf welche sich der Antrag, keine allgemeine Classen zu errichten, stützt, um so mehr etwas näher berühren zu sollen, als es sich hier um einen der wichtigsten Puncte der Reorganisation handelt und ich die Einrichtung der Carlsruher Anstalt aus langjähriger Erfahrung, theils als Schüler, theils als Lehrer ziemlich genau zu kennen glaube.

Allem Anscheine nach schöpften die Motive des Wiener Entwurfs ihre Angaben über die gedachte Anstalt aus einem älteren und aus einem der neuesten Programme, ohne jedoch bezüglich der mathematischen Classen auf die im Laufe der Zeit eingetretenen Aenderungen Rücksicht zu nehmen.

Vor allem muß bemerkt werden, daß gegenwärtig am Carlsruher Institut keineswegs drei, sondern nur noch zwei mathematische Classen bestehen, und daß erst vor kurzer Zeit die frühere erste Classe aufgehoben wurde, weil dieselbe bei dem jetzigen Stande des vorbereitenden Unterrichts für entbehrlich gehalten wurde. Es ist ferner nicht ganz richtig, daß jene Classe in Bezug auf den mathematischen Unterricht nicht auf dem Standpunct der österreichischen Oberrealschulen gestanden sei, denn es wäre zu wünschen, daß alle, auch die mit guten Zeugnissen von der Oberrealschule in die Technik übertretenden Schüler gerade in den am häufigsten angewendeten elementar-mathematischen Gegenständen so gut vorbereitet wären, wie es die zum Vorrücken für befähigt erklärten Schüler jener 1. mathematischen Classe waren. Eben so weiß ich aus Erfahrung, daß die von unseren Obergymnasien in die Technik übertretenden Schüler jenen Grad mathematischer Vorbildung noch weit weniger besitzen. Noch unrichtiger sind die Angaben über die 2. mathematische Classe, wenn gesagt wird, daß darin „nur in der Mathematik mehr als in unseren Oberrealschulen geboten werde, und daß also streng genommen hier nur die 3. Classe in Betracht kommen könnte". In jener 2. Classe wird nicht nur die Mathematik in einem Umfange vorgetragen, wovon an den Oberrealschulen keine Rede ist, sondern es werden auch noch Statik und Mechanik, ferner darstellende Geometrie und Physik gelehrt, gerade wie dies gegenwärtig und auch zukünftig an der Wiener polytechnischen Schule geschehen wird.

Was endlich die frühere 3. mathematische Classe betrifft, von der gesagt wird, daß sie nur für die Ingenieurschule vorgeschrieben sei, so war dieselbe dem Namen nach dem ursprünglichen Organisationsplane des Carlsruher Instituts fremd; erst im Jahre 1843 wurden die ihr zugewiesenen Lehrgegenstände von der Ingenieurschule getrennt, weil man ganz verständig es als eine Ungereimtheit ansah, der Ingenieurschule einen Jahrgang beizuzählen, in welchem nur theoretische und keine speciell dem Ingenieurfach angehörigen praktischen Gegenstände gelehrt werden. Obgleich nun gegenwärtig nach Aufhebung der 1. Classe für die Ingenieurschule zwei (nicht drei), für die Bauschule eine (nicht zwei), für die Maschinenbauschule eine (nicht zwei), für die chemisch-technische Schule keine (nicht zwei) und für die Forstschule nicht die 1. Classe, sondern ein forstlicher Vorbereitungscurs vorgeschrieben ist, so besteht doch die, zwei Classen umfassende mathematische Abtheilung fort, und man nahm keinen Anstand an dem Worte „allgemein" und auch nicht daran, daß diese Classen nicht vollständig von allen Schülern besucht werden müssen. — So viel über die Carlsruher Anstalt bezüglich der allgemeinen Classen, oder wie sie zusammen jetzt bezeichnet werden, der allgemeinen mathematischen Schule.

Wenn endlich gesagt wird, an der Züricher Anstalt bestehe keine der in Rede stehenden Abtheilungen, so befindet sich auch diese Angabe mit der Thatsache in Widerspruch; denn war eine solche Abtheilung ursprünglich nicht beantragt, so hat man ihre Nothwendigkeit doch sehr bald eingesehen und sie unter dem Namen „Mathematische Vorbereitungs-Classe" schon vor mehreren Jahren errichtet. Diese nun wird gegenwärtig nahezu von der Hälfte aller den Bau-, Maschinen- und chemischen Fächern sich widmenden Schüler besucht, — obgleich mehrere, auf die polytechnische Schule vorbereitende, zum Theil vorzügliche Industrie- und Cantons-Schulen den Unterricht in den mathematischen, mechanischen, zeichnenden und selbst bauwissenschaftlichen Fächern auf eine viel höhere Stufe führen, als die Oberrealschulen oder gar die Obergymnasien bei uns.

Ist es den Motiven des Wiener Entwurfes entgangen, daß bei der erst vor kurzer Zeit vollzogenen Reorganisation der Stuttgarter polytechnischen Schule eine mathematische Abtheilung mit zwei Classen eingeführt wurde, so hätten sie doch nicht mit Stillschweigen über die Organisation des technischen Unterrichts in Frankreich gerade bei dieser Frage hinweg gehen sollen, denn die Pariser polytechnische Schule ist ja gerade die in Rede stehende allgemeine Abtheilung, welche alle diejenigen zu besuchen haben, die später in die Fach- oder Specialschulen der Artillerie, des Geniewesens, des Wasser- und Straßenbaues, des Schiffbaues und des Bergbaues eintreten.

Gegenüber allen diesen Thatsachen kann das Beispiel des Braunschweiger Instituts nicht maßgebend sein.

7.

Abgesehen von den Einrichtungen fremder Anstalten ist es nicht schwer, sich von der Unzweckmäßigkeit der zu frühzeitigen Einreihung der Studirenden in die Fachschulen zu überzeugen. Niemand wird behaupten wollen, daß einem so eben von der Realschule oder einem Gymnasium kommenden Schüler schon durch die Immatriculation in eine Fachschule eine bestimmte Richtung für ein Fach gegeben werde, welches ein fünfjähriges Studium erfordert; jedermann wird vielmehr einräumen, daß eine große Anzahl von Schülern schon nach 1—2 Jahren ihren früheren Entschluß wieder ändern und sich in eine andere Fachschule einschreiben lassen werde, eben weil die Berufswahl beim Eintritt meistens eine übereilte, ohne eigene Einsicht in die Specialitäten der bevorstehenden Studien gefaßte war. Hieraus kann für die in solcher Weise von einer erlaubten Freiheit Gebrauch machenden Schüler leicht der Nachtheil entstehen, daß ihnen einzelne Lehrgegenstände für den Eintritt in die neu gewählte Fachschule fehlen.

Was des weitern von didaktischen Vortheilen gesagt wird, welche vermeintlich bei Errichtung einer allgemeinen Abtheilung verloren gehen, ist unrichtig, wie sogleich jeder erkennt, der überhaupt eine richtige Einsicht in den Zweck des Instituts der Vorstände hat. Dieser Zweck ist dem Wesen nach ein didaktischer, indem jedem Vorstand nur eine solche Abtheilung von Schülern zugewiesen wird, an welcher ganz specielle Fachgegenstände in einer abgeschlossenen Richtung gelehrt werden, und welche nur so viele Jahrgänge umfaßt, daß die Beaufsichtigung leicht geschehen kann, zugleich aber dadurch noch mehr erleichtert wird, daß der Vorstand selbst an der Abtheilung Unterricht ertheilt.

Gerade diese Vortheile fallen weg, wenn eine Fachschule alle fünf Jahrgänge umfaßt, welche ein Studirender an der Anstalt überhaupt zubringt; denn es ist unmöglich, daß z. B. der Vorstand der Ingenieurschule eben so genau auf den Unterricht und die Schüler in den ersten, ausschließlich theoretischen, wie in den späteren, mit praktischen und constructiven Arbeiten sich befassenden Jahrgängen einen Einfluß nehmen könne. Entweder werden die Vorstände der Fachschulen hinsichtlich ihrer Wünsche für die theoretischen Gegenstände mit einander in Collision kommen, oder sie werden, was noch das Beste ist, sich jeder directen Einflußnahme auf die unteren Jahrgänge enthalten. Trägt der Vorstand einer Fachschule, wie es stets zu wünschen

ist, zugleich ein praktisches Fach in den oberen Jahrgängen vor, so wird er die seiner Aufsicht unterstehenden Schüler der unteren Jahrgänge in seinem eigenen Unterrichte Jahre lang nicht zu sehen bekommen und überhaupt außer allem directen Verkehr mit ihnen stehen. Ist dagegen der Vorstand zugleich Lehrer eines theoretischen oder vorbereitenden Gegenstandes in den unteren Jahrgängen, was möglicherweise auch der Fall sein kann, so wird er, in der Regel mit den praktischen Fächern weniger vertraut, sich hüten auf den Unterricht und die Schüler in den oberen Jahrgängen einen Einfluß zu nehmen.

Die diesfälligen Vorschläge des Wiener Entwurfs beruhen, wie man sieht, eben so auf einer Verkennung des Wesens der Fachschulen, als insbesondere auch des Zweckes der Vorstände.

Uebrigens dürfen einige andere Puncte nicht unberührt bleiben. Die von der Oberrealschule oder dem Obergymnasium in das technische Institut eintretenden Schüler sind junge Leute von oft nur 16 bis 18 Jahren, sie sind jetzt zum ersten Mal einer strengeren Schulaufsicht ledig; sie füllen die unteren Jahrgänge stark an und bedürfen weit mehr einer sorgfältigen Ueberwachung als die älteren, 22jährigen Schüler. Diese Aufsicht kann nur ein Vorstand führen, welcher zugleich Unterricht in jenen unteren Jahrgängen ertheilt. In Berücksichtigung der Thatsache, daß hier die Aufsicht überhaupt eine andere sein müsse, als in den oberen Jahrgängen, wurden an der polytechnischen Schule zu Stuttgart für die Schüler der mathematischen Abtheilung sogar andere Disciplinarvorschriften als für die Fachschüler erlassen.

Die Handhabung der Disciplin erfordert vor allem, daß sie eine einheitliche sei. Dies ist aber nimmermehr der Fall, wenn, wie der Wiener Entwurf vorschlägt, die Schüler der unteren Jahrgänge, welche fast insgesammt denselben Unterricht zu besuchen haben, unter fünf bis sieben verschiedenen Vorständen stehen! Man sieht, daß der Errichtung der allgemeinen Classen am Carlsruher und in neuester Zeit am Stuttgarter Institut viele Einsicht und Erfahrung zu Grunde liegt, und gewiß ist auch die militärisch strenge Disciplin an der Pariser polytechnischen Schule nicht ohne alle Ueberlegung eingeführt worden. — Man wird wohl kaum noch entgegen halten, an der Züricher Anstalt bestehen nur Fachschulen und keine allgemeinen Classen, und es passen also die obigen Bemerkungen nicht auf diese Anstalt. Wer dies einwendet, beachtet nicht, daß es in Zürich keine fünfjährigen, sondern durchaus nur zwei- und dreijährige Fachschulen giebt, daß diese Fachschulen fast alle theoretischen Gegenstände als bekannt voraussetzen, welche die Schüler nach dem Wiener Entwurf in den unteren Jahrgängen erst hören müssen, daß überhaupt in vollem Gegensatz zu diesem Entwurfe, die Züricher Fachschulen unmittelbar mit speciellen Fachgegenständen anfangen.

Hat der Wiener Entwurf sehr wenig Gewicht auf die specielle Organisation der unteren Jahrgänge hinsichtlich der Disciplin gelegt, so hat er auch bezüglich des Unterrichts in den Anfängen der technischen Studien einige wesentliche Puncte außer Augen gelassen.

Es mag im allgemeinen richtig sein, daß viele mit einem guten Zeugniß von der Oberrealschule in das technische Institut übertretende Schüler für die Unterrichtsgegenstände reif sind, welche sie nach dem Entwurf in dem 1. Jahrgang der betreffenden Fachschule zu besuchen haben. Aber es ist auch richtig, daß solchen Schülern häufig die Uebung und Sicherheit namentlich in der elementaren Mathematik und deren Anwendung abgeht. Die Mathematik bildet aber eine der nothwendigsten Fundamentalwissenschaften aller technischen Studien. Man glaube nicht, daß beim Beginn dieser Studien die elementare Mathematik, wie sie der Techniker braucht, ohne weiteres vorauszusetzen sei, und daß man, wie in dem Wiener Programm der Lehrgegenstände in etwas Bedenken erregender Weise zu lesen ist, mit den „Grundeigenschaften der Functionen" beginnen könne. Es fehlt den Schülern allerdings nur selten an theoretischen, dem Gedächtnisse eingeprägten Sätzen, dagegen um so häufiger, ja fast immer an jeder Uebung in deren Anwendung auf concrete Fälle, so wie auch an der Uebung, eine größere Zifferrechnung mit Hülfe der Tafeln geordnet durchzuführen, — eine Uebung, zu deren Erwerbung sich später fast nie mehr Gelegenheit darbietet. Die Polygonometrie, welche an der Realschule nicht gelehrt und an der Technik mit Unrecht erst in der praktischen Geometrie vorgetragen wird, gewisse trigonometrische und stereometrische Aufgaben, die Zins- und Rentenrechnung ꝛc. bilden hierzu wichtige Uebungsmittel. Fast immer fehlt auch die nöthige Uebung in der Lösung analytisch geometrischer Aufgaben, und dasselbe gilt von der sphärischen Trigonometrie u. s. w. Für viele absolvirte Oberrealschüler ist darum ein Vortrag über die genannten und noch mehrere andere, durchaus nur zu den Elementen der Mathematik zu zählende Gegenstände am technischen Institut fast unentbehrlich, welcher ein volles Schuljahr mit reichlich bemessener Stundenzahl in Anspruch nimmt. Wenn dies aber zum großen Theile schon von den absolvirten Oberrealschülern gilt, so gilt es in ungleich höherem Maße, ja man kann sagen von allen absolvirten Schülern des Obergymnasiums, welche zu den technischen Studien übertreten, und denen es gewöhnlich nicht nur an mathematischen Kenntnissen und Uebung im Zeichnen, sondern in noch viel empfindlicherem Grade an der Kraft der räumlichen Anschauung gebricht, die an Gymnasien nicht cultivirt wird, noch werden kann. Es gilt ferner in der Regel von allen, die sich einige Jahre hindurch im prak-

tischen Leben bewegt und ihre wissenschaftliche Vorbildung an irgend einer anderen Anstalt oder durch Privatunterricht erworben haben.

8.

Die Ungleichartigkeit der Vorbildung in Rücksicht auf Mathematik, Zeichnen rc., deren Beseitigung den technischen Instituten stets und unausweichlich zufallen wird, ist den Universitäten allerdings fremd, deren Hörer insgesammt ihre Studien an durchaus gleichförmig organisirten Gymnasien zurückgelegt haben müssen. Um übrigens in den Anfangsstadien des technischen Unterrichts den verschiedenen Elementen, welche in das technische Institut eintreten, wenigstens in den unerläßlichen Gegenständen des Unterrichts eine gleichmäßige Vorbildung zu geben, genügt schon ein einziger Jahrgang, der zugleich noch naturhistorische, zeichnende und geschichtliche Fächer und fremde Sprachen zu umfassen hätte. Man kann nicht einwenden, ein Schüler, welcher das Obergymnasium oder die Oberrealschule absolvirt hat und dennoch in den genannten Gegenständen die nöthige Festigkeit nicht besitzt, solle noch ein Jahr im obersten Jahrgang einer Realschule oder eines Gymnasiums zubringen, um das Fehlende nachzuholen. Denn abgesehen davon, daß dies selten ein Schüler thun wird, können auch jene obersten Jahrgänge neben der großen Zahl anderer Gegenstände das nicht bieten, um was es sich hier handelt. Dem Vorschlage, solche Schüler auf den Privatunterricht zu verweisen, steht das erhebliche Bedenken entgegen, daß sie, ein Jahr hindurch wenig beschäftigt und häufig ohne alle Aufsicht, außerhalb der Schule zubringen müßten und dennoch in mathematischer Richtung die bezeichnete, gleichförmige Vorbildung nicht erlangen würden. Diese Gleichförmigkeit aber ist die Grundbedingung für das Gedeihen des Unterrichts in der höheren Mathematik, Mechanik rc., und will die Anstalt diese Bedingung, wie nothwendig, stellen und erfüllt sehen, so muß sie selbst dafür sorgen und selbst die Mittel dazu bieten, denn andere Anstalten werden und können dies nicht thun. Auch die in den Motiven des Wiener Entwurfs beantragten, an den Oberrealschulen in ähnlicher Weise wie an den Obergymnasien abzuhaltenden Maturitätsprüfungen werden den bisher besprochenen und manchen anderen Gebrechen unseres gegenwärtig bestehenden Realschulwesens nicht abhelfen. Die wahre Quelle der meisten Uebelstände liegt, um es kurz zu sagen, darin, daß die für die höheren technischen Studien sich bestimmenden Schüler der Gymnasialbildung gänzlich entbehren. Ich erlaube mir rücksichtlich der nähern Begründung dieser Ansicht auf einen Aufsatz in der, als Beilage zur Wiener

Zeitung erscheinenden „Oesterr. Wochenschrift" (1863) S. 609 mich zu beziehen, worin ich vorgeschlagen habe, die ordentliche Vorbildung der den höheren technischen Studien sich Widmenden sei in den 5 oder 6 ersten Classen des Gymnasiums und in zwei darauf folgenden Jahrgängen der Oberrealschule zu erwerben.

Wie es sich indessen hiermit verhalten möge, so muß am technischen Institut auf alle Fälle ein Jahrgang bestehen, welcher zwar nicht von allen und insbesondere nicht von den geistig reifen und vollkommen vorbereiteten Oberrealschülern, dagegen in der Regel von allen aus den Gymnasien herüberkommenden und an anderen Anstalten gebildeten Schülern zu besuchen ist. Ich weiß recht gut, daß die Einwendung nicht ausbleiben wird, in diesem Vorschlage liege geradezu die Wiedereinführung des verpönten, in neuester Zeit glücklich und zur allgemeinen Zufriedenheit endlich abgeschafften Vorbereitungs-Jahrganges.

Man lasse den Namen bei Seite und halte sich wie bisher an die Sache; man wird dann den hier vorgeschlagenen Jahrgang von dem so eben genannten gehörig unterscheiden. Jener Vorbereitungs-Jahrgang kam in Mißcredit, die Aufrechthaltung der Disciplin war erschwert, und der Unterricht selbst hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die für die Aufnahme vorgeschriebenen Bedingungen so leicht zu erfüllen waren, daß selbst solche junge Leute aufgenommen werden konnten, deren Schulbildung schon mit dem Besuche einer städtischen Hauptschule abgeschlossen hatte. Von der Wiedereinführung derartiger Aufnahmebedingungen und von der Zulassung derartiger Schüler ist aber hier durchaus nicht die Rede. Man stelle bezüglich der allgemeinen Schulbildung die Forderungen hoch, aber man vergesse nicht, daß ein junger Mann eine sehr gute allgemeine Bildung besitzen kann, ohne daß er darum die von den reiferen Schülern technischer Institute zu fordernde Fertigkeit und Uebung in zeichnenden und mathematischen Disciplinen in gehörigem Maße bereits besitze. Aus allen diesen Gründen ergiebt sich die Nothwendigkeit eines Jahrganges, dessen Hauptzweck es ist, in den mehrgenannten Lehrgegenständen gleichsam die Vermittlung zwischen den verschiedenartigen Mittelschulen und den eigentlich technischen Lehranstalten zu bilden, in welchen aber nur solche junge Männer aufgenommen werden dürfen, die entweder die Oberrealschule oder das Obergymnasium ganz, oder von dem letzteren wenigstens die sechs ersten Jahrgänge zurückgelegt haben, oder endlich, welche sich durch staatsgültige Zeugnisse oder durch eine strenge Aufnahmeprüfung über den Besitz einer allgemeinen Bildung auszuweisen vermögen und siebenzehn Jahre alt sind. Dieser vermittelnde Jahrgang nun, — welcher, wenn auch nicht von den

Fachschulen getrennt, doch bezüglich der Lehrgegenstände im Entwurfe des Prager Institutes vollständige Berücksichtigung gefunden hat, — sammt dem darauf folgenden, ebenfalls nur theoretische, beziehungsweise mathematische, mechanische, naturwissenschaftliche und zeichnende Gegenstände umfassenden Jahrgang des Instituts soll die allgemeine Abtheilung ausmachen, von welcher oben des weiteren die Rede war. Diese Abtheilung, welche gewöhnlich stark besucht sein wird, ist unter einen besonderen Vorstand zu stellen und als ein selbständiges Glied des Organismus der Anstalt zu betrachten, also von den Fachschulen zu trennen. Ob man diese Abtheilung eine allgemeine oder mathematische, und die beiden Jahrgänge allgemeine oder mathematische Classen zu nennen habe, könnte nur Sache eines müssigen Streites um Worte sein. Im Gratzer Entwurf werden die Classen allgemeine genannt, und wie es scheint mit Recht, insofern wenigstens die weitaus überwiegende Mehrzahl aller Schüler der vier Fachabtheilungen dieselben zu besuchen hat. Technische Lehranstalten, welche mehr Fachschulen in sich aufnehmen, wovon nur ein Theil die oben besprochenen strengeren Anforderungen hinsichtlich der Mathematik 2c. stellen muß, werden jene Abtheilung nicht eine allgemeine, sondern passender eine mathematische nennen, wie dies in neuester Zeit an den Anstalten zu Carlsruhe und Stuttgart der Fall ist.

9.

Die Studirenden. Auch hinsichtlich der Eintheilung der Studirenden in ordentliche und außerordentliche zeigt sich bei den drei vorliegenden Entwürfen eine nicht unerhebliche Verschiedenheit.

Der Prager Entwurf hält fast ganz an der bisherigen, ziemlich vagen Unterscheidung ordentlicher und außerordentlicher Hörer insofern fest, als die Aufnahme der ersteren nur davon abhängt, ob dieselben mit einem staatsgültigen Maturitätszeugniß von einer Oberrealschule kommen, oder zuvor eine Aufnahmeprüfung bestanden haben. Auf die Art der Studien, welchen sich dieselben widmen, kommt es hierbei nicht an. „Als außerordentliche Hörer werden bloß Individuen von bestimmter Berufsstellung oder Studirende einer höheren Lehranstalt, welche ein oder mehrere Lehrfächer hören, ohne sich über die erforderlichen Vorkenntnisse ausweisen zu können oder zu wollen, aufgenommen. Als Gäste werden diejenigen betrachtet, welche bloß einen kleinen Cyklus von Vorträgen zu hören wünschen."

Wie man sieht, ist der Unterschied zwischen Gästen und außerordentlichen Hörern kein sehr beträchtlicher; um so auffallender ist die Bestimmung,

daß außerordentliche Hörer zur Nachweisung der „erforderlichen Vorkenntnisse“ nicht verpflichtet sind. Eine solche Freiheit zum Besuch des Unterrichts kann füglich nur denjenigen gewährt werden, deren Alter jenes der gewöhnlichen Schüler weit übertrifft, und welche als Freunde der Wissenschaft den Gästen beizuzählen sind. Die Bedingung, daß außerordentliche Hörer entweder eine bestimmte Berufsstellung einnehmen oder Studirende einer höheren Lehranstalt sein sollen, ist sehr unbestimmt gefaßt, und es sind dadurch solche Hörer nicht ausgeschlossen, die seither als außerordentliche an den technischen Lehranstalten keineswegs sehr willkommen waren.

Diese Bedenken könnten nur dann hinwegfallen, wenn unter einer „bestimmten Berufsstellung“ ein selbständiges Geschäft oder eine Anstellung im öffentlichen oder Privatdienst und wenn unter höherer Lehranstalt die Universität verstanden werden sollte. Der Gratzer und der Wiener Entwurf haben den Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Hörern nicht auf die Nachweisung der erforderlichen Vorkenntnisse, sondern darauf bezogen, ob der Schüler sich in eine bestimmte Fachschule einschreiben läßt oder nicht.

Wer also überhaupt unter die Zuhörer oder Schüler aufgenommen werden will, muß sich über die Vorkenntnisse ausweisen, und nur Gäste, die außer dem Verband der Schule stehen, sind hiervon dispensirt.

Dies ist ohne Zweifel die richtigere Bestimmung, denn wer seine Vorbildung nicht nachweist, dem kann die Anstalt wohl auch kein Zeugniß ausstellen, und für den kann sie eben so wenig irgend eine Garantie übernehmen, als sie ihn den Verpflichtungen der Schüler unterwerfen darf. Der Gratzer Entwurf fordert von außerordentlichen Schülern, daß sie bezüglich jedes neuen Lehrgegenstandes, welchen sie zu hören wünschen, den Nachweis der dazu erforderlichen Vorkenntnisse liefern, läßt aber sonst die Wahl der Gegenstände in jeder Hinsicht frei, so daß hiermit und durch die fernere Bestimmung, daß außerordentliche Schüler eben so wie die ordentlichen, Jahreszeugnisse erhalten können, alles gewährt ist, was an einer technischen Lehranstalt in Betreff der Lernfreiheit verlangt werden kann. Aber außerordentliche Zuhörer, welche sich ihren Lehrplan selbst wählen, können folgerichtig nicht in eine Fachschule eingeschrieben werden. Hierin zeigt sich eine kleine Abweichung beim Wiener Entwurf, welcher ausnahmsweise auch solche als ordentliche Zuhörer einer Fachschule zuläßt, die sich einen andern Studienplan bilden, vorausgesetzt, daß dieser die Einwilligung des Fachschulcollegiums erhalten habe. Diese Einwilligung wird jedoch nur ertheilt, wenn auf die Reihenfolge der zum gründlichen Verständniß nothwendigen und einander unterstützenden Gegenstände Rücksicht genommen ist, und wenn ferner „für

die gewählten Unterrichtsfächer die Gesammtzahl der wöchentlichen Stunden mindestens achtzehn beträgt, wobei je zwei Uebungs- oder Zeichnungsstunden als eine Stunde zu rechnen sind." Während sodann für jeden ordentlichen Zuhörer das jährliche Unterrichtsgeld in Wien 50 fl. (in Gratz 30 fl.) beträgt, hat der außerordentliche Zuhörer eben so viele Gulden für das Semester zu bezahlen, als die Anzahl der wöchentlichen Stunden des gewählten Lehrgegenstandes beträgt.

Im Gratzer Entwurf kommen nicht alle diese Ausnahmebestimmungen vor; jedem Schüler ist es mit Einwilligung der Eltern oder des Vormundes freigestellt, als außerordentlicher Schüler seinen Studienplan mit einer größeren oder geringeren wöchentlichen Stundenzahl zu wählen. Da er in eine Fachschule nicht eingeschrieben werden kann, so steht er nicht unter der Aufsicht eines der Vorstände, sondern des Directors der Anstalt.

Ist hierdurch jede mögliche Rücksicht auf die Freiheit der Berufswahl genommen, so ist andererseits auch die Wirksamkeit der Anstalt über die Grenzen der Fachschulen hinaus gewahrt. Es ist insbesondere den Studirenden der Universiät oder einer anderen höheren Lehranstalt ermöglicht, einzelne Unterrichtsgegenstände zu besuchen, was nicht immer der Fall sein würde, wenn den außerordentlichen Schülern ein Minimum der zu besuchenden Unterrichtsstunden gesetzt wäre. Es kann solchen Studirenden von Wichtigkeit sein, ein Zeugniß in den gehörten Fächern zu erlangen, was sie, bloß als Gäste eingeschrieben, nicht erhalten könnten.

10.

Die Prüfungen, die Repetitorien und das Vorrücken der Schüler. Der Gratzer Entwurf erklärt sich, gestützt auf langjährige Erfahrungen, grundsätzlich gegen die Beibehaltung der bisherigen Jahresprüfungen. Er schlägt dafür die, den Erfolg des Unterrichts besser sichernden, im Laufe des Schuljahres abzuhaltenden Repetitorien und Examinatorien vor, aus deren Ergebnissen nicht nur ein Schluß auf die Kenntnisse und die Befähigung der Schüler am Ende des Schuljahres in jedem einzelnen Lehrgegenstande gezogen werden kann, sondern auf deren Grund sich auch über das Vorrücken der ordentlichen oder Fachschüler in den nächst höheren Jahrgang und die Zulassung der außerordentlichen Schüler zu den weitern Lehrgegenständen sicher entscheiden und das Jahreszeugniß ausstellen läßt. Der Wiener Entwurf hat diesen Principien sich insofern angeschlossen, als auch er die Bestimmung enthält: „auf Grund der im Laufe des Curses

durch mündliche und schriftliche Prüfungen, durch Hausarbeiten u. s. w. dargelegten Leistungen des Zuhörers wird entschieden, ob er die Studien in den betreffenden Lehrgegenständen mit genügendem Erfolge zurückgelegt habe oder nicht."

Eine genaue Bestimmung über das Vorrücken in den folgenden Jahrgang enthält aber das Wiener Statut nicht, sondern es wird bloß bemerkt, ein Zuhörer, welcher in einzelnen Lehrgegenständen nicht genügt, auch nachdem er bei Beginn des nächsten Studienjahres sich einer Prüfung unterzogen hat, könne nur zu solchen Gegenständen zugelassen werden, welche die mit ungenügendem Erfolg gehörten nicht nothwendig voraussetzen. Hiermit ist die Eintheilung der Fachschulen und ein sehr wesentlicher Theil ihrer Einrichtungen im Princip wieder aufgegeben, den Ausnahmen ein weites Feld eröffnet und dem Unfleiß das „Weiterstudiren" erleichtert. Es ist dadurch möglich gemacht, daß „Fachschüler" mit Lücken in ihrer Vorbildung einige Jahre an der Anstalt fortvegetiren, in ganz gleicher Weise, wie dies bisher bei den außerordentlichen Hörern nicht selten der Fall war. Weil jeder fehlende Gegenstand in jedem weiteren Jahr neue Lücken zur Folge hat, wird regelmäßig ein solcher Schüler, nachdem er einige Jahre verloren hat, genöthigt sein, die Anstalt zu verlassen oder, was ihm noch schwerer fallen dürfte, einen Jahrgang, welchen er zwei oder drei Jahre früher bereits besucht hat, zu wiederholen.

Dies alles ist die Folge davon, daß der Wiener Entwurf keine genaue Bestimmung enthält, wonach ein Schüler entweder in den folgenden Jahrgang und zwar in alle Gegenstände desselben vorrücken kann oder nicht, und daß nicht festgesetzt ist, er könne in letzterem Falle überhaupt in gar keinen Unterrichtsgegenstand aus dem folgenden Jahrgang eingeschrieben werden. Consequenter ist in diesem Punct der Gratzer Entwurf, welcher bestimmt, daß jeder Vorstand am Schlusse des Schuljahrs eine Conferenz abzuhalten habe, welche über das Vorrücken jedes ordentlichen Studirenden beschließt. „Stellt sich dabei heraus, daß derselbe in einem oder in zwei unerläßlichen Gegenständen zum Vorrücken noch zu schwach ist, so hat er unmittelbar am Anfange des nächsten Schuljahres in jenen Gegenständen eine Prüfung abzulegen. Besteht der Betreffende diese Prüfung nicht, so kann er nicht vorrücken. Ein Schüler, der in mehr als zwei unerläßlichen Gegenständen zu schwach befunden wird, kann überhaupt nicht vorrücken."

Die Bestimmungen des Wiener Entwurfs über die Schluß- oder Jahresprüfungen geben zu ähnlichen Bemerkungen Anlaß. Die Motive des §. 35 besagen wörtlich: „Examinatorische Wiederholungen, mündliche und schriftliche Prüfungen rc. sind die geeignetsten Anregungsmittel. Aus dem Erfolg derselben

läßt sich auf die Befähigung eines Studirenden weit sicherer schließen, *als bloß aus dem Ergebniß einer Schlußprüfung*. Besonders bei technischen Wissenschaften, wo auch gewisse Fertigkeiten erworben werden müssen, ist es, wenn der Erfolg des Studiums gesichert sein soll, nothwendig, daß der Lehrer in der Lage ist, sich von der ununterbrochenen Thätigkeit der Schüler zu überzeugen. *Eine Bestätigung* hierüber, wenigstens zum Behuf eines zeitweiligen Nachweises der jährlichen Verwendung kann nicht verweigert werden."

Darnach nun sollte man erwarten, daß *Schluß- oder Jahresprüfungen* nicht wieder eingeführt oder abgehalten würden, wie dies gleichwohl durch den §. 36 geschieht. Die Motive des Entwurfs enthalten hierüber die unerwartete Erklärung, daß „die Ablegung der Schlußprüfungen zwar nicht vorgeschrieben sein soll, daß aber die Möglichkeit hierzu jenen Hörern geboten sein müsse, welche sich der Staatsprüfung nicht unterziehen *und dennoch Zeugnisse über ihren Besuch, ihre gesammte Verwendung und den Erfolg ihrer Studien bedürfen*."

Dies steht nun in offenbarem Widerspruch mit dem, was oben über das Ungenügende und die Unzuverlässigkeit der Ergebnisse der Schlußprüfungen gesagt ist; letztere werden nun auf einmal wieder über alles gesetzt, was die Lehrer im Laufe des Schuljahres rücksichtlich der Leistungen der Schüler wahrgenommen haben, und auf Grund dessen „eine *Bestätigung* nicht verweigert werden darf."

Soll etwa diese Bestätigung, obgleich amtlich von der Anstalt ausgestellt, geringeres Vertrauen besitzen, als die *minder sichere Schlußprüfung*; und darf es vorkommen, daß die Anstalt über einen und denselben Zuhörer und über denselben Lehrgegenstand am Schlusse des Schuljahres, also auch zu derselben Zeit, zwei Fortgangszeugnisse ausstellt, oder wenigstens auf zwei verschiedene Arten sich Urtheile über die Befähigung des Schülers bildet, welche, was sehr leicht geschehen kann, sich geradezu widersprechen? Diese Anordnungen werden mit den folgenden Worten zu stützen gesucht: „Da die Ablegung dieser Schlußprüfungen dem freien Ermessen des Hörers überlassen bleibt und dafür keine Taxe zu bezahlen ist, so entfallen jene Einwendungen, welche gegen Annualprüfungen gewöhnlich geltend gemacht werden." Auf solche Art läßt sich die Sache nicht abmachen; wenigstens sind die Einwendungen, welche ich im 3. Band der Oesterr. Revue angeführt habe, damit nicht widerlegt. Wird etwa dadurch das Resultat der Jahresprüfungen *sicherer*, daß diese vom Schüler freiwillig abgelegt werden, oder wird es darum *sicherer*, weil keine Taxe zu bezahlen ist? Gewiß nicht. Wenn ein Schüler es einmal auf eine Annualprüfung ankommen läßt, so

gehört er, wenn nicht immer, doch sehr oft, zu den minder fleißigen Schülern; er wird also auch nicht im Stande sein, am Schlusse des Schuljahres mehrere Prüfungen oder überhaupt nur eine derselben abzulegen, sondern wird sich auf die Ablegung nachträglicher Prüfungen zu Anfang des folgenden Schuljahres vertrösten, für welche er eine Taxe von 5 fl. zu entrichten hat.

Wie man sieht, verkennt der Wiener Entwurf die Gründe, welche für die Abschaffung der Jahresprüfungen sprechen, deren bedeutender Nachtheil eben darin besteht, daß sie nur zu oft von den Studirenden als Surrogat für die fleißige Verwendung während des Schuljahres betrachtet werden.

Jahresprüfungen jeder Art sollten meines Erachtens abgeschafft werden, und alle während der Studienzeit abzuhaltenden Prüfungen sollten sich auf die Fälle beschränken, in welchen dem Studirenden durch Beschluß der Fachschulconferenz zur Aufgabe gemacht wird, seine Befähigung in den Lehrgegenständen, in welchen er zum Verrücken als zu schwach erkannt worden ist, am Anfange des nächsten Schuljahres nachzuweisen.

11.

Staatsprüfungen und Diplome. Die drei Entwürfe kommen darin überein, daß alljährlich gegen den Schluß des letzten Jahrganges jeder Fachschule strenge Prüfungen abzuhalten seien und den Studirenden, welche denselben sich unterzogen haben, Diplome ausgefertigt werden können.

Die Art, wie und in welchen Gegenständen diese Prüfungen abzuhalten seien, ist aus dem Prager Statut nicht genau ersichtlich.

Der Wiener Entwurf schließt sich mit einigen erheblichen Ausnahmen jener Anordnung dieser Prüfungen an, welche für die Gratzer Anstalt vorgeschlagen und auch im 3. Band der Oesterr. Revue beschrieben ist. Der Wiener Entwurf weicht zunächst darin ab, daß jene Prüfungen, die der Gratzer Entwurf einfach Fachprüfungen nennt, als Staatsprüfungen mit der Bedeutung gelten sollen, daß sie „nach Erfüllung der auf die technische Praxis sich beziehenden gesetzlichen Bestimmungen zur Erlangung der behördlichen Autorisation (als Privattechniker) berechtigen sollen", und „daß das nach Ablegung einer solchen Staatsprüfung erhaltene Diplom zur Habitilirung der Privatdocenten des technischen Instituts genüge".

Es läßt sich nicht voraussehen, ob die k. Regierung solche Prüfungen unbedingt an Stelle derjenigen treten lassen werde, welche durch das in neuerer Zeit bei Einführung des Instituts der Privattechniker unter dem Namen Staatsprüfungen vorgeschrieben sind. Es ist gewiß nicht einerlei,

ob solche Prüfungen unmittelbar nach Beendigung der Studien oder nach einer längeren Praxis abgelegt werden, denn in letzterem Falle kann der zu Prüfende in weit größerem Umfang seine praktische Befähigung darlegen, als beim Austritt aus der Schule, und der Besitz theoretischer Kenntnisse ist nach Ablauf einer längeren Praxis dem Betreffenden weit höher in Anschlag zu bringen als einem andern, welcher eben den Schulunterricht verlassen hat.

Ein anderer Umstand darf nicht unberührt bleiben. Wird nämlich die beim Austritt aus der Anstalt abgelegte Staatsprüfung schon als hinreichend anerkannt, um nach Ablauf der vorgeschriebenen praktischen Jahre (Staatsministerial-Erlaß v. 8 December 1860) ohne weiteres die Autorisation als Privattechniker zu erlangen, so ist das Institut der letzteren wesentlich alterirt. Denn es ist dann, ohne Rücksicht auf den Bedarf an solchen Technikern, dessen Beurtheilung sich die Staatsverwaltung vorbehalten hat, jedem Besitzer eines Diploms die Berechtigung gegeben, nach Verfluß des 3. resp. 5. in der Praxis zugebrachten Jahres in die Reihe der Privattechniker einzutreten, wenn anders das Diplom den beanspruchten Werth haben soll. Die Zahl der Privattechniker mit bestimmten Befugnissen wird dann eine noch viel größere werden, als sie gegenwärtig schon ist, und wenn auch darin gerade kein großer Uebelstand erblickt werden mag, so wird doch das Bedenken entstehen, ob das kaum gegründete Institut der Privattechniker in solcher Weise wieder um einen großen Theil seiner Bedeutung gebracht werden soll.

Man darf ferner nicht übersehen, daß, wenn den übrigen technischen Instituten nicht die gleiche Berechtigung wie dem Wiener eingeräumt würde, dieselben dem Wiener Institut gegenüber in eine ungünstige Lage versetzt, und diplomirte Wiener Techniker schon aus dem Grunde sehr bald die Mehrzahl der Privattechniker ausmachen würden, weil, wie bereits erwähnt, die Ablegung einer Staatsprüfung unmittelbar nach dem vollendeten Studium in vieler Beziehung leichter fällt als mehrere Jahre später.

Bezüglich der Abhaltung dieser Prüfungen weicht der Wiener Entwurf vom Gratzer auch darin ab, daß nach dem ersteren der theoretische und nach dem letzteren der praktische Theil der Prüfung zuerst vorzunehmen ist. Auch dieser Unterschied ist nicht unwesentlich. Wer den praktischen Theil gut bestanden hat, der besitzt große Wahrscheinlichkeit, die ganze Prüfung zu bestehen; denn die Ausbildung in den praktischen Fächern ist die Hauptsache, und diese soll und wird den Diplombesitzer mehr als die Theorie empfehlen. Dazu kommt, daß, wer bis in den obersten Jahrgang einer Fachschule vorgerückt ist, die sehr begründete Voraussetzung für sich hat, daß er in der Theorie nicht zurückgeblieben sei. Es ist aber nicht eben so gewiß, daß er

auch in den praktischen Fächern, welche erst in den letzten Jahrgängen auftreten, schon genügende Fortschritte gemacht habe.

Das Bedingende und dabei Ungewissere soll aber in der Prüfung vorangehen. Darum ist auch, ganz richtig, bei den gegenwärtigen Staatsprüfungen durch das Gesetz die praktische Prüfung insofern vorangestellt worden, als eine mehrjährige Praxis vor Ablegung der theoretischen Prüfungen durchlaufen sein muß.

Ein erheblicher Mangel des Wiener Entwurfs liegt endlich darin, daß gar nicht näher angegeben ist, in welcher Weise und in welchen praktischen Fächern der zweite oder praktische Theil der Prüfung abzuhalten, und welcher Zeitaufwand den von den Diplomwerbern zur Ausfertigung von Projecten resp. Arbeiten in den Laboratorien zuzugestehen sei.

12.

Der Unterricht in den Fachschulen. Das System der Fachschulen unterscheidet sich von der bisherigen Einrichtung unserer technischen Studien der Hauptsache nach darin, daß es dem Studirenden einen vollständigen Plan an die Hand giebt, nach welchem er die zu seinem erwählten technischen Fach gehörigen Wissenschaften und Uebungen, mit Ausschluß aller entbehrlichen und die Fachausbildung hemmenden Unterrichtsgegenstände, sich aneignen soll. Ist dieses System einmal grundsätzlich angenommen, so darf man im Lehrplane die einzelnen Fachrichtungen nicht wieder mit einander vermischen. An diesem Gesichtspunct halten die Studienpläne des Gratzer und Wiener Entwurfs mit größerer Consequenz als der Prager Entwurf fest, worin, wie bereits bemerkt wurde, der Studienplan der Fachschule für Hochbau in seinen vier ersten Jahrgängen, mit Ausnahme eines unter dem Namen „Stylstudien mit Zeichnen", im 2., 3. und 4. Jahrgang auftretenden Gegenstandes, genau dieselben Gegenstände aufweist, wie die ersten vier Jahrgänge der Fachschule für Straßen- und Wasserbau, und nur im 5. Jahrgang ein besonderer Fachgegenstand, der Curs über Entwerfen aus dem Hochbau mit Stylstudien auftritt. So zweckmäßig im allgemeinen die Lehrgegenstände für die Abtheilung des Wasser- und Straßenbaues zusammengestellt sind, so wenig sind sie es schon aus obigen Gründen für die Studirenden der Architektur; diese haben aber außerdem auch die gleichen Studien aus der höheren Mathematik und Mechanik, aus dem Maschinenbau und den Naturwissenschaften durchzumachen, wie der Ingenieurschüler. Abgesehen davon, daß der Architekt eines so weit gehenden

Studiums der exacten Wissenschaften nicht bedarf, wird fast in der Regel ein für das Fach des Hochbaues sich berufen fühlender junger Mann für dieselben weder besonderes Geschick noch eigentliche Lust besitzen; es wird und muß ihm vielmehr daran liegen, mit Ausschluß alles dessen, was er später nie brauchen wird, sich ganz seinem eigentlichen Fachstudium hingeben zu können, woran ihn aber die Menge der diesem Zwecke fern liegenden Gegenstände hindern wird. Der hauptsächlichste Theil der Schulbildung für jenes Fach ist das selbständige Entwerfen, welches aber in den letzten Jahrgang verlegt ist. Die Uebungen im Entwerfen müssen mindestens zwei bis drei Jahre hindurch die Hauptbeschäftigung des Schülers bilden, selbst in dem Fall, wenn sich die Anstalt die Heranbildung von Architekten im strengsten Sinne des Wortes nicht zur Aufgabe macht.

Die vier Jahre hindurch vorgeschriebenen Stylstudien lassen in künstlerischer Hinsicht den, auch in diesem Falle nöthigen Erfolg um so weniger erwarten, als sie schon im 2. Jahrgang beginnen, ehe und bevor die Schüler auch nur einen Vortrag über Hochbau gehört und dadurch wenigstens einige Kenntnisse in dem Technischen desselben erlangt haben.

Jene Stylstudien werden sich, wie es hiernach wenigstens scheint, zumeist auf das Zeichnen nach Vorlagen beschränken müssen und hauptsächlich nur eine gewisse mechanische Fertigkeit des Schülers zur Folge haben.

Bezüglich der Abtheilung für Straßen- und Wasserbau sind, wie bemerkt, die einzelnen Lehrgegenstände im allgemeinen zweckmäßig zusammen gestellt. Jedoch scheint die Anordnung, wonach der I. Curs der Geodäsie im 2. Jahrgang, der II. Curs dagegen, nach einer zweijährigen Unterbrechung (in ähnlicher Weise, wie dies früher am Carlsruher Institut der Fall war), erst im 5. Jahrgange gelehrt werden soll, keineswegs vortheilhaft zu sein.

Der Unterricht in der Mechanik ist auf den 2., 3. und 4. Jahrgang vertheilt, und beginnt mit der Elementarmechanik, wie dies auch bei dem Lehrplan der Gratzer Anstalt der Fall ist. Der darauf folgende Vortrag über analytische Mechanik im 3. Jahrgang beschränkt sich auf das Sommersemester; aber es ist nicht gut denkbar, wie ein so wichtiger und umfangreicher Gegenstand in einem Semester auch nur halbwegs erschöpft werden könne, abgesehen davon, daß die Unterbrechung des Unterrichts in diesem Gegenstand während des Wintersemesters dem Studium nicht förderlich sein kann. Schwieriger jedoch ist es, einen Grund dafür zu finden, daß die Maschinenlehre in demselben Jahrgang vorgetragen werden soll, in dessen zweiter Hälfte erst die analytische Mechanik zum Vortrag gelangt, welche doch hauptsächlich die Begründung der allgemeinen Principien der Theorie

der Maschinen zum Zweck hat. Es wäre wohl geeigneter, wenn die analytische Mechanik während des ganzen 3. Jahrgangs gelehrt, die Maschinenlehre aber vom 3. in den 4. Jahrgang verlegt würde. Allerdings kommt im 4. Jahrgang ein Gegenstand unter dem Namen „Baumechanik" vor, welcher, wie anzunehmen ist, sich nur mit den Anwendungen der Mechanik auf die Berechnung der Festigkeit der Körper, auf einzelne Constructionen ꝛc. beschäftigen wird; ob es aber in didaktischer Beziehung vortheilhaft sei, diese Anwendungen vom Unterrichte in der elementaren und analytischen Mechanik zu trennen, scheint mehr als zweifelhaft zu sein, weil erfahrungsmäßig der Anfänger in der Regel die allgemeinen Lehren der Mechanik erst bei ihrer Anwendung auf bestimmte Fälle mit einer gewissen Selbständigkeit und Sicherheit erfaßt. Damit soll übrigens der Nutzen eines besondern Vortrags über Baumechanik nicht bestritten, sondern nur angedeutet sein, daß insbesondere die analytische Mechanik die, wenn auch nur beispielsweisen, Anwendungen nicht außer Augen lassen, sie selbst aber nicht auf ein bloßes Semester beschränkt werden sollte.

Ob übrigens ein, die Anwendungen zusammenfassender Vortrag über Baumechanik stattfinde oder nicht, so darf doch nicht vergessen werden, daß auf alle Fälle in den Vorträgen über Straßen- und Wasserbau die Theorie der einzelnen Constructionen sehr ausführlich behandelt werden muß, und daß der Vortrag über Maschinenbau dieselbe nicht durchgehends als bekannt voraussetzen kann. Die Baumechanik konnte bei der bisherigen Einrichtung der technischen Studien sehr nützlich sein und war es auch ohne Zweifel. Wo es sich aber, wie gegenwärtig an unseren Instituten, darum handelt, außer dem eigentlichen Fachunterrichte auch noch den mechanischen Unterricht von seinen Anfängen aus zu organisiren, und nicht, wie dies z. B. in Zürich der Fall ist, zum großen Theil als bereits bekannt vorauszusetzen, da hat die Baumechanik als ein von der elementaren und analytischen Mechanik und Maschinenlehre gesonderter Gegenstand vom Standpuncte des Unterrichts aus mancherlei Bedenken gegen sich. — Legt der Prager Lehrplan mit Recht dem Studium der Mechanik und Maschinenlehre (darunter das verstanden, was sie ist und sein soll, die allgemeine Theorie der Maschinen) ein großes Gewicht bei, so zwar, daß der Unterricht darin auf vier verschiedene Jahrgänge vertheilt wird, so läßt sich der Ausschluß eines der Fachschule für Straßen- und Wasserbau so naheliegenden Gegenstandes, wie der Maschinenbau es ist, schwer begreifen; der Maschinenbau ist schon der Metallconstructionen wegen und weil der Ingenieur nicht selten mit Maschinen zu thun hat, für diesen mindestens eben so unentbehrlich als die Technologie, welche doch Berücksichtigung gefunden hat.

Es scheint aus allen diesen Gründen, daß in dem vorher genannten 4. Jahrgang an die Stelle der Baumechanik die Maschinenlehre und der Maschinenbau zu setzen, dagegen, um jenen Jahrgang nicht zu überladen, der Hochbau II. Curs, als für den Ingenieur weniger nothwendig, wegzulassen oder doch als nicht obligat zu bezeichnen wäre.

Die Abtheilung für Maschinenbau giebt zu ähnlichen Bemerkungen Anlaß.

Vor allem ist schwer einzusehen, in wie fern der 5. Jahrgang zu dieser Fachschule zu rechnen sei. Derselbe besteht nämlich nach dem Lehrplan einfach aus der „Praktischen Verwendung in einer Maschinenbauanstalt", während es doch im §. 1 des Statuts ausdrücklich heißt: „Das polytechnische Institut hat den Zweck, den an selbem Studirenden eine gründliche rc. Ausbildung zu bieten."

Ein wesentlicher Mangel des Lehrplanes dieser dem Maschinenbau gewidmeten Fachschule liegt nach dem Urtheile Sachverständiger darin, daß gerade dem Vortrage über den Maschinenbau selbst nur ein einziges Schuljahr gewidmet ist. Es giebt meines Wissens an keinem größeren Institut eine Maschinenbauschule, an welcher eine solche Beschränkung des Hauptgegenstandes zu finden wäre. Allenthalben erstrecken sich die Vorträge über Maschinenbau über zwei, ja an der polytechnischen Schule in Stuttgart sogar über drei Jahrgänge. Selbst nur als Gegenstand des Schulunterrichtes aufgefaßt, hat das Maschinenfach gegenwärtig eine Ausdehnung erlangt, welche es geradezu unmöglich macht, dasselbe während eines einzigen Jahres in Vorträgen zu bewältigen, geschweige denn die Schüler zum selbständigen Construiren auch nur halbwegs genügend anzuleiten.

Alles zusammengefaßt und angenommen, die Fachschule für Maschinenbau solle sich in der That auf fünf Jahre erstrecken, hätte also die Maschinenlehre in den 4. Jahrgang an Stelle des Maschinenzeichnens, welches neben dem Construiren, resp. Entwerfen von Maschinen um so weniger am Platze ist, als es schon im 3. Jahrgang vorkommt, gesetzt werden sollen, und es hätte dann im 5. Jahrgang der Vortrag über Maschinenbau II. Curs, verbunden mit dem Unterricht im Construiren und dem Besuche größerer Maschinenfabriken, nebst einem oder zwei Unterrichtsgegenständen des ohnehin stark besetzten 4. Jahrganges stattzufinden.

Die Abtheilung für technische Chemie, welche der chemischen Technologie in zwei Jahrescursen in ausgedehnter Weise Rechnung trägt, entspricht nach meiner unmaßgeblichen Ansicht auf das beste ihrem Zweck.

13.

Der Lehrplan des Wiener Polytechnikums für die einzelnen Fachschulen nimmt im ganzen mehr, und wohl auch den Zwecken genauer entsprechend, auf die Specialitäten der einzelnen Fächer Rücksicht und ist in dieser Hinsicht folgerichtiger durchgeführt, als der Lehrplan der Prager polytechnischen Schule.

Uebrigens erlaube ich mir, hierüber die folgenden Ansichten auszusprechen.

Fachschule für den Hochbau. Im allgemeinen nehmen in den fünf Jahrgängen derselben die naturwissenschaftlichen und zum Theil auch die mathematischen Unterrichtsgegenstände selbst in dem Falle eine weit über den Beruf und das Bedürfniß des künftigen Architekten hinausgehende Ausführlichkeit an, wenn derselbe, wie es in der Absicht des Entwurfs liegt, nur eine vorwiegend technische Ausbildung erhalten soll.

So treten im 1. Jahrgang die organische Chemie in zwei und die Mineralogie und Botanik in je einem Semester, im 2. Jahrgang die allgemeine Physik, im 3. Jahrgang die technische Physik ganzjährig und die Zoologie und Geologie je halbjährig auf, wozu zwei Jahrescurse über Mathematik, drei Jahrescurse über darstellende Geometrie und drei Jahrescurse über Mechanik und Maschinenlehre kommen.

Die nothwendige Folge hiervon ist, daß ein durchaus unentbehrlicher, vorbereitender Gegenstand, das Zeichnen von Bauconstructionen, nicht schon in den 2. Jahrgang aufgenommen werden konnte. Die Schüler mögen sehr gut vorbereitet in diese Fachschule eintreten, in der Regel wird ihnen dennoch die Kenntniß der beim Hochbau vorkommenden Constructionselemente abgehen, und sie werden im Zeichnen derselben nicht die Uebung besitzen, ohne welche ihnen später das Construiren, resp. Entwerfen schwer fallen wird. Letzteres aber ist eine so wichtige Hauptsache, daß der Unterricht nicht früh genug darauf vorbereiten kann. Wenn also erst im 3. Jahrgange mit dem Bauzeichnen, d. i. mit dem Copiren von Vorlagen begonnen wird, so kann mit dem Entwerfen erst im vorletzten Jahrgang der Anfang gemacht werden. Allerdings wird schon in den zwei ersten Jahrgängen das Ornamentenzeichnen betrieben, aber dies ersetzt nicht das Zeichnen von Bauconstructionen und wäre besser in die späteren Jahrgänge verlegt worden. Das Figurenzeichnen und die malerische Perspective so wie das Entwerfen von Ornamenten werden in dem Plane vermißt, insgesammt Gegenstände, welche für den

Architekten ohne Zweifel wichtiger sind, als mehrere der genannten naturwissenschaftlichen Disciplinen.

Wohl mag es scheinen, daß ein Schüler, welcher sich der Baukunst widmet, möglichst frühe mit dem Ornamentenzeichnen beschäftigt werden müsse und dieses daher schon mit dem 1. Jahrgang zu beginnen habe. Die Ornamentik aber soll dem angehenden Architekten keine Sache für sich sein, sondern in genauer Beziehung zu der künstlerischen und ästhetischen Entwickelung desselben stehen. Sie soll erst dann hervortreten, wenn der Schüler vermöge seiner Studien im Baufache den Zweck und den stylgerechten Zusammenhang der Ornamente mit einem ganzen Bauwerk zu überblicken vermag. Allerdings hat der Wiener Entwurf schon im 1. Jahrgange mit dem Ornamentenzeichnen einen Vortrag über Ornamentik in Verbindung gebracht. Aber die obigen Bedenken werden hierdurch nicht beseitigt, weil gleichwohl den Schülern die Kenntnisse in dem Baufache, die Kunstgeschichte und die Begriffe der architektonischen Schönheit noch abgehen.

Im 4. Jahrgang tritt auch hier die Baumechanik nach der „theoretischen" Mechanik des 2. und der Maschinenlehre des 3. Jahrgangs als Semestralcurs auf. Dieser Gegenstand würde sich besser schon im 3. Jahrgange an die theoretische Mechanik anschließen, und dasselbe gilt von der darstellenden Geometrie III. Curs, wenn es sich überhaupt rechtfertigen ließe, den letztern Gegenstand in drei Jahrescurse zu zerlegen und die Beispiele seiner Anwendung von der Theorie zu trennen, um einen eigenen Jahrescurs daraus zu machen.

In fünf verschiedenen Vorträgen, welche allerdings zum Theil nur auf Semestralcurse berechnet sind, findet der Hochbau und die Architektur so wie der Unterricht in den übrigen Baufächern die umfassendste Berücksichtigung. Zwischen dieser Fachschule für Hochbau und den vollständigen Bauschulen des Auslandes, z. B. in Carlsruhe und Zürich, welche doch darauf berechnet sind, die höchste (an der Schule mögliche) Ausbildung in der Architektur zu bieten, läßt sich kein eigentlicher und strenger Unterschied erkennen. — Die hieraus sich ergebenden Folgerungen wurden früher (Art. 5) bereits besprochen.

Fachschule für Straßen- und Wasserbau. Die beiden ersten Jahrgänge stimmen mit jenen der vorigen Fachschule vollständig überein und muthen dem Schüler mit 21 Vortragsstunden und 15 Zeichnenstunden, eine, wie nicht zu leugnen ist, beträchtliche Anstrengung zu. Dasselbe gilt vom 3. Jahrgange; erst in diesem tritt das Bauzeichnen aus dem Wasser- und Straßenbau, dagegen die darstellende Geometrie III. Curs erst im 4. Jahrgange auf.

Eine für alle Sachverständige, deren Urtheil ich bis dahin vernommen, schwer begreifliche Anordnung ist es, daß die Vorträge über analytische Mechanik erst im 4. Jahrgang und erst nach der Maschinenlehre (letztere im Sinne des Entwurfs als allgemeine Theorie der Maschinen aufgefaßt), vorkommen, an welche sich im 2. Semester wieder die Baumechanik anschließt. Die Bezeichnung und Aufeinanderfolge der Gegenstände: theoretische Mechanik im 2. Jahrgang und analytische Mechanik und Baumechanik im 4. Jahrgang, so wie die Trennung der Materien, welche in diesen drei Vorträgen behandelt werden sollen, scheint überhaupt weder zutreffend noch sachgemäß zu sein. Daß in dem Lehrplan dieser Fachschule der Maschinenbau, womit doch wohl die Maschinenlehre und das Maschinenzeichnen nicht verwechselt werden kann, gar keine Berücksichtigung fand, läßt sich nicht rechtfertigen; eher hätte der Hochbau II. Curs wegfallen oder das Ornamentenzeichnen auf ein Jahr beschränkt werden können.

Fachschule für Maschinenbau. Die beiden ersten Jahrgänge auch dieser Fachschule unterscheiden sich von jenen der beiden vorhergehenden nur in dem ganz unwesentlichen Umstande, daß die Schüler, welche sich dem Maschinenbau widmen, von der Mineralogie und Botanik einfach dispensirt sind, ohne dafür einen andern Gegenstand besuchen zu müssen. Aber selbst für diese kleine Abweichung läßt sich schwer ein hinreichender Grund finden. Im übrigen ist auch hier die Mechanik I. Curs des 2. Jahrgangs von der Mechanik II. Curs und der Baumechanik des 4. Jahrgangs durch ein Zwischenjahr getrennt, in welchem die Maschinenlehre vorgetragen wird, die doch ohne Zweifel die vollständige Kenntniß der Mechanik, so weit sie an der Anstalt gelehrt wird, voraussetzen muß, wenn sie in umfassender und für den Schüler verständlicher Art behandelt werden soll. Der Hauptgegenstand, der Maschinenbau, kommt erst in den beiden letzten Jahrgängen vor, wie sich dies bei der großen Anzahl vorbereitender Fächer von selbst ergeben mußte, obschon kein zwingender Grund dafür vorliegt, daß im 3. Jahrgang zwei Baufächer, der Hochbau und der Straßen- und Wasserbau, in Semestralcursen, dem Maschinenbau voranzugehen haben.

Ganz zweckmäßig geht im 3. Jahrgange das Maschinenzeichnen den constructiven Uebungen aus dem Maschinenbau voran.

Die Fachschule für Geodäsie. Kann nach den früheren Auseinandersetzungen die Zweckmäßigkeit einer Fachschule nicht zugegeben werden, welche den bestehenden Bedürfnissen nicht genügend Rechnung trägt und junge Leute in einer Richtung heranzubilden sucht, welche auf praktische Verwendung nur sehr geringe Aussicht gewährt, so kann hier von der genannten Fachabtheilung nur in so weit die Rede sein, als für dieselbe eine andere

Bezeichnung und ein anderer Lehrplan vorgeschlagen wird. Statt Fachschule für Geodäsie genannt zu werden, sollte diese Abtheilung, welche nur um ein Semester mehr als die Hälfte der Studienzeit der bisher angeführten Fachschulen in Anspruch nimmt, Specialcurs für Geometer und Wiesenbaumeister heißen. Dieser Name kann in Anbetracht des wichtigen Zweckes der Sache, welche er bezeichnet, nicht etwa als zu bescheiden erachtet werden. Der Name trägt zwar zur Sache nichts bei, aber in ihm soll sich der Hauptzweck der Studien klar ausprägen; der Schüler soll daraus ersehen können, welches die künftige Hauptbeschäftigung sein solle, und ob er darin in diesem oder jenem Lande einen nützlichen Wirkungskreis finden könne.

Die Bezeichnung „Fachschule für Geodäsie" ist in mehrfacher Beziehung hierzu nicht geeignet; die Geodäsie ist bloß eine einzelne Wissenschaft, durch welche allein noch keine Berufsrichtung hinlänglich bezeichnet ist. Auch wird dem Wort Geodäsie selbst in der Wissenschaft nicht immer dieselbe Bedeutung beigelegt; der Astronom denkt sich darunter die feinsten Partien der den Erdkörper betreffenden Meßkunst; Andere fassen sie als den bloß rechnenden Theil der Land- und Feldmeßkunst auf, und die Techniker unterscheiden nicht selten in ganz anderem Sinne wieder die höhere und die niedere Geodäsie u. s. w. Der Schüler wird also aus der von dem Wiener Entwurf vorgeschlagenen, ungewöhnlichen Bezeichnung nicht leicht ersehen, was, wenn er jene Fachschule besucht, später sein eigentliches Berufsgeschäft sein könnte.

Der 1. Jahrgang der geodätischen Abtheilung weist nur drei Lehrgegenstände mit 14 Vortragsstunden und 10 Zeichnenstunden auf, während den ersten Jahrgängen der früheren Fachschulen 21 Vortragsstunden mit 15 Zeichnungsstunden zugetheilt sind. Die Vorträge über Botanik und Geographie, so wie der Unterricht im Freihandzeichnen könnten, dem Zweck entsprechend und ohne daß eine Ueberladung zu befürchten wäre, hinzugefügt werden. Der 2. Jahrgang wäre durch den Vortrag über Gesteinslehre (oder Mineralogie) zu ergänzen. Im 3. Jahrgang fehlen, wie überhaupt in dieser Abtheilung, die für Geometer und Wiesenbaumeister unentbehrlichen Gegenstände: Wiesencultur- und Drainage-Arbeiten, Landwirthschaftslehre, Land- und Wasserbaukunde, welch' letztere, insbesondere wenn sie populär gehalten würde, für den Geometer nicht minder wichtig ist, als die Maschinenlehre. Der III. Curs der Mathematik dagegen ist hier völlig überflüssig. In einer Anmerkung des Entwurfes wird den Schülern allerdings auch die Landwirthschaftslehre und das Landschaftszeichnen, gleichzeitig mit dem Studium der höheren Geodäsie und Astronomie (!) empfohlen; aber es liegt in dieser Grup-

pirung nur ein weiterer Beweis, welche Unklarheit bezüglich des Zweckes der Fachschule für Geodäsie noch obzuwalten scheint.

Fachschule für Bergbau und Hüttenkunde. Der 1. Jahrgang auch dieser auf fünf Jahrgänge berechneten Abtheilung stimmt, mit Ausnahme des Ornamentenzeichnens, welches hier weggelassen wird, genau mit dem 1. Jahrgang der Ingenieurschule überein; beim 2. Jahrgang findet, hauptsächlich durch den Wegfall der II. Curse der Mathematik und darstellenden Geometrie, ein größerer Unterschied statt.

Die Naturwissenschaften, die Maschinenbaukunde, der Hochbau und Wasser- und Straßenbau treten als vorbereitende Gegenstände im 2. und 3. Jahrgang mit Recht in den Vordergrund; erst im 4. und 5. Jahrgang kommen die eigentlichen Fachgegenstände, wie Bergbau- und Hüttenkunde, so wie Berg- und Hütten-Maschinenkunde in je zwei Cursen vor. Wie schon früher bemerkt wurde, können mit geringen Abweichungen von den Lehrplänen der drei ersten Jahrgänge der Ingenieur- und Maschinenbauschule und selbst der Fachschule für Chemie, die Schüler, welche sich später dem Bergbau und der Hüttenkunde widmen wollen, sich in eine dieser drei Fachschulen einschreiben lassen, so daß es nicht nöthig wäre, eine besondere Abtheilung für das Berg- und Hüttenfach zu errichten, sofern alsdann die genannten Schüler die weiteren, praktischen Jahrgänge an einer Montanschule besuchen.

Fachschule für Chemie. Diese umfaßt nur drei Jahrgänge mit vorgeschriebenem Lehrplan; für den 4. Jahrgang sind bloß Arbeiten in einem der beiden Laboratorien in Aussicht genommen. Der Lehrplan der ersten drei Jahrgänge beschränkt sich, mit Ausnahme der Mathematik, theoretischen Mechanik und Maschinenlehre sammt Maschinenzeichnen und der mechanischen Technologie, letztere in zwei Jahrescursen, ganz auf naturwissenschaftliche Gegenstände. Gleichwohl soll die chemische Technologie nur während eines Jahrescurses vorgetragen werden. Der große Umfang der chemischen Gewerbe dürfte es kaum gestatten, die wichtigsten Zweige derselben im Laufe eines Schuljahres auch nur theilweise genügend zu behandeln.

Das Prager Statut weist den Vorträgen über chemische Technologie zwei Jahrescurse zu. In dieser Hinsicht steht also der Wiener Entwurf gegen den Prager zurück, was um so weniger hätte erwartet werden sollen, als ersterer selbst der mechanischen Technologie zwei Jahrescurse in der Fachschule für Chemie widmet. — Auch an der Gratzer Anstalt werden in Folge Landtagsbeschlusses der chemischen Technologie zwei Jahrescurse gewidmet sein. — Der Wiener Entwurf hat in dieser Fachschule auch die Baufächer unberücksichtigt gelassen, während doch Mathematik, Mechanik und Maschinenlehre die nöthige Vorbereitung dazu liefern, und der technische Chemiker leicht

in die Lage kommen kann, Kenntnisse in dem Baufach nützlich anzuwenden; aus dieser Rücksicht ist im Prager und Gratzer Entwurf auf einen mehr populären Unterricht in den Baufächern Bedacht genommen.

Ueber die Fachschule für Handel und Staatswirthschaft habe ich weiter oben meine Ansicht bereits ausgesprochen.

Der Lehrplan der Gratzer technischen Anstalt ist, nach Wegfall der Bauschule, sehr nahe derselbe, welchen ich im dritten Band der Oesterr. Revue mitgetheilt habe.

15.

Encyklopädische oder populäre Vorträge. Obgleich es in den Motiven der drei Entwürfe nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, so sind doch hinsichtlich derjenigen Unterrichtsgegenstände, welche in der einen Fachschule die Hauptfächer, in der anderen gewissermaßen nur Hülfsfächer bilden, verschiedene Gesichtspuncte festgehalten worden. Der Prager Entwurf ordnet für jene Hülfsfächer, und zwar für Mechanik, Hoch-, Wasser- und Straßenbaukunde, Chemie, Bergbaukunde und Landwirthschaftslehre besondere „encyklopädische" Vorträge an. Aehnliches geschieht im Gratzer Entwurf, nur ist die Anzahl solcher encyklopädischer Curse eine geringere als im Prager Entwurf.

Der Wiener Entwurf dagegen scheint die populären oder encyklopädischen Gegenstände auf andere Weise und zwar durch Einführung von Semestralcursen ersetzen zu wollen, so nämlich, daß Schüler, welche nur einen Theil eines Gegenstandes zu wissen nöthig haben, bloß das 1. Semester desselben besuchen. Hiernach hat z. B. ein Schüler aus der Maschinenbauschule vom Hochbau nur das 1. Semester und ein Schüler der Bauschule nur ein Semester aus dem Wasser- und Straßenbau zu besuchen. Ob hierdurch allen Zwecken genügend entsprochen werden könne, ist zweifelhaft. Hält sich nämlich der Vortrag in diesem 1. Semester „populär" oder „encyklopädisch," giebt er also eine mehr oder weniger übersichtliche, und wie sich von selbst versteht, oberflächlichere Darstellung des Gegenstandes, wie solche für den einen Theil der Schüler paßt, so greift dieser Unterricht bezüglich der Hörer, welche in der Folge den ganzen Gegenstand auf wissenschaftlicher Grundlage studiren werden, dem späteren Unterrichte vor, und es entsteht für jene ein unnützer Zeitaufwand, wenn nicht gar ein Mangel an Gründlichkeit in der Vorbereitung. Wird aber umgekehrt verfahren, so kann der Unterricht nicht übersichtlich alles dasjenige bieten, was der eine Theil der Zuhörer von demselben erwarten soll. Auf solche Art können also nicht beide

Zwecke zugleich erreicht werden, und es scheint der vom Prager und Gratzer Entwurf eingeschlagene Weg der vortheilhaftere zu sein, obgleich er einen, übrigens nicht sehr großen Mehraufwand verursacht.

16.

Die Privatdocenten. Alle drei Entwürfe haben sich für die Zulassung von Privatdocenten ausgesprochen.

Für die Habilitirung sind im Prager und Gratzer Entwurf die bestehenden gesetzlichen Vorschriften ohne weiteres beibehalten werden, während der Wiener Entwurf noch die Bestimmung enthält, daß alle diejenigen auf Zulassung als Privatdocenten Anspruch besitzen, welche am Institut die Staatsprüfung bestanden haben. Ob die letztere Einräumung nicht etwas zu weit gehe, mag zweifelhaft erscheinen, da, um als Lehrer an einer Anstalt, welche sich den Charakter einer Hochschule beilegt, aufzutreten, doch wohl eine größere wissenschaftliche Selbständigkeit, als zur Ablegung einer Staatsprüfung über als Schüler Erlerntes, erforderlich ist.

An der Universität ist immer noch ein besonderer Habilitationsact für diejenigen vorgeschrieben, welche das juridische oder medicinische Doctorat erlangt haben und sich um die venia docendi bewerben.

Bezüglich der Rechte der Privatdocenten enthält weder das Prager, noch das Wiener Statut nähere Bestimmungen, was doch im Hinblick auf manche Verschiedenheiten des Unterrichts an Universitäten und technischen Instituten nöthig zu sein scheint.

Der Gratzer Entwurf erachtete es für unerläßlich, nähere Bestimmungen über die Stellung, resp. die Rechte der Privatdocenten zu geben. Diese bestehen nach diesem Entwurfe zunächst darin, daß die Noten der Privatdocenten über Fleiß, Fortschritte und Betragen der Schüler von Privatdocenten wie die der übrigen Lehrer in die auszustellenden Jahreszeugnisse aufzunehmen seien, daß aber diese Noten bei der Entscheidung, ob ein Schüler zum Vorrücken in den nächst höheren Jahrgang befähigt sei oder nicht, nur dann berücksichtigt werden sollen, wenn der Unterricht des Privatdocenten über einen obligaten Gegenstand in dem von der Anstalt vorgeschriebenen Umfange ertheilt wird, und der Lehrkörper sich auf geeignetem Weg hiervon, so wie von dem guten Erfolg des Unterrichts und auch davon überzeugt hat, daß der Privatdocent, welchem zur Benutzung der Lehrmittel der Anstalt kein Recht zusteht, sich alle erforderlichen Lehrmittel selbst beschafft hat. Liegen hierin Beschränkungen, welche dem Auftreten der

Privatdocenten in anderen als rein theoretischen Gegenständen allerdings hinderlich sein können, so muß man erwägen, daß auf diese Art doch wenigstens die Möglichkeit dieses Auftretens erleichtert ist.

Zugleich bestimmt der Gratzer Entwurf, daß die Privatdocenten an den im Laufe des Schuljahres abzuhaltenden Conferenzen der Classen und Fachschulen Theil zu nehmen berechtigt sind.

Der Gratzer und der Wiener Entwurf stimmen darin überein, daß Privatdocenten nicht Mitglieder des Lehrkörpers sind, während der Prager Entwurf zwei von den Privatdocenten gewählte Vertreter derselben zuläßt.

Die Frage wegen der Privatdocenten an technischen Instituten hat, wie man sieht, viele Schwierigkeiten, die bei Universitäten wegfallen, und so annehmbar auch die Gratzer Vorschläge wenigstens für kleinere Institute erscheinen, so ist doch die Erwägung nicht auszuschließen, ob überhaupt Privatdocenten für andere als solche Gegenstände zuzulassen seien, welche keiner Lehrmittel bedürfen, so wie auch, ob grundsätzlich den Privatdocenten ein Einfluß bezüglich des Vorrückens der Schüler eingeräumt werden könne.

17.

Die Lehrkräfte und die Besoldungen. Die Zahl der Professoren, Lehrer, honorirten Docenten und Assistenten, welche die Durchführung des einen und andern der drei Entwürfe in Anspruch nehmen wird, ist sehr verschieden.

Der Prager Lehrplan wird 21 ordentliche und 6 außerordentliche Professoren, 5 honorirte Docenten, 6 Lehrer und 20 Assistenten erfordern.

Das Statut des Wiener Polytechnikums beantragt 25 ordentliche Professoren, 6 Lehrer, 9 honorirte Docenten und 25 Assistenten.

Für das Gratzer Institut sind nach dem Beschlusse des Landtages 17 Professoren, 1 Lehrer, 6 honorirte Docenten und 6 Assistenten bestimmt worden.

Eben so verschieden sind die in Antrag gebrachten Besoldungen der Professoren.

Mit Rücksicht auf zwei Decennalzulagen sollen die Besoldungen für Gratz 1600, 1800, 2000 fl., für Prag 2000, 2500, 3000 fl. und für Wien 3000, 3500, 4000 fl. (nebst 15 Proc. Quartiergeld) betragen.

Um eine Discussion dieser Ziffern kann es sich hier nicht handeln; diese werden durch die Theuerungsverhältnisse der drei Städte und andere Momente bestimmt, deren Erörterung selbstverständlich nicht meine Aufgabe

ist. — Nur einige allgemeine, vom Lehrkörper der Gratzer Anstalt ausgegangene Bemerkungen mögen rücksichtlich der Besoldungen hier gestattet sein.

Von der Wirksamkeit der Lehrkräfte technischer Institute im Unterricht, von ihrer Befähigung der studirenden Jugend für die, großentheils eben so abstracten als auch physisch anstrengenden Unterrichtsgegenstände Vorliebe und Interesse einzuflößen, und vor allem von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit jener Lehrkräfte hängen die Leistungen, der Ruf und der wahre Werth dieser Institute ab, und die vorzüglichste Organisation derselben ist ein todtes Schema und das darauf verwendete Geld eine unnütze Ausgabe, wo es an tüchtigen und ihrem Berufe mit Eifer und Ausdauer ergebenen Lehrern fehlt.

So wahr dies ist, so wenig aber darf man vergessen, daß Lehrkräfte der bezeichneten Art um so seltener werden, je mehr das praktische Leben die Gelegenheiten zur Begründung einer gesicherten Existenz der Techniker vervielfacht und erleichtert, ohne die andauernden, ja man kann sagen, die sämmtlichen besseren Lebensjahre für sich in Anspruch nehmenden Anstrengungen zu fordern, welche ein tüchtiger Lehrer sich auferlegen muß. Die Besoldung und die Stellung im öffentlichen Leben, welche die technischen Institute ihren Lehrern bisher gewährten, konnten für solche Opfer und Leistungen keine hinreichende Entschädigung geben. — Gehalte von 1000, 1200 und 1500 Gulden erhalten sehr häufig schon junge Techniker, bevor sie auch nur fünf Jahre lang die Schule hinter sich haben. Man darf sich darum nicht wundern, wenn bei jeder neuen Erledigung von Lehrkanzeln die Erscheinung der sowohl in quantitativer als qualitativer Beziehung unbedeutender werdenden Concurrenten und Competenten auffallender hervortritt.

Es ist bedauerlich, wenn die Meinung Platz greift, Professor an einer technischen Lehranstalt könne jeder absolvirte Techniker werden, und wenn von dieser Ansicht geleitet, nur zu oft Bewerber sich einstellen, in deren Meldung gewissermaßen eine Beleidigung der Anstalt liegt.

Dies aber hat nicht allein seinen Grund in den unzureichenden Besoldungen, sondern auch darin, daß überhaupt für den Nachwuchs jüngerer Lehrkräfte wenig geschehen ist. Man darf nicht glauben, ein tüchtiger Nachwuchs werde ohne Pflege von Seite des Staats oder der einzelnen Länder sich von selbst bilden; oder es sei durch das für technische Institute nur in den seltensten Fällen praktische Institut der Privatdocenten oder durch Creirung von Assistentenstellen, welche bisher die einzige Pflanzstätte künftiger Professoren bildeten, alles gethan, was in dieser wichtigen Sache nöthig ist.

Man hat schon an manchen Universitäten des Auslandes die Erfahrung gemacht, daß an ihnen eine verderbliche Stagnation entsteht, wenn sie ihre künftigen Lehrer immer nur selbst heranbilden, also die Anschauungen, die

Methoden und die Art der wissenschaftlichen Bestrebungen sich gleichsam vererben. Aehnliches ist bei dem Assistentenwesen an technischen Instituten nicht bloß zu befürchten, sondern an mancher auswärtigen Anstalt auch schon eingetreten.

Das sicherste Mittel, um einer derartigen Degeneration des technischen Lehrerstandes vorzubeugen, besteht außer einer sorgfältigen Aufsicht darin, daß der Staat oder die einzelnen Länder auf ähnliche Art, wie die Pariser polytechnische Schule die Schüler aus den Provinzen recrutirt, das Augenmerk auf talentvolle Schüler richten lassen, und diese vor ihrer Verwendung als Assistenten an eine andere Anstalt, und wäre diese auch eine ausländische, mit einer Unterstützung senden, damit sie dort den Unterricht und die Lehrmethode eines Professors kennen lernen, welcher in dem Fach ihrer eigenen Wahl eine hervorragende Stellung einnimmt. Durch das etwaige Mißlingen eines solchen Unternehmens und den häufig nur vorgeschützten Undank der Jugend darf man sich von der Befolgung dieses Weges nicht abhalten lassen.

Fehlt es aber ungeachtet dieser Pflege des Nachwuchses an geeigneten Lehrkräften, so muß man von dem Recht der Berufung Gebrauch machen und die Lehrkraft da suchen und nehmen, wo sie unter erfüllbaren Bedingungen zu haben ist. Der Wiener und Gratzer Entwurf hat darum mit Recht zur Erwerbung der Lehrkräfte in Fällen der Erledigung nicht nur den Weg des Concurses und der Competenz, sondern auch der Berufung beantragt. Insbesondere hat der Gratzer (und in ähnlicher Weise auch der Prager) Entwurf die Bestimmung in das Statut aufgenommen, daß „zur Erhaltung und Gewinnung vorzüglicher Lehrkräfte auch höhere als die systemisirten Besoldungen, außerordentliche Personalzulagen und sonstige ausnahmsweise Begünstigungen von Seite des steiermärkischen Landesausschusses bewilligt werden können."

18.

Der Director. In den Vorschlägen der Wiener, Prager und Gratzer technischen Lehranstalt wurde die alljährliche Wahl des Directors aus den Professoren im Princip angenommen. Die Motive hiefür sind in den Vorschlägen der Prager und Wiener Anstalt ausführlich angegeben. Es scheint darum passend zu sein, auch die Gründe näher mitzutheilen, welche den Lehrkörper des Joanneums bei seinem Vorschlag bestimmt haben.

Vor allem ist klar, daß der Director, wenn die Anstalt gedeihen soll, mit dem technischen Unterrichtswesen vertraut und wenigstens in einer be-

stimmten Richtung desselben Fachmann sein muß. Nicht minder leuchtet ein, daß eine zum Director ernannte Persönlichkeit, welche einem fremden Bildungskreise angehört, über die hierzu weit eher berufenen wissenschaftlichen Kräfte der Anstalt gestellt, um so wichtigere Bedenken gegen sich hätte, je beschränkter zugleich die Rechte des Lehrkörpers wären.

Der Director wird also am geeignetsten immer dem Lehrpersonale zu entnehmen sein.

Was nun aber die ständige oder auch nur zeitweilige Ernennung eines Mitgliedes des Lehrkörpers zum Director betrifft, so ist hierüber manches zu bemerken. Sehr irrig ist die vielfach gehörte Ansicht, wenach der Ruf und die Leistungen eines polytechnischen Institutes davon abhängen, daß der Name des Directors in der Wissenschaft ein sehr glänzender sei, wie dies zufällig an einigen Anstalten des Auslandes in letzter Zeit der Fall war. Abgesehen davon, daß es um den Ruf einer höheren Lehranstalt schon ziemlich schlecht stehen muß, welche sich durch den Namen ihres Directors Ansehen verschaffen soll, abgesehen davon, daß es noch niemandem einfiel, den Ruf der Universitäten nach der wissenschaftlichen Bedeutung des Professors zu schätzen, der in diesem oder jenem Jahre das Rectorat führte, so war es fast jedesmal für technische Anstalten eher ein Nachtheil als ein Vortheil, wenn ein ausgezeichneter Lehrer noch die Directionsgeschäfte auf längere Dauer übertragen erhielt und dadurch von seiner Wissenschaft und seiner Lehrthätigkeit abgezogen und in mancherlei Angelegenheiten mehr oder weniger persönlicher Natur verflochten wurde.

Ein technischer Fachmann ist bei dem gegenwärtigen Stand und Umfang des technischen Wissens nothwendig mehr oder weniger eine Specialität, welche für ein gewisses Gebiet der Wissenschaften eine natürliche Vorliebe haben, dasselbe bevorzugen und an der Anstalt so viel als möglich zur Geltung zu bringen suchen wird, während sie für andere, eben so wichtige und noch wichtigere Gebiete entweder nicht das rechte Verständniß oder wenigstens kein größeres Interesse haben wird.

Hieraus können nun gar leicht mit der Zeit Uebelstände entspringen, die um so schwerer in's Gewicht fallen würden, je weniger es in der Persönlichkeit eines solchen Directors läge, den Ansichten der übrigen Fachmänner, gegenüber seiner eigenen Meinung, gehörig Rechnung zu tragen.

Ein anderer Punct ist hierbei nicht außer Acht zu lassen. Tüchtige Lehrkräfte, wie sie zum Gedeihen einer Hochschule erforderlich sind, legen nicht selten mit mehr oder weniger Recht einen sehr großen Werth darauf, nicht fortwährend unter derselben Persönlichkeit eines Directors zu stehen, der, wenn es ihm je darum zu thun sein sollte, manche Mittel benutzen

könnte, um der Geltung oder wenigstens der vollen Hingebung eines Professors an seinen Beruf und seiner Stellung Eintrag zu thun.

Hängt nun auch die Wirkung der meisten dieser Umstände nur von Zufälligkeiten ab, die bei der Ernennung eines Directors eintreten können oder nicht, so führen diese Bemerkungen doch zu dem Schluß, daß die alte, längst erprobte und tief in der Natur der Sache gegründete Einrichtung der Universitäten, welche ihren Rector alljährlich wählen, auch an technischen Instituten, deren Stellung als Hochschulen von keiner Seite mehr bestritten werden kann, den Vorzug verdient. Bezüglich der Dauer der Wirksamkeit des vom Lehrkörper gewählten Directors eines technischen Institutes sind nun aber häufig nicht nur die Ansichten sehr verschieden, sondern es weichen auch factisch die Einrichtungen in dieser Hinsicht sehr von einander ab. Wird der Director auf mehr als Ein Jahr gewählt, oder ist es gestattet, denselben mehrere Jahre nach einander wieder zu wählen, so hat die Erfahrung, wie z. B. am Carlsruher Institut, bewiesen, daß nicht selten der durch mehrere Jahre hindurch an die bevorzugte Stellung eines Directors gewöhnte Professor seiner Würde schwer wieder entsagen kann, daß seine Thätigkeit im Berufe als Lehrer mehr und mehr in den Hintergrund tritt, und daß er, um wieder gewählt zu werden, von Jahr zu Jahr größere Anstrengungen macht, sich durch die mannichfachen ihm zu Gebot stehenden Mittel im Lehrkörper eine Partei zu schaffen sucht und dadurch Zerwürfnisse von sehr unerfreulicher Art hervorruft, die der gedeihlichen Wirksamkeit der Lehrer entschieden nachtheilig sind. Ja es liegen Fälle vor, daß solche Directoren das Princip der freien Wahl, welches, wie bemerkt, oft die tüchtigsten Professoren als ein Palladium der Würde ihrer Stellung betrachten, zu untergraben und die im Lehrkörper bestehenden Zerwürfnisse dahin auszubeuten suchten, daß die vorgesetzte Behörde keinen anderen Ausweg mehr finden sollte, als den Director auf unbestimmte Zeit ohne weiteres zu ernennen. Erscheinungen dieser Art muß, wenn das an sich richtige Princip der Directorswahl anerkannt wird, sorgfältig vorgebeugt werden.

Die Vorschläge der genannten drei Lehranstalten kommen nun darin mit einander überein, daß der Director alljährlich von dem Lehrkörper aus der Mitte der ordentlichen Professoren zu wählen sei.

Dagegen weichen alle drei Entwürfe bezüglich der Wiederwahl des abtretenden Rectors resp. Directors wesentlich von einander ab.

Das Prager Statut enthält in dieser Hinsicht gar keine Bestimmung, so daß ein Professor das Rectorat ununterbrochen mehrere Jahre hindurch führen kann. Der Wiener Entwurf enthält die Bestimmung, daß der abtretende „Rector" erst nach Ablauf eines Jahres wieder wählbar sei. Das

Statut der Grazer Lehranstalt schlägt vor, daß der Director nach einem festgesetzten Turnus jedes Jahr aus einer andern Fachschule, und zwar aus den ordentlichen, jener Fachschule zugetheilten Professoren zu wählen sei, analog wie dies beim Wechsel der Facultäten an der Universität der Fall ist.

Die Gründe des letztgenannten Vorschlags verdienen manche Berücksichtigung.

Will man nämlich den oben berührten, leicht möglichen und sehr bedenklichen Uebelständen für die Zukunft vorbeugen, so besteht das einzige und zwar das sicherste Mittel darin, daß ein Professor nicht bloß nur auf die Dauer eines einzigen Jahres, sondern erst nach Ablauf mehrerer und zwar so vieler Jahre wieder gewählt werden kann, als die Anzahl der Fachschulen beträgt.

Da hierüber die Ansichten, wie bemerkt, so sehr von einander abweichen, so ist eine nähere Bezeichnung der Gründe für den obigen Ausspruch hier wohl am Platz.

Es wurde bereits angeführt, daß es nicht gut sei, wenn eine fachmännische Specialität mehrere Jahre hindurch oder selbst nur mit einjähriger Unterbrechung die Leitung der Anstalt in Händen behält, und daß es zweckmäßig sei, wenn auch bezüglich der technischen Hauptfächer, etwa in der Weise wie sie durch die Fachschulen charakterisirt sind, ein regelmäßiger Wechsel stattfindet, somit in einer bestimmten Reihenfolge alle jene Fächer eine gewisse Vertretung erhalten, wie dies nach dem obigen Vorschlag von selbst der Fall sein wird.

Aber noch ganz andere Gründe sprechen hiefür. Das politische Leben und mit ihm das Parteiwesen der Gegenwart und wohl auch der Zukunft ist auch dem Lehrstande nicht fern geblieben. Man mag dies loben, man mag es tadeln, aber man kann es nicht leugnen, und es giebt, mehr als wünschenswerth, Erfahrungen an ausländischen Anstalten dafür, daß jede Partei alles daran setzt, die Direction der Anstalt einem der Ihrigen zu erkämpfen. Kommt nun aber noch der Reiz einer jährlichen Functionszulage hinzu, so erhalten jene Bestrebungen einen materiellen Hintergrund. Man kann nicht einwenden, daß dieser ja immerhin möglichen, das gute Einvernehmen der Lehrer störenden Erscheinung und den früher erwähnten Mißständen dadurch vollkommen begegnet sei, daß ein Professor erst nach Ablauf eines Jahres wieder Director werden könne, — denn Ein Jahr ist hier eine viel zu kurze Zeit.

An der Möglichkeit, daß ein Professor mehrere Jahre nach einander oder selbst nur nach einjähriger Unterbrechung wieder zum Director gewählt werden kann, scheiterte das an sich richtige Princip zum Theil gerade an

einem ausländischen Institute, auf welches man sich so gerne beruft, und das ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche. —

Das Beispiel der Züricher polytechnischen Schule paßt nicht ganz auf unsere inländischen Anstalten, weil letztere ganz selbständig dastehen oder wenigstens zu stehen trachten, so daß der Lehrkörper in allen Unterrichtsfragen in den Besitz der Autonomie gelangt, während an der Züricher Anstalt über dem Lehrkörper und dem Director unmittelbar der schweizerische Schulrath steht, dessen Präsident in alle einigermaßen wichtigen Angelegenheiten, von der Schüleraufnahme an bis zu der Ernennung und Auswahl der Professoren in der bestimmtesten Weise eingreift, so daß dem Lehrkörper und dem gewählten Director, dessen Amtsdauer auf zwei Jahre mit steter Wiederwählbarkeit bestimmt ist, ein verhältnißmäßig nur sehr geringer Einfluß übrig bleibt, dem Director zugleich auch nur eine geringe Gehaltszulage oder eine Verminderung seiner Unterrichtsstunden als Belohnung bewilligt wird.

An anderen deutschen Anstalten, deren Reorganisation erst der neueren Zeit angehört, wird man bezüglich der Directorswahl erst Erfahrungen machen müssen und wohl auch machen. An der vor zwei Jahren reorganisirten polytechnischen Schule zu Stuttgart wird nach dem Statut der Director „aus der Zahl sämmtlicher Hauptlehrer der Anstalt auf den Vorschlag des Lehrerconvents vom König bis auf weiteres je für das betreffende Schuljahr ernannt“. Hier scheint der Fall deutlich vorgesehen zu sein, daß unter Umständen, welche die Directorswahl als dem Gedeihen der Anstalt nicht entsprechend erscheinen lassen, eine directe Ernennung statt der Wahl eintreten könne.

In dieser ohne Zweifel sehr wichtigen Frage darf man die Entscheidung nicht bloß den augenblicklich bestehenden Verhältnissen gemäß oder im Hinblick auf die gegenwärtig bestehenden erfreulichen Beziehungen zwischen den Professoren treffen, sondern muß auch minder günstige Umstände in's Auge fassen.

Die Entwickelung der technischen Institute hat im Laufe der Zeit unleugbar auf die Nachahmung vieler durch Jahrhunderte erprobter Einrichtungen der Universitäten geführt. Es läßt sich schwer einsehen, warum man, nachdem die Wahl des Rectors und der Vorstände von der Universität an die technischen Lehranstalten herüber genommen wurden, nicht auch den Wahlmodus im Princip wie bei den Universitäten festgesetzt hat.

Es ist nicht stichhaltig, wenn man dagegen einwendet, die Facultäten seien weit schärfer von einander gesonderte Abtheilungen der Universität als die Fachschulen der Technik, oder es lassen sich die Wissenschaften an der Universität leichter in Gruppen bringen als an der Technik, oder es gebe weniger Facultäten als an „großen“ technischen Instituten Fachschulen.

Um zunächst mit dem letzteren Einwand zu beginnen, sei bemerkt, daß die Zahl der wichtigsten und eigentlich technischen Fachschulen gewöhnlich vier, höchstens sechs beträgt, und daß es schon lange Universitäten mit fünf, ja in neuester Zeit an der Tübinger Universität sogar sieben Facultäten giebt, welche bei der Rectorswahl immer noch an dem Turnus der Facultäten festhalten. Es kann also nichts daran hindern, auch an technischen Instituten den Director alljährlich aus einer anderen der Gruppen, in welche man zu diesem Behufe die Professoren eintheilt, zu wählen. Hinsichtlich der Bildung solcher Gruppen bieten sich zwei verschiedene Wege an. Man kann nämlich so viele Gruppen festsetzen als die Anzahl der wichtigsten und durchaus selbständige Zwecke verfolgenden Fachschulen beträgt und jeder solchen Gruppe nahezu gleich viel von denjenigen Professoren zutheilen, deren Lehrfächer für die betreffende Fachschule mehr oder weniger charakteristisch sind, so daß also die Rectorswahl alljährlich nach dem Turnus der Fachschulen aus der betreffenden Gruppe von sämmtlichen Professoren der Anstalt zu wählen ist.

Oder aber man kann, wenn die Zahl der Fachschulen zu groß oder die Zahl der Professoren zu klein erscheinen sollte, die Gruppirung ohne Rücksicht auf die Fachschulen bloß nach der Gleichartigkeit der Hauptunterrichtsgegenstände vornehmen.

Im allgemeinen würde sich diese Gruppirung ungefähr in folgender Weise treffen lassen:

I. Mathematische, physikalische, mechanische und graphische Fächer.
II. Naturwissenschaftliche Gegenstände, einschließlich der Land- und Forstwirthschaft, Hüttenkunde u. s. w.
III. Bauwissenschaftliche Gegenstände, einschließlich des Maschinenbaues.
IV. Allgemein bildende Gegenstände, einschließlich der commerciellen Fächer, der Gesetzkunde u. s. w.

Jede dieser Gruppen weist, wie man leicht finden wird, nahezu dieselbe Zahl von Professoren auf, und es würde alljährlich eine andere Gruppe durch den Rector der Anstalt repräsentirt sein.

Die Analogie mit der Universität wäre sowohl bei der einen als bei der anderen Gruppirungsart hergestellt, und es wäre allen den früher auseinandergesetzten Mißständen vorgebeugt.

Im Gratzer Entwurf wurde die erste Eintheilungsart gewählt; der Fachschulen sind es vier: 1. die Ingenieurschule, 2. die Maschinenbauschule, 3. die chemisch-technische Schule, 4. die Forst- und Landwirthschaftsschule. Die Zahl der Professoren wird 17 betragen, und es werden zugetheilt

der Ingenieurschule die beiden Professoren des Wasser- und Straßenbaues, des Hochbaues, der praktischen Geometrie und der Elementarmathematik;

der Maschinenbauschule die Professoren des Maschinenbaues, der Mechanik, der höheren Mathematik und der darstellenden Geometrie;

der chemisch-technischen Schule die Professoren der Chemie, der chemischen Technologie, der Physik, der Mineralogie und Geognosie;

der Land- und Forstwirthschaftsschule: die Professoren der Landwirthschaft, der Forstwirthschaft, der Botanik und der Zoologie.

Daß hierbei nur zwischen je vier oder fünf Professoren zu wählen ist, kann keinen Einwurf begründen; es giebt thatsächlich nicht wenige Universitäten, an welchen die Zahl der ordentlichen Professoren der einen oder anderen Facultät nicht größer als vier ist.

Die vorstehende Besprechung und Vergleichung der für unsere technischen Lehranstalten bis jetzt zu Tage getretenen Reformvorschläge geschah sine ira et studio, und wenn ich hierbei meiner eigenen Ansicht hie und da einen kräftigen Ausdruck gegeben habe, so wird man, ich bin davon überzeugt, wenigstens der guten Absicht, nach bestem Wissen und Gewissen zum Gelingen der wichtigen Sache das meinige beizutragen, gerne Gerechtigkeit widerfahren lassen.

A. Winckler.

Zur Geschichte des Concertwesens in Wien.

Von Dr. Eduard Hanslick, k. k. Universitäts-Professor.

I.

Eine Geschichte des gesammten Concertwesens in Europa wäre einer der interessantesten und lehrreichsten Beiträge zur Geschichte der Musik und ihres Zusammenhanges mit der Geselligkeit und Cultur verschiedener Zeiten und Völker.

Wie schwierig die Aufgabe wäre, erfuhr ich an dem vorliegenden, ungleich enger umgrenzten Versuch, die Entwickelung des Concertwesens in Wien in ihren Grundzügen zu zeichnen. An reichlichem Material fehlt es nicht, für die letzten dreißig Jahre liegt dessen sogar so übermäßig viel vor, daß die Wahl und Auswahl in jedem Sinn schwierig wird. Desto spärlicher fließen die Quellen für die Anfänge des Concertwesens. Musikalische Fachzeitungen kamen spät auf, die älteren belletristischen Zeitungen (für Wien die „Theaterzeitung" und „der Sammler"), welche über alle Theatervorkommnisse nahezu vollständige Belehrung bieten, erweisen sich für Concerte und rein musikalische Interessen überaus sorglos, lückenhaft und willkürlich. Concertzettel aus älterer Zeit werden immer seltener, viele, die ich vorfand (s. g. Handprogramme) enthalten bloß die aufzuführenden Stücke, aber weder Datum und Stunde des Concertes, noch die Localität und die Preise der Plätze. Letztere Momente, scheinbar unerheblich, haben doch ihre interessante, culturhistorische Seite; von den Musikzeitungen meistens gänzlich ignorirt, haben sie dem Schreiber dieser Zeilen Schwierigkeiten genug bereitet.

Emsigster Bemühung ungeachtet, sind auch in meiner Darstellung Lücken genug geblieben; späteren Forschern wird deren Ausfüllung, nachdem einmal die Hauptpuncte festgestellt sind, leichter gelingen. Die Unvollständigkeit meines Versuches dürfte indessen einen Anspruch auf Nachsicht schon durch den Umstand erwerben, daß derselbe, meines Wissens, die Priorität für sich hat.

Zu wärmstem Dank verpflichtet mich die freundschaftliche literarische Unterstützung, welche mir Herr Dr. Leopold v. Sonnleithner insbesondere durch Mittheilung

zahlreicher Concertprogramme angedeihen ließ. Für den Kundigen ist es längst kein Geheimniß mehr, daß ohne den Rath und die Beihülfe dieses um unser Musikleben so hochverdienten Kunstfreundes und Kenners kaum jemand eine größere Arbeit über ältere Wiener Musikzustände mit Erfolg zu vollenden vermag.

Anfänge des Concertwesens.

Das öffentliche Concertwesen ist ziemlich jungen Ursprunges. Im 17. Jahrhundert und dem größten Theil des achtzehnten absorbirte die Oper beinahe vollständig das öffentliche Interesse an der Musik. Mit dem Aufblühen einer selbständigen Instrumentalmusik und Virtuosität — wir können sie von Ph. Emanuel Bach und Jos. Haydn datiren — fand diese ihre Pflege längere Zeit hindurch in den Privatcapellen und Dilettantenkreisen; erst gegen den Anfang dieses Jahrhunderts drang sie von da allmälich in die Oeffentlichkeit und begründete ein systematisches Concertwesen, das unabhängig von der Theaterwelt und auf die Theilnahme des großen Publicums gestützt, sich im Laufe der letzten vierzig Jahre stattlich entwickelte.

Oeffentliche Concerte in Wien scheinen erst unter Maria Theresia aufgekommen zu sein. Bei Hofe wurden allerdings schon im 17. Jahrhundert Concerte aufgeführt, wobei, dem damaligen Geschmack entsprechend, die Musik in der Regel nur die letzte Würze äußerlichen Pompes und prachtvoller Lustbarkeiten bildete. Dies war namentlich der Fall bei den s. g. Serenaden, welche allegorische und mythologische Aufzüge in ziemlich freier dramatischer Form mit musikalischem Aufputz brachten. In diesen Serenaden, welche bei hohen Vermählungsfesten und anderen feierlichen Anlässen bei Hofe nicht fehlen durften, wirkten mitunter die berühmtesten Sänger und Virtuosen mit. Da die Künstler sehr freigebig belohnt wurden, strömten die berühmtesten bei solchen Anlässen nach Wien. Hatte sich der glänzende mythologische Zug vor den Fenstern des Kaisers entfaltet, so pflegte er in der Mitte des Burgplatzes still zu halten, einen Kreis zu bilden, und die Künstler begannen in der Maske von Göttern und Helden ihr Concert.

Die Aufführung von eigens für den Hof componirten Oratorien während der Charwoche in der k. k. Hofcapelle war unter Carl VI. regelmäßig eingeführt. Sie gehören nicht in den Bereich unserer Aufgabe, eben so wenig die zahlreichen „Feste di camera per musica“ bei Allerh. Namens- und Geburtsfesten oder die sporadischen Productionen reisender berühmter Künstler bei Hofe, z. B. Farinelli's (Carlo Broschi) in den Jahren 1724, 1728 und 1731.

Wir haben nur das öffentliche Concertwesen im Auge, das, wie gesagt, nicht hinter 1740 zurückzureichen scheint. Das „Répertoire des Théâtres de la ville de Vienne“ (von 1752 bis 1757) führt die musikalischen Akademien im Hoftheater als eine stehende Einrichtung an und bemerkt, daß solche im Burgtheater an Tagen gegeben wurden, wo kein Schauspiel stattfand. Dies war der Fall an jedem Freitag und an großen Feiertagen. Außerdem waren die Schauspiele die ganze

Fastenzeit hindurch geschlossen, während welcher dagegen wöchentlich zwei bis drei Concerte im Burgtheater gegeben wurden. Diese bestanden vorwiegend aus Oratorien und Cantaten; aber auch einzelne Chöre, Arien und Instrumentalproductionen wurden zu einer „gemischten Akademie" vereinigt. Fremde Sänger und Instrumentalisten ließen sich darin hören; das Orchester war das (nach Erforderniß verstärkte) des französischen Schauspiels.

Zu Ostern 1772 wurden die französischen Schauspieler entlassen. In dasselbe Jahr fällt die Gründung der

Pensionsgesellschaft der Tonkünstler.

Sie ist die älteste musikalische Gesellschaft und das erste öffentliche Concertinstitut in Wien. Sie war zugleich das erste und bis tief in die neueste Zeit das einzige Musikinstitut in Wien, welches sich der Pflege der großen Oratorienmusik ausschließlich gewidmet hat. Ihr Gründer war der wackere Hofcapellmeister Florian Gaßmann (geb. zu Brüx in Böhmen 1729, † 1774 in Wien). Er hatte als dreizehnjähriger Knabe das Elternhaus verlassen, als armer „Carlsbader Musikant" mit der Harfe die Welt durchstreift, bis er in Italien mitleidige Beschützer und in Padre Martini einen gewiegten Lehrer fand. Gaßmann hatte Noth und Sorge, hatte Hunger und Kälte kennen gelernt und hat es in seinen guten Zeiten nicht vergessen. 1762 nach Wien als Balletcomponist berufen, wurde er bald zum Hof- und Kammercompositeur, endlich, nach Reutter's Tod, zum Hofcapellmeister ernannt. Für das Wohl seiner ärmeren Collegen und ihrer Familie redlich besorgt, gründete er den „Pensionsverein für Wittwen und Waisen österreichischer Tonkünstler." Die regelmäßige und Haupteinnahme dieser Wittwencasse bildete der Ertrag von zwei jährlichen Concerten, deren eines im Advent, das andere in der Fastenzeit (jedes am folgenden Abend wiederholt) gegeben wurde. Die ausübenden Mitglieder dieser Gesellschaft waren Fachmusiker, während die übrigen ersten Concertvereine und musikalischen Gesellschaften in Wien, wie fast überall, aus Dilettantenkreisen hervorgingen. Die erste Production des Gaßmann'schen Pensionsvereines fand am 17 und 23 December 1772 im Kärnthnerthortheater statt; man gab das Oratorium „Santa Elena al Calvario" von Metastasio, mit Musik von Hasse. Diese Concerte fanden fortan jährlich in der Woche vor Ostern und vor Weihnachten statt; vom Jahre 1778 an im „Nationaltheater" (Burgtheater), wo sie bis auf den heutigen Tag in gleicher Weise fortgesetzt werden.

Von dieser ersten Akademie des „Tonkünstlervereines" datirt die regelmäßige öffentliche Aufführung von Oratorien und Cantaten in Wien. Sie läßt den ursprünglichen Charakter und Zweck der früheren Concerte erkennen: ein Surrogat für die Oper zu gewähren. Dieses Kennzeichen macht sich nach zwei Richtungen geltend, nach Innen und nach Außen. Nach Innen, d. h. in der musikalischen Natur und Gestaltung des Oratoriums ist dasselbe eine Halbschwester der Oper. Wir haben uns hier bei der Entstehung des Oratoriums, welche die historische Erklärung dieser Verwandtschaft liefert, nicht aufzuhalten. Wie man heutzutage „Concerts spirituels" unter-

scheidet, so war damals das Oratorium ganz eigentlich l'opéra spirituel. Nach Außen verräth sich jener der Oper subordinirte Charakter darin, daß die Oratorien nur gegeben wurden, wenn keine Opernvorstellung stattfinden durfte, in der Fastenzeit und im Advent.

Wir haben also hier eine dramatische Musik mit Costüms, Decorationen und Tänzen: die Oper; dort eine dramatische Musik, ohne scenischen Prunk, „in still life", wie die Engländer sagen: das Oratorium. Der innere musikalische Unterschied war nichts weniger als ein fundamentaler; nicht nur in den Oratorien von Hasse, noch in jenen von Mozart, Weigl rc. finden wir denselben gefälligen, melodiensüßen, coloraturreichen Styl wie in ihren Opern, höchstens daß auf die Chöre mehr Gewicht gelegt und in den Arien das Allerlustigste vermieden ist. Selbst die Kirchlichkeit des Stoffes, das Biblische, war damals die Regel zwar, doch keineswegs unumstößlich. Man nahm keinen Anstoß, mitunter Opern ernsteren Inhaltes „als Oratorien," d. h. im Concertgewand an den durch das geistliche Verbot getroffenen Theaterabenden aufzuführen. Der musikalische Unterschied war kaum der Rede werth. So finden wir aus der ersten Epoche des Tonkünstlervereines unter andern folgende Opern „als Akademie" im Burgtheater gegeben:

1784. „Ifigenia in Tauride", Oper von Traetta.

1791. Scenen aus der Oper „Fedra" von Paesiello.

1795 (31 März). „La Clemenza di Tito" von Mozart (als Concert, zum Vortheil von Mozart's Wittwe).

1803. „Castore e Polluce", große heroische Oper von Abbé Vogler (von ihm selbst dirigirt).

1805. „Tamerlan", große Oper von Winter (mit Mad. Milder und den HH. Vogel, Weinmüller, Saal; — für die „Hoftheater-Armen").

1805. „Igiochi d'Agrigenti", azione eroica von Paesiello.

Von da an scheint diese „Akademisirung" ernster Opern verschwunden. „Gemischte Concerte" wechseln mit eigentlichen Oratorien, deren Repertoire vor allem durch die großen Cantaten Haydn's, dann durch einheimische Oratorien von Weigl, Stadler u. s. w., endlich durch die von Mozart gleichsam wieder entdeckten, durch Mosel in neuen Schwung gebrachten Händel'schen Oratorien ansehnliche Bereicherung erfuhr. (Die von v. Swieten veranstalteten Privataufführungen Händel'scher Oratorien, meist von Mozart bearbeitet und geleitet, fanden gegen das Ende der achtziger Jahre und zwar im großen Saale der k. k. Hofbibliothek statt.) Auch wurde das geistliche Theaterverbot allmälich in liberalerer Weise eingeschränkt; man begann auch die Fastenzeit und den Freitag den Theatervorstellungen zu vindiciren.*)

*) Eine genaue Angabe des Zeitpunctes, wann das Verbot der Schauspiele während der ganzen Fastenzeit aufhörte, ist mir für den Augenblick nicht möglich; dasselbe dürfte in den neunziger Jahren ergangen sein. Noch im Jahre 1786 wurde Marinelli, der Eigenthümer des Volkstheaters in der Leopoldstadt, mit seinem Gesuche, in der Fastenzeit spielen zu dürfen, abgewiesen. Erst 1787 erlangte er theilweise diese Erlaubniß, nämlich mit Ausnahme der Mittwoche, Freitage und Sonntage in der Fasten, dann der Charwoche.

Ein Nachklang jener liberaleren Auslegung des Opernverbots zog sich in Oesterreich bis dicht an die neueste Zeit. Nämlich der Gebrauch, an solchen Normatagen (immer zu wohlthätigem Zwecke) statt eines Oratoriums mitunter eine Oper mit biblischer Handlung aufzuführen, und zwar nicht in Concertform, sondern vollkommen scenisch, wie jedes andere Theaterstück. Die neuere Opernliteratur kennt namentlich zwei solche Werke: Méhul's „Joseph und seine Brüder" und Rossini's „Moses." Ich erinnere mich aus Kinderzeiten, daß diese beiden Opern an Normatagen, wo jedes Schauspiel verboten war, häufig gegeben wurden, immer zum Vortheil einer Wohlthätigkeitsanstalt. So half man sich und wußte die Musikliebe mit der Andacht abzufinden. Wie also früher weltliche Opern als „Akademien" eingeschmuggelt werden durften, so passirten später Opern biblischen Sujets als „Oratorien"; hier absolvirte man die Form des Inhalts wegen, dort den Inhalt der Form zu lieb.

Bis zum Erscheinen der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten" wurden die im Burgtheater gegebenen Oratorien größtentheils mit italienischem Text und von italienischen Sängern (auch Castraten) vorgetragen: die Abhängigkeit des Oratoriums von der gleichzeitig florirenden italienischen Oper zeigt sich auch in diesem Punct.

Die Oratorien, welche vom „Tonkünstlerverein" seit dessen Gründung (1772) bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben wurden, sind folgende:

1772. „Santa Elena al Calvario", Oratorium von Metastasio, Musik von Hasse.
1773. „La Betulia liberata", Oratorium von Metastasio, Musik von Florian Gaßmann.
„ „La Liberatrice del popolo giudaico, ossia l'Ester", Oratorium von Abbate Pintus, Musik von Dittersdorf.
1774. „Il cantico dei tre fanciulli", Oratorium von Pallavicini, Musik von Hasse.
1775. „Il ritorno di Tobia", Oratorium von Bocherini, Musik von Joseph Haydn.
„ „Davide il penitente", Oratorium, Musik von Ferdinand Bertoni (Director des Conservatoriums S. Lazaro in Venedig).
1776. „Isacco, Figura del Redentore", Oratorium von Metastasio, Musik von Dittersdorf.
1777. „La Passione di Gesù Cristo", Oratorium von Metastasio, Musik von Salieri.
1778. „La Passione del Redentore", Oratorium von Metastasio, Musik von Joseph Starzer.
1779. „Die Israeliten in der Wüste", Oratorium von Max Ulbrich.
„ „Judas Maccabäus", geistliches Singspiel von Händel.
1780. „Der verlorne Sohn", Cantate von Hartmann Graf, Capellmeister in Augsburg.
1781. „Alcide al Bivio", Cantate von Metastasio und Hasse.
„ „Die Pilgrime auf Golgatha", von F. W. Zachariä, Musik von Albrechtsberger.
1782. „Isacco", von Metastasio, Musik von Marianna Martinez.

1783. „Die Israeliten in der Wüste", von Ulbrich.
1784. „Il ritorno di Tobia", von Joseph Haydn („ganz neu bearbeitet").
1785. „Il Davide penitente", von Mozart.
„ „Ester", von Dittersdorf.
1786. „Hiob", Oratorium von Dittersdorf.
„ „Gioas", Oratorium von Metastasio, Musik von Antonio Teyber.
1787. „Moses in Egypten", Oratorium von L. Kozeluch (deutsch)
1788. „La Morte di Gesù Cristo", Oratorium von Dom. Mombelli.
1789. „Hiob", von Dittersdorf (Auswahl) und „Il natale d' Apollo", Cantate von Righini.
1790. „Moses in Egypten", von Kozeluch.
1792 u. 1794. „Venere e Adone", Cantate von J. Weigl.
1794. „Die Hirten zu Bethlehem", Oratorium von Joseph Eybler.
1795. „Gioas", Oratorium vom Capellmeister Cartellieri.
1796. „La riconoscenza", Cantata allegorica von Salieri (zur Feier des 25jährigen Bestandes des Vereins).
„ „Timotheus, oder die Gewalt der Musik", Cantate von P. v. Winter.
„ „Der Retter in Gefahr", Cantate von Süßmayer.
1797. „Timotheus", von P. v. Winter.
1798. „Die sieben Worte", von Joseph Haydn.
1799. „Die Schöpfung", von Haydn.

Joseph Haydn. — Die Oratorien von 1800 an.

Das Jahr 1799 brachte einen Wendepunct in der Geschichte des Oratoriums und zugleich des Gaßmann'schen Pensionsvereins: die erste Aufführung von Haydn's „Schöpfung." Sie fand am 19 Januar 1799 statt, von einer Gesellschaft von Cavalieren veranstaltet, vor einem geladenen Publicum (im fürstl. Schwarzenberg'schen Palais) und wurde zu Haydn's Benefice am 19 März wiederholt. Der „Tonkünstlerverein" gab sie zum ersten Male zu Weihnacht 1799, zu verdoppelten Eintrittspreisen. Dieses Werk gewann, Hand in Hand mit den bald folgenden „Jahreszeiten" (1801) einen künstlerischen Einfluß in Wien, wie vielleicht außer der „Zauberflöte" kein zweites überhaupt und wie im Oratorienfache gar kein anderes auch nur annäherungsweise. Um zu ermessen, welche Macht diese beiden Haydn'schen Cantaten in Wiens Musikleben repräsentiren, müssen wir den Blick von jener ersten Aufführung bis auf die heutigen Programme der Tonkünstlergesellschaft werfen: wir erblicken da in einer langen, geraden Linie die fortgesetzte, erst in neuester Zeit hin und wieder bescheiden unterbrochene Herrschaft der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten." Die edle Popularität dieser Werke, welche ernste, andächtige Empfindungen und Betrachtungen mit der echt menschlichen Freude an der Natur in bis dahin unerhörter Freiheit vereinigten, eben so wie melodiöse Anmuth mit Kraft und Würde des Styls, macht deren großen und andauernden Erfolg vollständig begreiflich. Einmal mit den beiden Werken bekannt, gab die Pensionsgesellschaft im Burgtheater fast regelmäßig zu Weih-

nacht die „Schöpfung", zu Ostern die „Jahreszeiten", höchstens zur Abwechselung mitunter zu Ostern die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten" zu Weihnacht.

Eine offene Auflehnung der Kritik gegen diese ausschließlich „haydnische Wirthschaft" im Oratorienfach fand erst in den vierziger Jahren statt. Alle Versuche, welche die Pensionsgesellschaft mit andern Werken machte, hatten geringen Erfolg, und sie konnte vom praktischen Standpunct allerdings geltend machen, daß ihre Wittwen- und Waisencasse die besten Einnahmen stets mit Haydn's Oratorien erzielt habe. Sie und beinahe nur sie haben die Cassen gefüllt, aus denen die Wittwen und Waisen unserer braven Tonkünstler seit 70 Jahren ihren Nothpfennig beziehen. Es ist ein erhebender Gedanke, daß die Kunst aus der reinen Höhe ihrer Geistigkeit ihre Hand hülfreich in's wirkliche Leben streckt; ein stolzes Gefühl, daß Haydn's Musik nicht bloß Tausende von Herzen gerührt, sondern auch Tausende von Leben gefristet hat. Es war demnach ein Act sinniger Pietät und Dankbarkeit, daß der im Jahre 1862 reorganisirte Verein für Unterstützung von Wittwen und Waisen österreichischer Tonkünstler den Namen „Haydn" annahm. Wir werden, bei diesem Zeitpunct anlangend, die spätere künstlerische Bedeutung dieses Institutes würdigen.

Hier seien noch diejenigen Oratorien namhaft gemacht, welche der Tonkünstlerverein in den Jahren 1800 bis 1830, außer der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" zur Aufführung gebracht hat:

1801. „Die sieben Worte", von Haydn (wiederholt 1812, 1815, 1816).
1806. „Judas Maccabäus", von Händel.
1807. „Endimione e Diana", Cantate von Hummel.
1808. „Il ritorno di Tobia", von Haydn.
1810. „Die letzten Dinge", Oratorium von Jos. Eybler, k. k. Vicehofcapellmeister (wiederholt 1811, 1818).
1811. „La Passione di Gesù Cristo", Oratorium von Carpani, Musik von J. Weigl (wiederholt 1821).
1812. „Timotheus", von Winter.
1817. „Christus am Oelberg", von Beethoven (wiederholt: 1853, 1860, 1861).
1819. „Die Befreiung von Jerusalem", Oratorium von Heinrich und Matth. v. Collin, Musik von Abt Stadler (wiederholt 1820, 1822, 1834).
1820. „Samson", von Händel (bearbeitet von Mosel; wiederholt 1829, 1859).
1824. „Jephta" „ „ „ „ „ „ 1825, 1828, 1838).
1825. „Salomon" „ „ „ „ „ „ 1826, 1831).
1830. „Messias" „ „ „ „ „ „ 1843).

Auch im Theater an der Wien wurden häufig, wenn auch nicht regelmäßig, Oratorien und Cantaten gegeben, besonders in der Periode, wo eine sorgfältigere Pflege der Oper diesem Theater tüchtige Solosänger und ein ausreichendes Orchester gebildet hatte. Wir finden folgende Aufführungen von Oratorien im Theater an der Wien verzeichnet, worunter man „akademisirte" Opernmusik häufig genug antrifft:

1796. „Moses, oder der Auszug aus Egypten", große Oper von Süßmayer (als Akademie; wiederholt 1800, 1803).

1797. „Armida", Opera seria von Jos. Haydn (als Akademie; zum Vortheil des Orchesters).

1799. „La Clemenza di Tito", Opera seria von Mozart (als Akademie).

1802. „Die Schöpfung", Oratorium von Haydn (zum Vortheil armer kranker Kinder, veranstaltet von Dr. Gölis).

1803. „Christus am Oelberg", Oratorium von Beethoven.

1805. „Der sterbende Jesus", Oratorium von Teyber (zum Vortheil des Capellmeisters Teyber).

1806. (31 März und 15 November.) „Der Messias", von Händel; instrumentirt von Mozart (wiederholt 1809).

„ „Ode auf St. Cäcilia", von Händel.

1807. „Alexanders Fest", Cantate von Händel (am 22 März und 22 December).

1808. (11 und 12 April.) „Davide penitente", Cantate von Mozart.

1811. „Acis und Galathea", Cantate von Händel.

1813. Stücke aus Cherubini's Messe.

Von da angefangen gehen die Oratorien-Aufführungen „an der Wien" vollständig in den „musikalisch-declamatorischen Akademien" auf, in welche sich allerdings mitunter ein und das andere geistliche Stück verirrte. Das Entstehen der „Gesellschaft der Musikfreunde", welche von 1813 an Oratorien-Aufführungen in großem Styl veranstaltete, und bald darauf der „Concerts spirituels" von Gebauer, die es in bescheidenerem Maßstabe versuchten, mag beigetragen haben, daß das Theater an der Wien dieses Feld räumte.

Gemischte Akademien und Virtuosenconcerte 1770 bis 1800.

Wie gesagt, es wurden in der Fasten- und Adventzeit nicht bloß vollständige Oratorien gegeben, — man hätte damit nicht ausgereicht, — sondern auch gemischte Concerte, eigentliche „Musikalische Akademien". Sie waren bunt durcheinander gewürfelt, ihre ganz zufällige principlose Gestaltung zeigt, daß bis in den Anfang unseres Jahrhunderts höchstens die ersten Keime eines wirklichen Concertlebens vorhanden waren. Geistliche und weltliche Musik, italienische Sänger, einheimische und fremde Virtuosen, wie sie sich eben vorfanden, wurden rasch zu einer „Akademie" zusammengestellt. Von einem eigenen Local dafür war lange nicht die Rede; die Bühne an theaterfreien Abenden und in den Zwischenacten des Schauspiels reichte vollkommen für die geringen öffentlichen Bedürfnisse der Instrumentalmusik aus. Wir finden außer den früher aufgeführten Oratorien folgende wichtigere Musikproductionen in den Hoftheatern in den letzten dreißig Jahren des vorigen Jahrhunderts: die symphonische Musik in den „Fastenconcerten" war repräsentirt durch Symphonien von Kohaut, Ordonnez, Martini, Haydn, Mozart, Dittersdorf, Koželuch, Wranitzky, Weigl; auch zwei „Symphonien" von Gluck begegnen wir. Die Arien und Chöre dieses Concertrepertoires waren überwiegend von der Composition Salieri's, Gluck's, Wagenseil's, Weigl's, Händel's, Haydn's. Auch Chöre und Arien von Hasse, Sacchini, Winter, Süßmayer, Righini und Paesiello waren stehende

Nummern. Die Sänger waren fast durchaus Italiener, wie Mad. Nicolini (Cesarini), der Soprano Signor Muschietti, Mad. Storace, Herr und Mad. Mandini, Mad. Cavaglieri und Teyber. Im J. 1780 sang die preußische Kammersängerin Mara, 1783 die Storace, 1795 die Engländerin Mrs. Blomer in den Burgtheater-Akademien. Im Fache der Instrumentalvirtuosität wirkten im Laufe dieser Jahre mit: die Geiger Paisible, Schlesinger, Fränzel, Marchand, die Cellisten Reicha und Weigl (Vater des Componisten), der Clarinettist Stadler, die Hornisten Böck und Punto, der Flötist Scholl, die Oboisten Triebensee und Le Brun, die Harfenspielerin Müller, der Hoftrompeter Weidinger, endlich die Claviervirtuosen W. A. Mozart, Frl. Therese Paradies und in den Jahren 1795, 1798 und 1800 Beethoven.

Eine gefeierte Größe jener Zeit und eine interessante Erscheinung in der Geschichte deutscher Musik war Georg Benda, der Componist der damals überaus beliebten Mono- und Duo-Dramen „Ariadne auf Naxos" 2c. Benda gab (14 März 1779) im Kärnthnerthortheater eine „Akademie", welche meistens Arien und Duette aus seinen Opern „Romeo und Julia" und „Walder" (von den Sängerinnen Cavaglieri und Teyber vorgetragen) zu Gehör brachte.

Als Curiosa stechen bei diesen Akademien im Hoftheater hervor: eine Madame Schindler, welche Arien sang und die Zwerchflöte blies, 1783; Herrn Röllig's „Tastenharmonika" (eine Glasharmonika, wobei statt der Finger genäßte Lederarme die Glocken berührten, 1791), die Production des J. G. Roth aus Nürnberg auf 16 Pauken, wohl der letzte Nachklang der berühmten alten Hofpauker, die Akademie der Dlle. Hauk, „einer Riesin von außerordentlicher Größe," welche italienische Arien sang, endlich als ein frühes Exemplar descriptiver Musik, eine Art symphonischer Dichtung unter dem Titel: „Werther. Ein Roman, in Musik gesetzt von Pugnani, Musikaufseher des Königs von Sardinien" (1796). Wunderlich genug erscheint uns auch eine Akademie von Joseph Weigl, in welcher er außer einer Cantate: „Die Gefühle meines Herzens", eine „vollständige Balletmusik: Richard Löwenherz" — ohne das dazu gehörige Ballet — aufführen ließ.

Auch im Theater „auf der Wieden" finden wir in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts einzelne Concertproductionen: Akademien zum Vortheil des Musikdirectors Suche (Mayseder's Lehrer), der Orchestermitglieder Rust und Pischelberger, Zwischenactproductionen des Clarinettisten Plaske und des Geigers Willmann, des Pianisten Wölfl und der achtjährigen Josepha Hofer (später Sängerin als Mad. Hönig), die 1799 ein Clavierconcert von Hofmeister vortrug. Damit auch hier die „Merkwürdigkeiten" nicht fehlen, producirte sich 1797 eine „israelitische Tonkünstlergesellschaft mit ihren Naturstimmen," und 1799 Hr. Mayer aus Mannheim mit der „Nachahmung von Vogelstimmen."

Als den eigentlich begründenden Ahnherrn der Virtuosenconcerte in Wien kann man Mozart ansehen; seine stets nur der echten Kunst dienende hohe Meisterschaft auf dem Clavier hat diesen Kunstzweig zuerst in gediegener Weise dem Publicum nahe gebracht und durch stetige Wiederholung zum Bedürfniß gemacht. Während seines ersten Aufenthaltes in Wien (1762) scheint sich das Wunderkind Mozart mit

seiner Schwester „Nannerl“ nur bei Hofe und in aristokratischen Kreisen producirt zu haben; bei seinem zweiten Aufenthalt (1767) vereitelte seine Erkrankung an den Blattern jede Production des jungen Virtuosen. Bei dem großen Publicum war überdies damals noch keine Theilnahme für dergleichen zu hoffen.

Die unfläthigen Lieder Hanswursts oder die Musikbande bei den Thierhetzen waren der Masse des Publicums jedenfalls willkommener. *)

Als sich aber Mozart in Wien förmlich ansässig gemacht hatte, pflegte er regelmäßig in den Fasten ein eigenes Concert zu geben. Nachdem das erste (Anfang 1782) gut ausgefallen war, associirte er sich im Frühjahr mit einem Herrn Martin, um während des Sommers am Sonntag eine Reihe von Concerten im Augarten zu geben. (Nähere Details bei Jahn, III. Band, S. 66, 199 ff.) Damit begann die Instrumentalmusik aus dem Bann begünstigter Privatkreise in die Oeffentlichkeit zu rücken. Ihren Schwerpunct behielt sie jedoch noch lange in diesen Privatkreisen, und es bedurfte geraumer Zeit, bis dieser Schwerpunct sich immer mehr gegen die Oeffentlichkeit hinsenkte, wo er nunmehr, etwa mit Beethoven's Tod, vollständig ruht.

Privatcapellen und Dilettantismus.

Der Genuß kunstmäßig gepflegter Musik ging zuerst aus dem Besitz der Höfe in den der Adeligen und Reichen über, weiterhin aus diesem in die kunstliebenden bürgerlichen Privatkreise. Zu Zeiten Haydn's, Mozart's und noch Beethoven's gelangte die nichttheatralische Musik nur zum kleinsten Theil, gleichsam in ausnahmsweisem, excentrischem Herausspringen vor das zahlende große Publicum; überwiegend ruhte sie im Schooß vornehmer Privatcapellen und des bürgerlichen Dilettantismus. Der Einfluß der Privatcapellen und des Dilettantismus auf die Physiognomie der damaligen Musik, — nicht bloß der reproducirenden, sondern auch der productiven — ist ein tiefgreifender und kaum noch in seiner ganzen Wichtigkeit erfaßt und dargestellt. Wir können uns hier die Wiederholung des einschlägigen reichen historischen Materials nicht gestatten und verweisen auf die bezüglichen lehrreichen Partien in den bekannten Biographien von Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck und auf die Selbstbiographien von Dittersdorf und Gyrowetz.

---

*) Leopold Mozart schreibt hierüber nach Salzburg: „Daß die Wiener, in genere zu reden, nicht begierig sind, Ernsthafftes und Vernünftiges zu sehen, auch wenig oder gar keinen Begriff davon haben, und nichts als närrisches Zeug, Tanzen, Teufel, Gespenster, Zaubereien, Hanswürste, Lipperl, Bernardon, Hexen und Erscheinungen sehen wollen, ist eine bekannte Sache und ihre Theater beweisen es täglich.“ (Vergl. Jahn's „Mozart.“ I. 84.)

Die Thierhetzen waren ein regelmäßiges, hochbeliebtes Schauspiel. Das „Hetzhaus“, welches „mit allen Freiheiten“ der Theatral-Direction überlassen war, befand sich vor dem „Stubenthor“; es war ein von Holz aufgeführtes, drei Stockwerk hohes Amphitheater, welches 3000 Menschen faßte. Die Hetztage waren gewöhnlich die Sonn- und Feiertage. Die Unkosten der Hetze betrugen jährlich 5000 fl. (Müller's „Genaue Nachrichten“ ꝛc. 1772.)

Es liegen uns zwei große, roth gedruckte Originalplacate von Thierhetzen vor. Das eine beginnt: „In dem k. k. privil. Hetz-Amphitheater unter den Weißgerbern wird Sonntag den 31 October 1790 unter einer harmonischen Musik ein großer, starker Thierkampf abgehalten werden.“ (Folgt das detaillirte Programm.) Auf dem andern Zettel heißt es: „unter einer aus guten Tonkünstlern bestehenden Musik“.

Wir können uns heutzutage, wo die ganze nennenswerthe Musikpflege im Besitz der Oeffentlichkeit ist und die großartigsten Dimensionen angenommen hat, kaum mehr in jene Zeiten zurückdenken, wo die namhaftesten Tondichter im Privatdienst großer Herren standen, wo der Erzbischof von Salzburg heute einige neue Concerte von Mozart bestellte, morgen der Prinz von Hildburghausen zwölf neue Symphonien von Gyrowetz, der Fürstbischof von Breslau ein neues leichtes Oratorium von Dittersdorf, wo ein Fürst Esterhazy die ganze Thätigkeit Haydn's gleichsam gepachtet hatte u. s. w., während das große Publicum von diesen Genüssen nur durch besondere Protection zu naschen bekam. Noch weniger können wir sie zurückwünschen, die Zeit, wo die Musik ein aristokratisches Privilegium bildete, während sie jetzt, dem allgemeinen, democratischen Zuge der Geschichte folgend, wie Licht und Luft Allgemeingut ist. Aber wie selbst dem modernsten Eisenbahnschwärmer mitunter ein stiller Seufzer nach der bürgerlichen Poesie der Postkutsche entfährt, so muß auch uns erlaubt sein, auf die guten, ja rührend patriarchalischen Seiten einer Kunstpflege zurückzublicken, wo weder die Jagd nach Geldgewinn, noch nach raschem Weltruhm, sondern die Freude an der Sache selbst den mächtigsten Hebel der Thätigkeit abgab. Man erwäge nur, welch' fortwährende Anregung zum Produciren solche Privatcapellen gaben. Der musikliebende Fürst oder Bischof und seine Gesellschaft wollten Neues hören und spielen; der Componist mußte allzeit dafür sorgen. Er brauchte sich nicht während des Schaffens zu kümmern, ob irgend eine Concertgesellschaft seine Composition werde aufführen, ob ein Verleger sie werde stechen und bezahlen wollen; er war in allen Dingen gesichert und fortwährend aufgemuntert. Natürlich konnten diese Privathöfe auch nicht so fest ummauert sein, daß der Ruhm genialer Künstler nicht über die Schwelle des Palastes hinausgedrungen wäre; wir erinnern an die Erfolge, die Haydn in England, Gyrowetz in Paris, Dittersdorf in Italien und Deutschland — allerdings durch die Gunst ganz besonderer Verhältnisse — erlangten.

Carl Ditters v. Dittersdorf existirt im Gedächtniß unserer Zeit nur noch als Componist heiterer Singspiele; seine Wirksamkeit als Oratorien- und Symphonien-Componist wie als Violinvirtuose ist vergessen. Für seine Zeit und für die Wiener Concertzustände war er in diesen beiden Eigenschaften nicht unwichtig. Seine vier Oratorien: Hiob, Esther, David, Isaak wurden gerne gehört, außerdem führte er im Augarten (1786) ein wunderliches Orchesterwerk auf: „Ovid's Metamorphosen," eine Reihe von zwölf charakteristischen Symphonien! Eines andern vorwiegend dramatischen Renommees aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, G. Benda's, haben wir bereits erwähnt. Außerdem finden wir in den Programmen der Wiener Concerte jener Zeit auch den großen Dramatiker Gluck mit Leistungen im symphonischen Fach vertreten, die längst vergessen sind.

Die angesehensten Clavierproductionen neben jenen Mozart's waren die von Frl. Therese Paradies, der blinden Virtuosin, und von Frl. Auernhammer, die durch eine ziemliche Reihe von Jahren, von 1800 an, alljährlich eine eigene „Akademie" im Burgtheater gab. — In den Familien erfreute sich natürlich das Clavier schon zu Mozart's Zeit einer emsigen Pflege, so daß dieser Wien als das „wahrhafte Clavierland" bezeichnen konnte. Der Hauptsitz der Instrumental-

musik war das „Liebhaberthum", der Dilettantismus. Mozart und Haydn standen in regelmäßigem Rapport mit dem Publicum eigentlich nur durch die Oper und das Oratorium; hin und wieder erscholl eine ihrer Symphonien in öffentlichen Concerten; ihre Kammermusik und selbst auch der größere Theil ihrer Orchestercompositionen lebte nur in dem enger oder weiter gezogenen Kreise der Privatgeselligkeit. Was von Mozart's und Beethoven's Instrumentalcompositionen bis zum J. 1800 dem großen Publicum geboten wurde, das haben die beiden Meister überwiegend in ihrer Eigenschaft als Claviervirtuosen selbst vorgeführt.

Es gab im ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts kein öffentliches Concertinstitut für Aufführung von Symphonien und andern Orchestersachen, Trio's und Quartetten. Desto eifriger wurden diese Zweige von Freunden der Musik geübt. Wir müssen einen Augenblick bei diesen Dilettantenkreisen verweilen, die mitunter bedeutendes leisteten und für unsern Zusammenhang aus zwei Gründen wichtig sind: einmal weil sie berufen waren, das mangelnde öffentliche Concertleben zu ersetzen, sodann weil sie die unmittelbare Quelle waren, woraus diese musikalische Oeffentlichkeit endlich hervorging. Wir werden die regelmäßigen Quartettproductionen, die „Concerts spirituels" und die „Gesellschaft der Musikfreunde" sich aus dem musikalischen Privatleben herausbilden sehen. Dr. L. v. Sonnleithner, der noch die volle Mittagshöhe dieser Periode erlebte und als besonders gesuchtes Mitglied alle bessern musikalischen Privatcirkel durch sein Talent unterstützte, hat in einer Reihe von „Musikalischen Skizzen aus Alt-Wien" (in den Wiener „Recensionen" vom J. 1861, Nr. 47 ff.) uns Spätergeborenen den besten Einblick in jene Zustände verschafft. Mit dem Anfang des Jahrhunderts waren die meisten der hervorragenden Hauscapellen aufgelöst, die hochgestellten Mäcene größtentheils verschwunden: die Tonkunst flüchtete unter den Schutz des bescheidenen Mittelstandes. Im Hause des Herrn Joseph Hochenadl, Beamten der k. k. Hofkriegsbuchhaltung, dessen Frau und Kinder sehr musikalisch waren, fanden regelmäßige Aufführungen von Haus- und Kammermusik statt, mitunter sogar von ganzen Oratorien, Cantaten und älteren Opern (bei Clavierbegleitung). Diese Productionen, welche den ganzen Winter hindurch an Sonntagen um die Mittagsstunde stattfanden, mochten gegen das Jahr 1810 begonnen haben und erhielten sich bis 1824. Unter den mitwirkenden Dilettanten bemerken wir die später berühmt gewordene Sängerin Caroline Unger, den Violinspieler Georg Hellmesberger, Vater (später Primgeiger des Hofoperntheaters) und den Hofrath Kiesewetter, der nicht nur als Sänger mitwirkte, sondern oft Clavierauszüge von Oratorien u. dgl. eigens verfaßte. Der Herr des Hauses war unermüdlich in den nöthigen Vorbereitungen und insbesondere im Ausschreiben der umfangreichen Gesangspartien. Hofrath Kiesewetter, „ein musikalischer Gelehrter im edelsten Sinn des Wortes", hatte bekanntlich Schätze alter Musik gesammelt. Allein der Sammelgeist hatte ihn keineswegs dem blühenden Leben der Musik entfremdet; der gelehrte Antiquar war nicht verknöchert, sondern eifrigst bemüht, die erlangten Seltenheiten zu hören und andere hören zu lassen. Ein gewählter Kreis von Musikfreunden versammelte sich an gewissen Festtagen um die Mittagsstunde bei Kiesewetter; die Productionen daselbst waren ganz eigentlich die ersten „historischen

Concerte" in Wien, und sind im strengen Sinne auch die letzten geblieben. Sie mögen im Jahre 1817 begonnen haben und wurden bis zum Jahre 1838 fortgesetzt. Geistliche und weltliche Compositionen aus früheren Jahrhunderten, aller Schulen und Nationen, wurden hier mit Eifer und Andacht ausgeführt; das Publicum ist erst in der allerneuesten Zeit, seit der Gründung der „Singakademie" und des „Singvereins" in Wien auf die Chorcompositionen der alten Italiener, Niederländer und Deutschen hingelenkt worden. Einer der vorzüglichsten Hausaltäre des musikalischen Cultus in Wien war die Wohnung des Advocaten Dr. Ignaz v. Sonnleithner. Sohn eines geachteten Rechtsgelehrten und Tonsetzers (Dr. Christoph Sonnleithner) und Vater eines solchen (Dr. Leopold v. Sonnleithner), vereinigte auch Ignaz diese beiden Qualitäten. Die Sonnleithner's hätten Anspruch auf den Titel des kretensischen Gesetzgebers Thales, den Strabo „μελοποιὸν 'ανδρον και νομοθετικος" („den Musikalischen und Gesetzkundigen") nannte. Eine bedeutende Zahl von Kunstfreunden und Künstlern fand sich bei Ignaz Sonnleithner in den Jahren 1815 bis 1824 zu regelmäßigen Uebungen ein, die bald den Namen „Productionen" verdienten. Kammermusik, Arien, Chöre und die zu jener Zeit sehr beliebten Quartett-Arrangements von Ouverturen und Symphonien, auch von ganzen Opern und Oratorien wechselten in zweckmäßiger Folge. Die Sonnleithner'schen Kränzchen sind uns dadurch besonders wichtig, daß in ihnen und durch sie zuerst Franz Schubert's Lieder und Vocalquartette einem größeren Kreise bekannt wurden, wie denn auch (1820) Leopold v. Sonnleithner das erste Werk Schubert's, den „Erlkönig", in Folge einer solchen Privataufführung, auf eigene Kosten herausgegeben und damit die Laufbahn dieses genialen Tondichters factisch eröffnet hat.

Unter den mitwirkenden Gästen Sonnleithner's finden wir neben einer großen Anzahl Dilettanten aus allen Ständen die Namen Jansa, Bocklet, Schuppanzigh, Molique, Woržischek, Haitzinger, C. Ungher, Nestroy u. A. Der Violinist Georg Hellmesberger (Vater), der in Wien sich für die Universitätsstudien vorbereitete, trat zuerst in Sonnleithner's Hause als Dilettant auf (1818) und begann von hier aus seine ehrenvolle Künstlerlaufbahn.

Der Eifer der musikalischen Dilettanten blieb nicht überall bei Gesang und Kammermusik stehen. Es bildeten sich auch kleine Orchestervereine. Ein solcher hatte seine bescheidenen Anfänge im Elternhause Franz Schubert's. Papa Schubert und seine Söhne (in dieser Schullehrerfamilie war ja Alles musikalisch) versammelten wöchentlich zwei Mal einige wenige Freunde bei sich zu musikalischen Unterhaltungen, meist auf dem Gebiet der Quartettmusik. Die bescheidene Schullehrerwohnung in Liechtenthal wurde bald zu klein für diese Versammlungen. In das gastfreundliche Haus des Kaufmanns Frischling, dann des tüchtigen Orchestergeigers Hatwig übertragen, erweiterte sich dieser Dilettantenkreis allmälich zu einem kleinen Orchester, das im J. 1818 schon hinreichend eingespielt war, um Symphonien von Haydn, Mozart, Romberg und die zwei ersten von Beethoven gut vorzutragen. Für diesen Privatmusikverein „im Gundelhof" componirte Fr. Schubert eine Symphonie in B-dur „ohne Trompeten und Pauken", eine größere in C-dur und die schnell beliebt gewordene „Ouverture in italienischem Styl." Die Kosten dieser „Uebungen"

wurden in den Jahren 1815—18 durch mäßige Beiträge der Mitwirkenden bestritten. Im Jahre 1819 nahm die Schubert'sche Gesellschaft (die inzwischen in Herrn Pettenkofer's Wohnung auf dem Bauernmarkt übersiedelt war) auch Concertstücke, endlich auch ganze Oratorien in ihr Repertoire auf. Damit hatte die Gesellschaft ihren Gipfelpunct erreicht; die Uebungen waren in Productionen verwandelt. Wir sehen an diesem Beispiel (wie an zahlreichen ähnlichen) das naturgemäße, immer unabweisbarer sich meldende Drängen an die Oeffentlichkeit. Zufällige Ereignisse führten im Herbst 1820 die Auflösung dieses Privatvereins herbei. — Ein ähnlicher Privatverein hatte sich unter dem Namen „Reunion" im J. 1812 oder 1813 gebildet, der in der Fastenzeit im Saal „zum römischen Kaiser" an Dienstagen gegen ein mäßiges Abonnement Abendunterhaltungen (meist Kammermusik) gab. Zeitweise erhob sich die „Reunion" auch zu einer größeren Production mit ganzem Orchester, z. B. am 1 März 1813 zu dem Oratorium „Christus am Oelberg", das Beethoven selbst dirigirte. — Wir übergehen die musikalischen Unterhaltungen bei dem Professor Zizius, bei dem Beamten Dollinger, bei dem Kaufmann Röhrich, dem Hofrath Kees, dem Großhändler Krippner (bei diesem wurde durch Castelli, Sydow u. A. auch die Declamation eifrig vertreten), bei dem Kaufmann Rohrer, dem Kalligraphen Warsow, dem Brauhausbesitzer Neuling, dem Kaufmann Hutschenreiter, dem Feldmarschall-Lieutenant Schall v. Falkenhorst, dem Regierungsrath Ferdinand Müller u. A.; obwohl gerade in der ansehnlichen Zahl dieser musikübenden Kreise und in der Stetigkeit ihrer regelmäßigen Productionen die große kunstbildende Kraft dieser Erscheinung liegt, die unter der bescheidenen Benennung „Dilettantismus" einer der wichtigsten Factoren unserer musikalischen Cultur war.

Die musikalischen Unterhaltungen aller eben aufgeführten Häuser bewegten sich zwischen den Jahren 1810 und 1820, mit Ausnahme der beiden letztgenannten (v. Schall und Müller), die in die zwanziger Jahre fallen.

Der bekannte preußische Capellmeister Joh. Fried. Reichardt, der Wien in den Jahren 1808—1809 besuchte, spendet der musikalischen Bildung daselbst das höchste Lob. „Die Virtuosität", schreibt er, „die man hier unter Liebhabern findet, und besonders unter den Damen, ist ganz einzig. Die größten Virtuosen kommen gar nicht zum Spiel und hören sehr oft ihre eigenen Compositionen lieber von einer schönen Schülerin vorgetragen (Vertraute Briefe II., S. 120)."

Oeffentliche Quartettproductionen.

Abgesehen von dem Clavierspiel und der Virtuosität auf einzelnen Instrumenten war es begreiflicherweise das Streichquartett, das quantitativ und qualitativ in den Dilettantenkreisen am meisten gedieh und relativ zur größten Vollkommenheit gebracht werden konnte. „Die Quartettmusik, die eigentlich von Wien ausgeht, hat sich hier auch noch am besten erhalten", berichtet Reichardt im J. 1809 (a. a. O. I. S. 368).

Es lag in der Natur der damaligen Musikverhältnisse überhaupt und im Wesen der Kammermusik insbesondere, daß diese ihre überwiegende Pflege im häuslichen

Kreise fand. Das Streichquartett fand man bei seinen musikalischen Freunden allerwärts und konnte es leicht selbst im eigenen Hause herstellen, — ein Drängen in die Oeffentlichkeit war hier kein dringendes Bedürfniß. Erst als der Ruf von Schuppanzigh's Meisterschaft im Quartettspiel sich verbreitete, fühlte auch das große Publicum den Wunsch, davon profitiren zu können.

Ignaz Schuppanzigh war der erste (und seinerzeit einzige) Künstler, der in Wien regelmäßige Quartettproductionen gegen Abonnement veranstaltete, anfangs im Saale des Gasthofes „zum römischen Kaiser", später im alten Musikvereinssaale. Seine Quartettcollegen waren Linke (Violoncell), Sina (2. Violine), Franz Weiß (Viola). Diese Quartettproductionen waren sehr beliebt und zahlreich besucht. Nr. 43 der Wiener Musikzeitung v. J. 1813 bringt die Abonnementsanzeige von Schuppanzigh's „schon seit mehreren Jahren in zwei Perioden gegebenen Violinquartetten". Dieser schöne Verein, heißt es weiter, dankt seine Entstehung dem Kunstsinn des Grafen Razumowsky, dessen besondere Liebe zum Violinquartett die Virtuosen Schuppanzigh, Linke (Cello) und Weiß (Viola) um sich versammelt hat". Wir sehen also auch im Fach der Kammermusik deutlich das Hervorwachsen des Concertwesens direct aus dem Dilettantismus und den Privatcapellen.

Das Abonnement für „acht Darstellungen" betrug 10 fl. — Wenn Schuppanzigh die Saison in Wien zubrachte (er war manchmal auf Reisen), setzte er diese Quartette regelmäßig fort. Gegen das Ende der zwanziger Jahre fanden sie (an sechs nach einander folgenden Sonntagen) Abends von 4½ bis 6½ Uhr im kleinen Musikvereinssaal („zum rothen Igel") statt; das Abonnement zu 10 fl. W. W. für sechs Productionen. Von dieser Zeit an blieb bis heute der Sonntag Nachmittag (5 bis 6½ oder 7 Uhr) den öffentlichen Quartettproductionen bestimmt; nur ganz vorübergehend taucht noch ein oder das andere Mal die „Mittagsstunde" auf.

Joseph Böhm, der sich in Wien zum ersten Mal in den Zwischenacten einer Vorstellung des Burgtheaters producirt hatte, eröffnete am 20 November 1816 eine Reihe von 6 Quartettproductionen im „römischen Kaiser" (an Freitagen Mittags). Wir finden dabei schon Merk als Cellisten.

Das Programm dieser ersten Böhm'schen Quartettproductionen war folgendes:

I. Quartett von Haydn; Variationen von Romberg; Quartett von Beethoven Nr. 1.
II. „ „ Romberg; Polonaise von Mayseder; Quartett von Beethoven Nr. 3.
III. „ „ Haydn; Variationen von Maurer; Quartett von Franz Weiß. D-dur.
IV. „ „ B. Romberg; Violin-Variationen von F. Weiß; Quartett von Beethoven Nr. 5.
V. „ „ A. Romberg; Polonaise von Mayseder; Quartett von Beethoven Nr. 6.
VI. „ „ Haydn; Violin-Variationen von Weiß; Quartett von Franz Weiß. G-dur.

Es soll die großen Verdienste Böhm's um die Wiener Musik nicht beeinträchtigen, sondern nur die Physignomie der Zeitverhältnisse charakterisiren helfen, wenn wir auf die Lücken und die Mischung dieses Programms aufmerksam machen. Mozart gar nicht vertreten, Beethoven nur mit vier seiner frühesten Stücke! Dafür nicht weniger als 4 Romberg'sche Compositionen und eben so viele von dem ganz unbedeutenden Herrn Weiß, der bei Böhm die 2. Violine spielte! Als Zwischennummern endlich nicht etwa Claviertrio's oder Sonaten, sondern Polonaisen und Variationen seichtester Art. Das Virtuosenthum kannte noch nicht die Ueberwindung, sich in solcher Umgebung zu bescheiden. Ueberdies nahm man keinen Anstand, zu irgend einem classischen Quartett irgend ein anderes Scherzo anstatt des darin stehenden zu spielen, ein Verfahren, das denn doch von der Wiener Musikzeitung ein Mal (Nr. 6 von 1816) gerügt wurde.

Einzelne öffentliche Quartettproductionen gab der Componist Förster, meist mit eigenen Compositionen (im römischen Kaiser, vier Mal in der Fastenzeit 1817), die Componisten Fr. Weiß und Stephan Franz im selben Jahr u. m. A.

Im März 1819 finden wir eine Privatunterhaltung von Mayseder, worin dieser ein Quartett eigener Composition vorführte. Er hatte am 24 Juli 1800 zum ersten Mal öffentlich im Augartensaal gespielt (ebendort auch am 11 Juni, 8 und 27 August 1801), eigentliche Quartettproductionen aber niemals veranstaltet.

Im J. 1821 unternahm es Jos. Böhm die durch einige Jahre ausgesetzten, von Schuppanzigh gegründeten Quartettunterhaltungen im Prater wieder aufzunehmen. Sie begannen am 1 Mai und fanden im ersten Caffehaus der Prater-Allee Morgens um 8 Uhr statt. Also eine Uebertragung der Augarten-Morgenconcerte in eine größere Umgebung und ein kleineres Genre. Holz, Weiß und Linke bildeten mit Böhm das Quartett. Clavierstücke bildeten nun einen Bestandtheil des Programms. Dlle. Förster spielte sogar den ersten Satz von Hummels A-moll-Concert. Die Quartettspieler leisteten so tüchtiges, daß die Musikzeitung (Nr. 40 von 1821) entzückt ausruft: „So muß man Beethoven's und Mozart's Quartette spielen hören!"

Fast scheint es, als ob Böhm momentan Schuppanzigh vergessen gemacht hätte. Dieser, inzwischen in Rußland angesiedelt, kam im Frühling 1823 auf Besuch nach Wien und gab am 4 Mai ein — trotz allen Anpreisungen der Journale — schlecht besuchtes Concert, worin er ein Violinconcert von Maurer und eine Polonaise — damals unentbehrlich — spielte. Mit Ende September eröffnete Sch., der durch seinen Eintritt in die k. k. Hofcapelle nun dauernd an Wien gefesselt ward, wieder seine Quartette mit Holz, Weiß und Linke im Musikvereinssaal. (6 Productionen 10 fl. W. W.) Im Februar 1824 gab er wieder einen Cyklus von 6 Quartettabenden. Darunter kam Haydn 4 Mal, Mozart 5 Mal, Beethoven 6 Mal, Fr. Weiß 1 Mal, Fr. Schubert 1 Mal zur Aufführung. Von dem „Neuen Quartett" des Letzteren berichtet die Musikzeitung (Nr. 12 v. 1824) einfach, „man müsse es öfter hören, um dasselbe beurtheilen zu können". Schuppanzigh's Quartette finden wir fortan regelmäßig um 4½ Uhr an Sonntagen im Musikvereinssaal. Ihm ist die reichlichere Vertretung Beethoven's im Quartettfach zu danken; sein persön-

licher Verkehr mit dem Meister konnte ihn auch tiefer in dessen schwierigere Schöpfungen einweihen. Im J. 1829 gab Sch. vier Quartettunterhaltungen im „römischen Kaiser", das Abonnement zu 3 fl. C. M., „wobei jeder Abnehmer ein Damenbillet gratis erhält". Diese wunderliche Begünstigung ist uns in den Wiener Concertannalen nur dies eine Mal vorgekommen.

Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung sehen, wie nach Schuppanzigh und Böhm ein längeres Brachliegen der öffentlichen Quartettmusiken eintrat, bis 1845 Leopold Jansa und Jos. Hellmesberger 1849 die regelmäßige Pflege derselben wieder aufnahmen.

Die „Gesellschaft der Musikfreunde."

Die wichtigste und folgenreichste Gestaltung, die aus dem musikalischen Dilettantismus in Wien hervorging, war die „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde." Die Gründung derselben fällt in das Jahr 1812. Der Wohlthätigkeitssinn der Wiener, angeregt durch ein patriotisches Gefühl, gab den ersten Anstoß dazu. Für die Bewohner des im Kriege am härtesten bedrängten Marchfelds sollte durch eine großartige musikalische Aufführung eine namhafte Beihülfe herbeigeschafft werden. Die „Gesellschaft der adeligen Frauen" nahm das mildthätige Werk in die Hand, ein Verein kunstsinniger Männer sorgte für die Ausführung, die von der besonderen Theilnahme des kaiserl. Hofes begleitet war. *) Am 29 November 1812 erfolgte die Aufführung von Händel's Oratorium: „Timotheus, oder die Gewalt der Musik," unter Mitwirkung von mehr als 700 Musikern in der eigens dazu hergerichteten großen „k. k. Winterreitschule." Es war das erste Mal, daß diese großartige Localität für Concertgeber benutzt wurde. Der „Aufruf an die Musikfreunde" (zur Mitwirkung im Chor oder Orchester) ist unterzeichnet von: Fürst Lobkowitz, Graf Fries, Gräfin Marianne Dietrichstein und Baronin Fanny Arnstein. Die Einladung an das Publicum und die großen Anschlagzettel tragen die Unterschrift: „Von der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen." Hofsecretär v. Mosel leitete das Ganze am Dirigentpult, Andreas Streicher am Clavier; die Solosänger waren: Frau v. Geymüller, die Fräuleins v. Barnsfeld und Riedel, Hofrath R. v. Kiesewetter, Dr. Ignaz Sonnleithner, Herr Soini und Herr Hofmann. Die erste Violine spielte Herr Tost. Also durchweg Dilettanten!

Die Wirkung dieser Timotheus-Aufführung war so zündend, daß diese am 3 December unter dem gleichen Zudrang wiederholt wurde. Der materielle Zweck der Unternehmung war glänzend erreicht. Den Männern, welche sie leiteten, war aber auch ein Gedanke nahe gerückt, der für die Entwickelung des Musiklebens in Wien

*) Ein Privatconcert, das am 16 April 1812 gleichfalls unter dem Protectorat der „adeligen Frauen" in der Wohnung des Herrn Andreas Streicher von Dilettanten gegeben werden (zum Besten der Blinden), hatte damals schon den lebhaften Wunsch erregt, „daß sich die Kunstfreunde und Kunstfreundinnen Wiens zu einem festen Verein verbinden möchten, um den Betrieb der musikalischen Kunst mit neuer Kraft zu beleben". Schon damals entstand der Wunsch, „daß dieser Kunstverein zugleich eine Quelle der Unterstützung für Unglückliche werden möchte."

von großer Bedeutung geworden ist. Kurz nach dem Musikfest erging nämlich von dem um das Unternehmen hochverdienten Regierungsrath Joseph Sonnleithner ein schriftlicher Aufruf zu einer dauernden Vereinigung von Musikfreunden, um die Förderung der Musik durch gediegene Aufführungen und die Gründung eines Conservatoriums anzustreben. Der Aufruf fand den lebhaftesten Anklang; von allen Seiten liefen Beitritts- und Unterstützungs-Erklärungen ein, und der Verein trat in's Leben unter dem Titel: „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde.“ Im Jahre 1814, — wenige Tage nachdem der Verein bei einem Hoffeste vor den zum Congreß versammelten Monarchen Händel's „Samson“ aufgeführt hatte, — erhielten seine Statuten die Sanction des Kaisers Franz I. Damit war der österreichischen Haupt- und Residenzstadt ein Institut gegeben, welches fortan auf die Entwickelung und Leitung der Musikzustände einen bedeutenden Einfluß geübt hat und gegenwärtig nach mehr als fünfzigjährigem Bestehen die oberste musikalische Stelle in Wien einnimmt. Ihren Zweck, die „Erreichung und Beförderung der Tonkunst,“ verfolgte die Gesellschaft nach drei Richtungen:

a) durch sorgfältige Aufführungen gediegener Werke,

b) durch Gründung eines Conservatoriums der Musik,

c) durch Gründung und Erhaltung einer musikalischen Bibliothek.

In unsern Zusammenhang gehört nur die erste dieser drei Rubriken.

Wiener Musikzeitung.

Der Anstoß, welchen die Gründung der „Gesellschaft“ dem öffentlichen Interesse für Musik gab, hat ohne Zweifel auch den ersten Versuch einer Musikzeitung in Wien hervorgerufen. Mit Anfang des Jahres 1813 erschien in Tendler's Buchhandlung die „Wiener Musikalische Zeitung,“ und zwar jeden Samstag eine Nummer von acht Seiten in Quart. Ein Redacteur oder Herausgeber ist nicht namhaft gemacht, doch scheint kein Zweifel, daß Mosel, Seyfried und andere hervorragende Musikfreunde der „Gesellschaft“ dabei thätig waren. Der erste größere Aufsatz, den die Zeitung brachte (Nr. 1 vom 2 Januar), war eine ausführliche Besprechung des „Timotheus“ von Händel, aus Anlaß der erwähnten Aufführung in der Winterreitschule. Voraus geht, nur eine halbe Seite füllend, das Programm des neuen Unternehmens: „Ein Wort über das Bedürfniß einer musikalischen Zeitung“. Dies Wort, kurz, sicher und etwas naiv, appellirt eigentlich nur an die Gefühlsseite. „Musik ist die Sprache der Welt. Eine musikalische Zeitung, die die Ausbildung dieser Seelensprache fortwährend beleuchtet, ist daher ein dankbares Unternehmen, und es wäre wirklich überflüssig, irgend etwas zu ihrem Lobe anführen zu wollen.“ Leider hat diese Zuversicht sich schlecht bewährt, denn schon am Schlusse des Jahrgangs (29 December 1813, Nr. 52) macht der Herausgeber die Anzeige, „daß diese Zeitschrift nicht mehr fortgesetzt wird.“ Wir müssen dies frühe Ende aufrichtig beklagen, denn dieser erste und letzte Jahrgang enthielt sehr schätzbare Aufsätze und war durchaus im würdigsten Ton abgefaßt, von dem edelsten Streben geleitet.

Erst im Jahre 1817, also nach einer Pause von drei Jahren, erschien wieder in Wien ein musikalisches Blatt, nämlich die „Allgemeine musikalische Zeitung,

mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat." (Wien bei S. A. Steiner u. Comp. — Kein Redacteur genannt). Wöchentlich erschien eine Nummer, doch nur einen halben Bogen (4 Seiten) stark, mit lateinischen Lettern gedruckt. Die erste Nummer begann mit einer enthusiastischen langen Kritik des Oratoriums: „Die Befreiung von Jerusalem" von Abbé Stadler, dessen Porträt auch beigegeben war. Die Zeitung enthält zwar manchen guten Artikel, besonders aus der Feder ihres nachmaligen Redacteurs F. A. Kanne, allein im ganzen nimmt sie einen niedrigeren Flug als ihre Vorgängerin; sie ist stark in der Ueberschätzung mittelmäßiger Localcomponisten, wozu auch ihr nahes Verhältniß zu der Musikverlagshandlung Steiner u. Comp. beigetragen haben mag. Als Musikbeilagen erschienen äußerst fade Lieder von Wiener Componisten.

In den Jahren 1819 und 1820 ist „J. Ritter v. Seyfried"*) als Redacteur genannt, vom J. 1821 an Fried. Aug. Kanne. Unter seiner Redaction erschienen wöchentlich zwei Nummern; der Pränumerationspreis betrug jährlich 20 fl. W. W. Die Rubrik, unter welcher Kanne Concerte und Theater besprach, auch Correspondenzen einreihte, nannte er, wunderlich genug, „Novellistik." Die Zeitung hieß vom 1 Januar 1824 an „Wiener allgemeine musikalische Zeitung"; als sollte ihr baldiges Ende auch äußerlich durch ein abschreckendes Aussehen sich ankündigen, erschien sie in diesem Jahr in entsetzlicher Ausstattung durch das „lithographische Institut" und hörte mit Ende 1824 auf. Erst Herrn August Schmid war es vorbehalten, im J. 1842 die Wiener Musikzeitung in würdiger Weise wieder zu erwecken und bis in's Jahr 1848 fortzuführen. Wir werden auf die Entwickelung der musikalischen Journalistik in Wien noch zurückkommen.

Die Productionen der „Gesellschaft der Musikfreunde" waren theils große Oratorien-Aufführungen, theils gemischte Concerte (die eigentlichen „Gesellschafts-Concerte"). Erstere fanden in der k. k. Winterreitschule mit sehr verstärktem Chor und Orchester (meist gegen 1000 Mitwirkende) statt und wurden durch die Benennung „Musikfest" ausgezeichnet. In den ersten Jahren der Gesellschaft fanden sie ziemlich regelmäßig statt, später in immer längeren Zwischenräumen. Wir lassen das vollständige Verzeichniß dieser „Musikfeste" folgen:

29 November und 3 December 1812. „Timotheus", von Händel.

11 November 1813. (Zum Vortheile der Wittwen und Waisen der im Kriege gefallenen k. k. Soldaten.) „Timotheus", von Händel.

16 October 1814. „Samson", von Händel.

20 und 23 April 1815. (Zur Unterstützung der zurückgebliebenen Landwehrfamilien.) „Der Messias", von Händel.

1816. „Die Befreiung von Jerusalem", von Abbé Stadler.

1834. (6 und 9 November.) „Das hier noch nie gehörte große Oratorium „Belsazar", von Händel; in der Art, wie „Samson", „Jephta" und „Salomon" von Herrn v. Mosel bearbeitet.

1837. Die „Schöpfung", von Haydn. (Zur 25jähr. Jubelfeier der „Gesellschaft".)

*) Joseph, der Bruder des Capellmeisters Ignaz v. Seyfried.

1838. Die „Jahreszeiten", von Haydn.

1839. (7 und 10 November.) „Paulus", von F. Mendelssohn (erste Aufführung in Wien).

1840. (8 und 12 November.) „Timotheus", von Händel.

1841. (7 und 11 November.) Gemischtes Concert mit Chören aus dem „Messias", „Tobias", „Paulus", u. a., C-moll-Symphonie von Beethoven.

1841. (14 November.) Gemischtes Concert. (Zur Errichtung eines Denkmals für Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven.)

1842. (6 und 10 November.) „Judas Maccabäus", von Händel.

1844. (10 und 14 November.) Die „Jahreszeiten", von Haydn.

1845. (9 und 13 November.) „Christus am Oelberg", von Beethoven.

1846. (8 und 12 November.) „Paulus", von F. Mendelssohn.

1847. (14 und 18 November.) „Elias", von F. Mendelssohn (erste Aufführung).

Seitdem ist die k. k. Winterreitschule nicht wieder zu Concerten benutzt und von der „Gesellschaft der Musikfreunde" kein „Musikfest" veranstaltet worden.

Die „Gesellschaft" hatte sich im Winter 1815–16 so weit organisirt, daß sie mit den statutenmäßigen „Gesellschaftsconcerten" beginnen konnte. Diese Concerte sollten nach §. 24 der Gesellschaftsstatuten als „Uebungen der Kunstfreunde" zu betrachten sein und den „Selbstbetrieb und Selbstgenuß der Musik" zum Zweck haben. Man sieht, wie auch noch in der öffentlichen Thätigkeit der „Gesellschaft" das Moment des „Liebhaberthums" vorwiegt, nur bereits mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß „Gesammtleistungen des Orchesters, so wie des Chores" den Hauptbestandtheil dieser Concerte zu bilden haben, Solovorträge hingegen nur „der nöthigen Abwechselung wegen" und „um die hervorstechenden Talente einzelner Mitglieder nicht unbenutzt zu lassen" hinzuzufügen seien. Die Gesellschaft gab jährlich vier solcher Concerte; die beiden ersten fanden im kleinen Redoutensaale statt, welcher sich aber als unzureichend erwies und deshalb vom 3. Concerte an (10 März 1816) mit dem großen Redoutensaal vertauscht wurde.

Die ersten Programme dieser Concerte sind für die Charakteristik der damaligen Musikzustände und als Anfänge eines neuen, sich eben von seinem Mutterlande, dem Dilettantismus, losringenden Instituts wichtig; wir geben deshalb die Programme des ersten Jahrzehnds der Gesellschaftsconcerte 1815–25. Ein Comité berieth die Zusammenstellung der Concerte, ein Gesellschaftsmitglied dirigirte sie. Im ersten Jahrzehnd dirigirte fast immer Herr Vincenz Hauschka; einige Male wurde er durch die Herren v. Kiesewetter, Gebauer, Kirchlehner, v. Sonnleithner, Baron Lannoy und J. B. Schmiedel abgelöst. Die beiden Letztgenannten betheiligten sich in den folgenden Jahren viel häufiger an der Direction.

„Gesellschaftsconcerte" der österreichischen Musikfreunde.

1. (3 December 1815.) Symphonie D-dur von Mozart; Arie von Righini; Rondo brillant von Worzischek; Chor von Händel; Ouverture von Cherubini (Faniska); erstes Finale der Oper „Cesare in Farmacusa" von Salieri.

1816.

2. 2. Symphonie von Beethoven; Duett von F. Paër; Clavier-Variationen (Alexandermarsch); 2 Chöre von Salieri; Finale aus „Elisa" von Cherubini; Ouverture von Méhul (Arionbant).
3. Militärsymphonie von Haydn; Duett von Paër; Adagio und Allegro aus Beethoven's Violinconcert; 1. Finale aus „Così fan tutte"; Ouverture „Egmont"; Hallelujah von Händel.
4. G-moll-Symphonie von Mozart; Arie von Sarti; Potpourri für Clarinette; Ouverture von Hummel; Terzett und Chor aus „Idomeneo".

1817.

5. C-dur-Symphonie von Mozart; Arie aus „l' Italiana in Algieri" von Rossini; Adagio und Rondo für Clavier von Steibelt; 2. Finale aus „Così fan tutte"; Ouverture (Graf Armand) von Cherubini; Doppelchor aus Händel's „Samson".
6. A-dur-Symphonie von Beethoven; Duett aus „I misteri eleusini" von Simon Mayer; Polonaise für Violine von Mayseder; Psalm von Abbé Stadler; Ouverture von Catel (Semiramis); Chor von J. Preindl.
7. Ouverture und Introduction aus F. Cortez von Spontini; Arie von Mozart (Titus); Adagio und Rondo für Violoncell von Hauschka; Hymne von Mosel; Ouverture Lodoiska von Cherubini.
8. Symphonie von Haydn; Arie von S. Mayer; Phantasie und Polonaise für Clavier von N. v. Krufft; „Frühlingsfeier", Cantate von Stadler.

1818.

9. Symphonie Es-dur von Mozart; Psalm von Preindl; Duett von S. Mayer; zwei Sätze aus einem Concerte für 2 Claviere von Dussek; Psalm von Preindl; Ouverture von Franz v. Contin, k. k. Hofsecretär.
10. Ouverture Coriolan; Duett von Paër (Sargino); zwei Sätze aus einem Clarinett-Concerte, gespielt von Graf F. v. Troyer; Vocal-Quartett aus „Trajano" von Nicolini; Chor v. Eybler; Ouverture von Carl Blum.
11. Symphonie von Fesca; Arie von Soliva; Variationen für die Violine von F. v. Contin; Psalm von Stadler; Adagio und Rondo für 2 Hörner von Pechatschek; Psalm von Preindl; Ouverture von Leop. v. Sonnleithner.
12. Erster Satz der „Eroica" von Beethoven; Chor von Eybler; Clarinett-Concert von Field (gespielt von Graf Amadé); Arie von Orlandi; Variationen für die Flöte von Bogner; 2 Chöre von Salieri.

1819.

13. Cantate von Schenk; erster Satz aus Kreutzer's 12. Violin-Concert; Terzett aus „Gli Orazi" von Weigl; 2 Märsche für Orchester von J. Moscheles; Chor von Haydn.
14. Symphonie von Fesca; Duett von Pavesi; Chor von Stadler; Polonaise für Cello von Romberg; Ouverture von Tomaschek.
15. 2. Symphonie von Beethoven; Arie von Nicolini; erster Satz des 4. Violin-Concertes von Rode; Chor von Fesca; Arie mit Chor von Gyrowetz; Ouverture von Baron Lannoy; Hymne von Ign. R. v. Seyfried.

16. Ouverture von Cherubini; Cantate von Eybler; Variationen für Clarinette von Cartellieri; Cantate von Schenk; Ouverture Prometheus von Beethoven.

1820.

17. „Eroica“ von Beethoven; Hymne von Preindl; Duett aus „Aureliano“ von Rossini; erster Satz eines Violin-Concertes von Kreutzer; „Sturm“-Chor von Haydn.
18. Symphonie von Krommer; Arie von S. Mayer; Variationen für Clarinette von Lannoy; Scene aus „Coriolano“ von Eybler; Chor von Stadler; Ouverture von P. Pixis.
19. C-moll-Symphonie von Beethoven; Arie von Nicolini; Chor von Woržischek; Polonaise für Flöte von Keller; Chor von Beethoven (aus Christus am Oelberg).
20. C-Symphonie von Mozart; Chor aus „Cyrus“ von Mosel; Adagio und Rondo für Violine von Kreutzer; Psalm von Mosel; Hymne von Krufft.
21. 8. Symphonie von Beethoven; Arie von Orlandi; Rondo für Flöte von Romberg; Ouverture von Cherubini (Elisa); „Alleluja“ von Händel.
22. „Timotheus“ von Händel.

1821.

23. Symphonie von Baron Lannoy; Duett von S. Mayer; Chor von Stadler; Adagio und Rondo von Mayseder; „das Dörfchen“, Vocal-Quartett von Franz Schubert; Chor von Stadler.
24. 4. Symphonie von Beethoven; Chor von Haydn; Polonaise für Clarinette von Götz; Arie aus „Faust“ von Spohr; Chor von Mosel; Chor von Stadler.
25. Symphonie von Krommer; Terzett von Paër; erster Satz eines Violin-Concertes von Spohr; Hymne von Stadler.
26. A-dur-Symphonie von Beethoven; Chor von Stadler; Violoncell-Variation von Romberg; Ouverture E-moll von Franz Schubert; ein Theil des zweiten Finales aus „Don Juan“.

1822.

27. Symphonie (mit der Fuge) von Mozart; Vocal-Quartett von F. Schubert; erster Satz eines Violin-Concertes von Mayseder; Ouverture „Egmont“; Finale aus „Sylvana“ von C. M. Weber.
28. C-moll-Symphonie von Beethoven; Jubelcantate von C. M. Weber.
29. Symphonie von Romberg; Arie aus „Titus“ von Mozart; Rondo für Violine von L. Jansa; Ouverture Medea von Cherubini; Jagdchor von Aßmayer.
30. 1. Symphonie von Beethoven; Duett von Rossini (Armida); erster Satz eines Violoncell-Concertes von Romberg; Ouverture Faniska von Cherubini; „Meeresstille“, Chor von Beethoven.

1823.

31. Symphonie von Woržischek; Christus am Oelberg, Oratorium von Beethoven.
32. Symphonie von Krommer; Violin-Concert von Viotti; Hymne von Mosel.
33. Symphonie von Krommer; Duett von Pacini; Concert für 2 Flöten von Berbiguier (erster Satz); Chor von Woržischek; Ouverture aus „Abraham's Opfer“ von Lindpaintner.

34. 2. Symphonie von Beethoven; Arie von Rossini; Violoncell-Variationen von Merk; Ouverture Egmont; Chor von Mozart.

1824.

35. Symphonie in D von Mozart; „Der büßende David", Cantate von Mozart.
36. Symphonie von Haydn; Arie von Paër; Violoncell-Concert von Romberg (erster Satz); „Opferlied" von Beethoven; Hymne von Lannoy; Ouverture von Caraffa.
37. 8. Symphonie von Beethoven; Arie von Mercabante; Violoncell-Variationen von Merk; Ouverture von Cherubini; Chor nach Mozart von Seyfried.
38. C-Symphonie von Mozart; Cavatina von Rossini; Violin-Concert von Kreutzer (erster Satz); Hymne von Mozart; Ouverture Olympia von Spontini.

Interessant an diesem zehnjährigen Programm ist zunächst die Wahrnehmung, wie hier ein edles und richtiges Streben immer noch mit den süßen Gewohnheiten des Dilettantismus und den herrschenden Concertanschauungen Hand in Hand geht. Bis in die dreißiger Jahre hinein herrschte in den Wiener „musikalischen Akademien" die Unsitte, von Symphonien und Concerten nur einen oder zwei Sätze zu spielen. In den Gesellschaftsconcerten finden wir diese Barbarei allerdings nur an einer einzigen Symphonie verübt, der „Eroica" von Beethoven (am 3 Mai 1818), an Concerten hingegen wurde sie auch hier in der Regel begangen, und selbst mit Werken wie Beethoven's Violinconcerte wurde mitunter keine Ausnahme gemacht (10 März 1816). Ferner fällt es auf, daß bei dem starken Accent, den die „Gesellschaft" auf classische Musik legte, kein Concert ohne eine italienische Opern-Arie oder ein Duett von Paër, Simon Maier, Mercabante, Nicolini ꝛc. abging; ja schon Rossini taucht mit dem Jahre 1817 auf, um durch lange Zeit einen fast unentbehrlichen Bestandtheil der Concerte zu bilden. Endlich wiegt das locale Element in der „Gesellschaft der Musikfreunde" noch ungebührlich vor: mit Abbé Stadler, Hrn. v. Mosel, Eybler, Preindl wird ein wahrer Cultus getrieben, von berühmteren Wiener Componisten wie Gyrowetz, Weigl, Salieri nicht zu reden. Auch ganz unbedeutende, gegenwärtig vollständig vergessene Namen wie Lannoy, Pechatschek, Contin, Krufft, Worzischek, Seyfried ꝛc. ꝛc. erscheinen viel zu oft in diesen Programmen. Wollte die „Gesellschaft" ein großes Ziel allmälich erreichen, so durfte sie es eben mit diesen Herren nicht verderben. Auch mit den Virtuosen durfte sie es nicht verderben, wie denn das häufige Erscheinen der Polonaise — dieser musikalischen Landplage der zwanziger Jahre — und der Rondo's und Variationen für jedes erdenkliche Soloinstrument augenfällig darthut. Für das thätigste, feste Zusammenhalten der „Musikfreunde" spricht die überwiegende Betheiligung von Dilettanten an diesen Aufführungen; angesehene Beamte, Advocaten, Particuliers und ihre Frauen nahmen keinen Anstand, in den Gesellschaftsconcerten öffentlich zu spielen und zu singen, selbst Grafen und Barone sehen wir wiederholt ihr Scherflein beitragen.

„Eine herrliche Anstalt", ruft die Wiener Musikzeitung (1817, Nr 3) aus, „vorzügliche Talente vor einem zahlreichen und glänzenden Auditorium zu entwickeln, die außerdem nur zum eigenen Vergnügen oder höchstens zur Freude häuslicher Cirkel verwendet würden."

Die „Gesellschaft der Musikfreunde" und das ihr verwandte, gleich näher zu betrachtende Institut der „Concerts spirituels" in Wien zeigen die allmälige Entstehung des öffentlichen Concertwesens aus dem Schooße des Dilettantenthums in ganz analoger Weise, wie die auswärtigen Haupt- und Vororte der Musik. In Berlin wurde schon im Jahre 1751 das erste „Liebhaberconcert" vom Kammermusikus Schaale gestiftet, und „die musikübende Gesellschaft" benannt. In Leipzig begründete 1743 Doles das „große Concert", 1781 Adam Hiller die „Gewandhaus-Concerte". In Paris bildete sich 1725 das erste stabile Concertinstitut, die „geistlichen Concerte" Philibor's. Dieser Componist erhielt das Privilegium zu diesem Concertinstitut unter der Bedingung, daß es stets in Abhängigkeit von der Oper verbleiben und Philibor dieser jährlich 6000 Frcs. ausbezahlen sollte. Dies sind freilich Verhältnisse, die in Deutschland keine Analogie hatten.*)

Vornehme Dilettanten gründeten 1738 in England die „Royal Society of musicians in London", welche ihre ganzen Einkünfte — sie belaufen sich gegenwärtig auf jährlich 2000 Pfd. Sterl. — zur Unterstützung bejahrter und verarmter Musiker, ihrer Wittwen und Waisen verwendet. Das „Concert of ancient music" in London, 1776 vom Grafen Sandwich begründet, hatte seinen Ursprung gleichfalls in der edelsten, strebsamsten Schicht des Dilettantenthums; die Direction bestand meist aus vornehmen und reichen Cavalieren. Die berühmten Musikinstitute der „Philharmonic Society" und der „Sacred harmonic Society" wurden gleichfalls von Musikfreunden, und zwar aus dem Bürgerstand, begründet. Ihre Concerte wurden lange Zeit hindurch gänzlich durch Dilettanten ausgeführt und bildeten hierin den Gegensatz zu den „Professional-concerts", den Productionen der Fachmusiker. In Wien bestand nur der von Gaßmann gestiftete „Tonkünstler-Pensionsverein" aus Fachmusikern; seine Aufführungen waren „Professional-concerts"; die der „Gesellschaft der Musikfreunde" und der „Spirituel-Concerte" Dilettanten-Productionen.

Die Spirituel-Concerte.

Der Drang nach einer regelmäßigen Pflege ernster Musik, vermehrt durch den Ekel an der frivolen Richtung der damals herrschenden „musikalisch-declamatorischen Akademien", Wohlthätigkeits-Concerte, Morgen-, Mittags- und Abendunterhaltungen rief kurz nach Gründung der „Gesellschaft der Musikfreunde" noch ein zweites Institut hervor, die „Concerts spirituels" von Franz X. Gebauer. Gebauer war Chorregent an der Augustinerkirche; als solcher verfügte er über einen tüchtigen Chor, der ihm in den Concerten treffliche Dienste leistete. Das Chorregenten-Amt erklärt seine starke Tendenz zu geistlicher Musik; hervorragende Compositionen dieses Faches konnte er zugleich für die Augustinerkirche und für die Concerts spirituels verwenden. Mosel

*) Das erste Concert hatte am 18 März (Charsamstag) 1725 mit folgendem Programm stattgefunden: Eine Reihe von „Violin-Arien" von Lalande, eine „Caprice" und ein „Confiteor" von demselben Autor. Hierauf ein Concert von Corelli und die Cantate „Domine" von Lalande. Diese Concerts spirituels fanden alljährlich in den Tuilerien im sogenannten Schweizersaale statt. Die Revolution unterbrach sie, das Kaiserreich stellte sie wieder her, aber im Opernhaus, wo sie bis zur Juli-Revolution blieben. Um diese Zeit wurden sie, man weiß nicht warum, abgeschafft.



sagt über die Gründung dieser Concerte in der Wiener „Allgem. Musikal. Zeitung" (vom 5 April 1820): „Jedermann, der die Tonkunst wahrhaft ehrt, hat mit tiefem Kummer gesehen, welche Wendung hier in den letztverflossenen Jahren das Musikwesen genommen hat". Es folgen nun Klagen, „daß musikalische Taschenspielereien an die Stelle gefühlvollen Vortrags getreten, die Symphonien von Mozart, Haydn, Beethoven allenthalben verschwunden sind" ꝛc. „Da macht Herr Gebauer den Vorschlag, eine eigene Gesellschaft von mäßiger Zahl zu bilden, die mit Ausschließung aller Concertmusik und alles Bravourgesanges, bloß Symphonien und Chöre zur Aufführung bringe".

Man sieht, die „Spirituel-Concerte" hatten sich eine viel strengere Regel vorgeschrieben, als die Gesellschafts-Concerte. Alle vierzehn Tage fand ein solches Spirituel-Concert statt (an Freitagen von 4—6 Uhr), Anfangs im Saal zur „Mehlgrube" — dem Speisesaal des jetzigen „Hotel Munsch". Mosel nennt ihn „zu einem Tempel Polyhymnia's in mancher Beziehung nicht ganz angemessen, aber von trefflichem akustischen Bau". Im Jahre 1821 (Wiener Musikzeitung Nr. 89) schreibt Kanne über denselben Verein: „In Wien, wo die Concerts de mélange so sehr gebräuchlich sind, ereignet es sich selten, daß man das schönste Werk der reinen Musik, die Symphonie ordentlich zu hören bekommt. Denn entweder werden wir damit nach Art der Köche servirt, welche von wilden Schweinen auch nur den Kopf auf die Tafel setzen, oder man servirt sie, wie das beste Stück vom Biber und giebt noch am Schluß das letzte Allegro preis, um das Gescharre der Weggehenden einigermaßen mit Musik zu begleiten. Um so mehr muß man sich freuen, wenn nun ein redlich gesinnter Musiker wirklich ganze Symphonien aufführt". Dies freudenvolle Aufhebens, was davon gemacht wurde, ganze Symphonien aufgeführt zu hören, ist charakteristisch. In dieser Richtung haben die Spirituel-Concerte segensreich gewirkt. Ihr sterblicher Punct lag in der Mangelhaftigkeit der Aufführungen. Nach dem ursprünglichen Plane sollte nämlich alles a vista, ohne vorhergegangene Probe executirt werden. Nur besonders schwierige Werke nahm man ganz oder theilweise vor dem Concert einmal probeweise vor. Dieser Urzustand genügte vollkommen, so lange die Ausführenden vollständig „unter sich" waren; in dem Maß als der Ruf von diesen Concerten sich verbreitete, mehr Zuhörer zuströmten, endlich auch von den Tonsetzern immer größere Anforderungen an die Quantität und Qualität der Spieler gestellt wurden, mußte die Stellung der „probenlosen" Concerts spirituels schwieriger werden, und mußten diese allmälich ganz in die Hände von Fachmusikern gerathen.

Es fanden Anfangs im Laufe jedes Winters in der Regel 18 solcher Concerte statt.

Wir geben als Probe das vollständige Programm des ersten Jahrganges 1820:

1. Haydn Es-Symphonie; drei Sätze aus Cherubini's Messe (Kyrie, Gloria, Credo).
2. Mozart, D-Symphonie; Sanctus, Benedictus, Agnus aus derselben Messe von Cherubini.
3. Beethoven 1. Symphonie; Requiem von Jomelli; Libera von Martini.
4. Symphonie von Krommer; Messe von Seyfried.

5. Haydn, C-Symphonie; Hummel, Es-Messe.
6. C-Symphonie, 2 lateinische und 1 deutsche Hymne von Mozart.
7. Beethoven 2. Symphonie; Pastoralmesse und Motette von Abbé Vogler.
8. Symphonie von Fried. Schneider in Leipzig; Psalm von Händel; Psalm von Stadler.
9. D-Symphonie, B-Messe und Chor von Haydn.
10. D-Symphonie, Cantate und Motette von Mozart; Chor von Preindl; Psalm von Stadler.
11. 3. Symphonie von Beethoven; Messe von André; Chor von Preindl.
12. Symphonie von Spohr; „7 Worte" von Haydn.
13. Es-Symphonie von Haydn; Messe von Fr. Schneider; 2 Sätze aus P. Winter's Requiem.
14. Mozart, G-moll-Symphonie und Misericordia; Cantate von Händel.
15. Beethoven 4. Symphonie und „Meeresstille"; Requiem von Drechsler.
16. Symphonie von Fesca; Kyrie von Horžalka; Chöre von Händel, Salieri und Mosel.
17. Symphonie von Romberg; 1. Messe von Beethoven.
18. Beethoven's Pastoral-Symphonie und „Meeresstille"; geistliche Chöre von Mozart, Salieri, Stadler und Mosel.

Diese Concerte fanden rasch lebhaften Anklang; bei der Besprechung des letzten dieser 18 Spirituel-Concerte (19 Mai 1820, um 4 Uhr) klagt die Musikzeitung über „ein fast zu zahlreiches Publicum und drückende Hitze". Nur noch die folgende Saison (April bis Juni 1821) blieben diese Concerte in der „Mehlgrube"; mit 25 October 1821 finden wir sie, abermals von 4 bis 6 Uhr, im landständischen Saale in der Herrengasse wieder. Dieser schöne Saal mit seinem stattlichen Aufgang von zwei Treppen, war etwas größer als der jetzige Musikvereinssaal und gut akustisch. Er hatte nur den Uebelstand, daß er sich nicht heizen ließ (Musikzeitung 1823, Nr. 7). Die Programme der Concerts spirituels blieben dem Charakter des oben abgedruckten der ersten Saison in den ersten Jahren vollständig getreu. Jedes Concert bestand aus 2 bis 4, höchstens 5 Stücken; den Anfang bildete stets eine Symphonie, dann folgten geistliche Chöre, am liebsten Theile von Messen. Sebastian Bach fehlt gänzlich bis zum Jahre 1839, wo wir eine „Litanei" dieses Meisters und eines seiner Violinconcerte als vereinzelte Erscheinungen auftauchen sehen. Im Jahre 1843 endlich spielte Fischhof ein Bach'sches Clavierconcert. Von Emanuel Bach finden wir einmal (1827) einen Chor: „Leite mich nach deinen Wegen". Im Fach der Symphonien sind Haydn, Mozart und der frühere Beethoven vorherrschend. In dem Programm vom 19 April 1827 nimmt sich fast verwunderlich aus: „Erster Satz aus weiland Beethoven's 9. Symphonie. Auf Verlangen." Hier wurden die Unternehmer also doch einmal ihrem Integritätsprincip untreu. Von geistlichen Werken sind am häufigsten aufgeführt: Chöre und Oratorien-Fragmente von Händel („mit vermehrter Begleitung von Herrn v. Mosel")*); Haydn's „7 Worte", und vor

*) Am 18 und 25 Februar 1834 finden wir (bei zwei Stücken aus Händel's „Saul") zum ersten Mal den Beisatz: „Nach der Original-Partitur".

allem Cherubini's Messen, ganz oder stückweise. Der Cherubini-Cultus in Wien war auf allen musikalischen Gebieten in den zwanziger und dreißiger Jahren überaus lebhaft; in den Spirituel-Concerten (die doch nur immer wenige Nummern brachten) finden wir in den Jahren 1825—29 Cherubini mit 9 Stücken vertreten (worunter ganze Messen); in den Jahren 1830—40 erscheint Cherubini 22 Mal (16 geistliche Compositionen und 6 symphonische Ouverturen und Symphonien), in den Jahren 1840—46 13 Mal, worunter 7 Mal mit reinen Orchesterwerken. Mendelssohn — um ein wenig vorzugreifen — erschien in den Spirituel-Concerten sehr spät und spärlich; keine seiner Ouverturen, keiner seiner Psalmen kam zur Aufführung; keine Wiederholung seiner „Symphonie".

In dem Programm der zwanziger Jahre finden wir neben den classischen Autoren häufig die Namen Mosel, Krommer, Seyfried, Eybler, auch Halm, Gebauer, Sechter, Horžalka, Kanne, Lannoy rc. rc.; also auch hier einen sehr merklichen Einfluß des Localpatriotismus und der persönlichen Beziehungen. — Als historisch-denkwürdig erscheinen uns die Concerte vom 17 März 1825 („Ouverture in C-dur von Herrn v. Beethoven, Manuscript"), vom 5 März 1829 („Neue Hymne von Franz Schubert, eigens für diese Concerte componirt"), vom 12 März 1829 („Symphonie von Fr. Schubert"). Von 1830 an werden die Programme etwas lebendiger; einzelne Instrumentalconcerte finden Eingang, so z. B. am 1 April 1830 Beethoven's Clavierconcert in G; am 24 Februar 1831 dessen Violinconcert. (Die Programme verschweigen bisher systematisch die Namen der Ausführenden.) Am 17 März spielte Thalberg (das Programm entschließt sich ihn zu nennen) Beethoven's C-moll-Concert. Im Jahre 1832 finden wir zum ersten Mal ein Duett (aus König Stephan von Beethoven), eine Sopranarie und ein Opernfinale (aus Cherubini's „Elisa"). Man fühlte sich also gedrängt, von der ursprünglichen Strenge abzuweichen; doch blieben 1 bis 2 Stücke aus Kirchencompositionen immer die Regel; Instrumentalconcerte erschienen nicht jedes Mal, sondern meist in jedem 3. oder 4. Concerte (1833 spielte Bocklet das Weber'sche „Concertstück", Vieuxtemps das Beethoven'sche Violinconcert). Am 31 März 1835 kam Beethoven's „Glorreicher Augenblick" (Manuscript, Eigenthum des Herrn Tobias Haslinger) zur Aufführung; etwa von diesem Jahr an erscheint Beethoven in jedem Spirituel-Concert mit einem Stück vertreten. Um dieselbe Zeit beginnen die Spirituel-Concerte etwas zugänglicher für Novitäten auswärtiger Componisten zu werden; 1834 kommt Spohr's „Weihe der Töne" zur Aufführung (Ludwig Löwe declamirt das erklärende Gedicht von Pfeiffer); — 1836 die Preissymphonie von F. Lachner und eine handschriftliche Ouverture von Lindpaintner; — 1838 eine neue Concert-Ouverture und eine neue, „eigens für diese Concerte componirte Symphonie (C-dur) von Spohr. Zu der Zugkraft von Novitäten gesellte sich zur selben Zeit die allmäliche Vorführung von fremden Virtuosen; die Grenzen dilettantischer Häuslichkeit waren längst überschritten. 1839 spielte Lißt Beethoven's C-moll-Concert und Mozart's Sohn ein Clavierconcert seines Vaters; 1840 Miß Rowena Laidlaw Weber's Concertstück; 1841 Evers Mendelssohn's G-moll-Concert.

Diese Modernisirung der Spirituel-Concerte schien keinen Anklang beim Publicum zu haben; die Zahl dieser Concerte war längst von ihrer ursprünglichen enormen Höhe (16—18) auf vier gesunken; im J. 1834 finden wir die Annonce auf dem Programm des vierten Concerts, daß „auf mehrfaches Verlangen“ noch zwei Concerte stattfinden werden. Diese Vermehrung von vier auf sechs Spirituel-Concerte finden wir in den folgenden Jahren fixirt.

Im J. 1841 begegnen wir nicht ohne Ueberraschung einem „Kyrie“ von Pergolese, zum ersten Male einem älteren italienischen Kirchencomponisten in den „Concerts spirituels.“ Die Hinneigung zur Haydn-Mozart'schen Schule in der kirchlichen Composition blieb aber noch in späteren Jahren unverleugnet; noch in den vierziger Jahren begegnen wir Kirchenstücken von Umlauff und Worzischek, Michael Haydn und Neukamm.

Der Gründer der Spirituel-Concerte, F. X. Gebauer, leitete sie nicht lange, er starb schon am 13 December 1822; da auch sein zeitweiliger Substitut, Herr v. Piringer, erkrankt war, erlitten die Concerte 1823 eine Unterbrechung. Im J. 1824 wurden die Concerts spirituels durch die beiden Musikfreunde Herren Piringer und Geißler und zwar „als bloße Privatunterhaltungen“ wieder hergestellt; der landständische Saal blieb das Local dafür; dennoch wurden nur vier Concerte in jeder Saison gegeben. Baron Lannoy hatte sich „als Director dem Hrn. v. Piringer beigesellt.“ Das erste dieser vier Concerte, 1824, brachte nur Compositionen von Haydn, das zweite nur von Mozart, das dritte nur von Beethoven, das vierte nur von diesen drei Meistern abwechselnd. Die letzte Periode dieses Instituts, das am 23 April 1848 (im Musikvereinssaal) seinen Abschied nahm, — wunderlicherweise mit einem „Trauermarsch“ des unglücklichen Dr. A. J. Becher — werden wir später im Zusammenhang mit den modernen Concerterscheinungen besprechen.

Außer den Productionen der „Gesellschaft der Musikfreunde“ und der „Concerts spirituels“ finden wir durch eine Reihe von Jahren noch einen andern Cyklus regelmäßiger „Gesellschaftsconcerte.“ Sie wurden von dem „Privatmusikverein“ gegründet, an dessen Spitze Herr Friedrich Klemm stand, und fanden — 6 bis 8 in jeder Saison — an Sonntagen um 4 Uhr Nachmittags im „römischen Kaiser“ statt. Diese kleineren „Gesellschaftsconcerte“ standen fast vollständig noch in dem Schacht des Dilettantismus; an Tendenz, Mitteln, Einfluß erscheinen sie den zwei früher genannten Instituten entschieden untergeordnet. Einige Programms dieser Concerte, die mit dem Jahr 1818 begannen, werden uns am raschesten die Physiognomie des Unternehmens vergegenwärtigen.

Concert vom 4 Nov. 1821: Ouverture von Fr. Klemm; Cavatine von Caraffa; Violin-Potpourri von Pechatschek; Declamation; Doppelconcert für zwei Flöten von Arnold; Ouverture aus „Johann von Paris.“

„ „ 10 März 1822: Ouverture von Franz Lechner; Duett von Rossini; Declamation; Variation für die Violine von Alois Partitsch; Adagio und Rondo aus einem Concert von Ries; Arie von Rossini; Ouverture „Joseph“ von Méhul.

Concert vom 3 Nov. 1822: Ouverture von Dalayrac; Arie von Rossini; Declamation; Polonaise für Guitarre, gespielt von dem achtjährigen Leonhard Schulz; Rondo für Violine von Beckers; Duett von Mercadante; Variation von Moscheles; Ouverture „Titus" von Mozart.

Anfang und Schluß jedes dieser Concerte bildete stets eine Ouverture; Symphonien kamen nicht zur Aufführung; von Concerten nur einzelne Sätze; im Gesang war Rossini fast jedes Mal vertreten; außerdem bildeten die Compositionen von Gesellschaftsmitgliedern einen starken Factor.

Wir haben bisher die stabilen Concertinstitute betrachtet, die sich in Wien vor den zwanziger Jahren bildeten, und haben ihre Wirksamkeit bis gegen die dreißiger Jahre hin verfolgt. Diese Institute waren: die Gaßmann'sche Tonkünstler-Pensionsgesellschaft; die Quartettproductionen von Schuppanzigh und Böhm; die Gesellschaft der Musikfreunde, die Concerts spirituels von Gebauer, der Klemm'sche Privatmusikverein. — Nachdem wir dergestalt die eigentliche musikalische Grundmacht Wiens kennen gelernt, deren regelmäßige, periodisch wiederkehrende Lebensäußerungen einen namhaften Einfluß auf das Musikleben Wiens ausübten, müssen wir wieder zum Anfang zurückkehren, um auch die flüchtig wechselnden Gestalten des Wiener Concertlebens in den ersten Perioden zu betrachten. Zur Charakteristik der Zeit sind sie nicht minder wichtig; sie hatten ausschließlich das große Publicum im Auge, während die oben genannten Concertgesellschaften mehr für die engere stille Gemeinde der wirklichen Musikfreunde berechnet waren.

Das Material, so unvollständig es uns derzeit auch vorliegen mag, ist trotzdem so üppig, daß wir uns auf das Wichtige und Charakteristische daraus beschränken müssen. Wir haben die „gemischten Concerte", die zur Fastenzeit im Burgtheater abwechselnd mit den Oratorien der Tonkünstler-Pensionsgesellschaft gegeben wurden, so wie die ersten namhaften Anfänge des Virtuosenthums bereits erwähnt, und können von der Schwelle des 19. Jahrhunderts wieder unsere Wanderung fortsetzen.

Wir haben drei Classen von solchen, nicht zu den stabilen Concertunternehmungen gehörigen Productionen:

1. die Wohlthätigkeits-Akademien;
2. die „Privatconcerte", „Abend-, Mittags- und Morgenunterhaltungen" u. dgl.;
3. die eigentlichen Virtuosenconcerte.

Von den Alpen.

Von C. v. Sonklar, k. k. Oberstlieutenant.

II.

Ueber die Eintheilung der Ostalpen.

(Schluß. — Mit einer Karte: Eintheilung der östlichen Alpen.)

B. Transversale Eintheilung.

I. Die Centralalpen.

Die centralen Alpen der österreichischen Monarchie werden in folgende fünf Sectionen eingetheilt: 1. die rhätischen Alpen, 2. die Oetzthaler Gruppe, 3. die Zillerthaler Alpen, 4. die hohen Tauern und 5. die steierischen Alpen.

1. Die rhätischen Alpen.

Von den zu den Mittelalpen gehörigen rhätischen Alpen liegen nur kleine Theile im Gebiete des Kaiserstaates. Sie bestehen, wie bekannt, aus einem nördlichen und einem südlichen Arme.

Der nördliche Arm tritt am Albuinkopfe zuerst mit seinem nordöstlichen, dann am Gribellkopf mit beiden Gehängen in das österreichische Gebiet ein und endet bei Landeck in dem Winkel, den hier die Rosanna mit dem Inn einschließt. Der culminirende Punct dieses Gebirgsabschnittes ist der 10,230 Wr. F. hohe Albuinkopf.

Von diesem Berge löst sich unter nordwestlichem Streichen ein hohes Gebirgsglied ab, dessen Kamm die Grenze zwischen Tirol und Vorarlberg einerseits und dem Canton Graubündten andererseits bildet und mit dem Sattelberge bei Balzers endigt; dies ist der Rhätikon.

Mit dem Rhätikon steht am Zeinesjoche, einem zwischen dem Paznaun- und dem Montafonthale liegenden und nur 5943 Wr. F. hohen Sattel, jenes aus krystal-

linischen Schiefern aufgebaute Gebirge in Verbindung, das westlich von dem Montafonthale, östlich vom Paznaunthale und nördlich durch jene fast gerade Linie eingeschlossen ist, welche die Ausgänge dieser beiden Thäler verbindet und durch die Straße über den Arlberg bezeichnet wird. Das obere Rosanna- oder Verwallthal theilt dieses Gebirge in zwei fast gleiche Hälften, weshalb ich es die Verwallgruppe nenne. Es ist physisch sehr gut charakterisirt, und da es überdies dem Rhätikon nicht zugezählt werden kann, so ist dadurch seine Ausscheidung um so mehr gerechtfertigt. Das Blankahorn bei Flirsch, 10,011 Wr. F. (Kat.) hoch, ist sein höchster Gipfel.

Der südliche Hauptarm der rhätischen Alpen berührt zuerst am Stilfserjoch die tirolische Grenze, springt dann in nördlicher Richtung bis Glurns vor und endigt daselbst. Ein anderes Glied desselben Gebirges betritt auf dem Umwege um den Ursprung des Münsterthales die tirolische Grenze unfern des Arundakopfes, erreicht im Maipitsch, 10,000 Wr. F., seinen culminirenden Punct und begleitet dann das Querthal von Nauders bis zum Spitzlatberge, mit dem es dicht vor Martinsbruck endigt.

2. Die Oetzthaler Gruppe.

Unter diesem Namen verstehen wir jene gewaltige, durch große allgemeine Höhe und den Umfang ihrer Eisbedeckung ausgezeichnete, so wie durch ihren orographischen Bau eigenthümliche Gebirgsmasse, die im Westen von dem Querthale von Nauders, im Norden von dem Inn, in Osten von dem zwischen Innsbruck und Brixen eingeschnittenen Wippthale mit seiner Verlängerung längs dem Eisack bis Botzen und im Süden von der Etsch eingeschlossen ist. Es stellt in der Hauptsache ein großes Ringgebirge dar, dessen Hauptkamm sich hufeisenförmig um das Oetzthal herumschwingt, und das durch die große Anzahl seiner Hochspitzen, durch seine vielen und großen Gletscher und insbesondere durch den hohen Aufzug des Sockels, auf dem seine Theile ruhen, ohne Frage das ausgezeichnetste Hochland im ganzen Gebiete der Alpen, die West- und Mittelalpen eingerechnet, bildet. Die Wildspitze bei Fend, 11,987 Wr. F., ist sein culminirender Gipfel.

Die Oetzthaler Gruppe theilt sich in nachstehende drei Untergruppen:

a) Die Oetzthaler Gruppe im engeren Sinne, oder das eigentliche Oetzthaler Gebirge bildet die westliche und weitaus größte Abtheilung der Gruppe; sie wird durch die Oetz, das Timbeljoch und die Passer von den beiden anderen Nebengruppen getrennt.

b) Das Stubayer Gebirge, mit der Oetz, dem Timbeljoche und der oberen Passer bis St. Leonhard im Westen, dem Waltenthale, Jaufenpaß und Jaufenthale bis Sterzing im Süden und dem Wippthale von Sterzing über den Brenner bis Innsbruck im Osten. Der Zuckerhut (höchste Spitze des Wilden Pfaffen), 11,100 Wr. F. (Pfaundler), ist hier der culminirende Gipfel.

c) Das Sarenthaler Gebirge, zwischen dem Walten- und Jaufenthale, der Passer, Etsch und dem Eisack. Die Gebirgsenge zwischen den zwei erstgenannten Thälern und der tiefe Einschnitt des Jaufenpasses in demselben trennen diese Neben-

gruppe deutlich von dem Stubayer Gebirge ab. Es hat seinen Namen von dem Sarenthale, das es, vom Penserjoche bis Botzen, der Länge nach durchschneidet.

3. Die Zillerthaler Alpen.

Dieses kaum minder mächtig entwickelte Gebirge reiht sich östlich an das vorige, wird westlich von Innsbruck bis Brixen durch das Wippthal, südlich von Brixen bis Bruneck durch die Rienz, östlich durch das Tauferer- und Ahrenthal, durch die Birnlücke nahe der Dreiherrnspitze, durch die Krimmler Aachen, den Gerlossattel, das Gerlosthal und die Ziller von Zell bis zu ihrer Mündung in den Inn, und nördlich von dem Inn umgrenzt. Am Brenner hängt es mit der Oetzthaler Gruppe, an der Birnlücke mit den Hohen Tauern zusammen. Es wurde nach dem Zillerthale benannt — einem vielgliedrigen Spaltensysteme, das auf der Nordseite mit seinen zahlreichen Armen in alle Theile der Gruppe eingreift und die Anordnung ihrer Kämme bedingt. Die Gruppe ist reich an hohen Bergen und an Gletschern, und der Hochfeil, ein schönes, nach meiner eigenen Messung 11,206 Wr. F. hohes Schneehorn in der Nähe von St. Jacob in Pfitsch ist ihr culminirender Gipfel.

Auch dieses Gebirge wird durch eine große, von Zell am Ziller bis Sterzing fast geradlinig verlaufende Thalfurche, die im Pfitscherjoch 7096 Wr F. (Lip.) hoch ihren höchsten Punct erreicht, in zwei gut individualisirte Theile zerschnitten, von welchen ich den auf der nordwestlichen Seite liegenden nach seinem Hauptthale das Duxer Gebirge, den anderen größeren Theil aber die Zillerthaler Alpen im engeren Sinne benenne.

Im Duxer Gebirge ist der Fußstein, 11,000 Wr. F., der höchste Gipfelpunct.

4. Die Hohen Tauern.

Die ausgedehnte, über 100 Quadratmeilen bedeckende Gruppe der Hohen Tauern nimmt ein etwas unregelmäßiges Viereck ein, dessen Ecken durch die Ortschaften Bruneck, Krimml, St. Johann im Pongau und Spittal an der Drau bezeichnet werden können. Die Westgrenze ist von Bruneck bis Krimml selbstverständlich zugleich die Ostgrenze der Zillerthaler Alpen; die Nordgrenze wird durch die Salza, die Ostgrenze durch das Großarl- und Malteinthal, dann von Gmünd bis Spittal durch das Liesertahl, die Südgrenze endlich durch die am Toblacherfelde verbundenen Thäler der Rienz und Drau gebildet. Auf dem Centralkamme selbst sind die Birnlücke einerseits und die Arlscharte andererseits die äußersten Puncte.

Diese Festsetzung stimmt nicht ganz mit den alten Grenzbestimmungen dieser Gruppe überein, welche den westlichsten Punct in die Dreiherrnspitze und den östlichsten in den Ankogel verlegte. Ich habe in einer von Petermann in die geographischen Mittheilungen pro 1862, Heft IV, aufgenommenen übersichtlichen Darstellung der Hohen Tauern die Gründe dargelegt, welche mich bestimmt haben, von jenen älteren Ansichten abzugehen. Ich habe daselbst geltend gemacht: erstens, daß sich Gipfelpuncte als Grenzpuncte der Gruppen schon deshalb nicht eignen, weil es dann ungewiß ist, zu welchen Gruppen die von solchen Puncten sich ablösenden Nebenketten zu zählen sind, zu welchem an sich wichtigen Grunde der noch wichtigere hinzutritt, daß hohe Bergspitzen am aller-

wenigsten die Grenze der für die Bildung des Gebirges allein maßgebenden abysso-dynamischen Einwirkungen, d. h. die Grenze eines Hebungsgebietes, und auch kaum je eine wichtigere geognostische Demarcation bezeichnen werden; zweitens, daß bezüglich der Westgrenze der Tauernkette keine wahre Kammfortsetzung von der Dreiherrnspitze in den Hauptkamm der Zillerthaleralpen, sondern lediglich nur eine querliegende Jochverbindung besteht, deren tiefster Sattelpunct eben jene oben bereits genannte, in der geradlinigen Verlängerung des Ahrenthales liegende, 8187 Wr. F. (Sonkl.) hohe Birulücke ist.

Für die Wahl des Großarlthales, der Arlscharte und des Malteinthales als östliche Grenzlinie der Hohen Tauern, anstatt einer anderen durch den Ankogel oder auf eine andere Art geführten Linie, sprechen zuvörderst die im vorigen Absatze sub 1. angeführten Gründe, dann aber auch der Umstand, daß die Arlscharte dicht am Marchkaarkopf liegt, an welchem, in der Richtung gegen Osten, die Theilung des centralen Hauptkammes in einen nördlichen und südlichen Arm vor sich geht. Wollte man nun hier, in alleiniger Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse, die Grenze an den östlichen Rand der centralen Gneismasse des Hochalpenspitzes verlegen, sie also von Gmünd weg längs dem oberen Liesertbale über den Katschberg in das Murthal fortsetzen, so würde man nicht nur genötbigt sein, die beiden großen Hauptzweige der Centralalpen zu durchschneiden, sondern die Grenze aus dem Murtbale entweder über den in einem bereits sehr differenten geognostischen Terrain liegenden Radstädter Tauern, oder aber durch unbedeutende Nebenthäler und eben so unbedeutende Sättel in das Kleinarlthal weiter zu führen — Umstände, die der geographischen Opportunität offenbar zuwiderliefen. Die Linie über die Arlscharte hingegen ist nicht nur fast ganz gerade und durch zwei große Querthäler gut bezeichnet, sondern sie schneidet auch, wie gesagt, den Hauptkamm dicht neben der Stelle, wo seine Theilung in zwei große aequivalente Arme beginnt.

Die Gruppe der Hohen Tauern ist bei ihrer großen Ausdehnung mehrfach gegliedert; die Hauptglieder sind:

a) Die eigentlichen Hohen Tauern, oder der in der orographischen Hauptaxe liegende und die orographischen Verhältnisse der ganzen Gruppe beherrschende Theil. Ihre nördliche und östliche Grenze ist zugleich die der Hauptgruppe selbst. Die Südgrenze wird durch eine Linie gebildet, die von Spittal bis Möllbrucken längs der Drau, von da bis Heiligenblut längs der Möll, dann längs dem Leiterbache, über das Bergerthörl und längs dem Ködnitzbache nach Kals, sofort am Kalserbache abwärts bis zur Isel, von dieser längs dem Schwarzbache in Defereggen bis zur Jagdhausalpe, dann über den Klammlpaß und durch das Knutten- und Rainthal bis nach Taufers zieht. Die von Taufers bis Krimml reichende Westgrenze ist aus dem Vorangegangenen bekannt.

Aber auch diese Abtheilung der Hohen Tauern besteht augenscheinlich aus zwei plastisch und geognostisch verschiedenen Hälften: den westlichen und östlichen Tauern — deren orographische Axen in der breiten Depression des Hauptkammes am Velber-Tauern unter einem Winkel von 135 Graden zusammentreffen, und deren Gebiete nördlich durch das Velberthal, südlich durch das Tauern- und Iselthal geschieden werden.

In den westlichen Tauern ist der Großvenediger 11,622 Wr. F. und in den östlichen der Großglockner 12,010 Wr. F. hoch der culminirende Gipfel.

b) Die Antholzer Gruppe, im westlichen Theile der Hauptgruppe und südlich der eigentlichen Hohen Tauern gelegen. Sie ist geognostisch durch das Auftreten einer ziemlich ausgebreiteten und östlich in der Sohle des Defereggenthales sich fortsetzenden Gneismasse ausgezeichnet. Nördlich wird sie durch das Rain- und Knuttenthal, den Klammlpaß und das obere Defereggenthal von der Jagdhausalpe bis zur Stallerbrücke, östlich durch das Stalleralpenthal, den Stalleralpsattel und das Antholzerthal, südlich durch das Rienz- und westlich durch das Tauferer-thal eingeschlossen. Der Hauptkamm dieser Nebengruppe ist ein hochaufgeworfener, rauher und stark vergletscherter Gebirgswall, der im Hochgall, 10,880 Wr. F., seinen höchsten Gipfel hat.

c) Das Defer egger Gebirge schließt sich östlich an die vorige Gruppe an und wird von ihr durch die eben angegebene Ostgrenze der letzteren getrennt; nördlich senkt es sich in das Defereggen-, östlich in das Iselthal und südlich gegen die Drau und Rienz ab. Der Weißspitz, 9359 Wr. F. (M. △) hoch, ist sein culminirender Gipfel.

d) Die Schobergruppe liegt östlich des Defereggergebirges, von dem es durch die Isel getrennt ist. Seine nördliche Grenze, von der Mündung des Kalserbaches in die Isel bis Heiligenblut reichend, ist ein Theil der Südgrenze der eigentlichen Hohen Tauern; östlich wird sie von Heiligenblut bis Winklern durch die Möll und südlich durch eine Linie abgeschlossen, die von Winklern über den nur 3760 Wr. F. hohen Iselberg nach Döllach bei Lienz zieht. Dieser ungewöhnlich tiefe Einschnitt kommt einer beinahe vollständigen Trennung von der nächstfolgenden Nebengruppe gleich. Der Hochschober, 10,230 Wr. F. hoch, ist der culminirende Gipfel.

e) Die Kreuzeckgruppe, von Schaubach also benannt, liegt südöstlich des Iselberges zwischen Möll und Drau; der Polinigg, 8797 Wr. F. △, bei Obervellach und das Kreuzeck, 8534 Wr. F. △, sind ihre höchsten Spitzen.

5. Die steirischen Alpen.

Ich belege mit diesem Collectivnamen die östlichste und letzte große Abtheilung der Centralalpen, weil sie, mit Ausnahme einer kleinen, im Lungau liegenden Section und eines Theiles des Südgehänges der südlichen Kette, hauptsächlich der Steiermark angehört.

Die steirischen Alpen sind vorherrschend aus krystallinischen Schiefern und in kleineren Abschnitten aus Grauwackenschiefern und Grauwackenkalken zusammengesetzt; nur am nordwestlichen und nordöstlichen Rande der Gruppe kommen auch jüngere Gebilde vor; dort sind es die zweifelhaften, der Trias zugezählten Radstädter Tauerngebilde, hier die Trias- und Jurakalke des Hochschwab und des Luggauer bei Hieflau.

Die steirischen Alpen bestehen, wie die rhätischen Centralalpen, aus zwei Hauptarmen, deren Trennung am Marchkaarspitz beginnt, und deren Wiedervereinigung am Großen Pfaff bei Mürzzuschlag vor sich geht. Sie schließen ein langgestrecktes, fast ge-

radliniges, von SW. in NO. streichendes Becken ein, das bis Bruck von der Mur und von da bis Mürzzuschlag von der Mürz durchflossen wird.

Bei den bisher abgehandelten Theilen der Ostalpen haben wir es mit Hochgebirgen zu thun gehabt, d. h. mit solchen Gebirgen, bei denen sich die meisten oder viele der Gipfel des Hauptkammes über die Grenze des ewigen Schnees emporheben. Mit Ausnahme einiger weniger Bergspitzen im äußersten Westen (Hafnerspitz und Umgebung) gehören die steirischen Alpen nicht mehr dieser Höhenkategorie, sondern nur noch dem Alpengebirge an.

a) Nördlicher Hauptarm.

Dieser Arm reicht vom Marchkaarspitz bis zum Großen Pfaff und ist durch das fast bis auf die Basis des Gebirges einschneidende Querthal der Liesing und Palten in zwei orographisch und geognostisch wohl motivirte Theile geschieden.

Der westliche Theil besteht größtentheils aus Urgebirg, enthält die Radstädter Tauern, die Wölzer Alpen, die Rottenmanner Tauern und Seckauer Alpen und kann mit dem Namen der Kleinen Tauern belegt werden. Der Hochgolling bei Schladming, 9050 Wr. F. hoch, ist sein culminirender Gipfel.

Der östliche Theil hingegen hat verhältnißmäßig nur wenig Urgebirg aufzuweisen; er ist größtentheils aus den Schiefern und Kalken der Grauwackengruppe zusammengesetzt, welchen nördlich am Hochschwab der Alpenkalk angelagert ist. Durch die Einschnitte am Prebichl (3871 F. Sonkl.) zwischen Eisenerz und Vordernberg, am Passe von Seewiesen (3930 Wr. F.) und des oberen Mürzthales sondern sich drei gut individualisirte Gruppen ab: die Reichensteiner Gruppe im Westen (der Reichenstein 7080 Wr. F. hoch), die Hochschwabgruppe in der Mitte (der Hochschwab 7012 Wr. F.) und die Hochveitschgruppe im Osten (der Hochveitsch 6246 Wr. F. hoch).

b) Südlicher Hauptarm.

Der südliche Arm der steirischen Alpen wirft sich gleich in der Nähe des Marchkaarkopfes in der Hafnerspitze zur Höhe von 9684 Wr. F. auf und ist hier, wie auch am Groß-Sonnblick, mit ewigem Schnee bedeckt. Im weiteren Verlaufe gegen Osten ermäßigt sich jedoch die allgemeine Höhe des Gebirges rasch und der Kamm selbst erleidet zunächst am Katschberge (5030 Wr. F.), dann in den Sätteln bei Neumarkt und Obdach drei starke Depressionen, bis er bei Bruck durch den Durchbruch der Mur vollends bis auf den Grund hinab durchschnitten wird. Hierdurch ergeben sich auf natürlichem Wege einige Abschnitte, und zwar die Pöllaer Alpen zwischen der Arlscharte und dem Katschberg, die Stang- und Murauer Alpen zwischen dem Katschberge und dem Neumarkter Sattel, die Judenburger Alpen zwischen dem letztgenannten und dem Obdacher Sattel, die Stub-, Glein- und Bruckeralpen zwischen Obdach und der Mur, endlich die Fischbacher Alpen *) zwischen der Mur und dem Großen Pfaff.

Oestlich vom Großen Pfaff und von diesem durch den Feistritzer Sattel getrennt, breitet sich der Wechsel mit seinen radial ausgreifenden Armen aus. Das Rosaliengebirge zwischen Wiener-Neustadt und Oedenburg ist einer dieser Arme.

*) Dieser etwas obsolete Name verdient wegen seiner Brauchbarkeit wieder rehabilitirt zu werden.



Der Hafnerspitz, der Eisenhut, 7722, der Speikkogel, 6738, der Teufelstein, 4710 und der Hohe Wechsel, 5500 W. Fr., sind die culminirenden Gipfel in diesen Abschnitten.

Von diesem Hauptarme löst sich am Hochgössing ein südwärts und an der Grenze zwischen Steiermark und Kärnthen streichender Gebirgsast ab, der, ebenfalls aus krystallinischen Schiefern zusammengesetzt, bis Mahrenberg an die Drau reicht. Er führt keinen Collectivnamen, sondern es werden die Theile desselben, von Norden angefangen, als Hoch-, Pack-, Kor- und Schwanbergeralpen bezeichnet. Da hier eine gemeinsame Benennung noththut, so möchte ich diesen Gebirgszug, nach dem nicht ganz unbedeutenden Flecken und Badeorte Stainz, der mitten vor seiner Fronte liegt, die Stainzeralpen nennen. Die Koralpe, 6756 Wr. F. hoch, ist ihr höchster Punct.

Parallel mit den Stainzeralpen erhebt sich westlich des Lavantthales ein anderes von Nord in Süd streichendes Gebirgsglied, das an der Wenzelalpe, 7174 Wr. F. hoch, mit dem südlichen Centralarme verbunden ist und die Saualpe heißt.

II. Die nördlichen Alpen.

Wir wenden uns nun einem Gebiete der Alpen zu, das ungleich den aus krystallinischen Schiefern aufgebauten, zusammenhängenden und nur selten durch tiefe Einschnitte unterbrochenen Kämmen der Centralalpen, sich durch tiefe und nicht selten bis auf den Grund des Gebirges hinabreichende Zerspaltungen auszeichnet. Diese Eigenschaft ist überhaupt ein kennzeichnendes Merkmal der Kalkalpen, die, wenn sie schon in den Nordalpen in mehrfacher Wiederholung auftritt, bei den südlichen Kalkalpen zur Regel wird und eine rationale Eintheilung in größere Gruppen nicht wenig erschwert. Durch diese Zerspaltungen wird das Gebirge in eine Zahl isolirter Stöcke aufgelöst, zwischen denen die Thäler, allen unseren dynamischen Gesetzen und Vorstellungen spottend, bunt durcheinander schwärmen, sich in allerlei krausen Linien kreuzen und verschlingen und sogar häufig die ursprüngliche Kammanlage verwischen, so daß deren Richtung dann nur durch die lineare Aufeinanderfolge solcher Stöcke und auf geognostischem Wege erkannt werden kann.

So werden z. B. die parallelen Kalkzüge der Nordalpen, entweder alle oder mehrere derselben, von nicht weniger als dreizehn größeren Querthälern durchbrochen; diese sind: 1. das Mittelberger- und Rappenalpenthal in Vorarlberg und im Allgau; 2. das Lechthal; 3. das Fern- und Ehrwalderthal; 4. der Seefelder Sattel bei Zirl mit dem Leutasch- und Isarthal; 5. das Achenthal; 6. das Brandenbergerthal bei Rattenberg; 7. der Inndurchbruch bei Kufstein; 8. das Thal der Kitzbüchler Achen; 9. das Thal bei Zell am See und das der Saale bis Freilassing; 10. der Durchbruch der Salza zwischen St. Johann im Pongau und Salzburg; 11. der Einschnitt von Mitterndorf bei Aussee mit dem Traunthale bis Gmunden; 12. das Eisenerzerthal mit dem Ennsdurchbruch bei Altenmarkt, und 13. das Golradthal mit dem tiefen Sattel bei Maria-Zell und dem Erlafthale.

Obgleich sich nun mit Hülfe dieser Einschnitte eine größere Zahl gut abgegrenzter Gruppen aufstellen ließe, so kann man sich dennoch mit nachfolgenden begnügen:

1. Die Vorarlberger und Allgauer Alpen.

Diese Section ist westlich vom Bodensee und vom Rheine bis Feldkirch, südlich vom Klosterthale bis zum Dorfe Stuben am Westfuße des Arlberges und östlich durch das relativ tiefe Querthal der Zürseralpe und durch den Lech eingeschlossen. Die rothe Wand, 8531 Wr. F. hoch, ist ihr culminirender Gipfel. Sie ist es, die den Zusammenhang der Alpen mit dem deutschen Mittelgebirge vermittelt, welcher Zusammenhang am besten zwischen den Quellen der Schussen und Riß nördlich von Ravensburg anzunehmen ist.

2. Die nordtirolischen Kalkalpen

reichen vom Lech im Westen bis zur Saale bei Lofer und Unken im Osten und werden südlich durch den Arlberg, das Rosanna- oder Stanzerthal, den Inn von Landeck bis Wörgl, dann durch die von Wörgl über Söll, Elmau, St. Johann und den Paß Griesen bis Saalfelden streichende Grenze der nördlichen Kalke abgegrenzt. Innerhalb dieses ausgedehnten Gebirgscomplexes führen jedoch einzelne Theile besondere Namen. So heißt z. B. die Gruppe zwischen der Isar und Riß östlich von Mittenwald in Bayern das Karwendelgebirge, ferner die vollkommen isolirte, durch ihre kühnen und bizarren Gipfelbildungen bemerkenswerthe Kalkmasse zwischen Kufstein, Niederndorf, Kössen, St. Johann und Elmau, das Kaisergebirge. Auch verdient hier erwähnt zu werden, daß alle Theile dieser Gruppe, welche dem Königreiche Bayern angehören, als bayerisches Oberland bezeichnet werden.

3. Die Kitzbüchler Alpen.

Südlich der oben bemerkten Linie zwischen Wörgl und Saalfelden und des betreffenden Stückes der Nordgrenze der centralen Alpen (Salza und Gerlos), westlich des Zellersee's und der Saale und östlich der Ziller breitet sich eine ausgedehnte, in ihrer größeren südlichen Hälfte aus krystallinischen Schiefern, in der nördlichen meist aus Grauwacken und einer schmalen Zone von Triasschiefern aufgebaute Gebirgsmasse aus, welche auf die angedeutete Weise nicht nur geognostisch, sondern auch orographisch von den umliegenden Theilen der Nordalpen klar und deutlich abgesondert ist. Der Name ist von der Bergstadt Kitzbüchel entlehnt, die inmitten dieser Gruppe liegt und in der Geschichte des Bergwesens einen altbekannten und ehrenvollen Platz einnimmt.

Die in Rede stehende Gruppe wird von der Kitzbüchler Achen in zwei fast gleich große Hälften getheilt, und der Paß Thurn, der in der geradlinigen Verlängerung dieses Flusses liegt, ist ein so tiefer Einschnitt, daß er den Markt Mittersill an der Salza um wenig über 1500 Fuß überhöht, und daß er, von Kitzbüchel aus betrachtet, einen überraschenden Eindruck in der Art hervorbringt, als durchschneide er das Gebirge bis in die Tiefe hinab. Von den hierdurch entstehenden Abtheilungen der Kitzbüchler Alpen nenne ich die westliche die Kelchsauer, die östliche die Glemmthaler Untergruppe.

4. Die Salzburger Alpen

sind östlich und südlich von der Salza, westlich und nördlich von der Saale umschlossen und von allen benachbarten Gebirgen plastisch vollständig getrennt. Sie bestehen

aus zwei sehr ungleich großen Abtheilungen, die sich durch Höhe und inneren Bau wesentlich von einander unterscheiden und durch das Urslauer und Mühlbacher Thal (mit der Verbindung über Dienten) abgegrenzt sind. Die größere nördliche Abtheilung besteht aus Kalk, ist im ganzen hoch und rauh und hat im Ewigen Schneeberge bei Werfen, 9300 Wr. F., ihren culminirenden Gipfel; die kleinere südliche Abtheilung hingegen ist aus krystallinischen und Grauwackenschiefern zusammengesetzt, hält sich im ganzen auf weit geringerer Höhe und kann mit dem Namen der Dientner Berge bezeichnet werden.

5. Die österreichischen Kalkalpen.

Diese beginnen am östlichen Ufer der mittleren und unteren Salza und bilden ein ausgedehntes, vielgetheiltes, vielgliederiges und aus den mannichfaltigsten Gebilden aller Formationen, von der Trias bis zum Tertiären construirtes Alpengebiet, dessen culminirender Gipfel der 9500 Wr. F. hohe Dachstein bei Aussee ist. Durch mehrere, oben theilweise bereits erwähnte Thalfurchen entweder ganz oder partiell durchbrochen, kann man innerhalb dieser Gruppe einige gut abgeschlossene Nebengruppen unterscheiden, und zwar:

a) das Tennengebirge, östlich von Werfen, zwischen der Abtenau und dem Fritzenthale;
b) das Ischler Gebirge zwischen der Abtenau und der Ischl;
c) das Höllengebirge zwischen dem Atter- und Gmundner See;
d) das Dachsteingebirge, östlich des Tennengebirges; nördlich von der Traun, östlich von dem Einschnitte bei Mitterndorf und südlich von der Enns umschlossen;
e) die Gruppe des großen Priel, zwischen der Traun im Westen und der Steyer im Osten und durch den Paß Pyhrn mit den weiter östlich liegenden Gebirgen verbunden. Es stellt ein hohes, in ansehnlichen Dimensionen entwickeltes Kalkplateau dar, dessen culminirender Gipfel, der Hohe Priel, die absolute Höhe von 7945 Wr. F. △ erreicht;
f) der Hohe Pyrgas und der Große Buchstein, beide bei Admont, bilden isolirte Bergstöcke, denen nördlich zwischen Steyer und Enns das Sengsengebirge vorliegt;
g) folgen östlich des Ennsdurchbruches bei Altenmarkt die mit einander nur schwach verbundenen Berggruppen der Voralpe, des Dürrenstein und des Oetscher, der Schneealpe, der Raxalpe und des Schneeberges.

Der Kobernauser- und Hausruckwald zwischen dem Inn und der Traun in Oberösterreich, der Wienerwald nördlich von Hainfeld und Pottenstein und von da bis an die Donau reichend, endlich das Leithagebirge bei Eisenstadt sind die bereits dem Niedergebirge angehörigen Ausläufer der nördlichen Kalkalpen.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß der Name Norische Alpen, der, weil er sich auf Theile der Central- und der nördlichen Alpen bezieht, keine Anwendung finden konnte, dennoch in allen Fällen angewendet werden kann, wo alles Gebirge zwischen der Donau und Drau, östlich bis zum Semmering und westlich bis Kufstein, Rattenberg, Zell am Ziller, Krimml, bis zur Birnlücke, bis Taufers und Bruneck, mit einem einzigen Ausdrucke bezeichnet werden will.



III. Die südlichen Alpen.

Die südlichen Alpen theilen sich geognostisch betrachtet in die südlichen Urgebirgs- und in die südlichen Kalkalpen ab. Diese Classification hat jedoch nur die Herstellung einer ganz allgemeinen Uebersicht zum Zwecke, denn das was oben über die Grenzen des südlichen Kalkzuges gesagt worden, beweist zur Genüge, wie wenig die geographischen Grenzen desselben mit den geognostischen Linien congruiren.

Die südlichen Urgebirgsalpen breiten sich an der oberen Etsch, im Val di Sol und im westlichen Theile von Judikarien aus; sie bestehen theilweise aus wahrem Granit, zum größeren Theile aber aus Glimmerschiefer, und es sind ihre Grenzen gegen den südlich und östlich angelagerten Kalk oben bereits angedeutet worden.

Die südlichen Kalkalpen beginnen schon in Judikarien und erstrecken ihre Herrschaft über ein Terrain, dessen Flächengröße mit vielen Hunderten von Quadratmeilen berechnet werden kann, und das im Osten theils unter das Alluvium der ungarischen Tiefebene taucht, theils in den Gebirgen der dinarischen Alpen sich plastisch und geognostisch unverändert fortsetzt. In Tirol wird dieser Kalkzug durch den Mittellauf der Etsch durchbrochen.

A. Die südlichen Urgebirgsalpen.

1. Die Ortler Alpen,

mit dem Ortler 12,358 Wr. F. △ als culminirenden Gipfel der gesammten österreichischen und deutschen Alpen. Sie hängen vermittelst des Stilfserjoches am Piz Umbrail mit dem Südarme der rhätischen Alpen zusammen und sind nördlich von Tresenda bis Bormio durch die Adda, von Trafoi bis Prad durch das Trafoithal und von Eirs bis Lana durch die Etsch, östlich durch den Sattel am Spitznerberge in Ulten und die Val di Rumo, südlich durch die Val di Sol, den Tonalpaß und den Oglio bis Edolo, und westlich durch die Val Corteno zwischen Edolo und Tresenda umschlossen. — Die Ortler Alpen sind ein zu gewaltiger Höhe emporgehobenes, stark übergletschertes und die Hochzinnen des Ortler, der Königswand, des Zefall-, Vios- und Eggenspitzes enthaltendes Gebirge.

2. Die Adamello-Gruppe

ist der Hauptsache nach ein colossaler, von mehreren schlundartigen Radialthälern durchrissener Granitstock, welchem große Schiefermassen bis an den Rand der Gruppe mantelförmig angelagert sind. Die Grenzen der Gruppe sind plastisch sehr gut bezeichnet, und laufen, wenn man die kleine Kalkregion im Süden der Val Daone mitrechnet, vom Lago d'Iseo längs dem Oglio nach Edolo, von da über den Tonale und im Val di Sole bis Dimaro, über die Madonna di Campiglio nach Pinzolo, Tione und über den ungewöhnlich tiefen Sattel bei Breguzzo nach Condino, Storo und in die Ebene hinaus. Der höchste Punct dieser Gruppe ist der nach meiner eigenen Messung 11,409 Wr. F. hohe Monte Adamello.



3. Die Orobische Gruppe

gehört bereits der Lombardei an und wird hier nur wegen ihrer Zusammengehörigkeit mit den beiden vorgenannten Gruppen erwähnt. Sie liegt zwischen der Adda, der lombardischen Tiefebene und dem Oglio und hängt zwischen Edolo und Tresenda mit den Ortler Alpen zusammen. Der Name Orobische Gruppe wurde von den italienischen Geologen zuerst angewendet, mit Beziehung auf einen keltischen Volksstamm, der dieses Gebirge in alter Zeit bewohnte.

B. Die südlichen Kalkalpen.

Weit mehr noch als die nördlichen Kalkalpen trifft die südlichen der Vorwurf einer Zerrissenheit, die wohl den pittoresken Effect des Gebirges erhöht, dafür aber die klare Uebersicht seines orographischen Zusammenhangs und seiner Gliederung bedeutend erschwert.

Wir beginnen ihre Betrachtung mit den auf der rechten Seite der Etsch liegenden Theilen und benennen dieselben mit dem Namen, den sie schon von den Römern erhielten, d. h. als

1. Tribentinische Alpen

und unterscheiden innerhalb dieser Gruppe nachstehende Theile:

a) Die Nonsberger Alpen, nördlich und östlich von der Etsch, westlich und südlich von der Val di Rumo und der Nos eingeschlossen.

b) Die Brenta-Gruppe, eine durch große Formenschönheit und kühne Gipfelbildungen ausgezeichnete Bergmasse, deren culminirender Punct, die Cima di Brenta, eine Höhe von 10,050 Wr. F. erreicht. Ihre Grenzen sind sehr klar durch folgende Linien bezeichnet: die Nos von Dimaro bis zu ihrer Mündung bei S. Michele, die Etsch von S. Michele bis Trient, der tiefe Thaleinschnitt mit der Bocca di Velo und dem Markte Vezzano zwischen Trient und dem Sarkathale, das Sarkathal von Alle Sarche bis Pinzolo und zuletzt die Linie von Pinzolo über die M. di Campiglio nach Dimaro.

c) Die Gruppe der Val di Ledro zwischen Judikarien, der Sarka und dem Gardasee.

d) Die Gruppen des Orto d' Abramo und Monte Baldo, südlich von Vezzano, mit der Etsch im Osten, der Sarka und dem Gardasee im Westen. Der tiefe Einschnitt zwischen Mori und Riva scheidet diese zwei kleinen Gruppen von einander.

2. Die Lessinischen Alpen.

Wir gehen nun auf das linke Ufer der Etsch über und treffen hier, nördlich von Verona, südlich der Val Sugana und zwischen der Etsch und Brenta ein Gebirge an, dessen culminirender Gipfel die Cima Dobici (7354 Wr. F.) ist. Der Name Monti Lessini gilt eigentlich nur für einen kleinen, südlich von Ala liegenden Theil dieser Gruppe, ist jedoch schon seit lange auf das ganze innerhalb der angegebenen Grenzen liegende Gebirge ausgedehnt worden

3. Die südtirolischen Dolomitalpen.

Nun folgt nördlich der Val Sugana ein ausgebreiteter Gebirgscomplex, der im Westen von der Etsch und dem Eisack, im Norden von der Rienz und Drau bis Innichen und im Osten von dem Sextenthale, dem Kreuzberge (ein nur 5169 Wr. F. [Stur] hoher Uebergang), der Val Comelico und dem Piavethale eingeschlossen ist und ein durch orographische und geologische Merkmale ausgezeichnetes und gut individualisirtes Gebiet bildet.

Mit Ausnahme eines kleinen Granitstockes im Süden und einer relativ schmalen Schieferzone im Norden, besteht das dieser Gruppe zugewiesene Terrain aus einem Horizonte von Porphyr, der in weiten Räumen, insbesondere im westlichen Theile offenliegt, in den übrigen Theilen aber die Grundlage der auf ihn niedergeschlagenen Tuffe und Kalke bildet und daselbst in tieferen Thaleinschnitten fast allenthalben zu Tage tritt. Diese Kalke gehören der Trias- und Juraformation an, und es sind die Triasglieder, in Zusammenhang mit den großen Eruptionen granitischer und augitischer Massen im mittleren und oberen Fassathale und auf der Seiseralpe, durchaus als Dolomite oder dolomitische Kalke zur Entstehung gekommen. Diese Verhältnisse charakterisiren den in Rede stehenden Gebirgsabschnitt vor allen anderen Theilen des Alpenlandes. Aber auch das für geologische Vorkommnisse nicht geübte Auge wird hier in der Physiognomie des Gebirges Dinge wahrnehmen, die es anderwärts entweder gar nicht oder nur in weit geringerem Maße wahrgenommen hat. Zuerst wird es sich durch die große Verbreitung des rothen Quarzporphyrs, der schwarzen Tuffe und der weißen Dolomite befremdet fühlen, dann wird es mit Staunen die unbeschreiblich kühnen Hörner, Thürme, Nadeln und Wände,*) die wilden Thalschlünde und überhaupt die maßlose Zerrissenheit der Dolomitmassen betrachten — Eigenthümlichkeiten, die, im Verein mit der großen Elevation vieler Gipfel und der malerischen Wirkung der weißen Farbe des Gesteins, dem Gebirge im Ganzen ein höchst eigenthümliches Gepräge aufdrücken.

Aus diesen Gründen schlage ich für diese Section der Südalpen den Namen **südtirolische Dolomitalpen** oder **Gruppe der südlichen Dolomitalpen** vor.

Die Marmolata, im Hintergrunde des Fassathals, 11,050 Wr. F. hoch, ist der culminirende Gipfel derselben.

Schon früher wurde für diese Gruppe der Name Cadorische Alpen in Vorschlag gebracht. Da aber die Gegenden des Fassathales, dann jene bei Botzen, Klausen, Brixen, des Enneberger und Höllensteiner Thales unmöglich als cadorische Alpen bezeichnet werden können, die geologische und orographische Zusammengehörigkeit des Gebirges innerhalb der angegebenen Grenzen jedoch nicht geleugnet werden kann, so habe ich es für angezeigt gehalten, jenen unpassenden Localnamen durch einen andern zu ersetzen, der die Gruppe geognostisch und plastisch zu kennzeichnen geeignet ist.

Aehnliche Bedenken, wiewohl in etwas geringerem Grade, stehen dem ebenfalls hie und da für die ganze Gruppe verwendeten Namen Fassaner Alpen entgegen.

*) Die Marmolata, der Sasso Vernale und Sasso di Val frebda, der Langkofel und Plattkofel, der Rosengarten, der Lattemar, der Corno di Buoi, der Pissaduspitz, der Sassanger u. a. m. sind Gipfelbauten, die durch ihre Großartigkeit und Verwegenheit dieses Gebirge zu einem der interessantesten Theile der Alpen machen.



In den südtirolischen Dolomitalpen unterscheiden wir nachstehende Abtheilungen:

a) Die Fassaner Alpen, südlich durch die Val Sugana und das Querthal von Primolano bis Feltre, östlich durch die Piave bis zur Mündung des Cordevole, dann durch dieses Flüßchen selbst bis Araba und von hier durch den Quersattel von Campolungo bis Corvara, nördlich durch den Monte Frea oder Grödnersattel bei Kolfuschg und durch das Grödnerthal, und westlich durch den Eisack und die Etsch umgrenzt.

Als eine Unterabtheilung der Fassaner Alpen kann der Schlern und die Seiseralpe ausgeschieden werden; das Tiersertbal, der Saltariabach und das Grödnerthal sondern sie von den übrigen Theilen dieser Untergruppe ab.

b) Die Gruppe des Peitlerkofels, nördlich der vorigen und östlich bis zum Dorfe Stern durch das Ennebergerthal abgeschlossen.

c) Die Gruppe des M. Pelmo, östlich der Fassaner Alpen, zwischen dem Cordevole, der Piave und Boita, und nördlich bis zum Pissadubache bei Corvara und bis zum Pfannesthale (Fanisthal der Karte) reichend. Der Monte Pelmo 10,007 Wr. F. ist hier der culminirende Gipfel.

d) Die Gruppe des Monte Antelao, zwischen der Boita, der Drau, dem Sexten- und Comelicothale und der Piave. Der Monte Antelao, 10,297 Wr. F., ist ihr höchster Gipfelpunct. Durch den tiefen Querschnitt der Mesurina und des Ansegothales wird auch diese Gruppe wieder in zwei scharf ausgeprägte Hälften geschieden.

e) Die Gruppe des Seekofels oder die Enneberger Alpen, meist aus einzelnen kastenartigen, theilweise unersteiglichen Kalkstöcken bestehend, mit dem Höllensteinerthal im Osten, dem Peutelsteiner- und Pfannesthal im Süden, und dem Ennebergerthal im Westen.

4. Die carnischen Alpen.

Mit den südtirolischen Alpen am Kreuzberge verbunden, folgen in der Richtung gegen Osten die carnischen Alpen, deren Grenzen am besten wie folgt anzunehmen sind: von Innichen längs der Drau bis Villach, von hier längs der Gail und Gailitz bis Malborghet und längs der Fella hinab bis zum Tagliamento, sodann längs diesem aufwärts in den Canal di Socchieve und über den nur 4141 Wr. F. hohen Mauria-Paß nach Lorenzago an die Piave, von hier endlich durch die Val Comelico und über den Kreuzberg wieder nach Innichen.

Von der Hauptmasse der carnischen Alpen wird jedoch nördlich durch das Gailthal und das damit verbundene Kartitschthal bei Sillian ein langgestrecktes Gebirgsglied abgeschnitten, dessen westliche Hälfte bis zur Querlinie zwischen Ober-Drauburg und Mauthen von Franz Keil die Kreuzkofelgruppe genannt wurde. Wir wollen das Ganze mit dem Namen der Gailthaler Alpen bezeichnen.

In der Hauptgruppe ist der Monte Paralba, 8507 Wr. F. (Kat.), und in der Nebengruppe der Kreuzkofel, 8512 Wr. F. (Kat.), der culminirende Gipfel.

5. Die Gruppe des Monte Premaggiore

liegt bereits ganz im Venetianischen, ist nördlich durch den Mauriapaß und den Canal di Socchieve, östlich durch den Tagliamento, westlich durch die Piave und im Süden

durch das Tiefland begrenzt. Sie ist auf allen Seiten gut abgeschlossen und erhält diesen Namen nach einem Berge, der als Knotenpunct wichtig ist.

6. Die julischen Alpen.

Oestlich der Fella thürmen sich nun die theilweise aus Alpenkalk, zum größeren Theile aus Kreidegebilden aufgebauten, wild zerrissenen Massen der julischen Alpen auf. Sie sind nördlich durch den tiefen Längensattel von Wurzen und von dem Längenthale der Save bis Laibach, von da an südlich durch die über Planina und Adelsberg verbundenen Thäler des Laibachflusses und der Wippach, und im Westen durch den Tagliamento und die Fella umgeben und werden durch den Isonzo in eine westliche und östliche Abtheilung zerspalten; die letztere ist die bedeutendere und enthält den Terglou, 9030 Wr. F. hoch, als culminirenden Punct der ganzen Gruppe. Ihre letzten Alpengipfel liegen am rechten Ufer des Wocheinersee's, den sie als eine hohe zackige Felsenmauer umstehen. Südlich dieser Berge breitet sich das Mittelgebirge von Idria und Laak aus, das noch südlicher in die Hochflächen des Tarnovaner- und Birnbaumer-Waldes übergeht.

7. Das Karstplateau.

Südlich der oben angegebenen Linie zwischen Laibach und Görz lagert der Karst als ein welliges, theils von parallelen, meist südöstlich streichenden schmalen Kämmen, theils von konischen Erhebungen bedecktes und dabei von unzähligen Vertiefungen und Höhlen durchschnittenes Plateau. Die mittlere Höhe desselben kann mit 2000 Wr. F. angenommen werden. Südlich springt es in die Halbinsel Istrien vor, heißt zwischen Triest und Fiume der Tschitschenboden und endet mit der Punta Promontore südöstlich von Pola. Mehr gegen Osten liegt südlich von Adelsberg die Pinka-Planina, südlich von Laibach das Gutenfeld und östlich von Gotschee der Hornwald. Hier erhebt sich auch der Schneeberg, 5336 Wr. F. hoch, als höchster Gipfel des Karstlandes. Die Südgrenze des noch zu dem Gebiete der Alpen zu rechnenden Karstes kann durch die Kulpa, oder was nahezu dasselbe heißt, durch den von Carlstadt nach Fiume führenden Straßenzug bezeichnet werden. Südlich dieser Linie beginnt bereits die Große Kapella, die als ein Bestandtheil des Gebirgssystems der türkisch-griechischen Halbinsel anzusehen ist.

8. Die Karawanken und Steiner Alpen.

Diese beiden eng verbundenen Gruppen liegen zwischen der Drau und der Save und reichen einerseits bis Windischgrätz, andererseits bis Mötling an der Straße zwischen Cilli und Laibach.

Die Karawanken beginnen gegenüber von Goggau an der Gailitz und stehen hier am Sattel bei Ratschach oder Wurzen (3500 Wr. F. hoch) mit den julischen Alpen in Verbindung. Als eine hohe, steil aufsteigende Kalkmauer begleiten sie nun das rechte Ufer der Drau, werden bei Windisch-Kappel von dem Vellachthale durchbrochen und endigen mit dem Ursulaberge bei Windischgrätz, wo ihnen jenseits des Gratzbaches das Bacherngebirge zur Seite steht. Dieses Gebirge besteht aus krystallinischen Schiefern und wurde bei der Entstehung des Drauthals von dem Urgebirge des linken Ufers abgelöst.

Die Steiner Alpen sind mit den Karawanken durch den Seeberg südlich von Windischkappel verbunden, werden auch die Sulzbacher Alpen genannt und bilden die Grenze zwischen Steiermark und Krain.

In den Karawanken ist die Petzen, 6680 Wr. F., und in den Steiner Alpen der Grintouz, 8090 Wr. F., der culminirende Gipfel.

Die Gegenden bei Cilli und Windisch-Feistritz enthalten nur noch Niedergebirge, das sich erst wieder an der steirisch-kroatischen Grenze im Matzengebirge zum Range eines Mittelgebirges erhebt. Der Donatiberg, 2795 Wr. F. △ hoch, ist hier der höchste Gipfel.

Die kroatischen und slavonischen Berge, so wie das Hügelland der Sümeg, der Bakonyerwald und das Vertesgebirge in Ungarn können wohl kaum noch dem Alpenlande zugezählt werden, wenn sie auch mit den Alpen in Zusammenhang stehen.

Leistungen auf dem Gebiete der Pflanzen-Phänologie in Oesterreich.

Von Dr. A. Pokorny.

Beobachtungen periodischer Erscheinungen an Pflanzen und Thieren haben nur dann Anspruch auf wissenschaftliche und praktische Bedeutung, wenn sie unter einander und mit den gleichzeitigen meteorologischen Vorgängen verglichen werden. Die Einzelbeobachtung ist oft an sich ganz gleichgültig, sie gewinnt aber einen ungeahnten Werth, sobald sie in einer Reihe verwandter Beobachtungen als nothwendiges Glied in der Kette der Erscheinungen sich darstellt. Um aber den ursächlichen Zusammenhang zwischen Klima und dem wechselvollen Verlauf des Lebens der Pflanzen und Thiere zu ermitteln, gehören in der Regel äußerst zahlreiche, planmäßig nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführte Beobachtungen dazu, wie sie die Kräfte eines Einzelnen leicht übersteigen. Nur durch Association Vieler zu gleichem Zwecke ist es möglich, eine ergiebige Quelle brauchbarer Daten zu erhalten, die, obgleich an sehr verschiedenen Objecten und Orten und durch verschiedene Personen in möglichst langen Zeiträumen durchgeführt, gleichwerthig und daher vergleichbar sind und sich zur Ableitung allgemeiner Naturgesetze eignen.

Hierin mag es liegen, daß größere Beobachtungsreihen im Gebiete der Phänologie und die daraus abgeleiteten Resultate erst in den beiden letzten Decennien gewonnen wurden. Auch in Oesterreich datirt das große, über die ganze Monarchie verbreitete Beobachtungsnetz zahlreicher phänologischer Stationen erst nach der Errichtung der k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, wenngleich Vegetationsbeobachtungen in einzelnen Theilen der Monarchie aus früheren Zeitperioden vorliegen.

Böhmen ging in dieser Beziehung allen andern Kronländern voran, indem auf Anregung der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag bereits seit dem Jahre 1828 auf 33 verschiedenen Stationen dieses Kronlandes Beobachtungen über Laubentwickelung, über den Anfang und das Ende der Blüthe und über die Samenreife einer bestimmten Pflanzenreihe angestellt wurden. Hier war es auch, wo Herr Carl Fritsch, gegenwärtig Vicedirector der k. k. meteorologischen Centralanstalt in

Wien, bereits 1835 seine musterhaften phänologischen Beobachtungen begann und allmälich in immer präciserer Form über die ganze Monarchie ausdehnte. Der Anregung und dem Fleiße dieses Mannes verdankt Oesterreich ein Material phänologischer Daten, das schon gegenwärtig die gewichtigsten Resultate geliefert hat und in gleicher Ausdehnung von keinem andern Land nachgewiesen wird. Die Entwickelung und die Leistungen der Phänologie in Oesterreich sind von da an bleibend an die zahlreichen Arbeiten von Fritsch geknüpft. Dieselben erschienen zuerst in den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und in den von Director Kreil in Prag herausgegebenen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, später aber in den Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften, namentlich in den Jahrbüchern der meteorologischen Centralanstalt in Wien, zum Theil auch in den Schriften der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft daselbst. Sehr viel trug zur Verbreitung des Interesses an phänologischen Beobachtungen in den weitesten Kreisen die Journalistik bei, indem insbesondere die Wiener Zeitung mehrere Jahre hindurch ausführliche Referate über die jüngsten periodischen Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreiche aufnahm.

Ueberblickt man die umfangreichen phänologischen Arbeiten des letzten Decenniums in Oesterreich, so theilen sie sich naturgemäß in drei Gruppen. Die erste enthält die zu einem gemeinsamen planmäßig durchgeführten Unternehmen unentbehrlichen Vereinbarungen und Vorarbeiten, die hier ihren Ausdruck in den Instructionen zu phänologischen Beobachtungen finden. Die zweite Gruppe umfaßt die auf Grundlage solcher Instructionen gewonnenen Daten, und die dritte Gruppe endlich enthält die allgemeinen Resultate, die sich aus dem gesammelten Material ergaben.

Die Beobachtung der Lebensvorgänge der Pflanzen ist keine so einfache Sache, als sie beim ersten Anblick zu sein scheint. Es handelt sich nämlich um möglichst scharfe Bestimmung des Eintritts einer bestimmten Entwickelungsphase an der Pflanze, als eines Fixpunctes, der allein verschiedene Beobachtungen vergleichbar und daher überhaupt verwendbar macht. Diese Fixpuncte im Entwickelungsgange des Pflanzenlebens sind jedoch keineswegs so leicht festzustellen und zu beobachten, wie etwa das Ausmaß der Veränderungen und Schwankungen an meteorologischen Instrumenten. Daher sind theils subjective, theils objective Beobachtungsfehler bei phänologischen Beobachtungen nur schwer zu vermeiden. Diese Schwierigkeit wächst mit der Zahl der Beobachter und der Zahl und Mannichfaltigkeit der zu beobachtenden Objecte. Die Bemühungen der ausgezeichnetsten Phänologen gingen daher mit Recht zunächst auf das Ziel los, die Quelle objectiver Beobachtungsfehler nach Möglichkeit zu verringern. Obgleich die einzelnen Methoden und Systeme beträchtlich von einander abweichen, so ist doch zuletzt die Ansicht durchgedrungen, daß, so wünschenswerth es wäre, möglichst viele Entwickelungsphasen aller Pflanzen zu beobachten, es bei einer größern Zahl von Theilnehmern am gerathensten bleibt, sich auf wenige leicht kenntliche und allgemein verbreitete Pflanzen und auf die Beobachtung nur weniger, eine scharfe Bestimmung zulassender Entwickelungsphasen zu beschränken.

Für Oesterreich sind die Instructionen von Fritsch, die in den Jahren 1850, 1853, 1856 und 1859 erschienen sind, als Grundlage der einheimischen Be-

obachtungen von großer Wichtigkeit. Sie zeigen recht auffallend die allmäliche Durchbildung, welche der behandelte Gegenstand in jüngster Zeit erst erhalten hat, und stützen sich auf die verwandten Arbeiten von Quetelet in Brüssel (1842), Göppert und Cohn in Breslau (1851 und 1854), Sendtner in München (1851), Lachmann in Braunschweig (1854), Hoffmann in Gießen (1855) u. a. Zwei Mal war Wien im letzten Jahrzehnd gelegentlich der Wanderversammlungen wissenschaftlicher Congresse der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Fachmänner auf diesem Gebiete, was Veranlassung gab, die Idee von internationalen Instructionen für Phänologie anzubahnen und theilweise durchzuführen. Während der zweiunddreißigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien (1855) wurde in einer Separatsitzung der botanischen Section eine für ganz Deutschland berechnete Instruction vereinbart. Eben so kam der Gegenstand bei der dritten Versammlung des internationalen Congresses für Statistik in Wien (1857) zur Sprache, wobei die österreichische Instruction für phänologische Beobachtungen als vollkommen ausreichend erkannt und deren Aufnahme in das internationale Programm des Congresses beschlossen wurde.

Was nun den Hauptinhalt der neuesten Instructionen für Oesterreich (1859), so weit sie Beobachtungen im Pflanzenreiche umfaßt, betrifft, so genügt hier anzuführen, daß eine Auswahl von 118 leicht kenntlichen und auffallenden Pflanzen zur Beobachtung empfohlen werden. Bei allen ist der Eintritt zweier scharf zu bestimmenden Entwickelungsphasen, nämlich die Zeit der ersten Blüthe und die Zeit der ersten Fruchtreife zu berücksichtigen. Bei Holzpflanzen (Bäumen und Sträuchern) kommt noch die erste Laubentfaltung und der erste vollendete Laubfall, bei einjährigen Pflanzen das erste Aufgehen des Samens hinzu. Noch werden zur Beobachtung die erste Aussaat der jährigen Pflanzen und die erste Aehrenbildung der Getreidearten empfohlen. Es ist selbstverständlich, daß diese Entwickelungsphasen nicht bei allen Pflanzen auf gleiche Weise sich äußern. Eine nähere Ausführung der hierbei obwaltenden Umstände ist in der Instruction unerläßlich, um gleichwerthige Beobachtungen zu erzielen. Am schärfsten läßt sich die Entfaltung der ersten Blüthe einer Pflanze oder das erste Keimen beobachten. Die Laubentfaltung ist in vielen Fällen schon unbestimmter und der Eintritt der Fruchtreife oder des völligen Laubfalls bisweilen ganz unentschieden.

Die größte Summe der nach dieser Instruction in Oesterreich ausgeführten Beobachtungen ist in acht Heften „Beobachtungen über periodische Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreiche" zusammengestellt, welche als Beilage der meteorologischen Jahrbücher von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurden. Diese umfangreichen Publicationen enthalten jedoch nur die Beobachtungen an den verschiedenen Stationen der meteorologischen Centralanstalt bis einschließlich 1857, da die fernere Herausgabe derselben in Folge der unter dem Ministerium Goluchowski erfolgten Verminderung der Dotation der k. Akademie der Wissenschaften unterblieb. Es erschienen nur seither kurzgefaßte Uebersichten der Thätigkeit an den phänologischen Stationen in den Jahren 1859 — 1861. Die Betheiligung an einem nur von dem Privateifer einzelner Personen abhängigen Unternehmen ist naturgemäß eine sehr ungleichförmige. Während bis zum Jahre 1857 die Zahl der phänologischen Stationen in Oesterreich bis auf 75 anwuchs, verminderte sich dieselbe seither bedeutend, wozu

jedoch nicht bloß die politischen Verhältnisse der jüngsten Zeit, sondern auch mannichfache Veränderungen in dem Aufenthaltsort und den Verhältnissen der Beobachter beitrugen. Um eine Uebersicht dieser Thätigkeit zu erlangen, folgen hier die phänologischen Stationen Oesterreichs im Jahre 1857 mit den Beobachtern nach Kronländern geordnet.

Böhmen (8 Stationen): Czaslau, Deutschbrod, Prag, Pürgl, Reichenau, Schößl, Senftenberg, Trautenau.

Mähren (3 Stationen): Brünn, Kremsier, Neutitschein.

Galizien (2 Stationen): Lemberg, Rzeszow.

Oberösterreich und Salzburg (6 Stationen): Baumgartenberg, Bad Gastein, Hofgastein, Kirchdorf, Kremsmünster, Linz (Freinberg).

Tirol und Vorarlberg (15 Stationen): Amras, Bludenz, Botzen, Eppan, Gurgl, Innsbruck, Kalkstein, Lienz, Pregratten, Roveredo, Sexten, Taufers, Tilliach, Vilgratten, Wilten.

Kärnthen (6 Stationen): Althofen, St. Jacob bei Gurk, Klagenfurt, Königsberg, Steinbichel, Weißbriach.

Krain (1 Station): Laibach.

Steiermark (4 Stationen): Admont, Alt-Aussee, Markt Aussee, Cilli.

Unterösterreich (4 Stationen): Gresten, Korneuburg, Melk, Wien.

Ungarn (21 Stationen): Szt. André, Briesz, Bugganz, Komorn, Gran, Hlinik, Jallna, Jaslo, Kaschau, Kesmark, Leutschau, Martinsberg, Mittelwald, Neusohl, Ofen, Pest, Preßburg, Rosenau, Schemnitz, Szkleno, Szliacs.

Kroatien (1 Station): Agram.

Siebenbürgen (4 Stationen): Hermannstadt, Kronstadt, Mediasch, Schäßburg.

Von der Mehrzahl dieser Stationen liegen mehrjährige Beobachtungen vor; doch wurden einige seither ganz aufgehoben, zum Theil jedoch wieder durch neue ersetzt, so wie fast jedes Jahr ähnliche Veränderungen in den Stationen, wie bei den Beobachtern vorfielen. Aus obigem Verzeichniß ist aber ersichtlich, daß das Beobachtungsnetz sich mit Ausnahme der südlichen Kronländer über die ganze Monarchie erstreckte und daher große Mannichfaltigkeit in Bezug auf die Lage der Orte nach geographischer Breite und Länge, besonders aber nach der Elevation über die Meeresfläche darbot.

Unter den zahlreichen Theilnehmern an den phänologischen Beobachtungen ist vor allem der Lehr- und der geistliche Stand, dann der ärztliche vertreten. Doch finden sich auch unter Beamten und Privaten einzelne Beobachter. Man begegnet überhaupt in dem Verzeichniß der phänologischen Beobachter Oesterreichs vielen Namen, die in der Wissenschaft und um die Vaterlandskunde sich wohlverdient gemacht haben, so, um nur einige zu nennen: P. A. Reslhuber, Director der Sternwarte, zuletzt Prälat von Kremsmünster, Astronom Th. Brorsen in Senftenberg, Prof. Dr. A. Kerner in Ofen, derzeit in Innsbruck, Prof. Dr. A. Pichler in Innsbruck, Prof. Dr. Kornhuber in Preßburg, derzeit in Wien, die Professoren L. Reissenberger, C. Fuß, E. Lurtz und J. Fronius in Siebenbürgen, A. Tomaschek in Cilli, Lemberg und derzeit in Wien, P. J. Hinteröcker am Freinberg in Linz und P. V. Gredler in Botzen, Dr. J. Wiesner, früher in Brünn, D. H. Leitgeb in Cilli, Custos

K. Deschmann in Laibach, Ph. M. F. Keil, früher in Lienz, Bergrath F. Schwarz in Schemnitz, Wirthschaftsdirector J. Bayer in Schößl, Pfarrer P. Urlinger, derzeit in Scheibbs, Pfarrer P. Kohlmayer in Weißbriach, Subprior St. Prantner in Wilten, Dr. Carl Schiedermayer in Kirchdorf, W. Schleicher in Gresten, Dr. G. Pröll in Hofgastein, Dr. M. Rohrer in Lemberg u. a. m.

Die große Menge von Beobachtungen, welche von so vielen eifrigen Theilnehmern gemacht wurden, sind nur zum Theil veröffentlicht; am vollständigsten noch die Beobachtungen aus den Jahren 1853—1857; von den späteren liegen nur kurze Auszüge und übersichtliche Zusammenstellungen vor. Aus früheren Jahrgängen ist besonders eine Zusammenstellung der Vegetationsbeobachtungen in Böhmen (in den Jahren 1828—1846) und eine Beobachtungsreihe aus der Wiener Flora von den Herren A. Röll und Dr. F. Löw in den Jahren 1846—1853, so wie die Beobachtungen Burkhardt's am Mönchsberg in Salzburg (1843—1846) hervorzuheben.

An diese mannichfaltigen Arbeiten im Gebiete der Phänologie reihen sich noch einzelne zerstreute Aufsätze, welche in Gesellschafts- und Zeitschriften in Prag, Linz, Wien, Preßburg, Hermannstadt und an anderen Orten erschienen sind. Ungleich wichtiger aber sind die umfangreichen eigenen Beobachtungen von Fritsch, welche sich über äußerst zahlreiche Pflanzenarten erstrecken und mit großer Genauigkeit und Verläßlichkeit zur Ermittelung allgemeiner Resultate theils im Freien, theils in botanischen Gärten angestellt worden sind. Hierher gehört sein nach 10- (eigentlich 18-) jährigen Vegetationsbeobachtungen entworfener Kalender der Flora des Horizontes von Prag; die seit 1853 fortlaufenden Beobachtungen der Pflanzen im botanischen Garten zu Wien; die Beobachtungen über den Einfluß des Standortes und der Individualität der Pflanzen auf die Zeit ihrer Entwickelungsphasen; die Untersuchungen über den Einfluß der Lufttemperatur auf die Zeiten bestimmter Entwickelungsphasen; die Ermittelung der Zeit der Belaubung und Entlaubung der Bäume und Sträucher in Wien; die Berechnung der thermischen Constanten für die Blüthe und Fruchtreife von 889 Pflanzenarten u. s. f. Durch diese wichtigen Arbeiten wurden eine Menge verläßlicher phänologischer Daten aus Oesterreich gewonnen und die Wissenschaft und ihre Methoden selbst dabei wesentlich gefördert.

Phänologische Daten liefern nicht unerhebliche wissenschaftliche und praktische Resultate, deren Werth mit der Genauigkeit des Beobachters und der Dauer der Beobachtungszeit sich steigert. Durch fortgesetzte Beobachtung des Eintritts bestimmter Entwickelungsphasen an Pflanzen erhält man nach und nach sehr verläßliche Normalmittel, d. h. Bestimmungen der Zeit, zu welcher eine solche Entwickelungsphase an einem gewissen Ort im Mittel einzutreten pflegt. Diese Normalmittel sind an und für sich sehr lehrreiche Thatsachen, welche zur Unterscheidung nahe verwandter Arten, zur Zusammenstellung von Florenkalendern und zur Berechnung von Vegetationsunterschieden verschiedener Orte benutzt werden können. Solche Normalmittel sind gegenwärtig von zahlreichen Pflanzenarten für einzelne Orte in Oesterreich, mitunter aus einer ungewöhnlich langen Reihe von Beobachtungsjahren ermittelt. So weiß man z. B. nach hundertjährigen Aufzeichnungen des Datums der Weinlese in Mautern, daß das Normalmittel ihres Eintritts daselbst der 6 October ± 24 Tagen ist. So ist

aus 32jährigen Beobachtungen in Wien zu ersehen, daß die großblätterige Linde bei uns normal am 9 Juni, die kleinblätterige Linde aber 9 Tage später (am 18 Juni) und die ungarische Silberlinde sogar 22 Tage später (am 1 Juli) blühe. In dieser ungleichen Blüthezeit, welche constant in der Natur der Pflanzen gelegen ist, hat man daher ein bequemes Merkmal, diese sonst sich ziemlich ähnlichen Arten von fern schon zu unterscheiden. — Aus den zahlreichen vorliegenden Beobachtungen war es möglich, für zwei Orte der Monarchie, nämlich Prag und Wien, ziemlich vollständige und verläßliche Florenkalender zusammenzustellen. Solche Florenkalender sind die chronologisch geordneten Normalmittel, die man für die Entwickelungsphasen der einzelnen Pflanzenarten gefunden hat. Bisweilen werden nicht alle Entwickelungsphasen, sondern nur einzelne dabei berücksichtigt, und man erhält dann Blüthen-, Fruchtkalender, Kalender der Belaubung und Entlaubung u. dgl. Solche Kalender geben nicht nur ein höchst anschauliches Bild der wechselreichen Vegetationsentwickelung; sie haben auch für den Botaniker, Gärtner, Landwirth ꝛc. praktisches Interesse. So erfährt man z. B. aus dem oben erwähnten Florenkalender von Prag, daß die Normaldauer der Vegetationsperiode daselbst zwischen dem 11 März und 10 November liegt, also 245 Tage währt, und daher für die Dauer des Winterschlafes der Vegetation 120 Tage, also nahezu ein Drittheil des Jahres entfallen. Den Gang der Pflanzenentwickelung in Prag nach Monaten und Phasen machen folgende Zahlen der Pflanzenarten anschaulich:

Monat.	Belaubung.	Blüthe.	Fruchtreife.	Laubfall.
April	45	43	4	—
Mai	33	88	6	—
Juni	—	115	11	—
Juli	—	106	24	—
August	—	40	59	—
September	—	2	22	6
October	—	—	1	67

Für Wien gelten sehr veränderte mittlere Zahlen, wie schon daraus erhellt, daß das Schneeglöckchen normal in Prag am 24 März, in Wien aber am 2 März blüht. Doch ist hier nicht der Ort, um in die nähern Details einzugehen.

Außer Normalmitteln und Florenkalendern hat die beobachtende Pflanzenphänologie der letzten Jahre in Oesterreich Daten geliefert, aus welchen annähernd der Zeitunterschied der Pflanzenentwickelung an verschiedenen Orten abgeleitet werden kann Freilich fehlt es noch in den meisten Stationen an hinreichend lang fortgesetzten und genauen Beobachtungen, um diesen wichtigen Zeitunterschied, der offenbar von der verschiedenen Lage und dem Klima der einzelnen Orte abhängig ist, aus Normalmitteln abzuleiten. Man muß sich derzeit zu einer solchen vergleichenden Betrachtung mit den gleichzeitigen Beobachtungen eines einzelnen Jahres begnügen und kann daher für die Zeitunterschiede der Pflanzenentwickelung an verschiedenen Orten vorläufig nur Näherungswerthe erhalten, die aber nichts desto

weniger sehr geeignet sind, den Einfluß der Ortslage auf die durchschnittliche Pflanzenentwickelung innerhalb der Grenzen der Monarchie sehr anschaulich zu machen.

So haben sich aus den Beobachtungen des Jahres 1859 folgende Unterschiede der Blüthezeit an 62 phänologischen Stationen des Kaiserstaates ergeben, wobei die Unterschiede in Tagen ausgedrückt sind, so daß man sogleich ersieht, um wie viel Tage die Pflanzen im Mittel in dieser Station später (oder wenn ein Minuszeichen [—] vorgesetzt ist, früher) blühen, als in Wien.

Unterschiede der Blüthezeit an den phänologischen Stationen des österreichischen Kaiserstaates im Jahre 1859, in Tagen ausgedrückt.

Ort und Land.	Unterschied in der Blüthezeit (Tage).	Ort und Land.	Unterschied in der Blüthezeit (Tage).
Admont (Steiermark)	21	Kremsier (Mähren)	5
Agram (Kroatien)	3	Kremsmünster (Oesterreich)	10
Bärn (Mähren)	22	Kronstadt (Siebenbürgen)	13
Biala (Galizien)	14	Laibach (Krain)	1
Bludenz (Tirol)	8	Lemberg (Galizien)	16
Bregenz (Tirol)	8	Leutschau (Ungarn)	15
Briesz (Ungarn)	14	Lienz (Tirol)	13
Brünn (Mähren)	7	Linz (Freinberg, Oesterreich)	8
Bugganz (Ungarn)	6	Martinsberg (Ungarn)	3
Cilli (Steiermark)	0	Mediasch (Siebenbürgen)	2
Deutschbrod (Böhmen)	25	Melk (Oesterreich)	1
Eperies (Ungarn)	11	Neusatz (Ungarn)	— 12
Felka (Ungarn)	25	Neutitschein (Mähren)	—
Gastein (Salzburg)	23	Oberschützen (Ungarn)	2
Görz (Istrien)	— 16	Prag (Böhmen)	12
Gresten (Oesterreich)	10	Preßburg (Ungarn)	7
Gurgl (Tirol)	51	Rossalowitz (Mähren)	13
Hermannstadt (Siebenbürgen)	7	Salzburg (Salzburg)	2
Hofgastein (Salzburg)	17	Schemnitz (Ungarn)	18
Huszth (Ungarn)	3	Schößl (Böhmen)	17
St. Jacob bei Gurk (Kärnthen)	24	Senftenberg (Böhmen)	17
Jaslo (Galizien)	15	Szkleno (Ungarn)	10
Innsbruck (Tirol)	2	Szliacs (Ungarn)	13
Kaschau (Ungarn)	10	Tulfes (Tirol)	15
Kesmark (Ungarn)	29	Villa Carlotta (Lombardei)	— 22
Kessen (Tirol)	22	Weißbriach (Kärnthen)	12
Kirchdorf (Oesterreich)	8	Wilten (Tirol)	9
Klagenfurt (Kärnthen)	9	Windisch-Matrey (Tirol)	41
Königsberg (Ungarn)	14		

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß die meisten Stationen, auch bei einer südlicheren Lage in der Pflanzenentwickelung gegen die Gegend von Wien zurückbleiben. Es erklärt sich dies ganz einfach aus der Seehöhe und andern localen Verhältnissen dieser Orte. Vergleicht man übrigens die extremsten Stationen in Hinsicht auf Breite und Seehöhe, so ergeben sich folgende Vegetationsunterschiede. Die nördlichste Station ist Schößl in Böhmen, und hier blühen die Pflanzen durchschnittlich 17 Tage später,

als in Wien; in der südlichsten Station hingegen (Villa Carlotta am Comer-See) blühen dieselben Pflanzen 22 Tage früher, als in Wien. Zwischen der nördlichsten und südlichsten Station ergiebt sich also ein Unterschied in der Blüthezeit von 39 Tagen. Die tiefste Station war Görz (222 Fuß Seehöhe); hier blühten die Pflanzen durchschnittlich um 16 Tage früher, in der höchsten (Gurgl im Oetzthal in Tirol, 5796 Fuß hoch gelegen) aber 51 Tage später als in Wien. Zwischen der tiefsten und höchsten Station ist der Unterschied in der Blüthezeit daher 67 Tage oder über zwei Monate. Und doch sind dies bekanntlich noch nicht die größten Extreme, die Oesterreich in dieser Beziehung darbietet. Aus diesen Daten ergiebt sich der Zeitunterschied in der Entwickelung der Blüthe für einen Breitegrad gleich 8.2 Tagen und für je 100 Fuß Elevation etwas über einen Tag (genauer für je 94 Fuß Elevation gleich einem Tag).

Die phänologischen Beobachtungsdaten sind nicht nur unter sich vergleichbar, sondern sie gewinnen noch ein erhöhtes Interesse, wenn man sie mit gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen zusammenhält. Es stellt sich namentlich im Gange der Wärme und Pflanzenentwickelung ein so merkwürdiger Parallelismus heraus, daß an einem ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden nicht gezweifelt werden kann. Der belebende Einfluß der Wärme auf die Entwickelung der Pflanzen ist übrigens so klar, daß es eben nur lange Zeit hindurch streitig war, das hierzu nöthige Maß von Wärme auf eine entsprechende Weise zu bestimmen. Es bedurfte mühsamer und umfangreicher Untersuchungen, um endlich eine Methode zu finden, nach welcher das Wärmebedürfniß der Pflanzen einfach und genau ausgedrückt werden kann. An die Arbeiten von Humboldt, Boussingault, Gasparin, Babinet, Quetelet, A. De Candolle, Schübler, Hoffmann u. a. reihen sich bei uns die verdienstlichen Untersuchungen von C. Fritsch und in der jüngsten Zeit von A. Tomaschek über diesen Gegenstand. Das Resultat dieser Bestrebungen ist, daß zur Hervorbringung der Entwickelungsphasen von Pflanzen nicht sowohl bestimmte Wärmegrade, als vielmehr constante Wärmemengen erforderlich sind, welche sich am bequemsten aus der Summirung der täglichen Mitteltemperaturen während der Entwickelungszeit ergeben. Nach den sehr genauen Beobachtungen im botanischen Garten zu Wien hat Fritsch die Wärmeconstanten der Laubentwickelung bei 218 Bäumen und Sträuchern und die Wärmeconstanten der ersten Blüthen und Früchte bei 889 theils krautartigen, theils holzigen Pflanzenarten berechnet. Durch diese Arbeiten sind also allein schon mehr als 1000 Wärmeconstanten aus Oesterreich bekannt geworden.

Es wird wohl noch lange währen, bis die Wichtigkeit dieser anscheinend rein theoretischen Untersuchungen für das praktische Leben in immer größere Kreise bringt. Welche Bedeutung aber die im letzten Decennium in Oesterreich mit so großem Eifer betriebenen phänologischen Beobachtungen haben können, dürfte aus folgender einfachen Betrachtung erhellen.

Giebt es Wärmeconstanten und sind diese mit Genauigkeit ermittelt, so verdienen sie, als in der natürlichen Beschaffenheit der Pflanzen gegründete wesentliche Verschiedenheiten, unter die Artmerkmale aufgenommen zu werden. Ein Florenkalender, der statt nach Normalmitteln, nach Wärmeconstanten geordnet ist, gilt für alle Orte und Zeiten, und es läßt sich nach ihm in jedem laufenden Jahr täglich die

Pflanzenentwickelung vorausbestimmen, wenn vom Beginn des Jahres bis zu dem betreffenden Tag Temperaturbeobachtungen vorliegen. Besonders wichtig ist die Erforschung der Wärmeconstanten bei Culturpflanzen, weil man sogleich hieraus und aus den bekannten Wärmeverhältnissen eines Ortes ersehen kann, ob die Cultur oder Acclimatisirung der Pflanze an diesem Orte mit Erfolg unternommen werden könnte. Umgekehrt ist das Vorkommen und die Entwickelung einer Pflanze, deren Wärmebedürfnisse bekannt sind, ein offenbarer Beweis, daß die Pflanze an diesem Standort die ihr nöthige Wärme während der Entwickelungszeit erhalten hat; die Pflanze zeigt daher die thermischen Verhältnisse des Standortes an.

Diese vielfachen praktischen Seiten sichern der Pflanzen-Phänologie einen bleibenden Werth, und es ist zu hoffen, daß auch in Oesterreich, welches zur Fortbildung dieser jungen Wissenschaft in den letzten Jahren so viel beigetragen hat, die phänologischen Beobachtungen, trotz der momentan durch äußere Verhältnisse eingetretenen Stockung, ihren erfreulichen und gedeihlichen Fortgang nehmen werden.

Die altdeutsche Colonie Gotscher in Krain.

Von P. v. Radics.

(Schluß.)

Die junge Gotschewerin hat uns ihres Vaters Haus genau bezeichnet, es liegt mitten im Orte; wir halten knapp am Thore und sind auch schon in dem Daheim des wohlhabenden Mannes, als der er sich im Anzuge der Tochter schon verkündet hatte. Da umschließt uns das steinerne Wandgevierte, wir finden das auch „im deutschen Reiche" so beliebte Obenauf, die Stube über dem Hausflur, zur Aufbewahrung des Sonntagsstaates der Frauen, der kleinen Schätze der Familie und wohl gar zu unserem Nachtquartiere. Die Gastfreundschaft des behäbigen Hausherrn, der uns in seiner Unterstube mitten unter seinen Knechten (Knachten) und Dienerinnen (Loandirnen) empfängt, läßt sich gleich beim Eintritt im freundlichsten Empfange an. Die Tochter, des Hauses Kronjuwel, steht erröthend zur Seite des Vaters, der sie nach kurzer an mich gerichteter Begrüßungsformel anweist, mir mit dem Holzspan, wie er den Dienstleuten zur Arbeit leuchtet, in das für mich bestimmte Obenauf den Weg zu weisen; „atoben" finden wir silberne Leuchter und Apollokerzen. Rasch umgekleidet, bin ich wieder unten.

Sie werden wohl etwas zu Abend essen (omestuken), meint das junge Mädchen, und kaum hat sie die Worte ausgesprochen, so steht auch eine Anzahl von Speisen vor uns auf dem unverrückbaren eichenen Tische. Ganzelen (Sterz — eine Mehlspeise) mit bochen (Speck), dann bilche (Billichfleisch) und wochizen (Kuchen) ist das „Wenige", was sie bieten kann; die „Leute" neben uns ergötzen sich an einer Schüssel voll mush, einem dünnen Brei aus Hafer und Hirse. Nachdem alles gespeist und das om (Amen) des Hausvaters Gebet geschlossen, setzen wir uns zu ihm an den großen grünen Kachelofen, der zugleich zum Brodbacken dient, und Mine, die pambolle (Baumwolle) zur Arbeit herbeiholend, setzt sich zu uns. Papa Hansh (Hans) fängt zu erzählen an über dies und das im Gotschewerlande. An meine während des Speisens hingeworfenen Bemerkungen über das Land, wie ich es im Durchfluge aufgefaßt, anknüpfend, giebt



uns der rationelle Landwirth, „der nie auf dem Handel gewesen, weil seine Vorfahren draußen immer nur Unglück gehabt", eine Schilderung von des Volkes Wirthschaft im Großen und im Kleinen.

Er erzählt, wie das Um und Auf der Bodenerzeugnisse nicht ausreiche, das Volk zu ernähren, wie von Jahr zu Jahr mehr Erde verschwinde und das steinerne Leichenfeld der Agricultur immer sichtbarer werde, wie die Leute zum Handel zögen, wie aber selbst diese Quelle jetzt und früher nie großen Vortheil gebracht. Wenn auch — meint er — in alten Zeiten jährlich 50,000 — 60,000 fl. im Durchschnitt durch den Hausirhandel in's Land kamen, so hielt doch dieses Einkommen dem Geldausfluß das Gleichgewicht, da alle Jahre vieles Geld aus der Gotschee an den Herzog und auch an den Kaiser abgegeben wurde, was nicht wieder zurückfloß. So stand der „Handel" nicht in einem günstigen Verhältnisse zu den Lasten des Landes, nie, gar nie aber zu den moralischen Nachtheilen, die dem Volke daraus erwuchsen; oder war vielleicht je und wo die Abwesenheit des Mannes von Feld und Haus für Weib und Kind, für Thiere und Pflanzen von Nutzen?! „Ich habe schon oft gesagt — fährt Papa Hansh fort — die mandr sollten zu Hause bleiben, da würde wenigstens das Mögliche für Ackerbau und Viehzucht geschehen. Mein Herr, mögen die statistischen Tafeln von 1857 immerhin 898 Pferde, 12,829 Stück Rindvieh, 5086 Schafe, 4261 Ziegen, 5738 Schweine zählen — schauen Sie sich nur unser guet (Rindvieh) und unser kleinhäuple (Schafe) an, da werden Sie bald anderer Meinung sein über unseren Viehstand. Wenn wir alles zusammen nehmen und wohl beim Licht betrachten, so hat der Hausirhandel durch die neuen Handelsverhältnisse und durch die Eisenbahnen außerordentlich abgenommen; was den Vertrieb der Holz- und Binderarbeiten (Schäfferwaaren, deren vorzügliche Fabrication im Hornwalde) anlangt, so thun uns darin die „Reifnitzer" großen Eintrag; unser Boden, unser Vieh sinkt immer mehr an Werth, die Männer, wenn sie heimkommen, trinken und spielen nur, und die ärgsten Nachwehen vom Hausiren sind die zahlreichen Intabulationen auf Haus und Feld, womit die fremden Kaufleute, bei denen die Unsern auf Borg nehmen, die Heimgekehrten verfolgen.

Da sich mein Wirth nun im Speciellen ergehen will, so lenke ich meine Aufmerksamkeit, vielleicht auffallender als schicklich, von ihm ab und mustere mit meinen Blicken die andere Ecke der Stube, wo eine größere Anzahl älterer und jüngerer Frauenspersonen im Kreise herumsitzen; die Alte vom Markte nickt freundlich herüber. Auf meine Frage, wo denn die Hausfrau so lange bleibe, blickt Papa Hansh betrübt vor sich hin, und das junge Mädchen antwortet mit Seufzen: die mueter ischt drei jàro todt. Ja — fällt da der Vater ein — es war eine herrliche Frau, aber wir haben auch ihre „shibente" mit allen Ehren und ihrer würdig gefeiert. Was meinen Sie, fragte ich, obschon mir gleich die Octavfeier des Mittelalters und die slovenische sedmina beifielen. Nun, die Begräbnißmahlzeit am siebenten Tage nach der Leichenfeier, erwiederte der Hausvater. Ich stand auf, um dem schlecht gelungenen Conversationswechsel ein Ende zu machen und ging nach jener Ecke, wohin ich früher geblickt hatte. Da bin ich in einer wohlorganisirten Spinnstube, die mich jetzt im Sommer sehr wundert; doch man sagt, es sei eben dringend nöthige Arbeit. Die Spinnräder schnurren, inmitten steht ein hölzernes verschiebbares Gestell mit einer eisernen Gabel (shpreitzling, leichtar-



kaie), darin der Span aus „buochen" lustig brennt, der in langer Winternacht gehobelt worden. Die Tochter des Hauses, die dies erklärt, fügt dann noch über die weitere Manipulation des Garnes bei, daß das gesponnene eine ganze Woche über gesechtelt und sodann zum „bebar" (Weber) zum „birken" (wirken) geschickt werde. Sie sagt auch, da die Spinnerinnen eben ein Lied begannen (auch beim Einbringen der Früchte und beim „rueben stossen" [Rübenreiben] singen die Gotschewerinnen), daß diese Zusammenkünfte der Weiber der Ort des Liedes und der Märchen und Hexenerzählungen seien. Da ich vom Texte des zwar versweise und sehr eintönig-melancholisch vorgetragenen, aber wegen der eigenthümlich raschen Aussprache unverständlichen Gesanges fast nichts festhalten konnte, so fragte ich meine liebenswürdige Ciceronin danach; sie versprach mir am nächsten Abend (hiezen) darüber Auskunft, heute sei es zu spät. Ich ging auf diese leise Mahnung zum Ofen zurück, wo Papa Hansh bereits eingenickt war und den wehmüthigen Zug, den das letzte Gespräch hervorgerufen, auf den Lippen (trielen) hatte.

Im „atoben" angelangt, setze ich mich an mein Tischchen und notire das Gehörte und Erlebte mit wenig Strichen. Die Strapazen einer ganzen Woche, die ich bisher in der neuen Umgebung in steter Aufregung zugebracht, lassen mich bald den Schlaf suchen. Das „gar frue aufshtengan", welchen Satz die fleißigen Gotschewerinnen so sehr beobachten und der die erste Zeile mehrerer ihrer Volkslieder bildet, übte ich am kommenden Morgen eben nicht, und es kam, daß mich der „shuntågmorgen" länger im Bette ließ als selbst in der Stadt. Nachdem es jedoch im Hause immer reger geworden, stand ich auf, und nach kurzem Aufenthalte beim „woarmes" (Frühstück), das in Caffe bestand, trat ich vor die Hausthüre und besah mir einen Augenblick den wolkenlosen blauen Himmel. Da fällt mir ein kleines zunächst liegendes Bauernhäuschen auf, ganz aus Holz — eine echte „koča" — mit Schindeln gedeckt, mit ganz kleinen Fensterchen guckt es mich an, und aus dem Thore quillt und qualmt der Rauch, da die Cultur hier noch keinen Schornstein auf das Dach gesetzt. Dahinter steckt altes Volksthum, dacht' ich mir und trat mitten in den Qualm hinein. Als sich mein Auge allmälich diesem „beißenden" Aether anbequemt, gewahre ich einen kleinen Herd mit ein paar um das glimmende Feuer gesetzten Töpfen, von einer Köchin jedoch keine Spur. Ich wende meine Schritte links, ich öffne die breite Holzthüre und finde mich im Stalle; lebhaft steht die Meininger Art vor mir, wo wie hier der Stall für das guet knapp an die Wohnung der Menschen grenzt. Zugleich durch Autopsie von der Wahrheit des schlechten Viehstandes überzeugt, trete ich bald heraus nach rechts. Das schmale Thürlein, das in diesen Tract des Hauses führt, ist etwas geöffnet, ich höre das regelmäßige Hin- und Wiederschaukeln einer Wiege und dazu das leise Summen eines Liedes; da ich auch von diesem nichts weiter als den Einschläferungsrefrain: „prutai ninai, prutai ninai" der ziemlich stark accentuirt wurde, und weiter so viel verstand, daß es sich um eine Meierin (majrarin) und ihren „shun" (Sohn) handelte, so trat ich ein, um nach dem Liede zu fragen. Doch wer beschreibt die Aermlichkeit, den Schmutz, der sich mir auf den ersten Blick in abstoßender Weise zeigte. Kein Bett, kein Stuhl zu sehen, nur an den Wänden laufen Bänke hin, die zugleich als Sitz und Lagerstätte dienen; an die eine Seite ist ein alter wurmstichiger Tisch gestellt, der mit der Wiege für das jüngste der zahlreich am

Boden herumkollernden Nachkommenschaft das „bewegliche" Mobiliar dieser „einzigen" Stube ausmacht. Die Kinder, halbnackt, schmutzig über die Maßen, rütteln und schütteln an dem mit zahlreichen Lumpenstücken ausgepolsterten Bettlein, das vor nicht langem auch ihre Ruhestätte gewesen, und achten nicht der Mahn- und Drohworte der „Alten", die mit ihrem nackten, dürren, tiefbraunen Fuße das kleine „urshe" (Ursula) in den oft gestörten Schlummer wiegt. Wir können uns mit der guten Alten schwer verständigen, da sie, wie alle, so äußerst rasch spricht; doch wird uns aus ihren Reden klar, daß alle Bewohner zur Kirche und dann wie gewöhnlich in's Wirthshaus gegangen. Aus diesem Grunde, und da es in der Stube zu dumpfig, zu „täbig", entfernte ich mich so bald als möglich und ging meiner Wohnung zu. Denn als ich hier heraustretend, die Hauptstraße des Ortes — die einzige — hinauf und hinabsah, gewahrte ich durchweg Häuschen, dem eben erforschten ganz und gar ähnlich, und nur die weißen Wände von Papa Hansh und einigen anderen Häusern leuchteten mir freundlich entgegen.

Es ist schon Zeit zum „jaishen gean" (jausen gehen, mittagessen). An der Thüre erwartet, trete ich in die Stube von gestern Abend. Der alte Eichentisch mit seinem „Vergeltsgott" prunkt mit einem hellweißen „tischwechel" (Tischtuch) und schönem Geschirre. Die Gesellschaft ist beisammen. Papa Hansh, ene und üne, Großvater und Großmutter Mine's von der Mutter her, die den Sonntagstisch im Hause haben, und die alte „Grete". Da tritt die „sorgende Hausfrau" ein, den Riesentopf mit der „shuppe" in ihren Händen; sie trägt heute die „roaten kneaschen" (rothen Strümpfe). Papa Hansh, als er sieht, daß wir vollzählig, macht das Kreuz und spricht sein: „Votr inshr" (Vater unser). „Om", sprechen wir ihm alle nach, und nun geht's an ein Fragen, wie's mir bei ihnen hier gefalle, nach meinem Abenteuer in der Bauernhütte, wohin man vom „annich" aus (der Stelle an der Fensterbrüstung) mich gehen gesehen; ich erzählte. Das Essen ging weiter, es kam Gemüse mit den bei den Gotschewern so beliebten „schweinekaien" (Schweinemaul), dann „floisch" (Rindfleisch) mit einer Sauce von Paradiesäpfeln und zum Schlusse ein Stück „kauble" (Kalbfleisch), dann „schartel", eine Art „Gugelhupf", und süße „candirte" Früchte. Weil mir zu Ehren eine Taube aus Brod gebacken, bemerkt die „üne", daß dies eigentlich zu Weihnacht Sitte sei, und lenkt damit kurz vor Schluß der Mahlzeit das Gespräch auf die Sitten und Gebräuche an den hohen Festtagen. Sie läßt sich's nicht nehmen, mir davon zu „dersagen" (es ganz und gar zu sagen). Sie erzählt, daß man vom Faschingdienstage her aufbewahrtes Brod in die Osterspeise thue; zu Ostern habe man auch aus Weidenruthen und mit Epheu umwundene „Palmen", die man in Kreuzesform an die Stallungen und Kellerthüren anmache, damit die Hexen davon fern bleiben. Am Johannistage werden das Johanniskraut und die Osterpalme in das Feld gesteckt, desgleichen Johanniskraut und die Wucherblume (Chrisanthemum leucanthemum L.), „shommitroashe" (Sommermittrose) vor die Fenster. Ja, mein Herr, — sagt sie feierlich — jede shommitroashe gilt einer Person im Hause, und wessen roashe zuerst verwelkt, der muß zuerst sterben; und — fällt der ene ein — aus den Staubfäden dieser Blume wird, mit Erlaubniß sei's gesagt, Pulver gegen die in der Gotschee so häufigen Flöhe gewonnen. Am ersten Mai — fährt die üne

fort — werden Maibäume aufgestellt, an denen die „buebn“ (jungen Bursche) hinaufklettern. „O, ruft sie aus, da hat's in früherer Zeit viele blutige Kämpfe gesetzt, denn unsere Bursche sind „feintlein lantig“ (sehr lebendig), es haben sich ganze Dörfer gegenseitig zum Raufen herausgefordert, wo's dann viele Todte gegeben hat; aber „heint“ (heutzutage) haben die „gamen“ (Wächter — sie meint die Gendarmen) allem dem ein Ende gemacht“. Die Opfer der alten Maischlacht führen die Erzählerin zur Begräbnißfeier, und sie sagt, wie Jungfrauen und Jünglingen „Grünes“ und „Blumen“ von den Trägern und Begleitern in die Grube nachgesendet werden, wobei das „wilde kraut“, die Zwergbuche (buxus sempervirens L.), eine große Rolle spiele! Um solchem Gespräche ein Ende zu machen, erhebt sich Papa Hansh, der seit dem Tode seiner Frau keiner Leiche mehr „nachgeht“, und beginnt wieder zu „shprachen“, d. h. beten.

Die Tafel ist aufgehoben, und der Hausherr theilt uns mit, daß er im Laufe des Nachmittags werde fortgehen müssen — zu einer Wahlversammlung in die Stadt. Kurz zuvor kamen „tote“ (Taufpathin) und „tete“ (Taufpathe) aus einem benachbarten Orte, um zu sehen, was das „gotichle“ (Taufkind) mache; diesen wurde ich vorgestellt, und allen zusammen trug der freundliche Wirth auf, mich bestens zu unterhalten. Da ich des anderen Morgens fort mußte und mein Reiseziel in entgegengesetzter Richtung von des Alten Fahrt gelegen war, nahm er von mir den herzlichsten Abschied und lud mich ein, „ja bald und auf lange wiederzukommen“; ich versprach seiner Einladung gewiß Folge zu leisten.

Als im Laufe der nachfolgenden Unterhaltung die Rede auf die Hochzeitsfeier kam, ergriff ich die Gelegenheit, um eine anschauliche Schilderung von den dabei herrschenden Gebräuchen zu erhalten. Unsere Hochzeiten, erzählt die Tochter des Hauses, werden meistens am „mantág“ (Montag) gehalten, am „pfinshtág“ (Donnerstag) oder „shuntág“ (Sonntag). Vorher kommen des Abends die Freundinnen der Braut und die ledigen „buebn“ bei der Braut zusammen; da werden die „Kranzeln“ gebunden, und die Mädchen singen den Refrain:

Den Kranz kannst du noch binden,
Jungfer wirst du nimmermehr,

worauf die Braut zu weinen beginnt und sich in eine Kammer nebenan verschließt. Es wird nun getanzt; die Bursche wollen sie aus ihrem Verstecke herauslocken, sie geht nicht; jeder sendet ihr durch's Schlüsselloch Vorwürfe, warum sie nicht ihn heirathe; endlich erscheint sie, söhnt sich mit allen aus und bleibt in der Mitte der Lustigen, ohne jedoch am Tanze Theil zu nehmen; um Mitternacht ist diese Vorfeier beendet, und die Braut geht mit der Brautmutter unter einen Baum (am Kreuzwege) beten, wo sie auch drei Bitten stellt.

Am Hochzeitsmorgen begleiten die Bursche den Bräutigam bis zum Hause der Braut. Dies geschah — schaltet die one ein — vor fünfzig bis sechszig Jahren noch zu Pferde. Weißt du's noch, setzt sie zum ene gewendet bei, wie der lange Jörgl vom „röschlein“ fiel und — sie will nun ihre ganze Hochzeitsfeier vorführen; aber die Enkelin fällt bittend ein und erzählt weiter: die Braut mit der Krone aus Flittergold und künstlichen Blumen, dem „schapel“, auf dem mit bunten Bändern reichgeschmückten weißen huderle und einem „peschle“ (Blumensträuße) in der Rechten,

reicht dem Bräutigam einen Trunk Wein in einem irdenen Geschirre; nachdem sie beide das Gefäß geleert, wird es zur Erde geworfen, daß es in Scherben geht; dann bewegt sich der Zug nach der Kirche, und nach der heiligen Handlung zur Braut zurück. Die Ankommenden erwartet schon der Hochzeitsschmaus; während desselben hat der „staraschiner“ (slov. starašina), der deutsche Brautführer (fränkisch „Hochzeiter“) am meisten zu thun; „geigar“ (Musikanten) sind da, es wird gesungen und getanzt. Das erste Lied, das gesungen wird, ist meistens das Geigerlied, wo der staraschiner als Speisemeister angesungen und von ihm verlangt wird, daß er den Musikanten zu essen gebe. Wenn das Lied zu Ende und den Musikanten reichliche Speise ausgetheilt worden, geht der staraschiner mit einem ausgehöhlten Schartel umher und läßt sich in die Höhlung die Geldgeschenke für die Brautleute geben, indem er das „geshteketliet“ (Geschenklied) dabei absingt. Der Refrain dieses Liedes ist an „bräutigâmsmueter“, schwestern, muemen, vettern (Oheime), toten, teten, bekannten und an alle gueten freunde gerichtet. Ist dies vorüber, so geht der Zug nach dem Hause der jungen Eheleute; früher jedoch verabschiedet sich die Tochter von der Mutter, will aber noch einmal in den Schrank, — die Mutter läßt es nicht zu, und die Tochter fängt zu „fleanschen“ (stark zu weinen) an; dabei wird von den Gästen das Brautlied mit diesem Abschiedsthema gesungen, und bald geht's unter „juchazen“ (jauchzen) von dannen. Auf der Straße wird Brod ausgeworfen (wie im Meiningischen), aber es kommt wegen der theuern Zeiten immer mehr ab. Vor dem Hause des Bräutigams entspinnt sich zwischen der Braut und dem staraschiner ein Wortwechsel, und erst nach Geldversprechungen von ihrer Seite wird ihr der Eintritt in das Haus gestattet. Und sie ist Frau. Hier bricht die Erzählerin ab. Der Taufpathe, ein behäbiger Vierziger, vollendet die Schilderung: Zum Schlafengehen werden die kunstvoll mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfe der Braut aufgeflochten, ihr die Schuhe und Strümpfe ausgezogen; vor dem Hochzeitslager wirft der Bräutigam den einen der Schuhe über den Kopf nach rückwärts; sieht die Spitze des gefallenen Schuhes nach der Wand des Gemaches, so deutet man dies auf den früheren Tod des Bräutigams, sieht sie nach dem Bette, so auf den der Braut; — wieder gedachte ich der fränkischen Sitten.

Mine, Grete, die toto und die ûne hatten inzwischen ein gleichgültiges Gespräch geführt und wandten sich, als sie den toto nicht mehr sprechen hörten, uns wieder zu. Die Unterhaltung wurde allgemeiner, ich ließ die Leute unter sich sprechen, um ihnen den shuntâg nicht zu verderben; auch stieg schon mein Interesse an ihrer Sprache, die ich allmälich aufzufassen und zu verstehen begann, und ich hörte gerne zu. Die Aehnlichkeit des Gotschewer Idioms mit dem Althochdeutschen ist eine viel größere als mit dem Mittelhochdeutschen, hin und wieder wird selbst ein leiser Anklang an das Gothische vernehmbar. Jedenfalls hat sich die altdeutsche Sprache dieses Volksstammes merkwürdigerweise rein erhalten, — denn die wenigen Slovenismen darin zählen nicht, — trotz mehr denn 500jähriger Trennung des einen Haupttheiles der Bevölkerung, der aus Franken Stammenden, vom großen deutschen Mutterlande.

Inzwischen ist der Abend hereingebrochen, die Gesellschaft verliert sich, und ich erinnere nun die Tochter des Hauses an ihr Versprechen, mir ein und das andere

Liedlein vorzusingen; sie erklärt, sie wolle gerne Folge leisten, aber ich solle gut aufmerken, damit ich es recht „derhöret“ (hören und auffassen könnte).

Aus dem Dutzend Lieder: Hochzeit-, Wiegen-, Recrutenlieder, dem Liede von der Meierin, die mit dem Grafen ein Kindlein gehabt, das ihr die rachsüchtige Gräfin in der Wiege ermorden lassen, dann dem von der schönen mogretizle (Margarethlein), die der Türke in sein Land entführt, und die einen so zarten Hals gehabt, daß man ihr beim Trinken den Wein hat hinabfließen sehen, und mehreren anderen Liedern diversen Inhalts erregten drei mein besonderes Interesse, und das eine davon, „von der jungen Märerin“ ganz vorzüglich. „Von der jungen Märerin“ — handelt dies von einer Meierin, wie das vorige? fragte ich. Nein, von der märerin, nicht majrarin, war die kurze, fast etwas schnippische Antwort. Als das Liedlein durchgesungen, das in etwa zwanzig Zeilen den Stoff der Gudrun, freilich sehr zusammengedrängt, bietet, fragte ich, welches Meer denn da zu verstehen sei? — Nun, das große Meer bei Fiume! — Also am nächstgelegenen Meere hatten die Einwanderer das mitgebrachte Lied von der märerin (der Meeranwohnerin) localisirt, die da an's „broite mer“ „gen tiefen see“ „waschen geat“, „von weitem schwimmet a pisat *) schiffle“ „atinen (drin) heint (sind) drei junge Herrn“ — diese geben ihr einen guten Morgen und laden sie in's Schiff; shi gabent (geben) in (dem) schifflein ain oinigen shtoss (einen Stoß), und alsbald ist sie auf dem weiten Meere, „von weiten sihet shi a weites geschloss“, dort soll sie die „schluesselträgerin“ (die Hausfrau) sein. — Das zweite Lied handelt von einem „Sohne“, der zur Mutter heim kommt und ihr sein Herzleid klagt, daß er auf dem „gestrigen schönen Kirchtaglein“ ein schönes „dirnle“ gesehen hat — dieses müsse er haben. Die Mutter sagt, sie wollten bauen ein „Mühlerlein weiß“, und wenn alle Leute zum Mahlen kämen, würde wohl die schöne Dirne auch kommen — sie kam nicht; sie wollten bauen ein Kirchlein weiß, zur Kirche werde sie wohl kommen — sie kam nicht; sie wollten eine weiße Leiche „anrichten“, der Sohn sollte die Leiche sein zum Schein, die Leute kamen, die Dirne kam; als sie die Leiche sieht, ruft sie aus: „bas isht das für o bunderlanei leich“ (was ist das für eine wunderliche Leiche) dai füsse haben am shprung (deren Füße am Sprung), dai hend am derwisch (deren Hände zum Erwischen, zum Fangen eines Andern bereit), dai augen aufm shprotz (deren Augen sehend) — da springt er auf, umhalset und küßt sie, und beide sinken hin als weiße Leichen; man legt sie in zwei weiße Truhen zum weißen Kirchlein auf den Freythof grün

> an jeder sheiten begrueben shai oians
> aus imon isht gewâhsen a weinrable
> aus ir isht gewâhsen a guortroashle **)
> über jâr und tâg heint ***) shai oben zenander kam
> shai hont †) shai gebâlshet und gepueshet
> bie zwoai kohnleut. ††)

---

*) gestreiftes; pisan, slovenisch = gestreift, gemalt.

**) Gartröschen.

***) sind.

†) haben.

††) Eheleute.

Das dritte Lied von der „faulen Grete", die so spät aufsteht, daß der Hirt schon in den Wald getrieben, und die mit der ungewaschenen Hand ihr Kühlein melkt, dann das Kühlein nachtreibt und vom Hirten gegen das Versprechen der Buttermilch das Gegenversprechen eintauscht, daß er alle Morgen vor ihrer Thüre pfeifen wolle: Schöne Gretel komm herfür — dieses Liedlein wird noch heute ganz gleich wie in der Gotschee im Herzogthum Meiningen, im Sonneberg'schen gesungen und ist von Professor Schleicher in seinem Buche: Volksthümliches aus Sonneberg (Weimar 1858, S. 116) mitgetheilt.

Als das junge Mädchen dieses letzte geendet, sprang sie auf und rief: Jetzt verlasse ich Sie, wir müssen schlafen gehen, Sie, damit Sie sich zur Reise stärken, ich, damit man nicht einst von einer „faulen Mine" singen kann. Ich fragte, ob ich noch so glücklich sein würde, sie vor meiner Abreise zu sehen, — „monschein", sagte sie lachend und eilte die Treppe hinunter. Doch nicht ein Stelldichein beim Mondenschein hatte sie damit gegeben — monschein heißt in ihrer Sprache: vielleicht. Ich fand endlich Ruhe und schlief einige Stunden. Doch „bir baben — um gotschewerisch zu reden — baido shmoraish går frue auf". Der alte Jackhl hieb mit dem „treibruetle" (der Peitsche) in die „roshe"; noch ein Gruß — und verschwunden war Papa Hansh' liebgewordenes Haus und bald auch Dorf Göttenitz.

Wir fuhren wieder Rieg vorbei, ohne anzuhalten, da ich am selben Tage noch einen kurzen Besuch in dem nächstgelegenen Morowitz beim Pfarrer beabsichtigte und am Abend wieder im Stadtle zurück sein wollte.

Der alte Jackhl, dem in Papa Hansh' Hause auch nichts abgegangen und der sich trotz früher Tageszeit in guter Weinlaune befand, war wieder recht redselig. Er erzählte, wie die Bauern eines benachbarten Dorfes statt auf einen Bären auf einen Sattel geschossen — wie einst ein Mädchen von ihrer Mutter durch einen tiefen Wald geschickt wurde, doch mit der Warnung, stets die Worte vor sich hinzusagen: tr ahin, endertet an — tr dahin, nirgend an, wie sie aber in Vergessenheit dafür tr ahin umitum an — tr dahin umundum an gesagt und darauf mit dem Haupte an jeden Baum angerannt und sich zu Tode geschlagen. An ein halb verfallenes Bauernhaus am Wege, das Spuren früherer besserer Zeiten verrieth, anknüpfend, sagte Jackhl: betaindr stoin, der mer vörte isht überbelget trüeget koain muesh — ein Stein, der vielfach überwälzt wird, trägt kein Moos, womit er auf das unstäte Besitzändern des letzten Inhabers dieses Hauses hindeuten wollte. „Krach" und wir waren mit einem Fuhrwerke auf der schmalen Straße zusammengefahren, dessen Kutscher geschlafen — nun ging's an ein Schimpfen der beiden Rosselenker: „hol dich taushend kåfmess*) merlein**)", tönt's herüber, „hol dich taushend nackete mandr", ruft Jackhl hinüber; „mit dir han i et shäue gehüetet" (mit dir hab' ich nicht Säue gehütet), und als Zusatz noch: „es isht a schant in âlle 7 pfarren (mit Bezug auf die alte Eintheilung des Landes in 7 Pfarren) dass du et fuoren kannsht", „dass dich der wratar geniemet" (daß dich der Teufel hole), ruft Jackhl, während er das Wägelchen loszumachen bemüht ist, „du

*) Mittelalterliches Maß.

**) merlein = Rüben.

scherkat du“ (du Gespenst du), erwidert der Bauer mit etwas deutlicher Anspielung auf Jackhl's dürres Aussehen, da scherkat zuerst hager und im übertragenen Begriff Gespenst bedeutet.

Wir waren bald in Morowitz. Es hatte mich das Verlangen nach dem „Tabor“ hierher getrieben. „Tabors“ (mhd. täber, engl. tower), feste Gebäude — so hießen die befestigten Kirchen und Pfarrhäuser im Lande Krain, die ihre Entstehung und Befestigung in den heißen Tagen der Türkeneinfälle im 15. und 16. Jahrhundert fanden. Wie Krain überhaupt, so hat auch wiederholt die Gotschee das Anstürmen des Muselmannes zu erdulden gehabt, durch ihren kräftigen Widerstand aber auch einen schönen Antheil an der ruhmreichen Erinnerung dieser glorreichen Epoche unserer Landesgeschichte, und wie erwähnt, singt man auch auf Gotschewerboden von dem Raub der schönen Mogrethitzle; gleich wie die Entführung schöner Sloveninnen in's Türkenland den Inhalt vieler slovenischer Volkslieder bildet, welche Lieder als Strauß schönster „Vergißmeinnicht“ der blutgetränkten heimathlichen Erde entsprossen gelten können, und die mit voller Meisterschaft Anastasius Grün in's Deutsche übertragen.

Hier in Morowitz ist das Pfarrhaus wegen seiner gegen Südost gerichteten, dem ersten Anprall des Feindes ausgesetzten Lage der Tabor gewesen; und noch heute steht das alte dicke Gemäuer mit dem Thürmchen darauf und den tiefen festen Kellerräumen, in die die „Pfarrkinder“ ihre Habe an Früchten und Werthstücken bei drohender Gefahr retteten, und auch die festen Umfassungsmauern rings um den Bühel, auf dessen Südseite des Pfarrers Obstgarten gelegen, sind in ihrem Zuge noch deutlich erkennbar. Mit der Zeit wird auch dieses Denkmal schwinden. Der Pfarrer drängt, und nicht mit Unrecht, auf einen bequemeren, gesunderen Pfarrhof. Außer diesem Morowitzer giebt es in der Gotschee noch ein paar andere Tabors, die mehr oder weniger gut erhalten sind, so die Kirche in Ossiunitz und Reste bei Tschermoschnitz. Es war nahezu Abend, als ich schied, und Nacht, als wir in den breiten Thorweg des fürstlichen Schlosses einlenkten.

Zum Schlusse mag ein kurzer Abriß der Geschichte der Gotschee hier einen Platz finden.

Der Laibacher Bischof Thomas Kreen — aus einer noch heute in der Gotschee lebenden Gotschewer Familie stammend — fand 1590, damals noch Domherr und eifrigst mit Geschichtsstudien beschäftigt, in dem Archive der freisingischen Stadt Bischoflack in Oberkrain die Angabe, daß „Carl IV. dem Grafen Friedrich von Ortenburg auf sein Bitten 300 Familien der überwundenen Franken und Thüringer in die Leibeigenschaft schenkte, da sie wegen Aufstands anderweitig hätten bestraft werden sollen, woraus im Laufe der Zeit diese deutsche Colonie Gotschee entstanden sei, wo sie die Wälder ausrodeten und sieben Pfarren errichteten.“ *)

Diese Einwanderung aus Franken und Thüringen erscheint auch durch sonstige geschichtliche Erklärung, hauptsächlich aber durch Sprache und Sitte der Gotschewer, die so vielfach mit dem Fränkischen übereinstimmen, bestätigt, und es fragt sich nur um den Zeitpunct, in welchem sie erfolgt sein mag. Von den frühesten Zeiten des Mittel-

*) Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain (aus dem Manuscript des Bischofs) XI. 194.



alters den mächtigen und in Unter- und Innerkrain durch lange Zeit fast allein herrschenden Patriarchen von Aquileja gehörig, ward das später Gotschee benannte Gebiet von diesen Lehensherren um 1347 an die Grafen von Ortenburg übertragen, die vom Patriarchate bereits den benachbarten Reifnitzerboden zu Lehen besaßen. Nach erfolgter Belehnung wandte sich nun Graf Otto an seinen damals in Deutschland weilenden Bruder Friedrich mit der Bitte, beim Kaiser eine Anzahl Colonisten zu erwirken. So mag diese Angelegenheit Gegenstand des Laibacher Congresses vom Jahre 1360 geworden sein. In diesem Jahre, am Freitag vor dem Palmsonntag (27 März) bestätigte der einundzwanzigjährige Landesfürst, Herzog Rudolph IV., Schwiegersohn Carl's IV. (der Gründer der Stadt Rudolphswerth 1365), in Laibach die Handveste des deutschen Ordens; dies und die um dieselbe Zeit in Krain vorgenommene Huldigung waren nur formelle Acte; der eigentliche Zweck, der an diesem Tage eine große Menge hoher Häupter und bedeutender Männer in Laibach zusammenführte, war die Regelung der italienischen Verhältnisse, besonders in ihrer Rückwirkung auf die südlichen Theile des deutschen Reiches. Wir wissen, daß Rudolph's Schwiegervater, der Kaiser, sich gerne den Herren der südlichen Marken seines Reiches gefällig zeigte, und so mag es wohl keine zu sehr gewagte Hypothese sein, daß er durch Vermittlung Rudolph's die von den mächtigen Ortenburgern ihm vorgetragene Bitte vor die „versammelten Herren" in Laibach bringen ließ, unter denen sich die betroffenen Theile alle befanden: der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Freisingen, — durch seine an die Gotschee grenzenden Besitzungen in Unterkrain dabei interessirt, — dann Meinhard, der Markgraf von Brandenburg und Herzog in Oberbayern, woher die Gotschewer einwanderten, und der Bittsteller Otto Graf von Ortenburg. Mit solcher Annahme wäre die Zeit der fränkischen Einwanderung für die ersten sechsziger Jahre des 14. Jahrhunderts bestimmt. Nach dem Aussterben der Ortenburger kam die Gotschee mit dem ganzen Erbe an die Cillier. Als auch diese erloschen und das Wappen des letzten Grafen dieses Hauses vom Herold entzweigebrochen wurde, trat das Haus Oesterreich den Besitz der Herrschaft an. Das Land wurde nun Pfandschillingsgut und die Stadt — als solche erst 1471 erklärt — landesfürstlich. 1624 wurde die Gotschee zur Grafschaft erhoben, da ihr Besitzer, der Freiherr von Khisl, Graf geworden. Am 9 Juli 1641 gelangte sie durch Kauf von den Khisl's an die in Unterkrain reichbegüterten, durch ihre vorzügliche Betheiligung an den Kämpfen wider den Erbfeind im Ansehen der Krone und des Volkes hochgestiegenen Auersperge — zunächst an Wolf Engelbert Grafen von Auersperg, den vorzüglichen Kunstmäcen seiner Zeit; dann von diesem mit dem ruhigeren Wohnsitze in Laibach vertauscht, an dessen Bruder, den ersten Fürsten aus diesem altberühmten Geschlechte, an Johann Weikhart, der die Gotschee zum Fideicommiß machte, als welches sie unverrückbar dem fürstlichen Hause verblieb. Das große Ereigniß der Reformation zog auch bis hierher seine Kreise. Auch aus der Gotschee stehen „Lutherische" vor den Schranken der Gegenreformation; und wie im großen deutschen Vaterlande die Bauern einen fürchterlichen Rachekrieg gegen die übermüthigen Herren führten, so waren es die Gotschewer, die 1515 den großen windischen Bauernbund anregten, wodurch bald ein Heer von 80,000 „Flegelfechtern und Dorfmatialisten" auf den Beinen war; doch Planlosigkeit und Ueberhebung ließen

auch hier kein gutes Ende zu. Der in Folge dieses Aufstandes in die Urbare geschriebene „Hubengulden" schnellte die Widerstandsfeder in den windischen Landen 1573 — wo der Bauernkaiser Illia Führer war, der kläglich auf glühendem Roste endete — in der Gotschee 1635, 1640, 1661 und 1662 empor, worüber die Acten der nachher geführten Untersuchungen im landschaftlichen Archiv zu Laibach sich finden. Zumeist vor, wohl aber auch zwischen diesen heimischen „Unfällen" trafen das Gotschewerland, wie schon bemerkt wurde, auch die Streifzüge der Osmanen, deren Einfälle unter den Jahren 1469, 1491, 1528, 1540, 1546, 1557, 1558, 1559, 1564, 1584 verzeichnet sind — ungerechnet die unzähligen kleinen Streifzüge, die bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hereinreichten. Außerdem traf die Pest (1578) und andere Noth und Trübsal wiederholt das arme Land und die Stadt, die zu wiederholten Malen ein Raub der Flammen ward (1596, 1684). Nach dem letzten Brande wanderte (1685) ein großer Theil der Gotschewer in's Erzherzogthum Oesterreich aus und ließ eine gute Strecke Landes verlassen liegen. Ein Patent vom 15 November 1746, den Gauhandel der Stände und Unterthanen in Krain betreffend, bestimmt, daß es den Gotschewer Unterthanen frei stehen solle, den unter dem Gauhandel nicht begriffenen Transitohandel zu treiben, indem eines Falles erwähnt wird, wie von Gotschewern Oel, Weinbeeren und Reis in Triest zur Verführung nach Wien angekauft wurden, daher sie sich damals mit Großhandel beschäftigt zu haben scheinen. Erst das Patent vom 14 April 1785 erlaubte den Gotschewern das Hausiren mit den Südfrüchten, und schon 1788 traf der schon genannte Hacquet hausirende Gotschewer in der Moldau bei der Armee gegen die Türken.

Schließlich wollen wir noch einiger Gotschewer Berühmtheiten gedenken. Schon im 15. Jahrhundert begegnen wir dem aus der Gotschee gebürtigen gelehrten Abte Wolfgang Schröttl (welcher Name in gotschewerischer Sprache so viel als Stemmeisen bedeutet), der von 1481 — 1515 dem Cistercienserstifte Rein in Obersteier als Prälat vorstand und in der Zeit seines Wirkens nach Außen dem Staate, nach Innen dem Kloster die wichtigsten Dienste leistete. Des Laibacher Bischofs Thomas Kreen ist schon Erwähnung geschehen, und wenn auch nicht mit dem Geburtsorte (Laibach) nach der Gotschee zuständig, wurzelte er dennoch durch seinen von da stammenden Vater in den Vorzügen und Fehlern seiner Gotschewer Ahnen. Das 17. Jahrhundert, dessen Mitte durch die große Dürre der Jahre vielen Gotschewer Jünglingen, die sich nicht mit den gehörigen Lebensmitteln zum Aufenthalte in Laibach versehen konnten, die Fortsetzung der Studien daselbst unmöglich machte, führt uns dennoch eine bemittelte Gotschewer Familie vor, die im Laufe jener und der folgenden Zeit der gelehrten Welt mehrere ausgezeichnete Jünger zuführte — die Familie „Erberg", später Freiherren von Erberg. Um 1660 schon war der Jesuit Georg Erberg (Erberus), „aus Gotschee gebürtig", Missionär in Indien, und die durch vorzügliche Männer ansehnliche Reihe der Erberge schloß in unserem Jahrhundert Joseph Frhr. v. Erberg, gewesener Obersthofmeister Kaiser Ferdinand's, ein Mäcen der Kunst und Wissenschaft, der in seinem schönen, unweit Laibach gelegenen Schlößchen Lustthal ein interessantes Kunst- und Industriemuseum, eine Gemäldegallerie und eine Bibliothek eingerichtet und durch Sammlung heimathlicher Geschichtsdocumente, so wie durch Abfassung einer kraine-

rischen Literaturgeschichte sich ein bleibendes Denkmal in der Erinnerung seines Vaterlandes gegründet hat. — Außerdem gehört der Gotschee als Landsmann der 1762 verstorbene Johann Philipp von Grebin an, der durch seine Talente und seinen Fleiß es bis zum Cabinetssecretär der Erzherzogin Elisabeth in Brüssel brachte, und den Rest seiner Tage auf dem Schlosse Hopfenbach in Unterkrain beschließend, seine zahlreiche Bibliothek dem Franciscaner-Convente in Neustadtl testirte. — Und auch auf dem Gebiete der dramatischen Muse begegnen wir einem Gotschewer — dem Martin Handler, der im Vereine mit einem gewissen Melchior Harrer zwischen 1649 und 1673 seinem Herrn Wolf Engelbert Grafen von Auersperg, einem großen Theaterfreund, zu Ehren ein deutsches Drama: „Der verirrte Soldat" schrieb, das in Laibach im großen, mit Frescogemälden prachtvoll gezierten Balconsaale des Auersperg'schen Palastes — des Fürstenhofes (in der Herrngasse) — zur Aufführung kam.

Deutsche Städtebilder aus Oberungarn.

Von Dr. F. A. Lehner.

III.

Leutschau, die Hauptstadt der Zipser Grafschaft, war in 1½ Stunden erreicht. Die Stadt liegt sehr hübsch auf einer isolirten Anhöhe und war gegen mittelalterliche Belagerer gewiß einst sehr fest. Das Gasthaus, vor welchem unsere Marterkarren hielten, liegt an dem großen Platz, dem „Ring“, den beinahe alle sächsischen Städte Oberungarns haben. Hier aber ist er besonders kolossal. Mitten auf demselben steht die katholische Pfarrkirche zu St. Jacob, aber außerdem noch die protestantische Kirche, das Rathhaus, die Normalschule und das Casinogebäude mit einer freundlichen Gartenanlage. Theilweise ist er noch mit „Lauben“ umgeben, die aber jetzt immer mehr verbaut werden. Die Größe dieses Platzes ist ein jetzt beinahe nicht mehr verständliches Denkzeichen des ehemals blühenden Handels und Verkehres mit Polen, Schlesien und dem übrigen Deutschland. Die Stadt ist jetzt beinahe ohne Industrie und Handel. Ohne Garnison und Gymnasium wäre sie kaum viel belebter als ein Dorf. Die Bauart der Häuser ist dieselbe, wie in allen alten deutschen Städten und Städtchen, die schmale Seite nach der Gasse gekehrt, mit hohen hölzernen Giebeln, weit vorspringenden Vordächern und starken ausgehöhlten Baumstämmen als Wasserrinnen.

Während wir diese Dinge gemächlich schlendernd uns ansahen, gesellte sich ein freundlicher alter Herr zu uns, der in uns Fremde erkannt hatte. Bald stellte es sich heraus, daß es der Architekt des neuen Thurmes der St. Jacobskirche war, den unser Pester Ingenieur von unserer Ankunft benachrichtigt hatte. Mit großer Zuvorkommenheit holte er den Küster herbei, und wir betraten mit ihm und Professor Merklas, der inzwischen auch herbeigeholt worden war, die Kirche. Diese Kirche nun, das Ziel unserer heutigen Fahrt, ist an sich gerade kein besonders ausgezeichnetes Bauwerk und bot als solches unsern Architekten auch kein sonderliches Interesse. Von einer Aufnahme war daher nicht die Rede. Dafür fanden sich architektonische Einzelheiten und verschiedene Stücke der innern Einrichtung vor, zu deren Zeichnung der Rest des Vor-

mittags und der ganze Nachmittag verwendet wurden. Professor Merklas blieb beinahe beständig bei uns. Ich lernte in ihm einen eben so liebenswürdigen und bescheidenen als (was ich schon durch seine Arbeiten in den „Mittheilungen“ wußte) kenntnißreichen und geschickten Mann kennen. Von der früheren Verwaltung als Professor der Geschichte und deutschen Sprache von Prag (seiner Heimath) nach Leutschau geschickt, ist er bis heute, obwohl im J. 1860 suspendirt, an dem dortigen Gymnasium thätig, nebenbei schreibt er treffliche Abhandlungen über die Zipser Kunstdenkmale, illustrirt sie mit recht wackern Zeichnungen, restaurirt den Zipsern ihre Altäre und Bilder, schnitzt ihnen auch hin und wieder eigenhändig einen neuen Flügelaltar und ist trotz alledem ein Fremder unter ihnen geblieben. Seinem Umgange, den ich einige Tage genoß, so wie seinen Schriften verdanke ich eine große Zahl der kunsthistorischen Daten dieses Berichtes. Die Zips ist seine kunsthistorische Domäne, und es wäre zu wünschen, daß er von der k. k. Central-Commission den Auftrag erhielte, eine ausführliche Kunststatistik der Zips zu entwerfen, damit er sich mit ungetheilter Kraft einer Sache widmen könnte, die bis jetzt nur seine kargen Mußestunden in Anspruch nahm.*)

Doch schauen wir die Jacobskirche ein wenig näher an. Sie ist ein dreischiffiger Bau ohne Querhaus, ein Mittelding zwischen Basilika und Hallenkirche, da das Mittelschiff nicht sehr bedeutend über die Seitenschiffe erhöht und ohne Fenster ist, und alle drei Schiffe unter Einem Dache stehen, mit kurzem Chor im Osten, einem westlichen Thurm, nördlichem und südlichem Portale sammt Vorhallen und zwei angebauten Capellen an der Nordseite. Ueber ihre Gründungszeit und Baugeschichte ist urkundlich gar nichts bekannt, da alle ältern Urkunden der Stadt bei verschiedenen großen Bränden zu Grunde gegangen sind. Aus ihrer gegenwärtigen Gestalt geht aber hervor, daß sie höchst wahrscheinlich schon von den Erbauern der Stadt begonnen und der Hauptmasse nach etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts beendigt wurde.

Die Kirche ist etwa 190′ lang, ungefähr 90′ breit, das Mittelschiff etwa 60′ hoch und 36′ breit, die Seitenschiffe 47′ hoch und 24′ breit. Alle drei Schiffe haben spitzbogige Kreuzgewölbe mit hübschen, birnförmig profilirten Rippen. Sechs Paar starke, viereckige, an den Ecken aber abgefaste Pfeiler mit sehr einfachem Fuße und ebenso nur aus Platte und Schmiege gebildetem Deckgesimse tragen die rohen, schwachgefasten spitzen Arkadenbögen und die Rippen der Seitenschiffgewölbe. Gegen das Mittelschiff zu erheben sich über den Deckplatten dreifach gegliederte Dienste, über deren aus Laubwerk, Masken und phantastischen Thiergestalten bestehenden Capitälen die Bogenrippen des Mittelschiffes aufsteigen. Die Pfeilerabstände und mithin die Spannweiten der verschiedenen Spitzbogen sind merkwürdig ungleich. Die an den Seitenschiffwänden zusammenlaufenden Rippen werden durch Consolen gestützt. Der auffallend kleine, nur aus einem Polygon von fünf Seiten des Achtecks bestehende Chor, der sich beinahe ausnimmt, wie eine vieleckige romanische Apsis, hat die Breite und Höhe des Mittelschiffes, sein Boden ist um ein paar Stufen erhöht. In den Ecken zwischen den Fenstern steigen starke Halbsäulen mit zierlichen Füßen empor, werden vom Fenstergesimse um-

*) Merklas wurde seither nach Prag versetzt und hat, wie er mir schrieb, vorher noch eine Rundreise durch die ganze Zips gemacht.



schlungen und in der Höhe der Deckplatte der Mittelschiffpfeiler mit Capitälen geschmückt, die den Capitälen der Dienste des Mittelschiffgewölbes ähnlich sind. Ueber sie erheben sich wieder Bündeldienste, die die zierlich profilirten Gewölberippen auf ihren strengen gothischen Laubcapitälen tragen, über die außerdem noch je zwei runde Dienste als Stützen der Schildbögen emporschießen. Die Kirche hat auf der Nordseite keine Fenster, was sich durch die angebauten Capellen erklärt. Das mittlere Chorfenster ist viertheilig, die übrigen dreitheilig. Das Maßwerk ist von verschiedenem Alter und Werth. Bei einigen ist dasselbe aus Drei- oder Vierpässen so combinirt, daß der umschlossene leere Raum eine schöne Kreuzform darstellt.

An die drei östlichen Joche des nördlichen Seitenschiffes ist die Sacristei, ehemals Leprosencapelle, angebaut, etwa in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie hat einen dreiseitigen Chorschluß und vier Kreuzgewölbe, deren Rippen auf Consolen ruhen. Westlich an sie schließt sich die etwas jüngere Georgscapelle an. In ihr findet sich der Grabstein ihres Stifters, des im Jahre 1392 gestorbenen Georg v. Ulebach. Sie hat zwei auf Kragsteinen ruhende Kreuzgewölbe, durch deren eines das alte Treppenthürmchen geht, welches ehemals auf das Kirchendach führte.

Die beiden Seitenportale mit ihren Vorhallen stammen aus verschiedenen Zeiten. Das ältere ist das Nordportal. Die Gliederung der nach innen wie gewöhnlich sich verengenden Wände und des Spitzbogens besteht aus Rundstäben und Kehlen, die nach innen zu in Nachahmung der Perspective schwächer werden. Die Capitäle der Stäbe bestehen aus frühgothischem Blätterwerk. Ein einfacher rechtwinkliger Gipfel überdacht das Ganze. Eben so alterthümlich streng ist das Portal der Vorhalle, deren auf Consolen ruhendes Netzgewölbe hingegen ohne Zweifel zur selben Zeit, wie die südliche Vorhalle hergestellt wurde. Diese südliche Vorhalle mit ihrem Sterngewölbe steht der nördlichen gerade gegenüber und giebt der Kirche durch die ihr aufgesetzte, gegen das Mittelschiff durch einen weiten und hohen Spitzbogen geöffnete Empore und das darüber emporragende Giebeldach, von dieser Seite das Ansehen der Kreuzesform. Das Portal, das aus derselben in die Kirche führt, ist ein wahres Prachtstück der Gothik des 15. Jahrhunderts. Wenn ihm auch die Baldachinchen und Statuettchen fehlen, die sich sonst an reichgeschmückten Thoren finden, so überraschte es dagegen durch den höchst naturalistisch gearbeiteten Blumen- und Blätterschmuck der Capitäle und der innersten Kehle des Spitzbogens, so wie durch die überquellende Profilirung aller Glieder in dem Grade, daß Prof. Schmidt sich sogleich mit zwei Mann dahinter machte.

Das Aeußere der Kirche ist sehr einfach gehalten, die Strebepfeiler enden in Pultdächern unterhalb des Dachgesimses, einige, besonders im Chore, wagen ein schmuckloses Giebelchen. Von dem späteren Zubau über der Georgscapelle an der Nordseite u. s. w. schweigen wir; nur das Eine müssen wir erwähnen, daß die Westfaçade mit dem aus der Wandflucht weit vortretenden Thurm eben erst fertig geworden ist, nachdem die alte am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Brände zu Grunde gegangen war. Architekt Mück, derselbe, der uns zuerst in Leutschau anredete, hat sie fertig gemacht. Der Thurm ist mit einem Portal versehen, das also in Zukunft der Kirche den bisher mangelnden westlichen Eingang gewähren soll.

Um nun zu Schmuck und Ausstattung des Innern überzugehen, wollen wir mit dem Aeltesten beginnen. Nach verschiedenen Spuren war nämlich die Kirche reich mit Wandmalereien geschmückt, von denen drei größere Cyklen mehr oder weniger erkennbar durch Entfernung der Kalkkruste an's Licht gebracht worden sind. Die älteste Doppelreihe an der Nordwand der Kirche stellt in 16 Bildern von über 4' Höhe und über 2½' Breite die Lebens- und Martergeschichte einer Heiligen dar. Die Zeichnung, das Colorit, besonders die Trachten der männlichen Figuren (die weiblichen Trachten sind antikisirend) stellen das Gemälde etwa in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die männlichen Trachten sind dieselben, wie sie zu dieser Zeit in Deutschland vorkommen, von ungarischen Landestrachten findet sich keine Spur. Das Bild wird also wohl von einem aus Deutschland hergekommenen Maler, oder von einem Zipser, der seine Kunst in Deutschland erlernt hat, herrühren, wenn die Zipser Sachsen nicht die in ihrem Stammlande herrschenden Moden mitgemacht haben sollten, was übrigens bei ihrem ununterbrochenen Verkehr mit Deutschland und bei dem immer noch erfolgenden Nachschub einzelner deutscher Einwanderer wahrscheinlich ist. Die zweite Reihe, erst ganz kürzlich hinter dem Sacramenthäuschen durch Merklas von der Kalktünche befreit, enthält drei Figurengruppen von etwa halber Lebensgröße. Die erste stellt drei Heilige, die zweite Christi Geburt, die dritte die Kreuzigung dar. Die Bilder sind wohl jünger als die vorhin besprochene Reihe, und gehören etwa in den Anfang des 15. Jahrhunderts, weil sie schon fertig sein mußten, ehe das aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammende Sacramenthäuschen davor hingesetzt wurde. Der dritte Cyklus endlich, wieder an der Nordwand unmittelbar über der Sacristeithür, enthält in zwei Reihen über einander je sieben Bilder, jedes etwa 3½' hoch und 2½' breit. Die obere Reihe, deren einzelne Bilder bald mehr bald weniger Figuren enthalten, stellt die sieben Werke der Barmherzigkeit dar. Auf der unteren Reihe ziehen die sieben Todsünden, durch je zwei Figuren, Mann und Weib, die auf einem symbolischen Thiere reiten, versinnlicht, dem offenen Höllenrachen entgegen. Ueber jedem Bilde beider Reihen erklärt ein Reim, in gothischer Minuskel geschrieben, das Dargestellte. Ich will einige mittheilen: durch. got. wyr. dich. begraben — got. mus. deyne. zele. haben; ach. du. nactir. krankyr. man — durch. got. zo. czeuch. dy. cleydir. an; wir. worin. beyde. neides. vol — des. leiden. wir. ebiclychyn. quol; der. czorn. uns. obirwonden. hot — das. wir. nicht. hildyn. gotis. gebot; u. s. w. Zeichnung, Körperverhältnisse und Colorit verrathen denselben Maler wie die vorhergehende Reihe. Die Tracht ist ein Gemisch traditioneller Elemente mit der Mode, die zur Zeit des Malers herrschte. Merklas sieht in diesen Gemälden einige Verwandtschaft mit der böhmischen Malerschule vor und unter Sigismund, dem Luxemburger, der bekanntlich zugleich König von Ungarn war. Uebrigens sind alle diese Bilder begreiflicherweise sehr verblichen und beschädigt und an sich von mehr archäologischem und culturhistorischem Interesse als ästhetischem Werthe. Nach der Zeitfolge kommt nun das Sacramenthäuschen an die Reihe, das merkwürdigerweise nur im Kern eine Steinsäule hat, im übrigen aber über einem Eisengerippe aus Stuck verfertigt ist. Das Behältniß für das Sanctissimum ist mit sehr eleganten hölzernen Gitterthürchen versehen. Einst war der 32' hohe Bau bemalt, wie noch vorhandene Spuren zeigen.

Figurenschmuck ist außer ein paar Apostelstatuettchen keiner vorhanden. Das Ganze, aus der Grundform eines sechseckigen Sternes in schlanken Pfeilern, Giebeln und Bögen aufschießend und in drei Stockwerken sich verjüngend, hat ein ungemein leichtes und graciöses Ansehen.

Den Hauptschmuck der Kirche bilden ihre sechs reingothischen Flügelaltäre (ich sage „reingothisch", denn es finden sich außerdem noch zwei Renaissanceflügelaltäre mit gothischen Partien vor) aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Der größte und schönste ist der Hochaltar St. Jacobi, 58' hoch, 19½' breit. Der Mittelschrein enthält drei über 8' hohe Statuen, in der Mitte Maria mit dem Kinde, von zwei geflügelten und am ganzen Leib befiederten Engeln gekrönt, rechts von ihr St. Jacobus den Größeren, links St. Johannes den Evangelisten unter reicher, aus mit Figürchen geschmückten Säulchen und geschweiften Bögen, die in ein wahres Kreuzblumengebüsch auslaufen, bestehender Bedachung. Die beweglichen Flügel zeigen auf der inneren Seite vier zierlich umrahmte und mit Rankenwerk und gebogenen Fialen überdachte Reliefdarstellungen, links vom Beschauer die Trennung der Apostel und die Enthauptung des Jacobus, rechts Johannes auf Patmos und dessen Martyrium. Die Staffel bildet eine tiefe Nische, so breit wie der Mittelschrein, in welcher das heilige Abendmahl dargestellt ist. Die dreizehn 4' hohen freien Figuren sitzen rings um eine lange Tafel in höchst gemüthlicher Weise, vier Apostel kehren den Rücken dem Beschauer zu. Nach oben ist die Staffel durch ein ungemein zartes, dichtverschlungenes Rankenwerk, nach unten durch eine verwickelte Combination von Kreisabschnitten, Stäben und Säulenfüßen geschlossen. Der ausnehmend reiche architektonische Aufsatz besteht eigentlich aus fünf durch rankenförmig gebogene Fialen mit einander verbundenen Tabernakeln, von denen die äußersten ein, die beiden folgenden zwei, der mittelste drei Stockwerke mit Figuren unter Baldachinen haben. Der ganze Aufsatz ist versilbert und mit durchsichtiger brauner Farbe bronzirt. Die Gemälde auf den Rückwänden der beweglichen und auf den feststehenden Flügeln geben acht Passionsdarstellungen: Oelberg, Geißelung, Krönung, Verspottung, Verurtheilung, Kreuztragung, Kreuzigung, Auferstehung. Die Composition ist immer dem Vorwurf angemessen, theils voll leidenschaftlicher Beweglichkeit, theils voll ruhiger Harmonie; die Zeichnung durchaus correct, der Typus der Köpfe bei den heiligen Personen von idealer Schönheit, bei Personen aus dem Volke oft an slavische Gesichtsbildung erinnernd. Die Gewandung trägt ebenfalls verschiedenen Charakter. Die heiligen Personen erscheinen in ihrer traditionell-antikisirenden Tracht, die Juden und Pilatus in orientalischem Costüme, die Krieger aber tragen die Kleidung der Zeit und Heimath des Künstlers. Die Perspective, die Architekturen und landschaftlichen Umgebungen sind meisterhaft behandelt. Eben so preiswürdig ist die Farbengebung, bei der besonders die über alle Darstellungen gleichmäßig verbreitete Farbenharmonie den wohlthuendsten Eindruck macht. Ueber die Zeit der Errichtung dieses Prachtaltars fehlen nähere Aufschlüsse. Die an ihm angebrachten Wappen der Könige Ladislaus II. und Ludwig II. berechtigen übrigens, ihn in die Regierungszeit dieser Könige (etwa 1490—1526) zu setzen, und eine Notiz der „Zipserisch-Leutschauerischen Chronik" (ein Product des 17. Jahrhunderts, welches handschriftlich in Leutschau cursirt, aber einen vollständigen Abdruck verdiente, schon

als vielleicht die östlichste der deutschen Städtechroniken) macht wahrscheinlich, daß er im Jahre 1508 vollendet worden sei; denn es heißt dort, daß man in diesem Jahre „das große Altar zu Leutsch mit der Tafel zugedeckt“ habe.

Aus derselben Zeit, dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, stammen auch die übrigen Flügelaltäre, wovon der 40' hohe „Mariaschnee-Altar“ von ungemein zierlichem und leichtem Aufbau, der „Passions-Altar“, ebenfalls etwa 40' hoch, der „Petri-Pauli-Altar“, 30' hoch, die beachtenswerthesten sind. Der „St. Catharinen-Altar“ ist kein einheitliches Kunstwerk, sondern besteht aus ursprünglich nicht zusammengehörigen, willkürlich über einander gestellten Stücken von verschiedenem Alter und Werthe, vielleicht enthält er in einigen seiner Malereien die ältesten Kunstdarstellungen der Kirche überhaupt. Unvollständig erhalten ist der „St. Nicolaus-Altar“ (der alte Tabernakelaufsatz fehlt ihm). Dafür entschädigt er durch die Jahreszahl 1507, die er auf einer seiner Bildertafeln trägt, den Beschauer. Von den beiden Renaissance-Flügelaltären des „h. Johannes“ und der „h. Anna“ tragen die Bilder der ersteren die Jahreszahl 1520 und das Monogramm ꟷI. Sie zeigen manche Verwandtschaft mit den Bildern des Hochaltars. Ein Triptychon vom Jahre 1493 benutzte Merklas für einen neuen recht hübschen Flügelaltar, den er selbst verfertigte (Elisabeth-Altar). Dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts gehören noch einige Holzsculpturen an, die sich an verschiedenen Plätzen in der Kirche finden. So der Rest eines Schnitzaltars, — die Geburt Christi in beinahe lebensgroßen Figuren darstellend, — der dieselbe Hand verräth, wie die Madonnenstatue auf dem obengenannten „Mariaschnee-Altar“, ferner ein kolossaler Crucifixus mit Maria und Johannes zu beiden Seiten über der südlichen Vorhalle, prächtig bemalt und vergoldet u. s. w.

Bei solchem Reichthum von Werken des Meißels oder vielmehr des Schnitzmessers wie des Pinsels aus einem und demselben jedenfalls nicht langen Zeitabschnitt ergiebt sich zunächst der sehr natürliche Schluß auf eine nicht unbedeutende Kunstthätigkeit in der alten Sachsenstadt zu jener Zeit, auf ein immerhin anerkennenswerthes Kunstverständniß ihrer Bürger und auf die nothwendige Grundbedingung für beides, einen behaglichen Wohlstand. Unmittelbar hieran schließt sich natürlich die Frage: wer war der Meister, oder vielmehr: wer waren die Meister dieser Kunstwerke? Die hergebrachte Antwort auf solche Fragen lautet in Oberungarn, besonders in der Zips, fast übereinstimmend: Veit Stoß. Wo man einen Flügelaltar trifft oder ein anderes kirchliches Schnitzwerk, da ist gleich der Kirchendiener oder auch der Herr Pfarrer mit der Auskunft bei der Hand: „Veit Stoß hat es gemacht.“ Und wenn man näher zusieht, so sind diese Antworten allerdings nicht ohne alle Berechtigung.

Veit Stoß ist bekanntlich im Jahre 1447 zu Krakau geboren, jener echt deutschen Stadt im Lande Polen, deren zahlreiche und herrliche mittelalterliche Kunstdenkmale sich zu einem guten Theil bis heute erhalten haben und gewiß ein wenig verwundert dreinschauen, daß die Enkel ihrer Schöpfer heutzutage sich fast vollständig polonisirt haben. Zum Manne herangereift, gründete er seine von zahlreichen Gesellen bevölkerte Kunstwerkstatt, aus welcher zwischen 1472 und 1484 der herrliche Altar in der Krakauer Marienkirche hervorging. Erst um das Jahr 1500 siedelte er nach Nürnberg über. Um dieselbe Zeit war der Verkehr der Zipser Städte, namentlich Leutschau's und Kes-

mark's mit Polen ein sehr lebhafter; die 16 Städte standen schon seit Sigismund unter polnischer Herrschaft, die Kronen Ungarns und Polens waren öfter auf Einem Haupte vereinigt gewesen, und nach dem Tode des Matthias Corvinus (1490), mithin gerade zur Zeit des Veit Stoß saßen nach einander zwei Jagelloniden auf dem ungarischen Thron — Wladislaw II. († 1516) und Ludwig II. († 1526). Diese vielfachen Beziehungen machen es in hohem Grade wahrscheinlich, daß man sich in Oberungarn, als das Kunstbedürfniß ein allgemeineres war, und die Mittel zur Befriedigung desselben zu Gebote standen, an die befreundete Stadt wendete, die durch die Kunstfertigkeit ihrer Bürger hochangesehen und wegen ihrer Nachbarschaft den Zipser Handelsleuten am bekanntesten und bequemsten war. Und da um die Zeit, in welcher die Zipser Altäre angefertigt wurden, eben die Werkstatt des Veit Stoß zu Krakau florirte, so ist es durchaus nicht so verwegen, anzunehmen, daß auch unsere Zipser Schnitzwerke unmittelbar oder mittelbar jener Werkstatt ihr Dasein verdanken. Freilich urkundliche Daten fehlen vorerst, dagegen springen dem aufmerksamen Vergleicher der Krakauer und Zipser Schnitzwerke so viele verwandtschaftliche Beziehungen in die Augen, daß er sich auch ohne positive Daten des Gedankens eines unmittelbaren Zusammenhanges nicht erwehren kann.

Die große Menge von noch vorhandenen Schnitzwerken in der Zips und der oft sehr relative künstlerische Werth derselben läßt übrigens der Annahme keinen Raum, daß sie etwa alle in der Werkstatt des Veit Stoß zu Krakau bestellt und importirt worden seien. Viel wahrscheinlicher ist, daß mancher eingeborne Bürgerssohn zu Krakau in der Lehre war und, heimgekehrt, seine Kunst zu Nutz und Frommen seiner Vaterstadt ausgeübt hatte. Die vorzüglichsten von den Zipser Schnitzwerken freilich, wie z. B. der Hauptaltar zu Leutschau, dürften wohl, wenigstens theilweise, unmittelbar aus der Werkstatt des Meisters hervorgegangen sein.

Nicht viel mehr als von den Schnitzern wissen wir auch von den Malern der Zips. Eine Notiz, die ich der mündlichen Mittheilung Merklas' verdanke, ist der einzige positive Fingerzeig, der auf eine einheimische Kunstschule hinweist. In der Kirche zu Poprad (oder Teutschendorf, welcher ursprüngliche Name jetzt beinahe vergessen ist) befindet sich nämlich ein Marienbild mit der Inschrift: Nicolaus de Leutscha hoc opus ... A. 148(3?). Merklas, der es genau inspicirt hat, ist der Ueberzeugung, daß es von demselben Maler angefertigt sei, der den Passionsaltar und das Triptychon des Elisabethaltars in der St. Jacobskirche zu Leutschau gemalt hat. Wenn wir an der obigen Inschrift etwa „fecit" ergänzen, so hätten wir an diesem Nicolaus einen einheimischen Zipser Malermeister. Allerdings macht ein Malermeister noch keine Kunstschule. Uebrigens ist auch, nach den vorhandenen Werken zu schließen, an keine solche in dem Sinne zu denken, in welchem wir von einer oberdeutschen, niederrheinischen u. s. w. Schule sprechen. Es tritt nirgend ein ganz bestimmt ausgeprägter, eigenthümlicher Charakter hervor, nirgend eine vorherrschend einheimische Richtung, wenn wir nicht etwa an die hin und wieder sich meldenden Anklänge an slavische Gesichtstypen und Kleidermoden denken wollen. Auch waren bei der immerhin nicht zu überschätzenden relativen Kleinheit der politischen und socialen Verhältnisse die äußeren Bedingungen nicht gegeben, um eine eigenthümliche locale Schule hervorzutreiben. Wir finden darum in den verschiedenen

Schildereien Anklänge an eine fränkische, schwäbische Schule u. s. w., je nachdem der junge Wanderbursch aus Leutschau sein Glück in Franken oder Schwaben versucht und seine Kunstfertigkeit geholt haben mag. Doch läßt sich vielleicht auf diesem Felde noch manches finden. Manches alte Kirchenbuch mag noch eine Rechnung oder dergleichen bewahren (wie Merklas aus Georgenberg einige erhalten hatte), und daraus dürfte auch hin und wieder ein Name zu Tage treten, der Licht zu schaffen im Stande wäre.

Doch unsere Architekten sind mit ihren Arbeiten, von denen ich noch fast gar nicht gesprochen habe, bald zu Ende, daher müssen wir eilen, ihnen nachzukommen. Unter dem Orgelchor der Kirche erregten die 19 Kirchenstühle aus dem Ende des 15. oder 16. Jahrhunderts die besondere Aufmerksamkeit des Professors Schmidt. Nicht durch Reichthum an Schnitzereien etwa, sondern durch ihre schönen Verhältnisse und die einfache, originelle Behandlung eingeschnittener leichter Ornamente boten sie sich für junge Architekten, die vielleicht einmal mit geringen Mitteln für stylgemäße Möblirung von nicht sonderlich ausgestatteten Kirchen zu sorgen haben, als Denkzettel oder Beispiel. Professor Schmidt ließ darum die Ornamente theils pausen, theils zeichnen, einige auch in Farben ausführen. Auch etliche Schlosserarbeiten wurden gezeichnet, so wie von zweien der Gesellschaft das Nordportal aufgenommen. Von der Aufnahme eines Flügelaltars sah Professor Schmidt um so mehr ab, als eine solche Arbeit zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, und wir Aussicht hatten, noch einer Menge zu begegnen. Indem wir darum nur noch des alten bronzenen Taufkessels in Pocalform aus dem 13. Jahrhundert, der kolossalen Orgel, eines barocken Prachtbaues von 1623, und der ebenfalls reich barocken Kanzel von Meister Christoph Collmitz aus Olmütz vom Jahre 1626 vorübergehend erwähnen, schließen wir uns der Gesellschaft an, die so eben die Kirche verläßt, um einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Merklas begleitet uns und führt uns an der gothischen Gymnasiumskirche vorbei, von der in der Geschwindigkeit einiges Fenstermaßwerk stehend skizzirt wird, und endlich begaben wir uns müde nach unserer Herberge, wo wir einen Theil des Abends am Billard zubrachten, dem einzigen der Stadt, das freilich nur von Einer Seite durch eine trübe Oellampe beleuchtet war, weil die andere vor einem halben Jahre das Unglück gehabt hatte herabzufallen und dabei mit ihrem Inhalt das grüne Tuch zu tränken, welches darum auch vornehmlich in zwei Hauptschattirungen ganz eigenthümlich glänzte. Merklas versprach uns morgen nach Donnersmark zu begleiten und uns bis nach Kesmark zu folgen, weil er letzteres selbst noch nicht kannte.

Die Beziehungen Oesterreichs zu den Donaufürstenthümern in den Jahren 1854 — 1857.

Von Alphons Graf Wimpffen, k. k. Oberstlieutenant.

II.

Die österreichische Truppenaufstellung gegen Serbien im Jahre 1854.

4.

Wir haben im vorigen Abschnitte die Zustände des Fürstenthums Serbien ausführlicher beleuchtet und den dortigen Ereignissen eine nähere Erörterung gewidmet, weil die daselbst herrschende Aufregung und die dem benachbarten österreichischen Slaventhume drohenden Gefahren die kaiserliche Regierung zunächst veranlassen mußten, Angesichts der sich immer ernster gestaltenden Verwicklung der Dinge im Orient, den Verhältnissen an der Südgrenze ihres Reiches erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen.

Als die Ablehnung des russischen Ultimatums Seitens der Pforte zu Anfang des Sommers 1853 den Ereignissen zuerst eine ernstere Wendung zu geben schien, war die Zahl der in der serbischen Woiwodschaft und dem temescher Banat dem Fürstenthume Serbien zunächst liegenden kaiserlichen Truppen eine verhältnißmäßig geringe.

An Linien-Truppen befand sich nur ein Infanterie-Regiment im Lande, welches die Garnison von Temesvar bildete und zwei Compagnien in Semlin detachirt hatte; von den einheimischen Grenztruppen waren nur zwei combinirte Bataillone aufgestellt, welche die Festungen besetzt hielten; an Artillerie nur zwei halbe Fußbatterien mit einer überdies mangelhaften Friedensbespannung dem Militär-Gouvernement von Temesvar zugewiesen. Die im Generalate momentan befindliche Cavallerie unterstand den Befehlen des Cavallerie-Corps-Commando's zu Pesth.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß eine so geringe Truppenzahl nicht hinreichen konnte, Angesichts der drohenden Zustände im benachbarten Fürstenthume die Interessen der Monarchie auch nur auf das nothdürftigste zu wahren.

Eine Ergänzung und Verstärkung derselben erschien daher der kaiserlichen Regierung als eine dringend gebotene Vorsichtsmaßregel. Zu Ende Juni 1853 wurde der Militär- und Civil-Gouverneur des Banats, FML. Graf Coronini in die Reichshauptstadt berufen, um an den Berathungen theilzunehmen, welche daselbst über die durch den Ernst der Lage gebotenen Maßnahmen stattfanden.

Am 7 Juli ertheilte Se. Majestät der Kaiser den Befehl, die zu Wien in Garnison befindliche Brigade GM. Bar. Cordon des 9. Armee-Corps auf Schiffen der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft nach Peterwardein abzusenden, um dem Schauplatze der Ereignisse näher zu stehen; zugleich wurde diese Brigade, so wie die Brigade GM. Bar. Siegenthal des Cavallerie-Corps unter die unmittelbaren Befehle des Militär- und Civil-Gouverneurs im Banate gestellt und demselben die Kriegsdampfer „Erzherzog Albrecht" und „Schlick" der kaiserlichen Donau-Flotille zur Disposition zugewiesen. Zu Ende Juli hatte die Brigade Cordon bereits vollständig die neuen Dislocationen um Semlin, Groß-Becskerek und Werschetz zunächst den Einschiffungsplätzen Semlin, Titel und Bajiasch bezogen; die leichte Cavallerie stand Anfangs August in Syrmien concentrirt, während die schwere Brigade in rückwärtiger Linie im Banate und in der Bacska cantonnirte.

Am 14 November wurde der Gouverneur des Banates ermächtigt, die ersten und zweiten Feldbataillone der ihm unterstehenden Grenztruppen, im Einvernehmen mit dem Banus von Kroatien aber auch jene der slavonischen Grenzregimenter aufzustellen und im Nothfalle selbst außerhalb des Generalats, bis nach Siebenbürgen zu disponiren; weiter erhielt er zwei zwölfpfündige Batterien nebst einer Raketenbatterie zugesandt. Die Armirung der Festungen Temesvar, Essegg und Peterwardein wurde auf einen Achtung gebietenden Stand erhöht — zur Deckung der Verpflegsbedürfnisse im reichen Banate ein bedeutender Vorrath an Cerealien sichergestellt. Für den Fall einer größeren Ueberschiffung von Truppen diente eine Uebereinkunft mit der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, welche nicht nur die Miethe von Dampf- und Schleppbooten zum Transporte von Truppen und Aerarialgütern zum Zweck hatte, sondern auch die eventuelle Ueberlassung von Dampfbooten der Gesellschaft zu Kriegszwecken bedingte. Einem dringenden Bedürfnisse ward endlich noch durch die Verlängerung der Telegraphenleitung bis Orsova in die unmittelbare Nähe des Kriegsschauplatzes abgeholfen und diese Linie im Gebiete des Romanen-Banater Regiments durch die eigene Grenzmannschaft mit seltener Raschheit und Energie in betriebsfähigen Stand gesetzt.

Diese Vorkehrungen wiesen bereits deutlich darauf hin, daß die kaiserliche Regierung fest entschlossen war, sich durch die drohenden Ereignisse nicht unvermuthet überraschen zu lassen. Das Wüthen des Kampfes in unmittelbarer Nähe des österreichischen Gebietes, der epirotische Aufstand, die Rüstungen in Bosnien und Serbien, endlich die durch das Auslaufen der verbündeten Flotten aus dem Bosphorus hervorgerufene europäische Complication hatten in ihrem Zusammenhange bestimmend eingewirkt.

FML. Graf Coronini befand sich nunmehr in der Lage, mit den im Juli abgesendeten Verstärkungen über 14 Bataillone Infanterie und Grenztruppen, 3 Cavallerie-

Regimenter und eine angemessene Reserve-Artillerie verfügen zu können. Am 28 Januar erging die Weisung, den größeren Theil dieser Streitmacht aus ihren rückwärtigen Dislocationen in eine vordere Linie gegen Semlin zu verlegen; am 2 Februar erfolgte der Befehl zur Aufstellung eines vollständigen Armee-Corps.

Bisher waren nämlich die Truppen, welche von der kaiserlichen Regierung zum Schutze der südöstlichen Reichsgrenze an die untere Save und Donau gesandt waren, nur in einem losen Verbande gestanden. Die einzelnen Truppenkörper, wenn auch für die Dauer bewegterer Zeitverhältnisse dem Militär-Gouvernement des Banats zur Verfügung gestellt, bildeten noch immer integrirende Bestandtheile ihrer Armee-Corps.

Erst die Allerhöchste Entschließung vom 2 Februar verband dieselben zu einem festgegliederten Ganzen.

„In Folge der in Serbien obwaltenden Verhältnisse, deren Ausdehnung so wie mögliche politische Tragweite bei dem gegenwärtigen Feldzuge zwischen Russen und Türken in der Nähe des Fürstenthumes nicht bemessen werden könne," fanden Se. Majestät für's erste zur Sicherheit der Interessen der Monarchie so wie der dortigen Grenzlande die Aufstellung eines Corps von 25,000 Mann auf den vollständig mobilen Kriegsstand zu bestimmen, und verordneten zugleich, daß dieser augenblicklichen Entwickelung militärischer Kräfte sogleich eine angemessene Reserve folgen solle — wobei für den Fall des Bedarfes schon damals eine mögliche Gesammtentwickelung von 150,000 Mann in Aussicht gestellt wurde, deren Avantgarde das gegenwärtig aufgestellte Corps sodann zu bilden hätte.

Der Oberbefehl über dasselbe wurde dem FML. Grafen Coronini förmlich übertragen, und das Corps entlieh von dem Kronlande, in welchem seine Aufstellung stattfand, den Namen „serbisch-banater Armee-Corps".

Somit waren die bisher lose zusammenhängenden Theile zu einer stabilen Formation vereinigt und durch Namen und Gestaltung der Grund zur Bildung eines schönen Armeekörpers gelegt, welcher bald vom lebendigen Hauche des Gemeingeistes beseelt, der in allen Zeiten das werthvollste Erbtheil der österreichischen Armee blieb, sich würdig seinen Vorgängern anreihen durfte.

FML. Graf Coronini traf am 5 Februar, um dem Schauplatze der Ereignisse näher zu stehen, in Semlin ein, woselbst er sein Hauptquartier aufschlug. Das Corps wurde durch eine Infanterie-Brigade (GM. Graf Degenfeld) des 9. Armee-Corps verstärkt und reichlich mit technischen Truppen nebst dem erforderlichen Brückenmaterial, dann im Hinblick auf seine Bestimmung zum Gebirgskriege mit einer bedeutenden Anzahl sogenannter Tragthier-Divisionen versehen, welche aus je 200 landesüblichen Trag- und Packpferden bestehend, mit eigenthümlichen Bergsätteln zur Fortbringung des Armeegepäckes und der Verpflegsbedürfnisse ausgerüstet waren. Das Verpflegswesen selbst wurde diesen Verhältnissen entsprechend geordnet, vor allem wiesen aber die traurigen Erfahrungen der Josephinischen Türkenkriege, in welchen das fieberhafte Klima der sumpfigen Niederungen an der untern Save und Donau Hekatomben von Opfern gefordert hatte, dringend auf die Regelung der Sanitätsbedürfnisse hin; es wurden somit drei Feldspitäler mit allem Zubehör für je 500 Kranke, und zwar zunächst zu Werschetz, Semlin und Ruma, im März aber noch eben so viele in Pan-

cova, Jarek und Futak errichtet, gleichzeitig aber Schiffs-Ambulancen für mehrere hundert Kranke, aus je zwei Doppelbooten bestehend, für den Spitaldienst in's Leben gerufen.

Die Division Lobkowitz des 9. Armee-Corps ward auf Allerh. Befehl dem Corps mit drei Brigaden als Reserve zugewiesen, schon zu Ende Februar aber die Mobilisirung des gesammten in Nieder-Oesterreich stehenden 9. Armee-Corps angeordnet und dasselbe in die Bacska und nach Syrmien gesendet, um im Bedarfsfalle mit dem serbisch-banater Armee-Corps vereinigt zu wirken. Gleichzeitig erhielten sämmtliche in Kroatien, Slavonien und Dalmatien stehenden Truppen Befehl, sich auf den vollen Kriegsstand zu setzen, um unter der Führung des Banus zu einer etwaigen Offensiv-Operation nach Bosnien und der Herzegovina verfügbar zu sein.

Am 2 März begann der Marsch des 9. Armee-Corps, am 6. trafen die Vortruppen in der Bacska ein, am 20 März war trotz vielfacher Ungunst der Witterung, welche die Märsche zu Wasser und zu Lande in hohem Grade erschwerte, der Aufmarsch auf beiden Donauufern vollendet und das Hauptquartier nach Neusatz übertragen.

Bei der Frontstellung, welche die somit wesentlich verstärkten österreichischen Observationstruppen von dem Zeitpuncte ihrer Aufstellung an dem Fürstenthume Serbien gegenüber einnahmen, konnte ihre Bestimmung, — den nicht vorherzusehenden Eventualitäten des Krieges und der Politik gegenüber, — eben so wohl eine abwehrende als eine offensive sein.

So sehr auch die Aufgabe, durch den bloßen Druck ihres Erscheinens panslavistische Tendenzen in den österreichischen Grenzprovinzen, wie nicht minder kriegerische Velleitäten in dem benachbarten Fürstenthume niederzuhalten, sie auf eine beobachtende Haltung beschränkte, so konnten dennoch Ereignisse eintreten, welche schneller als man es erwarten mochte, ein positiveres Einschreiten von Seite des Observationscorps bedingten.

Es konnte der Fürst von Serbien, durch sein Festhalten an der Treue gegen den suzeränen Oberherrn täglich an Popularität verlierend, — sich in Folge einer plötzlichen Volksbewegung genöthigt sehen, die werkthätige Hülfe Oesterreichs in Anspruch zu nehmen; er konnte aber auch — durch den Strudel der Bewegung mit fortgerissen und von ihr beherrscht, — den Repräsentanten der ottomanischen Pforte Anlaß geben, in ihrer Bedrängniß an das Wohlwollen des mächtigen Nachbars zu appelliren, um zur Wiederherstellung des status quo zu gelangen. Die Aufrechthaltung desselben hatte sich Oesterreich zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht, und dies sowohl in diplomatischem Wege, als durch die persönliche Einwirkung des kaiserlichen Corpscommandanten dem Fürsten von Serbien nicht minder als dem Pascha von Belgrad erklärt.

Es konnten endlich bestimmte Anzeichen einer bevorstehenden Besetzung des serbischen Gebiets durch russische Truppen den Eintritt der für Oesterreich weitaus höchsten Gefahr bedingen. In diesem Falle war der kaiserliche Befehlshaber durch die Lage der Dinge nicht minder als durch die ihm von seiner Regierung gewordenen Andeutungen berufen, mit einer raschen That dem russischen Vorhaben zuvorzukom-

men und dadurch das Zusammenschlagen der Flammen zu verhindern, die aus verschiedenen Ausgangspuncten — von den Ufern der unteren Donau, wie von den Halden des thessalischen Olymps und den Felsen der Černagora emporlodernd, sich rasch über Serbien zu einem allgemeinen Brande auf der ganzen Balkan-Halbinsel vereinigen konnten.

So war denn die Haltung des kaiserlichen Heeres an der Südgrenze des Reiches ein sprechendes Bild der Politik seiner Regierung — abwehrend, zuwartend, für alle Fälle gerüstet. Und es hatte Serbien von der kriegerischen Machtentfaltung, die Oesterreich an seinen Grenzen vornahm, in so lange nichts zu besorgen, als es der eigenen Regierung gelang, die Ruhe im Fürstenthume zu erhalten und den factischen Besitzstand gegen jeden Angriff von Innen oder Außen zu schützen.

Bei dem Austausche gegenseitiger Höflichkeitsbesuche, welche sich Fürst Alexander und der österreichische Befehlshaber im Monat Februar abstatteten, erklärte sich Ersterer hierzu vollkommen bereit und sprach wiederholt sein unbedingtes Vertrauen in die wohlwollenden und freundnachbarlichen Gesinnungen des kaiserlichen Hofes aus. Dennoch konnte schon damals das besondere Gewicht, mit welchem der Fürst die Zusicherung betonte, daß seine eigenen Mittel bestimmt zur Erfüllung jenes Zweckes ausreichen würden, keinen Zweifel über die geringe Geneigtheit obwalten lassen, mit der man in Serbien einer Besetzung des Landes durch kaiserliche Truppen entgegensah.

Es lag auch keineswegs in den Absichten der kaiserlichen Regierung, eine solche um jeden Preis durchzuführen. Dieselben waren so entschieden defensiver Natur, daß selbst eine momentane Offensive eigentlich nur einen lediglich abwehrenden Charakter an sich getragen hätte. Den Aufstand von seinen Grenzen fern zu halten, war Oesterreichs hauptsächliches Augenmerk, und die zu jener Zeit allerdings gereizte Stimmung, die sich hie und da in der serbischen Militärgrenze, wie nicht minder im Provinziale kundgab, berechtigte wohl zu besonderen Vorsichtsmaßregeln.

An Umtrieben und weitgehenden Verbrüderungsversuchen, die durch Nationalität und Religion dem russischen Interesse zugeneigten orthodoxen Slaven der südöstlichen Reichsländer zu gewinnen, hatte es eben nicht gemangelt. Die abermalige Sendung des kaiserl. russischen Botschaftsrathes Fonton in die unteren Donauländer eröffnete den Reigen der Sturmvögel. — Andeutungen, über deren Richtigkeit beinahe kein Zweifel obwaltet, weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß die Thätigkeit, welche dieser schlaue und unermüdete Agent zu Ende Februar in jenen Gegenden entfaltete, keineswegs eine unbedenkliche war. Ohne Belgrad zu berühren, woselbst nach dem Tode des General-Consuls Tumansky dessen Nachfolger Muchin die officiellen Verbindungen mit der serbischen Regierung abgebrochen hatte, gelang es doch Herrn v. Fonton von Semlin aus, wo er vielfach mit den einflußreichsten Mitgliedern der serbischen Regierung und des Senates sowohl als mit den Koryphäen der Oppositionspartei verkehrte, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung und auf die Stimmung im Lande zu üben. Und als er Semlin verließ, um in langsamen Tagereisen, auf welchen er öfter im Gebiete der Militärgrenze und Siebenbürgens Halt machte, Bukarest zu erreichen, spukten die Wirkungen seines Erscheinens noch in allerhand Manifestationen an beiden Save- und Donau-Ufern.

nach. Namentlich wurde der Waffenschmuggel nach Serbien um diese Zeit lebhafter als je betrieben, und es bedurfte der energischesten Gegenmaßregeln der kaiserlichen Regierung, um demselben erfolgreich entgegenzutreten, so wie gleichzeitig den sich offen kundgebenden Regungen südslavischer Tendenzen auf österreichischem Gebiete die Spitze abzubrechen.

Die Türken hatten anfänglich der Concentrirung des österreichischen Armee-Corps gegenüber eine ruhige Haltung beobachtet, und sowohl der Gouverneur der Festung Belgrad, Izzet Pascha, als der Pforten-Commissär Ethem Pascha, welcher Anfangs Februar mit einem Ferman in Serbien erschien, der die Rechte und Privilegien des Fürstenthums feierlich bestätigte, legten dem österreichischen Befehlshaber gegenüber die freundlichsten Gesinnungen an den Tag. Wie klug auch die Pforte daran that, in jenen kritischen Augenblicken durch eine wohlberechnete Demonstration das Vertrauen der serbischen Regierung zu gewinnen und dem Volke jeden Vorwand zur Klage über Eingriffe in seine Rechte zu benehmen, so konnte es dem gesunden Sinne der Türken doch nicht entgehen, daß — bei der äußerst geringen Basis, welche sie im Lande hatten — selbst die moralische Unterstützung eines mächtigen Staates wie Oesterreich und der gewaltige Eindruck seiner Truppenaufstellung nur günstig auf ihre eigene Stellung im Fürstenthume und das etwaige Schicksal ihrer dortigen Garnisonen zurückwirken konnte. Denn daß die Spitze der österreichischen Demonstration in letzter Linie gegen russische Vergewaltigung gerichtet war, hatte das Circularschreiben vom 22 Februar schon deutlich enthüllt.

Allein auch diesmal war die Emigration, unverbesserlich wie immer, eifrig bemüht, Mißtrauen zu säen und das ihre Existenz wesentlich bedrohende Emporkeimen eines guten Einvernehmens zwischen Oesterreich und der Pforte um jeden Preis zu verhindern. Sie entwickelte, wie schon erwähnt, namentlich aus ihren Lagern zu Nissa und Widdin und aus dem vorgeschobenen Posten Maidanpek eine fieberhafte Thätigkeit. Bereits um Mitte März begannen die gefährlichen Emissäre Berzenczey und Türr daselbst ihre unermüdliche Wirksamkeit, und wenn auch ein Circularschreiben Klapka's aus Genf seinen im türkischen Lager befindlichen Anhängern für den Augenblick noch ein passives Verhalten vorschrieb, so enthüllten doch schwindelhafte Projecte, wie der zu London abgeschlossene Theilungsplan, vermöge dessen Kossuth der bereits erwähnten „slavischen Vereinigung" im Namen Ungarns Slavonien und Kroatien abtrat und dafür ihre Mitwirkung zu dem ungarisch-polnischen Feldzugsplane erkaufte — welch' phantastischen Träumereien man sich in jenen Kreisen in Folge der damaligen politischen Verwicklungen hingab! — Ihre Verbindungen reichten bald über die österreichischen Grenzen hinaus, und während von den kaiserlichen Behörden alle Thätigkeit zur Beobachtung griechisch-slavischer Umtriebe auf dem eigenen Staatsgebiete aufgewendet werden mußte, bewies die leider nur zu gerechtfertigte Verhaftung eines katholischen Priesters in der Militärgrenze, der einen Emissär der Propaganda von Semendria herüber geschmuggelt, wie weit andererseits schon jene Verzweigungen gedrungen waren! Es war allerdings eine schwierige Aufgabe für die österreichischen Regierungsorgane, zu gleicher Zeit und auf demselben Terrain nach allen Seiten hin gegen hochverrätherische Umtriebe Front machen und sich gegen im Finstern schlei-

chende Angriffe sowohl von der wohlbekannten unversöhnlichen Phalanx der Propaganda, als aus dem entgegengesetzten Lager Flanke und Rücken decken zu müssen!

Es würde uns zu weit führen, all' der zahllosen Umtriebe in ihren Einzelheiten zu gedenken, welche um jene Zeit aus beiden Lagern in feindlichem Sinne über die Save und Donau gesponnen wurden. Wir beschränken uns darauf zu bemerken, daß es namentlich den Bestrebungen der Propaganda nur zu leicht gelang, ihren Zweck, die Verdächtigung der Absichten Oesterreichs bei den türkischen Machthabern zu erreichen. Mochte sich auch in Constantinopel, Dank dem heilsamen Wirken des kaiserlichen Internuntius, schon eine aufgeklärtere Ansicht Bahn brechen, so war dies in den Provinzen noch keineswegs der Fall. Der Emigration ward es daher ein Leichtes, die Ansichten der türkischen Befehlshaber, die — seit Jahren in ihre Netze verstrickt, sich aus denselben nicht loszuwinden vermochten, über den wahren Zweck der österreichischen Truppenaufstellung zu täuschen und der letztern ungünstig zu stimmen. Zahlreiche Symptome dieses Strebens machten sich in oft knabenhafter und lächerlicher Weise geltend. Die Absurdität erreichte den Culminationspunct, als der türkische Festungs-Gouverneur Izzet-Pascha dem Fürsten von Serbien erklärte, jede Ueberschreitung der Landesgrenze durch die kaiserlichen Truppen im Vereine mit der fürstlichen Regierung mit Waffengewalt zurückweisen zu wollen.

Es wäre immerhin eine seltsame Aufgabe für die österreichischen Truppen gewesen, bei ihrem Einrücken nach Serbien zuerst den Türken in den Festungen und den Serben auf dem flachen Lande, zugleich aber — Hand in Hand mit den Türken — den Russen im offenen Felde feindlich entgegen zu treten! Daß es aber während der Aufstellung an der serbischen Grenze Augenblicke gab, in welchen durch die Natur der allerdings exceptionellen Verhältnisse bedingt, dem kaiserlichen Befehlshaber seine Stellung und die seines Armee-Corps in nicht viel klareren Umrissen vorgezeichnet scheinen mochte, ist allerdings unleugbar.

Es machte sich übrigens um jene Zeit, ungefähr um Mitte März, gleichwie im türkischen Lager, so auch in dem Auftreten der serbischen Regierung, wie nicht minder in der Stimmung der Nation ein namhafter Umschwung bemerkbar.

Die vergleichsweise ruhige und beobachtende Haltung, welche, durch den zugesicherten Schutz der kaiserlichen Regierung bestärkt, vom Fürsten Karageorgiević und seinem Cabinet dem österreichischen Observations-Corps gegenüber festgehalten worden, begann zusehends anderen Anschauungen zu weichen.

Eine gesteigerte Thätigkeit in den bereits seit Beginn der orientalischen Krisis vorgenommenen und nie gänzlich eingestellten Rüstungen trat als unverkennbares Symptom dieser veränderten Anschauungsweise hervor. Die plötzlich bei der ungünstigsten Witterung und ohne irgend eine greifbare Veranlassung vorgenommene Rundreise des Fürsten im Lande, welche in dessen zu dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlichen Uebersiedlung in die Sommerresidenz Kragujevatz ihren Abschluß fand, die zu gleicher Zeit stattgefundene Uebertragung der Staats- und National-Cassen, der Regierungspresse und mehrerer wichtigen Anstalten in den genannten, im Centrum des Landes gelegenen Ort mußten in noch augenfälligerer Weise die Absicht enthüllen, der aufgeregten Stimmung des Volkes gerecht zu werden und hierdurch theils die

eigene Sicherheit zu gewährleisten, theils durch die sich kundgebende Besorgniß vor einer unmittelbar bevorstehenden Besetzung des Landes durch österreichische Truppen den kriegerischen Geist der Nation zu wecken und ihre Neigung zum bewaffneten Widerstande zu erhöhen.

Eine Hindeutung auf den Zeitpunct, in welchem jene Tendenzen der serbischen Regierung offenbar wurden und mit der gesteigerten unnatürlichen Aufregung im Lande Hand in Hand gingen, genügt, um den innigen Zusammenhang dieser Manifestation mit dem russischen Donauübergange darzulegen, zu welchem gerade damals die kräftigsten Vorbereitungen getroffen wurden, während die Brandfackel in der kleinen Walachei nahezu verlöscht war, welche so lange um Kalafat mit bald hellerem, bald matterem Scheine gelodert hatte. — Nie war der Verkehr serbischer Officiere mit der russischen Armee reger als damals, und wenn Fürst Gortschakoff im Beisein vieler von ihnen bei einer Inspectionsreise in der kleinen Walachei etwa 1500 Schritte von den türkischen Verschanzungen über 20,000 Mann in vollster Parade mit klingendem Spiele vor sich defiliren ließ, und die von den Wällen Kalafats zugesendeten Kanonensalven durch die russischen Truppen mit schallenden Hurrahs begrüßt wurden, so war diese Demonstration wohl mehr noch auf die Glaubens- und Gesinnungsgenossen jenseits des Stromes berechnet, die mit eben so viel Sympathie und Sehnsucht auf die russischen Adler hinüberblickten, als die Zeugen jener Feierlichkeit selbst!

Wenn nun die Träume von der Wiedergeburt eines unabhängigen großserbischen Reiches nie lebhafter in der Phantasie des Volkes umherspukten, als eben damals, — wenn die Ausbreitung der Landesgrenzen vom Timok bis zur Jantra, bis zu den Knotenpuncten von Gabrova und Tirnovo mehr als je die allgemeine Losung der serbischen Patrioten wurde, so nahmen derlei Tendenzen einen um so bedenklicheren Hintergrund an, als Schaaren irregulärer Milizen — ohne einen Ruf der Regierung abzuwarten — sich bewaffnet in der untern Kraina sammelten, um einer etwaigen russischen Operation über die Donau hülfreiche Hand zu bieten.

Es war nach solchen Erscheinungen eine wohl nur zu natürliche Regung, die die türkischen Machthaber in jenen Gegenden bewog, auf das bloße Gerücht eines beabsichtigten russischen Donauüberganges zwischen Grnja und Radujevatz alle in Widdin disponiblen Kräfte in dem Winkel zwischen Timok und Donau zusammenzuballen, woselbst der Epirote Costanda als russischer Oberst mit mehreren hundert bulgarisch-serbischen Kreuzfahrern erschienen war.

Expeditionen solcher Natur mögen wohl zu dem Gerüchte Anlaß gegeben haben, als hätten russische Befehlshaber auf eigene Faust und auf die Gefahr hin, von ihrer Regierung desavouirt zu werden, den vorerwähnten Uebergang bei Radujevatz beabsichtigt, und nur ein noch rechtzeitig angelangter Befehl aus Bukarest habe sie im entscheidenden Augenblicke verhindert, durch Ausführung dieser Operation dem serbischen Landsturme die Hand zu reichen und so die lang vorbereitete Mine der südslavischen Insurrection zu zünden.

Sei dem, wie immer; — daß gerade dieser Zeitpunct gewählt wurde, um die kriegerischen Rüstungen Serbiens mit erhöhter Thätigkeit zu beleben, mußte dem österreichischen Commandirenden auffallend genug erscheinen, um ihn zu berechtigen,

von dem Fürsten von Serbien Aufklärungen über einen Zustand der Dinge zu fordern, der mit den friedlichen und freundschaftlichen Zusicherungen so sehr im Widerspruche stand, welche Karageorgieviċ sowohl bei seinem Besuche in Semlin, als auch späterhin fortwährend dem österreichischen General-Consul gegeben und durch seinen Agenten in Wien, den Senator Jankoviċ, wiederholt bekräftigen ließ.

Es dürfte hier nicht ohne Interesse sein, im Hinblick auf manche drohende Complicationen der Gegenwart den Charakter und die Ausdehnung dieser Rüstungen etwas näher in's Auge zu fassen, nicht nur, weil sie auf die Energie, mit welcher die serbische Nation ihre lange gebannten Kräfte rasch zu verwerthen wußte, ein grelles Schlaglicht werfen, sondern weil sie nicht minder den Grad der Wehrfähigkeit jenes wichtigen Nachbarvolkes beleuchten, welches in den über kurz oder lang bevorstehenden Kämpfen auf der Balkan-Halbinsel eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt ist.

5.

Beinahe um ein volles Jahr früher, im Mai 1853, also ungefähr zur Zeit des Abbruchs der russischen Unterhandlungen in Constantinopel, war der Schweizer Orelly mit einem bedeutenden Gehalte dem Chef des fürstlich serbischen Kriegsdepartements ad latus beigegeben worden.

Dieser Mann blieb während der ganzen Dauer der Krisis die Seele der serbischen Vertheidigungsanstalten und rechtfertigte durch seine Thätigkeit und Einsicht das Vertrauen der fürstlichen Regierung, welche durch seine Berufung allein schon von den sie mehr und mehr beseelenden kriegerischen Tendenzen Zeugenschaft abgelegt hatte.

Im Laufe des Jahres 1853 wurde — allerdings noch ziemlich unauffällig — an der Verbesserung der mangelhaften Kriegsausrüstung des Fürstenthumes gearbeitet und namentlich dem Geschützwesen und der Bewaffnung erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Die in diesen Blättern bereits erwähnte Concentrirung bosnischer Türken an der Südgrenze Serbiens und ihre Vorrückung gegen Užica bot jedoch willkommenen Anlaß, die Rüstungen mit größerer Offenheit zu betreiben und ihnen — unter dem Deckmantel der im Süden drohenden Gefahr — eine Ausdehnung zu geben, die nur durch die allerdings beunruhigende Ansammlung der österreichischen Streitkräfte an der Nordgrenze des Landes hervorgerufen sein konnte.

Zu Anfang Februar, also gerade in jener Zeit, als die an der unteren Save und Donau sich concentrirenden Truppen auf kaiserlichen Befehl in einen compacten Heerkörper vereinigt wurden, erließ die serbische Regierung ein allgemeines Aufgebot an die gesammte waffenfähige Mannschaft des Landes.

Jede der siebzehn Nahien (Načalnikate), in die das Fürstenthum zerfällt, hatte 6000 Mann zu stellen, von welchen jedoch Anfangs nur der sechste Theil unmittelbar unter die Waffen treten sollte. Jeder Mann erhielt den Befehl, sich mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Yatagan zu versehen; außerdem wurde in jedem Orte durch Regierungscommissäre eine häuserweise Repartition der bestehenden Frucht-

vorräthe vorgenommen, zu welcher jeder steuerpflichtige Kopf 5 Oka Frucht und 3 Oka Gerste beizutragen hatte.

Aus den hierdurch gebildeten Vorräthen sollte der ausmarschirende Mann mit 10 Oka Frucht und 10 Oka Mehl versehen werden, während der Ueberrest als Reservevorrath zu Kriegszwecken unter Aufsicht der betreffenden Gemeindebehörde deponirt blieb.

Kurz darauf ward die Ausfuhr der Brodfrüchte gänzlich verboten.

Die gesammelte Mannschaft wurde im Laufe der Monate Februar und März in den Hauptorten der Nahien fleißig geübt und vielfach im Feuer einexercirt Zur Bildung tüchtiger Officiere und Unterofficiere ward in Kragujevatz eine Kriegsschule errichtet, woselbst die intelligenteren jungen Leute successive — stets in der Zahl von 600 Mann — zu Chargen herangezogen und nach geschehener Ausbildung zu ihren Truppenkörpern zurückgeschickt wurden.

Nebst der bereits bestehenden regulären Cavallerie bildeten sich aus den berittenen Leuten im Lande irreguläre Reiterschaaren, von denen jeder einzelne Mann mit einer Schußwaffe, einem Handjar und einem Säbel bewaffnet sein mußte. (So hatte z. B. der einzige Bezirk Gradistie nächst der österreichischen Grenze 800 Reiter zu stellen.)

Die bedeutendsten Zurüstungen fanden unter Leitung des bereits genannten Schweizers Orelly im Geschützwesen statt. 40 neue Geschütze, zur Hälfte Zwölf-, zur Hälfte Sechspfünder wurden in der fürstlichen Gießerei zu Kragujevatz gegossen, weitere 45 aus allen Theilen des Landes dahin gebracht, so daß bald eine Geschützmasse von 86 Piecen in dem damaligen Regierungssitze concentrirt stand. 12 sechspfündige Feldkanonen befanden sich überdies noch in Belgrad. Von dieser Geschützmasse waren 72 Stück bereits vollkommen feldmäßig ausgerüstet, in dem Arsenale aber, in welchem gleich wie im Gußhause rastlos gearbeitet wurde, ein Vorrath an Lafetten und Karren für hundert Geschütze vorhanden. Zur Herbeischaffung der fehlenden Bespannungen hatte man alle Hebel in Bewegung gesetzt und an die Opferfähigkeit des Landes appellirt. Der Fürst selbst steuerte 100, der Woiwode Knicsanin 12 eigene Pferde bei; auch das Regierungsgestüt in Čupria ward zu diesem Zwecke ausgebeutet; überdies kauften Agenten auf österreichischem Gebiete insgeheim Zug- und Packpferde auf.

Außer der bereits bestehenden und in beständiger Thätigkeit begriffenen Pulvermühle von Topola wurden noch zwei — eine in Belgrad, eine in Svilainac an der Morava — errichtet und Pulvervorräthe in weit ausreichender Menge beschafft. Selbst die Frauen mußten, in Contribution gesetzt, zur Erzeugung von leinenen Patronensäcken und ähnlichem Zubehör beitragen; während schon früher alle Büchsenmacher im Lande zur Erzeugung und Ausbesserung der Waffen befehligt, und das Reit- und Sattelzeug nicht minder im Requisitionswege beigeschafft waren. Nebstdem wurde zur Erzeugung von Congreve'schen Raketen ein hessischer Feuerwerker durch Orelly nach Kragujevatz berufen.

Als zu Ende März, durch die vorhin erörterten Motive bedingt, eine gesteigerte Thätigkeit in den Rüstungen eintrat, wurde sämmtliche aufgebotene Mannschaft in den Hauptorten der 17 Nahien vereinigt.

Aus den 102,000 Mann, die durch Concentrirung der gesammten Aufgebote verfügbar wurden, sollten 64 reguläre Bataillone zu 1000 Mann, und zwar zur Hälfte aus ausgedienter Mannschaft bestehend, gebildet, der übrige Theil als Reserve verwendet werden.

Von denselben waren, übereinstimmenden und verläßlichen Berichten zufolge, um die erwähnte Zeit 48,000 Mann Infanterie, theils mit Percussionsgewehren, theils mit älteren doppelläufigen Flinten bewaffnet, dann 6000 Mann Cavallerie und 800 Artilleristen in den zur Concentrirung bestimmten Orten ziemlich vollständig ausgerüstet, wenn es auch der Infanterie theilweise an Zündern, der Cavallerie an der nöthigen Anzahl Säbel gebrach. Auf den Vorschlag Orelly's sollte jeder einzelne Mann noch mit einer Schaufel und Hacke versehen werden, zu welchem Zwecke in Kragujevatz 12,000 Schaufeln erzeugt wurden.

Die Städte hatten, um den Anstrengungen des Landes gegenüber nicht zurück zu bleiben, ihrerseits ein Contingent an Freiwilligen zu den regulären Milizen gestellt — in Belgrad hatten sich 1000, in Kragujevatz 600 Bürger der Wehrkraft des Landes angeschlossen. Alle altgedienten Soldaten wurden überdies einberufen.

Diese gesammte Streitmacht war unter die Befehle von fünf Vice-Woiwoden gestellt, welche in den Hauptpuncten Belgrad, Semendria, Alexinac, Valjevo und Užica ihren Sitz nahmen, und von denen jeder drei bis vier Nahien beaufsichtigte. Der Woiwode Kničanin führte den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte.

Feldlager wurden zwischen der untern Mlava und Morava, dann am Timok, endlich an der Mündung der Drina projectirt; zu eigentlichen Concentrirungen mobiler Colonnen — und selbst da nur in der Stärke einiger tausend Mann — kam es übrigens erst in den Monaten Mai und Juni, zu welcher Zeit Jefrem Nenadović ein kleines Corps bei Schabatz, Jeremie Stanoević ein zweites bei Grocka und Vinča in der Nähe der österreichischen Grenze gesammelt hatte.

Um Mitte April war in der ganzen Längenausdehnung der serbischen Grenzen ein Cordon gezogen; von Wischnitza bei Belgrad bis zum eisernen Thor stand er, wohl um der Beobachtung österreichischerseits entzogen zu sein, mehr landeinwärts; von da bis Radujevac an der Timokmündung — in der Nähe des Kriegsschauplatzes bedeutend verstärkt — zog er trocken an die Drina, sodann durch dieselbe gedeckt bis zu ihrem Einfluß in die Save, von wo aus bis nach Topčidere, der österreichischen Grenze gegenüber, abermals die vorhin angedeutete Vorsichtsmaßregel beobachtet wurde. Streifpatrouillen von Panduren erhielten die Verbindung zwischen den einzelnen Posten.

Nicht zufrieden damit, ihre Grenze durch eine ausgedehnte Cordonsaufstellung zu beobachten, hatte die serbische Regierung außerdem auf Befestigung einzelner ihr besonders wichtig dünkender Puncte vorgedacht und vor Ausbruch des Krieges schon den officiös dem französischen Consulate zugetheilten Ingenieur Mondain zu den bezüglichen Arbeiten im serbischen Kriegsdepartement verwendet, späterhin aber den polnischen Emigranten und Ingenieurofficier Zsak benutzt. Derselbe bereiste in Begleitung des Obersten Nicolits das Land und entwarf Pläne zu einem befestigten Lager bei Požarevac, zu dessen Armirung man bereits Geschütze aus Kragujevatz dahin brachte,

während im Gebirge an dem als wichtig angesehenen Puncte Zdrelo an der Mlava auf der einzigen nach der Nahie Cerna Rěcka und deren Hauptort Zaičar führenden Hauptstraße Verschanzungen angelegt wurden. Demselben Obersten Nicolits, welcher, in Rußland erzogen, in häufigen und sehr innigen Beziehungen zu den Russen stand und öfter Sendungen in das Hauptquartier vollführte, sodann dem Senator Stefan Stefanović Čoša war als Regierungscommissären die Aufsicht über alle Vertheidigungsanstalten übertragen. Straßen, Brücken und Dämme wurden im ganzen Lande ausgebessert, die Wasserfahrzeuge auf den Flüssen verzeichnet und unter Aufsicht gestellt, alle Zuflüsse aus den Landes- und Gemeindecassen aber den Vertheidigungsanstalten gewidmet, und bereits um Mitte März, nach des Fürsten am 13 d. M. erfolgter Ankunft in Kragujevatz, die Kopfsteuer aus 15 Districten dahin abgeliefert, wodurch sich binnen kurzem ein Baarschatz von mehr als einer halben Million Gulden in klingender Münze fand.

Aus dem Vorliegenden erhellt zur Genüge, daß die financiellen und militärischen Ressourcen, welche das Fürstenthum Serbien in jener Zeit der Krisis entwickelte, der Voraussicht russischer Staatsmänner alle Ehre machte, die in der Schöpfung eines selbständigen Staates an den Ufern der Morava ein Bollwerk des Slaventhums und zugleich ein bequemes Operations-Pivot für weitausgreifende Zukunftspläne in den Ländern des illyrischen Dreiecks erblickten. Eben so bestimmt entwickelte sich jedoch aus den Wahrnehmungen der damaligen Zeit die trostreiche Gewißheit, daß Oesterreich nur zu wollen brauche, um die kühnsten und bestangelegten Entwürfe panslavischer Herrlichkeit in magnetischen Schlaf zu bannen.

Elektrische Zuckungen werden hie und da den magnetisirten Körper durchdringen, aber dessen Thatkraft wird stets gelähmt sein, wenn ihm Oesterreich fest und gewaffnet in's Auge blickt — wie sehr ihm auch der Ingrimm offener und geheimer Feinde darüber grollen möge!

Damals wollte Oesterreich. —

Hätten ihm aber beklagenswerthe Zeitverhältnisse eine minder demonstrative und entschiedene Haltung geboten, wie dies leider in jenen Zeitläufen der Fall war, die dem Frieden von Adrianopel vorangingen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die serbischen Rüstungen nur zu bald ihren defensiven Charakter abgelegt und ihre Spitze in aggressiver und propagandistischer Richtung aus dem wie eine Bastion in die türkischen Ländergebiete des Südslaventhums vorspringenden Fürstenthume, östlich nach Bulgarien, westlich nach Bosnien und seinen Nebenländern, ja über die weiten Hochebenen des Balkans von Pristina und Novi Basar vorrückend, bis tief nach Macedonien und vielleicht an die Ufer des Meeres getragen hätte, mit einem Flügel an den Busen von Thessalonicha, mit dem andern an jene von Arta und Prevesa gelehnt, wo eben damals die Empörung in hellen Flammen loderte und der griechische General Tsavellas mit 150 Officieren zur Organisirung und Leitung des Aufstandes erschienen war. — Eine ähnliche Rolle hätte die reguläre Kriegsmacht Serbiens in all' den weiten Gebieten der südslavischen Brüdervölker übernommen — um diesen Kern hatte sich Alles geschaart, was Waffen trug und Muth und Beruf in sich fühlte, das verhaßte, Jahrhunderte lange Joch der Osmanen abzuschütteln, —



während der ehrgeizige Fürst von Montenegro in einem Aufrufe an das Volk der Černagora unverhüllt ähnliche Tendenzen entschleierte und durch den Ueberfall Gacko's, wie nicht minder durch einen versuchten und mißglückten Zug in die Herzegovina seinen Bestrebungen einen thatsächlichen Hintergrund zu geben bemüht war. Trug er doch offen die Absicht zur Schau, der Kriegspartei in Serbien die Hand zu reichen und durch dieselbe, die dem Fürsten Alexander ob dessen vergleichsweise noch immer zurückhaltender Politik insgeheim grollte, zur Verwirklichung hochfliegender Pläne zu gelangen, deren letztes Ziel kein geringeres als die Wiederherstellung des alten groß-serbischen Thrones unter russischem Schutze war!

Wie gerne Rußland solchen Plänen die Hand geboten, hatte es mehrfach augenfällig bewiesen.

Lag doch schon in der Errichtung eines anfänglich unter den Auspicien des Fürsten Milosch Obrenović gebildeten, dann aber förmlich in russischen Sold übernommenen griechisch-slavischen Freicorps für alle orthodoxen Christen anatolischen Bekenntnisses der Keim jener Bestrebungen offen zu Tage, welche übrigens in den vom Fürsten Gortschakoff bestätigten Statuten desselben unverhohlen ausgesprochen waren.

Daß 200 von diesen „Stavrophoren" den Zug über die Donau eröffnen mußten und zuerst auf bulgarischem Boden bei Gedschid landeten, war bezeichnend genug für die Bestimmung derselben als Fahnenträger der christlich-slavischen Empörung! Wenn nun zugleich das Kriegsmanifest des Kaisers von Rußland in vielen Tausenden serbischer und bulgarischer Exemplare in die Länder dieser Idiome geschleudert wurde, — wenn damals schon 24,000 Gewehre aus den russischen Arsenalen zur Bewaffnung der Bulgaren in Bukarest bereit standen, — wenn russische Emissäre geistlichen und weltlichen Standes unermüdet thätig waren, die herrschende Mißstimmung zu immer höherer Erregung zu steigern, welche sich in Serbien zuletzt in kindischen aber bezeichnenden Demonstrationen der Lycealstudenten von Belgrad und Kragujevatz in russischem und antitürkischem Sinne kundgab, — wenn endlich russische Officiere immer häufiger Dienste in Serbien nahmen, wohin um jene Zeit auch ein in Petersburg erzogener und bisher der russischen Armee angehöriger Neffe Czerny Georg's gesandt wurde, der erforderlichen Falles als Kronprätendent aufzutreten vermochte, — so mußten diese Thatsachen unverkennbar die Anlage und den Zusammenhang jenes weitgreifenden Planes enthüllen, dessen drohende Gefahren für die Ruhe der österreichischen Nachbarländer wir bereits wiederholt anzudeuten in der Lage waren.

Aengstlich harrte man daher in den unterwühlten Ländern allenthalben auf das Signal des Aufstandes, und als General Lüders die Donau überschritt, da hieß es, das serbische Volk werde sich wie ein Mann erheben, den bedrängten bulgarischen Glaubensbrüdern zu Hülfe eilen, um auf den ersten Ruf mit Rußland gemeinsame Sache zu machen!

Der Ruf erscholl nicht. Was ihn erstickte, waren wohl weder die in der Eile aufgeworfenen türkischen Verschanzungen an der Nissava, noch das türkisch-bosnische Observations-Corps bei Veljine, welches mit Ausnahme eines regulären Linien-Bataillons aus Bosna Seraj und einer Escadron Cavallerie aus Banialuka mit einigen

drei- und einpfündigen Kanonen aus wilden Haufen irregulärer Bosniaken und Baschi-Bozuks bestand.

Die vielfach vorbereitete Bewegung lag nicht mehr im Plane der russischen Heerführung. Die an der Savemündung flatternden österreichischen Fahnen mochten auf derlei Gelüste eben so beschwichtigend wirken als auf die Fieberträume der Wiederhersteller des Czarenthrones der Nemanič. —

Ob nun die serbische Nation in der Defensive trotz dem Ernste und der Energie, mit der sie ihre Rüstungen betrieb, einer wirklich in's Land rückenden österreichischen Streitmacht factischen Widerstand entgegengesetzt hätte, mag immerhin dahingestellt bleiben.

Auf die oft von Ausbrüchen der natürlichen Rohheit begleiteten Drohungen, welche diesfalls ein Theil der Bevölkerung aussprach, ist wohl kaum mehr Gewicht zu legen, als auf die kleinliche Ostentation, mit der einzelne Befehlshaber ihre Rüstungen zu Markte trugen.

Oesterreichischerseits war man der eben geschilderten serbischen Kraftentwickelung gegenüber nicht müßig geblieben. Wie wir bereits wissen, hatte die Absendung des 9. Armee-Corps in die Bacska und nach Syrmien die kaiserlichen Befehlshaber in die Lage versetzt, mit einer Streitmacht von 40 — 50,000 Mann gegen das Innere von Serbien zu operiren.

Eine Brigade des 9. Armee-Corps war in diesem Falle bestimmt, von Racsa aus längs der Drina an der bosnisch-serbischen Grenze vorzurücken, um die Verbindung zwischen dem eigenen Corps und dem kroatisch-dalmatinischen zu erhalten, welches durch die ungefähr in der Gegend von Serajevo zu erfolgende Vereinigung mit der erwähnten Brigade auf die Stärke von 33,000 Mann mit 800 Pferden angewachsen wäre.

Dem Fort Racsa, in Syrmien gegenüber der Drinamündung gelegen, war für den Fall dieser Operation eine wichtige Rolle als Stützpunct der Vorrückung an diesem Flusse zugewiesen und dasselbe mit einer vermehrten Artilleriedotation und entsprechenden Infanteriebesatzung bedacht, die seit den letzten Türkenkriegen theilweise vernachlässigten und schadhaften Werke aber in vertheidigungsfähigen Stand gesetzt worden. Auch der Armirung der slavonischen Festungen Essegg, Brod und Alt-Gradiska ward eine erhöhte Thätigkeit zugewendet, während zu Ende März ein ansehnliches Artilleriematerial, aus 42 schweren Geschützen mit allem nöthigen Zubehör bestehend, aus dem Innern der Monarchie in Peterwardein anlangte.

Die Zuweisung eines so mächtigen Belagerungsparks war ein deutlicher Fingerzeig, daß im Falle einer Offensiv-Operation gegen Serbien die Spitze derselben zunächst gegen die Festung Belgrad gerichtet sein würde. Den Hauptpunct des Landes in seine Gewalt zu bekommen, falls Türken und Serben Miene machten, denselben zu vertheidigen, und dadurch einen Stützpunct für die künftigen Operationen zu gewinnen, mußte das vorzüglichste Augenmerk des österreichischen Befehlshabers sein.

Auf dieses Object waren demnach zuvörderst alle Vorbereitungen gerichtet, die im Laufe der Monate März und April aus der österreichischen Operationskanzlei zu Semlin ihren Ausgangspunct nahmen. So interessant es auch namentlich für das



militärische Publicum wäre, die Ergebnisse jener Studien im Zusammenhange mit den auf demselben classischen Boden bereits unter Prinz Eugen und Loudon gewonnenen Erfahrungen näher in's Auge zu fassen, so ist es uns dennoch, da die Operation nicht zur Ausführung gelangte, durch nahe liegende Motive verwehrt, in die Einzelheiten jener Verfügungen und Dispositionen einzugehen. Es genüge zu bemerken, daß auch hier den Epigonen bei näherer Prüfung die Weisheit der Väter zum leuchtenden Vorbild wurde, während die Vervollkommnung der technischen Mittel die Chancen des Gelingens namhaft erhöhte. So wurden z. B., um im Fall eines raschen und selbst augenblicklichen Vorgehens ohne frühere Vorbereitung einen Flußübergang sofort mit bedeutenden Streitkräften vollführen zu können, die Construction großer Doppelboote durch Ueberbrückung vorhandener Schleppschiffe vorgenommen, mittelst welcher größere Truppenkörper und ganze Batterien auf einmal übergesetzt werden mochten. Dieselben bewährten sich vollkommen, und es konnte bereits am 20 April eine Probefahrt unternommen werden, indem eines dieser Boote zu Semlin durch einige Compagnien Infanterie mit 8 Geschützen belastet und durch einen Kriegsdampfer remorquirt, eine Landung oberhalb Borcsa an der Donau ausführte, bei welcher die Debarquirung unter Anwendung der üblichen militärischen Vorsichtsmaßregeln stattfand.

Es wäre durch den Gebrauch der erwähnten Doppelboote und der dazu gehörigen Landungsbrücken vor allem der Vortheil erreicht worden, — ohne den zu einer Ueberbrückung der Save gewählten Punct durch langwierige Vorbereitungen zu verrathen, — rasch größere Truppenabtheilungen auf das jenseitige Ufer zu werfen, um sodann unter dem Schutze derselben einen regelmäßigen Brückenschlag vornehmen zu können.

Auch zu letzterem waren bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, die geeignetsten Puncte ermittelt, selbst die erforderlichen Feldbefestigungen aufgeworfen. Rastlos nahmen die Truppen des Corps an den hierdurch bedingten mühevollen Arbeiten Theil; Semlin selbst wurde mit Feldverschanzungen versehen, der Damm von Bežania, der schon zu Loudon's Zeiten eine wichtige militärische Rolle gespielt, seinem Verfalle entzogen und neu hergestellt. Zur Verbindung mit den innern Landestheilen diente die Errichtung einer Schiffbrücke über die Theiß bei Titel, woselbst, wie nicht minder zu Semlin, Pančova und Mitrovitz, in wohlversehenen Nachschubsmagazinen für den Fall einer Vorrückung in das Innere Serbiens die Verpflegsbedürfnisse für volle drei Monate aus den Vorräthen der rückwärtigen Kronländer aufgespeichert lagen.

Für den Fall einer durch etwaige russische Demonstrationen aus Bulgarien oder der kleinen Walachei bedingten Vorrückung in den östlichen Theil des Landes waren nicht minder umfassende Vorbereitungen getroffen. In diesem Falle empfahl sich die rasche Besetzung der Krajna und Cerna Röcka bis zur Timok-Linie als jene Operation, die ähnlichen Velleitäten am wirksamsten entgegenzutreten vermochte.

Belgrad, als Schlüssel und Hauptpunct des Landes, und Semendria, nahe am Ausgange des Moravathales, mußten hierbei nothwendig in österreichische Hände gelangen, während der entfernteren südwestlichen Waldgegend der Schumadia nur eine secundäre Bedeutung gewidmet worden wäre.

Ueber den zugewiesenen Kriegsschauplatz standen dem commandirenden General die vergleichsweise besten Landesbeschreibungs-Materialien zu Gebote, um dem damals nur allzu fühlbaren und leider noch heute zu beklagenden Mangel einer verläßlichen Karte abzuhelfen; überdies waren Kundschafter in das Innere Bosniens und Serbiens entsendet, um fortwährend über den Stand der Rüstungen in letzterem Lande zu berichten. Ein eventueller Operationsplan war von dem Generalquartiermeister der Armee herabgelangt und die nöthige Detail-Disposition zu Anfang April zwischen den beiden Corpscommandanten zu Neusatz und Semlin vereinbart werden, gemäß welcher das serbisch-banater Armee-Corps in 4 — 6 Tagen, das 9. Corps aber bei Anwendung gewöhnlicher Märsche in 8, bei forcirten Märschen in 5 Tagen aus seinen Cantonnirungsstationen bei dem Hauptübergangspuncte vereinigt sein konnte. So waren denn im Großen wie im Detail alle militärischen, ökonomischen und administrativen Vorkehrungen in weitester Ausdehnung getroffen, um im Falle einer Ueberschreitung der Grenze mit beinahe sicherer Aussicht auf Erfolg kräftigst operiren zu können.

Es stand mit beginnendem Frühjahr eine Streitmacht von 33 Bataillons, 28 Escadrons und 88 Geschützen bereit, auf den Wink des Monarchen und das Signal eines drohenden Ausbruchs im Fürstenthume vollständig und schlagfertig ausgerüstet die Save zu überschreiten, um zum ersten Male nach nahezu sieben Jahrzehnden den einst kaiserlichen Boden Serbiens zu betreten und auf den Fußstapfen Maximilian Emanuel's, Eugen's und Laudon's ihre ruhmreichen Waffen in die Thäler der Drina und Morava zu tragen und das kaiserliche Banner auf den stolzen Wällen Belgrads aufzupflanzen.

Allein es kam anders, und die Lösung dieser schönen Aufgabe sollte für diesmal dem Führer des serbisch-banater Corps und seinen kriegsmuthigen Truppen nicht vergönnt sein. Serbien, durch den bloßen Druck der österreichischen Aufstellung und noch mehr durch den Ernst der vorhin geschilderten Rüstungen eingeschüchtert und entmuthigt, blieb ruhig.

Mit der Schwenkung, welche die russischen Fahnen gegen die untere Donau gemacht, trieb auch der politische und militärische Schwerpunct der orientalischen Krisis wieder dem Osten zu, und das paralysirte Serbien mit dem durch die drohende Haltung der Westmächte nahezu verlöschenden epirotischen Aufstand trat allmälich mehr und mehr in den Hintergrund.

Die kaiserl. Entschließung vom 4 Mai, durch welche den an der südöstlichen Reichsgrenze concentrirten beiden Armee-Corps die Ermittlung einer erweiterten Dislocation in gesündere Gegenden anbefohlen wurde, deutete zuerst klar darauf hin, daß sich die gefahrdrohende Wolke von den Grenzen Serbiens verzogen hatte, und bezeichnet somit den Eintritt einer neuen und entscheidenden Wendung in der Frontstellung der kaiserlichen Heere.

Mittheilungen und Berichte.

K. K. Militär.-Geographisches Institut. Unter der Leitung des Instituts machten im verflossenen Sommer die für Zwecke der mitteleuropäischen Gradmessung bestimmten geodätischen Arbeiten erfreuliche Fortschritte. Die im Sommer 1862 durch die Messung auf den Puncten Schneekoppe und Spitzberg bei Rappersdorf eingeleitete Verbindung des österreichischen mit dem preußischen Dreiecksnetze wurde durch die Beobachtungen auf der Großkoppe und dem Spieglitzer Schneeberge im Sommer 1863 vollkommen beendet. Auf allen jenen Stationen, welche die Verbindung der im Herbst 1862 bei Josephstadt in Böhmen gemessenen Basis mit den Dreiecken erster Ordnung des trigonometrischen Netzes herstellen, sind die Beobachtungen gleichfalls durchgeführt worden, so daß nunmehr dem Vergleiche der Breslauer Basis mit der vorerwähnten nichts mehr im Wege steht. Außerdem wurden noch die Messungen auf allen Puncten in westlicher Richtung bis zur astronomischen Station Dablitz bei Prag vorgenommen. In Dablitz wurden Länge, Breite und Azimuth durch den Director der Wiener Sternwarte, Professor Dr. v. Littrow, auf dem Spieglitzer Schneeberge durch den Professor Dr. Herr und auf der Schneekoppe durch den königl. preuß. Generallieutenant Baeyer Azimuth und Breite bestimmt. Durch die von den königl. sächsischen Mitgliedern der Gradmessung, Bergrath Weißbach und Professor Nagel in Gemeinschaft mit dem Generalmajor v. Fligely, Director des k. k. militär.-geographischen Instituts unternommene Recognoscirung des Erzgebirges wurde der Bau trigonometrischer Signale auf den Puncten Schneeberg bei Bodenbach, Kahleberg bei Altenburg, Bernstein bei Catharinaberg, Fichtelberg bei Oberwiesenthal, Spitzberg bei Fribus und Capellenberg bei Franzensbad vereinbart und damit die entsprechende Verbindung der sächsischen mit der österreichischen Triangulirung sichergestellt.

Für Zwecke der Katastralvermessung wurde im Warasdin-Creuzer Grenz-Regimente die Triangulirung 2. und 3. Ordnung, und für die Militäraufnahme die Triangulirung 2. Ordnung im Banate am linken Theiß- und Marosufer zu Ende geführt.

Für das Jahr 1864 sind folgende astronomische und geodätische Operationen beantragt und bereits seit Anfang Mai in Angriff genommen. Das trigonometrische Netz wird in Böhmen durch Recognoscirung, Zeichenbau und Winkelbeobachtungen in der Art fortgeführt, daß, nachdem die Verbindung mit der preußischen Triangulation bereits erfolgt ist, zunächst jene mit dem sächsischen, im eintretenden Falle aber auch jene mit dem bayerischen Dreiecksnetze bewirkt; endlich auf dem entsprechendsten Wege die Anknüpfung mit der Wiener-Neustädter Basis, wenn nicht erreicht, doch möglichst gefördert werden. Außerdem wird auf dem Dreieckspuncte Kunetickahora die Breite und ein Azimuth beobachtet werden.

In Verbindung mit diesen Arbeiten für Zwecke der mitteleuropäischen Gradmessung wird der Director der Wiener Sternwarte, Professor v. Littrow, Längenbestimmungen durch elektrische und Zeit-Signale zwischen Wien und Leipzig, dann Wien und Paris vornehmen; zugleich vom Puncte Wien die geographische Breite und das Azimuth nach einem beliebigen Dreieckspuncte der Umgebung beobachten. Professor Herr wird von den drei Puncten des trigonometrischen Netzes in Böhmen: Hoher Schneeberg bei Bodenbach, Čerkow im Böhmerwald und einem zu wählenden Puncte östlich von Budweis, auf welchem astronomische Beobachtungen der Breite und des Azimuthes beantragt sind, vorerst auf dem erstgenannten Puncte und, wenn es die Zeit gestattet, nach eigenem Ermessen auch noch auf einem der beiden andern Puncte, diese astronomischen Beobachtungen durchführen.

Die Triangulirung 2. und 3. Ordnung im Warasdiner-St. Georger Grenzregimente zum Behufe der Katastralvermessung, dann jene 2. Ordnung in dem noch nicht vermessenen Theile der Woiwodina wird in diesem Sommer durchgeführt werden.

Die Militär-Landesaufnahme in Ungarn bis an die Maros und die Aufnahme der Bukowina auf Grundlage des Katasters wurde im vergangenen Sommer vollendet; und wird dieselbe gegenwärtig durch sieben Mappirungsabtheilungen in der Woiwodina fortgesetzt und damit der ganze Theil auf dem linken Theißufer vollendet werden.

Nebstdem wird die aus 28 Sectionen bestehende Umgebungskarte von Wien im Maßstabe 1" = 200 Klafter durch eine aus zehn Individuen bestehende Abtheilung einer genauen Reambulirung unterzogen, und in diesem Jahre der ganze östliche Theil, dann nördlich bis Korneuburg, südlich bis Brunn am Gebirge und westlich bis Mauerbach und Breitenfurth, der Rest aber im kommenden Jahre ausgeführt werden.

In jüngster Zeit ist ein sechstes Blatt zur Umgebung von Wien (Berg-Wechsel) im Maßstabe 1" = 600 Klafter publicirt worden, und es werden die Karte von Süddeutschland, in 12 Blättern auf Stein gravirt, dann die Generalkarte des Königreichs Böhmen, in 4 Blättern auf Kupfer gestochen, beide Werke im Maßstabe von 1" = 4000 Klafter, noch im Laufe dieses Jahres vollendet und publicirt werden.

Zur Förderung der Kriegsoperationen des k. k. 6. Armee-Corps gegen die Dänen in Schleswig-Holstein wurden Pläne im großen Maßstabe der Umgebung von Rendsburg, Schleswig mit den Dannewirkverschanzungen, von Idstedt, Flensburg und Bau, Düppel, Kolding, Gudsoe und Fridericia auf Stein angefertigt und durch den Druck in der nöthigen Anzahl vervielfältigt.

Das Museum des Königreichs Böhmen ist eine Schöpfung der Grafen Caspar und Franz Sternberg. Namentlich war es der erstere, der keine persönlichen und materiellen Opfer scheute, um seinem Vaterlande ein Institut zu schaffen, welches die Bestimmung hat, die edelsten Kräfte des Landes zu dem Zwecke zu einigen, um den Sinn für heimathliche Interessen auf dem Gebiete der Wissenschaft rege zu erhalten und in seinen Sammlungen ein wissenschaftliches Bild Böhmens darzustellen. Schon im J. 1810 ließen sich Stimmen und Wünsche wegen Errichtung einer solchen Sammelstätte vernehmen; im J. 1811 erhielten sie einen neuen Antrieb durch das von dem Erzherzog Johann in der Steiermark errichtete Joanneum. Allein die Bedrängnisse der französischen Kriege ließen es zu keiner That kommen. Erst im J. 1818 gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Caspar und Franz Sternberg traten mit dem Fürsten Longin Lobkowitz und den Grafen Fr. Klebelsberg und Hartmann zu einer Conferenz zusammen, um in einem Aufrufe „an die vaterländischen Freunde der Wissenschaft“ die Verfassung der angestrebten Anstalt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und zur Theilnahme daran aufzufordern. Unter dem 15 April 1818 wurde der Aufruf in einer feierlichen Versammlung unterzeichnet, in welcher Graf Caspar Sternberg alle seine Sammlungen im Werthe von mehr als 100,000 fl., der Oberstburggraf Franz Graf Kolowrat und Graf Hartmann ihre Mineralien-Sammlungen, andere Mitglieder des hohen Adels namhafte Geldbeiträge der werdenden Anstalt widmeten. Schon im Mai 1818 waren über 60,000 fl. subscribirt, und ganze Bibliotheken und Naturaliencabinette, worunter die unschätzbare Bibliothek und Manuscriptensammlung des Grafen Joh. Kolowrat auf Březnic und die reichen naturhistorischen Sammlungen der Grafen Joh. Wratislaw und Franz Hartig, dem Museum zur Verfügung gestellt. Am 11 Juni 1820 wurde den Statuten der „Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“ die Allerh. Genehmigung zu Theil.

Die Sammlungen wurden im J. 1821 in dem der Gesellschaft der patriot. Kunstfreunde am Hradschin gehörigen Hause untergebracht, und im J. 1822 wurde zur endlichen Constituirung der Gesellschaft geschritten. Die Wahl zum Präsidenten fiel auf den Begründer Caspar Graf Sternberg, welcher der Anstalt bis zu seinem am 20 December 1838 erfolgten Tode vorstand. Die Geschichte des Museums in diesen Jahren ist im allgemeinen durch seine Persönlichkeit charakterisirt. Bei dem thätigen Eifer, mit welcher er die Verwaltung lenkte, und bei den bedeutenden Summen, welche er jährlich aus seinen Mitteln auf die Bereicherung und Vervollkommnung des Museums verwendete, konnte dieses nicht anders als jenen Gang einschlagen, den seine individuellen Ansichten und Wünsche ihm vorzeichneten. Es ist dies die Periode einer vorzüglichen Pflege der naturwissenschaftlichen Richtung. Im J. 1819 wurden die auf den Philippinen und in Südamerika gesammelten Naturalien des böhmischen Reisenden Thaddäus Hänke erworben, im J. 1832 eine ansehnliche zoologische Sammlung vom Grafen Fr. Kolowrat der Anstalt zum Geschenk gemacht, der ähnliche Schenkungen anderer böhmischer Herren folgten. Die Bibliothek gestaltete sich zu einer vollständigen Sammlung der einschlägigen Literatur. Die beiden Presl, Fr. Zippe, A. J. Corda widmeten ihre Fürsorge den naturgeschichtlichen Schätzen des Instituts.

Dabei wurden andere Richtungen nicht vernachlässigt.

Graf Franz Sternberg begründete durch die Schenkung seines überreichen Schatzes an böhmischen, mährischen und schlesischen Münzen im Jahre 1830 die numismatische Sammlung.

Die Bibliothek erhielt einen namhaften Zuwachs durch die Sammlung von Handschriften und Incunabeln, welche 1825 der Erzbischof Chlumčanský dem Museum übergab.

Im J. 1827 wurde, um das allgemeine Interesse für das Museum wach zu erhalten, die Herausgabe einer Zeitschrift in beiden Landessprachen begonnen. Die deutsche „Monatsschrift des vaterländischen Museums" fand indessen, trotz ihren rühmlichen Leistungen, trotz dem Nachdruck, mit welchem im J. 1830 selbst Göthe sie in Deutschland zu empfehlen unternahm, im Publicum eine so geringe Unterstützung, daß sie mit dem Jahrgang 1831 eingehen mußte. Dagegen erfreute sich die böhmische Vierteljahrsschrift eines stets wachsenden Aufschwunges. Zuerst unter Palacký's, seit 1838 unter Šafařík's, seit 1843 unter Wocel's, seit 1850 unter Nebeský's, seit 1861 unter Vrťátko's Leitung übte der „Časopis českého Musea" eine nachhaltige Wirkung auf die Entfaltung der böhmischen Sprache und Literatur aus.

Bereits im J. 1821 wurde der Plan angeregt, bei dem Museum einen besonderen Fonds zur Förderung der böhmisch-slavischen Literatur zu gründen, scheiterte jedoch an der im ganzen noch sehr geringen Theilnahme, welche derselbe im Publicum fand. Später wurde im Museum zur Pflege der böhmischen Sprache und Literatur ein eigenes Comité gebildet, und dieses war es, das hauptsächlich auf Anregung des Grafen Franz Sternberg mit Erfolg daran ging, im J. 1830 die Idee zu verwirklichen. Theils durch Schenkungen, worunter namentlich jene des Fürsten Rudolph Kinsky Erwähnung verdient, theils durch Beiträge von einzelnen Personen entstand der Fonds, dem man nach dem Vorbilde eines ähnlichen serbischen Instituts zu Pest, Matica srbska (die serbische Bienenmutter), den Namen Matice česká gab. Jeder Theilnehmer erlegt die Summe von 50 fl., und erlangt dafür das Recht, mit allen auf Kosten des Fonds herausgegebenen Werken unentgeltlich betheilt zu werden. Von den jährlich eingehenden Beiträgen wurde ursprünglich die eine Hälfte capitalisirt, die andere verwendet. Aus geringen Anfängen wuchs der Fonds stetig empor. Im Jahre 1840 betrug sein Stammcapital an 20,000 fl., gegenwärtig nahe an 100,000 fl., ungeachtet in Folge späterer Bestimmung nur ein Drittheil der Beiträge zum Capital geschlagen wird. Dieser Fonds ermöglichte die Herausgabe von Šafařík's slavischen Alterthümern (Starožitnosti slovanske), von Jungmann's für die böhmische Literatur epochemachendem böhmisch-deutschen, in ähnlicher Weise wie Grimm's Wörterbuch eingerichteten Slovník und einer Reihe wissenschaftlicher Werke in böhmischer Sprache.

Nach Caspar Sternberg's Ableben wurde im J. 1841 Graf Joseph Nostiz zum Präsidenten des Museums gewählt, dem im J. 1846 Graf Joseph Mathias Thun, im J. 1848 Johann Ritter von Neuperg und im J. 1852 Christian Graf Waldstein folgten.

Die Sammlungen, im J. 1843 namentlich durch die von Helfer in Vorder- und Hinter-Indien gesammelten Insecten und Pflanzen vermehrt, hatten mittlerweile

so große Dimensionen angenommen, daß die bisherigen Räumlichkeiten zu deren Beherbergung nicht mehr ausreichten, abgesehen davon, daß ein am Hradschin gelegenes Gebäude wegen seiner Entfernung von den belebteren Theilen Prags immer mehr sich als ungeeignet erwies. Im J. 1845 kauften die böhmischen Stände für das Museum ein eigenes Haus am Graben (Kolowratstraße) in der Neustadt Prags, welches im Jahre 1847 bezogen wurde. Mit dieser Uebersiedlung begann für das Museum ein neues Leben, welches durch den thätigen Geschäftsleiter Fr. Palacký in raschem Flusse erhalten wurde. Die Verhältnisse der Gesellschaft wurden durch neue Statuten geregelt, welche ihrer Wirksamkeit neue Bahnen zu öffnen und eine erhöhte Betheiligung des Publicums hervorzurufen bestimmt waren. Leider traten mit dem Jahre 1848 Verhältnisse ein, die in ihren Folgen auf das Gedeihen der Anstalt nur nachtheilig wirken konnten. Erst durch die Allerh. Sanctionirung der umgestalteten Statuten im J. 1861/62 wurden die Nachwehen jener Zeit behoben, und das Museum geht unter dem im J. 1861 gewählten und den neuen Statuten gemäß von Sr. Majestät bestätigten Präsidium des Grafen Heinrich Jar. v. Clam-Martinitz und des Fürsten Carl Schwarzenberg einer neuen Periode seiner für den wissenschaftlichen Fortschritt in Böhmen fördersamen Thätigkeit entgegen. Die Theilnahme des Publicums wächst in steter Progression.

Es vergeht kein Jahr, wo nicht dem Museum namhafte Schenkungen zu statten kämen. Im Jahre 1861 erhielt es die reiche, an 35,000 Bände zählende Bibliothek seines Mitbegründers, des Obersten Hofkanzlers Fr. Grafen Kolowrat, im Jahre 1862 mehrere kleinere Bibliotheken, im Jahre 1863 eine 70,000 Nummern zählende Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien und Zeichnungen sammt der einschlägigen Literatur des Jos. Koch-Kauka, im Jahre 1864 die durch philosophische und theologische Schriften werthvolle Bibliothek des Dr. Mich. Feßl. Endlich hat das Museum die vom Lande erworbene, für die Slavistik in ihrer Art einzige Bücher- und Handschriftensammlung P. J. Šafařík's zu übernehmen. Durch diese Acquisitionen gestaltet sich die Museums-Bibliothek zu einer der bedeutendsten in Europa.

Einen nicht minder erfreulichen, wenn auch nicht in so rapider Weise sich entfaltenden Fortschritt nehmen die übrigen Sammlungen des Museums.

Dieselben umfassen in selbständigen Abtheilungen: Naturalien (Thiere, Pflanzen, Petrefacten, Mineralien), Manuscripte, Archivalien, theils Originalurkunden, theils Abschriften derselben, Kunst- und geographische Alterthümer, einschließlich ethnographischer Objecte, Münzen, Siegeln, Musikalien, Karten und Bilder. Ueberall tritt das heimathliche Moment in den Vordergrund.

Das bisherige Gebäude beginnt an Raum Mangel zu leiden, und es ist Hoffnung vorhanden, daß mit Unterstützung des Landtags bald eine neue würdige Stätte für die Anstalt geschaffen werden wird.

Das Stammcapital des Museums belief sich nach dem letzten Ausweise auf 42,000 fl., die Jahreseinnahme auf 7500 fl.; letztere wurde indeß durch die jüngst aus Landesmitteln gewährte Beihülfe wesentlich erhöht.

Die Gesellschaft wird durch die alljährlich stattfindende Generalversammlung der wirkenden, beitragenden und Ehrenmitglieder geleitet, und durch den von und aus diesen letzteren gewählten Ausschuß verwaltet. Ihre wissenschaftliche Wirksamkeit äußert sich durch besondere Sectionen und durch eigene für bestimmte Zwecke gebildete Comité's. Gegenwärtig sind drei Sectionen, und zwar eine naturwissenschaftliche, eine archäologische und eine für wissenschaftliche Pflege der böhmisch-slavischen Sprache und Literatur thätig. Letztere verwaltet überdies die zur Verwendung bestimmten Mittel des Fonds der Matice česká.

Im Verein mit der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft wird gegenwärtig vom Museum eine naturwissenschaftliche Durchforschung und Beschreibung Böhmens nach allen Richtungen hin vorbereitet, ein Unternehmen, welches bei den tüchtigen Kräften, die Böhmen für solche Zwecke aufzuweisen im Stande ist, die besten Erfolge in Aussicht stellt.

K. K. Gemälde-Sammlungen. Während bei den früheren akademischen Ausstellungen in den Jahren 1858 und 1859 die vom Staate angekauften Werke ausschließlich in die Gemäldegallerie des Belvedere aufgenommen wurden, ist nunmehr durch einen Allerh. Erlaß vom 20 April d. J. bestimmt worden, daß die aus der diesjährigen Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste ausgewählten Gemälde dem kaiserlichen Hofe zur Verfügung gestellt werden, damit die für die Belvedere-Gallerie etwa passenden Werke dorthin übertragen, die übrigen aber zur Ausschmückung der Allerh. Apartements, so wie der kaiserlichen Lustschlösser in Schönbrunn, Laxenburg u. s. w. verwendet werden.

Für diese Allerh. Entscheidung waren folgende Motive maßgebend: Durch die Allerh. Entschließung vom 23 April 1857 wurde für drei akademische Ausstellungen ein Betrag von je 10,000 fl. C. M. zum Ankaufe „ausgezeichneter Werke hervorragender Künstler, ohne Unterschied ob dieselben In- oder Ausländer seien," für die Gemälde-Gallerie des Belvedere bestimmt. Die strenge Einhaltung dieses Standpunctes hat jedoch bei den beiden früheren Ausstellungen entschieden zum Nachtheile der heimischen Künstler geführt, ohne daß das vorangestellte Princip in seiner Reinheit zur Durchführung kommen konnte. Ein Blick auf die gegenwärtige Ausstellung und zwar sowohl auf die Werke in- als ausländischer Künstler zeigte, daß dermalen die strenge Befolgung des früher geltenden Grundsatzes geradezu unmöglich gewesen wäre. Die Ausführung des nunmehr Allerh. genehmigten Vorschlages hat es daher mehr, als dies bisher geschehen konnte, ermöglicht, auf einheimische Kräfte Bedacht zu nehmen und jüngere Talente, welche vorzügliches leisten, aber noch nicht jene Höhe der Ausbildung erreicht haben, welche ihre Arbeiten als Meisterwerke in der wahren Bedeutung dieses Wortes erscheinen ließe, zu bevorzugen und aufzumuntern.

In diesem Sinne wurde der Ankauf folgender 18 Gemälde aus der diesjährigen Ausstellung von Sr. Majestät genehmigt: 1. Schönbrunner Carl aus Wien: „Versuchung des heil. Antonius", 2. Schönn Alois in Wien: „Markt in Constantinopel", 3. Riedel Carl in Wien: „Vorlesen", 4. Löffler Leopold in Wien: „Rück-

kehr aus der Sclaverei", 5. Schäffer August aus Wien: „Herbstabend im Walde", 6. Schlesinger Carl in Düsseldorf: „Heueinfahren bei herannahendem Gewitter", 7. Korzinek Paul in Wien: „Motiv vom Hintersee in Berchtesgaden", 8. Jettel Eugen: „Hintersee bei Berchtesgaden", 9. Halauska Ludwig in Wien: „Kirchenruine", 10. Holzer Joseph in Wien: „Buchenpartie", 11. Novopacky Jan in Wien: „Kloster Camaldoli", 12. Zimmermann Max in München: „Waldlandschaft", 13. Mayer Ludwig in Wien: „Christus und die Samariterin am Brunnen", 14. Heinlein Heinrich in München: „Nach einem Gewitter in den Ampezzaner Gebirgen", 15. Haushofer Max in Prag: „Die blaue Gumpe im Rheinthale bei Partenkirchen", 16. L'Allemand Sigmund in Wien: „Scene aus der Schlacht bei Collin", 17. Till Johann: „Heimkehrende Kreuzfahrer", und 18. Kriehuber Joseph in Wien: „Waldlandschaft."

Die Todeskina. Das glänzende Fest, womit die Prachtlocalitäten des Tobesco-Palais eingeweiht wurden, bietet uns einen willkommenen Anlaß, über den Fortgang ihrer künstlerischen Ausschmückung zu berichten.

Die architektonisch-ornamentale Aufgabe Hansen's ist in einem Grade von Geschmack und Schönheit gelöst, welcher die ehrenvollste Anerkennung verdient.

Rahl's Fresken prangen gleichfalls vollendet in den Deckenfeldern. Nur die Wandgemälde des Speisesaales fehlen bis jetzt, kommen aber noch in diesem Jahre zur Ausführung. Im Speisesaal, der im Gegensatz zu dem heiteren, hellen und anmuthigen Tanzsaale durch seinen tiefen ernsten Ton einen mehr majestätischen Eindruck macht, sind die Wände mit Marmorstuck überzogen; die graulichen Flächen über dem ringsum schwarzen Sockel sind mit rothen, vergoldeten Lisenen unterbrochen, die Thüren, der kostbar eingelegte Fußboden, die Einrichtungsstücke von Polisanderholz. Das Gesims und die mit Eier- und Perlenstäben gezierten Rosettenornamente der Decke, welche an die schönen Vorbilder der Lagunenstadt erinnern, sind ganz vergoldet. Im großen Rundbilde der Decke empfängt nun die „holdanlächelnde Kipris" als Preis der Schönheit den verhängnißvollen Apfel, und von den Wänden herab soll in einer der schönsten Mythen des Alterthums die unbesiegbare Macht der Liebe verkündet werden. Der Inhalt dieser neun historischen Darstellungen, so wie der Bedeutung der allegorischen Figuren an der Decke, welche das Rundbild umgeben, sind früher bereits ausführlich geschildert worden. Das Colorit der bereits fertigen Bilder stimmt mit der Pracht und Schönheit der Decoration harmonisch zusammen. Und konnte wohl ein Stoff besser gewählt werden zum Schmuck der Stätte häuslichen Glücks und heiteren Lebensgenusses? — Aus diesem Prachtgemache führen hohe Flügelthüren, welche mit Rundbögen gekrönt sind, in deren Zwickeln plastisch ausgeführte Genien musikalische Instrumente tragen, unter vier rothmarmornen korinthischen Säulen hindurch in den heitern Tanzsaal hinein. Das Gebälk besteht aus einem dreigegliederten rothen Architrav, einem schwarzen Fries mit vergoldetem Schlingpflanzenornament. Darüber erhebt sich das reichvergoldete, auf Consolen ruhende Gesims, welches eine weißfarbige,

in ganz anderer Art cassettirte Decke trägt. In den Füllungen der kleineren Cassetten sind, von vergoldeten Eierstäben umrahmt, weiße Blumen- und Fruchtgewinde auf Goldgrund angebracht; in den großen Deckenfeldern der Ost- und Westseite sind nach Rahl's Entwürfen die tanzenden Horen und Grazien, und in dem kleineren der Mitte die Genien der Liebe und Gegenliebe, der Heiterkeit und Ehe ausgeführt. Die wandhohen Spiegel zwischen den Fenstern, die prächtigen Lichtträger, die schweren gelben Damastvorhänge und vergoldeten Ruhebänke erhöhen noch den festlichen Eindruck dieses schönen Saales. Im Conversationssaale wurden die Wände mit rothen Seidentapeten, welche vergoldete Mäander-Einfassungen schmücken, dann die Fensternischen mit Polisanderholz bekleidet; Thüren und Möbel sind von gleichem Material ausgeführt. Die Decke ist durch vier mit Festons gezierte weiße Balken abgetheilt, zwischen welchen die Malerei, die Sculptur, die Poesie und Musik mit ihren Attributen als schwebende Figuren auf Goldgrund gemalt sind. Im Boudoir der Hausfrau, dessen Wand, Thür und Fensterverkleidung nicht weniger schön und kostbar ist, tritt das Cassettenornament an der weißen Decke wieder in einer neuen Varietät auf. Die Deckenbilder, welche dieses Gemach zieren, veranschaulichen die vier Cardinaltugenden der liebenswerthen Gattin: die Treue, die Keuschheit, den Fleiß und die kindliche Liebe. Auf der anderen Seite des Tanzsaales, im Arbeitszimmer des Bauherrn sind die allegorischen Figuren des Handels, der Industrie, der Eisenbahn und Schiffahrt, und dazwischen in Kindergestalten die vier Jahreszeiten mit ihren Attributen an der bloß farbig ornamentirten Decke ausgeführt. — Hier hört die Thätigkeit Rahl's auf, während Hansen's reich begabte Phantasie auch noch die übrigen Gemächer, das Billardzimmer, das Schlaf- und Badezimmer, Bureau u. s. w. in würdiger Weise ausstattet.

Rahl pries einmal den Künstler glücklich, der einen bestimmten Gegenstand in bestimmten Räumen darzustellen habe. Diese beiden Schranken haben die größten Kunstwerke aller Zeiten veranlaßt. Der Styl der Griechen, fuhr er damals fort, habe an Form, Tiefe und Inhalt zugenommen, so lange er sich um bestimmte, klar ausgesprochene Räume bewegte. Als aber die Künste selbständig wurden und sich separirten, seien sie gleich in eine Sucht nach äußerlichem Reiz, nach gemachten Bewegungen verfallen, und durch hyperbolische Wahrheits- und Schönheitsbestrebungen um ihre Bedeutsamkeit und Wirkung gekommen. Hat nicht das Mittelalter und die Neuzeit die gleiche Erfahrung gepredigt? Herr v. Todesco hat nun die gewünschte Aufgabe gegeben, und zwei unserer Künstler ersten Ranges haben durch ihre glückliche Verbindung in dem Palaste des kunstsinnigen Bauherrn ein monumentales Kunstwerk geschaffen, das, anknüpfend an die edlen Traditionen der Blüthezeit, ein würdiges Muster und Vorbild für ähnliche Schöpfungen, auf die wir hoffen, werden kann. Es ist nicht glaublich, daß dies schöne Beispiel ohne Nachahmung bleiben wird, da zumal die financielle Frage nichts abschreckendes bietet, und auch hier zu Lande manche ganz handwerksmäßige Ausstattung von Prachtlocalitäten viel größere Summen gekostet hat, als die Kunstschöpfungen in der Todeskina. Mit einer besseren Strömung unseres Kunstlebens wird auch der Wahn schwinden, der in der Separation der Künste das Ziel gesucht und das Unheil verschuldet hat. Der Kunstbau, der in dünkelhaftem Uebermuthe sich oftmals selbst genügte, wird das ehelose Leben aufgeben, um nicht unter



buhlendem Geschnörkel oder in wüster Nüchternheit zu verkommen. Und die beiden aus ihrem Heimwesen verwiesenen Künste, die Bildnerei und Malerei, werden dann nicht mehr ihrem Schicksale überlassen sein, um in der Fremde von Ort zu Ort, von Thür zu Thür ihr täglich Brod zu suchen, und Mägde sein zu müssen prachtliebenden Spiels, planloser Laune und grillenhafter Einfälle eines müssigen Herzens. In diesem Sinne möchten wir das beschriebene Kunstwerk als epochemachend bezeichnen. Sehr zu statten kam den Künstlern bei der Ausführung das unbedingte Vertrauen des Bauherrn und das unverholene Vergnügen, mit dem der Herr sowohl wie die für die Kunst besonders empfängliche Frau des Hauses das wachsende Werk begleitet haben.

Als eine sprechende Thatsache, wie hoch die Verdienste der Künstler von dieser edlen Familie geachtet werden, müssen wir erwähnen, daß Hansen am Morgen, welcher der Eröffnungsfeier voranging, mit der Sendung einer Pastete aus dem Hause Todesco überrascht wurde, welche die Umschrift „aus Dankbarkeit“ trug. Das geheimnißvolle Wesen dieses Geschenkes und die eigenthümliche Schwere des Gebälkes veranlaßten Hansen zu versuchen, und so feierten 200 Stück wohlverborgene Ducaten ihre Auferstehung.

F. H.

Die ferneren Bände werden u. a. bringen:

Die ungarische Literatur in den letzten fünfzehn Jahren. Von Franz Toldi. — Die Entwickelung und der jetzige Stand des ungarischen Theaters. Von Aurel v. Kecskeméthy. — Votum des Prof. Johann Hunfalvy über den Nothstand der Theiß-Niederung. — Beschreibung der Landwirthschaft in der niederungarischen Ebene. Von Adolf Érkövy. — Industriebild von Ungarn. Von Ludwig Rózsa. — Die ungarischen Voten über den Nothstand der Theiß-Niederung. Von Gen. Dom. Insp. Wessely. — Landwirthschaftliche Denkwürdigkeiten aus Böhmen. Von Dr. jur. Grois, fürstl. Schwarzenberg'scher Rath. — Mährische Volkslieder. Von F. Th. Bratranek. — Deutsches Literaturleben in Böhmen. Von Jos. Bayer. — Czechische Literatur. Von Jos. Jireček. — Rußland und die katholische Kirche in Polen. Von Frhr. v. Helfert. IV. ff. — Europa und die Weiterbildung des deutschen Bundes. Von Julius Fröbel. — Guelfismus und Ghibellinismus. Von Prof. Höfler. — Carl VI. in Spanien. Nach den Papieren des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein. Von Jacob Falke. — Bonaparte in Italien 1796. V. ff. — Charakter und Reform der Universitäten in Oesterreich. Von Prof. Jos. Unger. — Die Reform der österreichischen Strafgesetzgebung. Von Prof. Herbst. — Die österreichischen Telegraphenanstalten. Von Telegraphen-Inspector Dr. Militzer. — Die Schifffahrtshindernisse auf der Donaustrecke zwischen Preßburg und Gönyö. Von Dr. J. R. Lorenz. — Die maritime Production der österreichischen Küstenländer. Von Prof. Schmarda. — Die österreichische Schafwollwaaren-Industrie. Von Dr. Robert Heym. II. — Die Entwickelung der Zündholzfabrication in Oesterreich. Von Prof. Schrötter. — Die Dachschiefer-Industrie in Mähren und Schlesien. Von Prof. v. Hochstetter. — Industrielle Skizzen aus dem böhmischen Riesengebirge. Von Carl Noback. — Das Findelwesen in Oesterreich. Von Med.-Rath Löschner. — Zur Statistik und Culturgeschichte der Ruthenen. Von Prof. Bidermann. — Die österreichischen Kunstschulen. Von Sectionsrath Dr. Heider. — Die Baugeschichte des Stephansdomes. Von Baurath A. Essenwein. — Die böhmische Oper in Prag. Von Dr. A. W. Ambros. — Die böhmische Malerschule. Von demselben Verfasser. — Musikalische Briefe aus Prag. (Von einem andern Mitarbeiter.) — Das böhmische Gebirgsmassiv als geologisches Festland. Von Prof. Peters. — Die österreichischen Salzwerke. Von C. R. v. Hauer. — Daniel Hooibrenk's neue Methoden der Pflanzencultur. Von Dr. Reissek. — Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen. Von Prof. Kerner. III. — Ueber die geographische Verbreitung der Süßwasserfische Oesterreichs. Von Prof. Kner. III. — Reminiscenzen aus Ungarn. Von Frhr. v. Hingenau. — Das böhmische Bauernhaus. Von Dr. Pecz. — Das Thal von Roveredo. Von Ch. Schneller. — Bilder aus Siebenbürgens Karpathen. Von E. A. Bielz. — Land und Leute in Oberösterreich. Von F. Simony. — Reisebriefe über die Habsburg. Von M. A. Becker. — Reisebriefe eines deutschen Naturforschers aus Bulgarien. Von K. F. Peters.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Oesterreichische Revue.

Zweiter Jahrgang.

1864.

Fünfter Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Die Oesterr. Revue erscheint in jährlich acht Bänden, je sechs Wochen ein Band von durchschnittlich 16 Bogen.

Der Pränumerationspreis für den Jahrgang von überhaupt 2000 Seiten ist ganzjährig 20 fl., halbjährig 10 fl. österr. Währ.

Die einzelnen Bände des Jahrgangs werden nicht getrennt abgegeben.

Wir verweisen auf die erschienenen eilf, so wie auf das Inhalts-Verzeichniß der nächstfolgenden Bände, welches wir gleichzeitig mittheilen. Der Plan, der dem Unternehmen der Oesterr. Revue zu Grunde liegt, ist daraus zu erkennen.

Die Revue ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Wien, im Juli 1864.

Verlags-Buchhandlung
von
Carl Gerold's Sohn.

Der folgende Band erscheint Mitte August, und wird enthalten:

Die Monarchen-Begegnungen in Kissingen und Karlsbad.
Georg von Frundsberg. III. (Schluß.)
Die Fortschritte der Physik in Oesterreich. Von Frhr. v. Baumgartner. II.
Die slovenische Literatur. Von Prof. Klun. III. (Schluß.)
Der Nothstand der Theiß-Niederung und die Zukunft der ungarischen Landwirthschaft. Votum der ungarischen Landwirthschafts-Gesellschaft.
Die Entwickelung der Zündholzfabrication in Oesterreich. Von Prof. Schrötter.
Die österreichischen Telegraphen-Anstalten. Vom Telegraphen-Inspector Dr. Militzer. I.
Die österreichischen Schifffahrtsschulen.
Die Religionssecten in Oesterreich. Von J. N. Goeblert.
Zur Geschichte des Concertwesens in Wien. Von Prof. Ed. Hanslick. III.
Canova in Oesterreich. Von Dr. C. v. Lützow. Mit Zeichnungen und Stichen von Prof. Louis Jacoby. III.
Geologisches Landschaftsbild des istrischen Küstenlandes. Von Dr. G. Stache. III. (Schluß.)
Die Einführung und Cultur fremder Gewächse in Oesterreich. Von Dr. S. Reissek.
Bilder aus Siebenbürgens Karpathen. Von E. A. Bielz.
Bulgarische Fragmente. Von F. Kanitz.
Mittheilungen und Berichte.

Oesterreichische Revue.

Zweiter Jahrgang.

1864.

Fünfter Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Inhalt.

Die Ruthenen in Oesterreich.

Die russische Zeitung Den brachte vor kurzem einen Aufsatz „über die national-politische Stellung der Russen (Ruthenen) in Galizien", von dem zu bedauern ist, daß er in der österreichischen Tagespresse, die nur gelegentlich und mit wenigen Worten von ihm Notiz nahm, die ihm gebührende Aufmerksamkeit nicht gefunden hat. Er ist eine lebendige Mahnung, daß die panslavistische Propaganda Rußlands nach Außen, unerschütterlich und mit festem Blick auf ihr bewußtes Ziel, immerdar ihre Plane verfolgt.

Der Den faßt das Wiedererwachen des ruthenischen Galizien im Jahre 1860 zum nationalen Leben in's Auge und sagt, Ostgalizien habe sich „im Angesichte Aller feierlich als russisches Land gezeigt", alle seine Gedanken hätten sich damals auf „die völlige Annäherung im Geiste an das übrige russische Volk, in dem Rituale an die russische Kirche" gerichtet. Folgerecht werden in diesem Artikel die Sympathien für Rußland als Maßstab der Reife und politischen Einsicht der Ruthenen Galiziens genommen.

Dem russischen Blatte gereichen diese Thatsachen, die es selbst erfunden hat, natürlich zu nicht geringer Genugthuung. Mit den neuesten Zuständen im Lande ist der Den allerdings viel weniger zufrieden. Leider sei nach dem Tode des Erzbischofs Jachimowicz, welcher Repräsentant dieser Richtung gewesen, die frühere Lage der Dinge eine ganz andere geworden. Jetzt seien die Ruthenen Galiziens in drei Parteien zerfallen. Die eine, die am meisten verblendete, durch das Slowo und die studirende Jugend vertreten, hege, ihre „Traditionen" verleugnend, Zuneigung für die Polen; die zweite, die clericale, an deren Spitze der gegenwärtige Metropolit stehe, empfange

ihre Befehle nur von Wien und Rom. Die Reise des Erzbischofs Litwinowicz nach Rom hat also offenbar in jenen Kreisen, deren Organ der Den ist, böses Blut gemacht. Man sieht: es ist dem Den unbequem für seine Zwecke, daß Oesterreich seit vier Jahren constitutionell geworden ist und deshalb auch die österreichischen Ruthenen seither an den Segnungen unserer verfassungsmäßigen Einrichtungen theilnehmen. Inzwischen versäumt das Blatt nicht, dem Erzbischof Litwinowicz bei dieser Gelegenheit einige Complimente zu sagen. Mit seinem weltlichen Einflusse verfolge er die politischen Tendenzen der Nation, mit seiner geistlichen Gewalt die Bestrebungen für die Erhaltung des reinen russischen Ritus. Es bleibe also die dritte Partei, gebildet von dem niederen Volke, und dieses allein, welches in seiner glücklichen Unwissenheit weder von Zeitungen noch von Politikern mißleitet werden könne, wisse es in der Tiefe seines Herzens zu schätzen, was für dasselbe, für dessen nationales und kirchliches Wohl „jenseits des Cordons", also in Rußland geschehe. Diese Partei sei also die einzig „nationale", während die beiden anderen mit den Polen und mit Wien liebäugeln.

Der Verfasser des Artikels agnoscirt demnach nicht eine staatliche, völkerrechtliche Grenze, sondern nur einen zufälligen, unberechtigten „Cordon" zwischen Rußland und den österreichischen Ruthenen. Er schreibt so, als ob, wie ein Zeitungsbericht bemerkt, ganz unbeachtet von der gesammten politischen Welt die Landkarte Europa's an der Zwischengrenze Oesterreichs und Rußlands plötzlich verändert worden und Oesterreich über Nacht um einige Millionen Unterthanen ärmer geworden sei. Es lasse sich hieraus zugleich entnehmen, was der Den unter „national" verstehe und wie man sich in St. Petersburg und Moskau die nationalen Conflicte Galiziens gerne zurechtlegen möchte.

Anschauungen, wie sie der Den entwickelt, gehören in Rußland nicht der neueren Zeit an. Sie sind älteren Ursprungs, sie wurzeln in fest begründeten Traditionen. Die publicistische und die politische Literatur Rußlands giebt hiefür hinreichende Belege. In seinem Buche: „La vérité sur la Russie" reclamirt Fürst Peter Dolgorukow die Ruthenen als Russen. Zwischen Ruthenen und Russen, sagt er, besteht kein anderer Unterschied als zwischen Deutschen und Teutonen. In seiner Schrift: „La Russie Rouge" erklärt es Fürst Alexander Trubetzkoy für eine große Ungebühr, daß das vorzugsweise von Ruthenen bewohnte Ostgalizien bei der Theilung Polens an Oesterreich kam, und richtet an alle russischen Patrioten die Aufforderung, dahin zu wirken, daß dieses Gebiet ehestens mit dem „russischen Mutterlande" vereinigt werde. „Die Karpathen allein" — sagt er — „sind eine natürliche Grenze zwischen Rußland und Oesterreich, und nur wenn ersteres darauf

besteht, daß das ehemals kleinrussische Gebiet ihm einverleibt wird, erlangt es wieder die Ausdehnung, welche es von den ältesten Zeiten her bis in's 14. Jahrhundert herauf hatte. Oesterreichs Rechte auf Galizien sind weder geschichtlich noch geographisch begründet; bis zum Jahre 1772 stand dieses Reich mit dem Lande in keinerlei Berührung; wenn es sich auf die politische Nothwendigkeit beruft, um dessen Besitz zu rechtfertigen, so macht es eben nur das Faustrecht geltend im Angesichte der Schwäche Polens. Aber was die rohe Gewalt erwarb, kann bei nachfolgender Hinfälligkeit verloren gehen, und wenn Oesterreich seinerzeit nicht umhin konnte, von der Zerrüttung Polens Nutzen zu ziehen, warum soll nicht dermalen (1860) Rußland die analoge Lage seines treulosen Bundesgenossen ausbeuten?" Die Ruthenen Galiziens und der Bukowina werden von Trubetzkoy für reine Russen erklärt. Er apostrophirt Rußland mit den Worten: „Möge es bedenken, daß erst durch die Wiedervereinigung Roth-Rußlands mit dem Mutterlande der Titel des Czars als eines Herrschers über alle Russen zur Wahrheit wird." Schebalsky's Schrift: „La Question Polonaise-Russe" verfolgt dieselbe Tendenz. Weiß-Rußland, Volhynien, Podolien und Galizien seien Glieder derselben russischen Familie, welcher Nowgorod, Riazan, Moskau und Kiew angehören, und diese Familie dürfe weder, noch könne sie an einem längeren Beisammensein gehindert werden. Noch weiter geht in dieser Beziehung die unter dem Pseudonym Sulinam erschienene Flugschrift: „La Russie aux Russes comme la Pologne aux Polonais". An Deutlichkeit lassen alle diese Expectorationen nichts zu wünschen übrig.

Aeltere russische Schriftsteller, die für die panslavistische Propaganda arbeiten, cultiviren eine verwandte Methode. Sie bemühen sich, den Ruthenen zu beweisen, daß sie sich von den Großrussen im wesentlichen gar nicht unterscheiden, höchstens eine Abart derselben bilden. Wo man mit dem Beweise, es gebe keine Kleinrussen, nicht auskommen kann, sucht man doch die gleiche Nationalität, den angeblich gleichen Volkscharakter und die angeblich gleiche Sprache, Volkstracht und Lebensgewohnheit der beiden Stämme, so gut es geht, zur Geltung zu bringen. Schon im Jahre 1776 meinte der russische Collegienrath J. G. Georgi in seiner „Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches": Die Kleinrussen seien „in Etwas" an Sitten und Lebensart von der übrigen (russischen) Nation verschieden und werden „gleichsam" als ein besonderes Volk angesehen. Diese Anschauung sei indessen beiläufig nur eine üble Gewohnheit. Dagegen kann Bugnion in seinem Werke: „Das alte und das neue Bessarabien" nicht umhin zu constatiren, daß Groß- und Kleinrussen „nicht immer im besten Einverständniß leben," und Haxthausen spricht in seinen „Studien über Rußland" sogar von

einem „Gegensatze", den die Kleinrussen zu den Großrussen bilden. Baron Budberg's „Reisememoiren" (1827) räumen die nämliche Thatsache ein, entschuldigen sie aber damit, daß „der Haß" der Kleinrussen gegen die Großrussen in der langjährigen Herrschaft, welche Polen über die ersteren ausübte, seinen Grund habe.

Das klingt nun freilich anders als die Behauptung, die der Den aufstellt, und die Folgerung, welche er zieht. Professor Bidermann in Innsbruck hat in einer Publication aus seiner Feder, die im vergangenen Jahre erschienen ist,*) die einschlägige Frage mit eben so großer Objectivität als Sachkenntniß vom österreichischen Standpuncte behandelt. Die Daten seiner verdienstvollen Arbeit, denen wir in dem vorliegenden Aufsatz theilweise zu folgen uns gestattet haben, sind von schlagender Wirkung; gegenüber dem reichen ethnographischen und historischen Material, das er mit wissenschaftlicher Ruhe zur Geltung bringt, erweisen sich die literarischen Versuche der nationalen Propaganda Rußlands als bloßes Phrasengeklingel. Auf die Frage, wie es komme, daß Großrussen und Polen den Kleinrussen die Besonderheit ihres Volksthums streitig machen, giebt Prof. Bidermann folgende Antwort, die wir vollständig unterschreiben: „Die Polen sträuben sich gegen die Anerkennung der Ruthenen, weil sie sonst nach demselben Nationalitätenprincip, welches sie ihren eigenen politischen Berechnungen zu Grunde legen, auf die Reincorporirung der vorzugsweise von Ruthenen bewohnten Gebietstheile des ehemaligen Königreiches Polen in ein neu zu begründendes Reich dieses Namens verzichten müßten, was sie zu thun doch keineswegs gewillt sind. Die Großrussen leugnen, daß die Kleinrussen eine Nationalität für sich bilden, weil sie sonst Gefahr laufen, nicht nur die österreichischen Ruthenen nicht als Brüder reclamiren, sondern nicht einmal die bereits unter Rußlands Scepter lebenden abhalten zu können, jene Rechte zu fordern, welche sich der Nationalität eines Volkes, ist sie überhaupt einmal anerkannt, heutzutage nicht füglich mehr vorenthalten lassen, sobald das Volk derlei Zugeständnisse eben beansprucht. Im Grunde ist es aber die Stimme ihres schlechten Gewissens, was sie beide den Kleinrussen gegenüber so verzagt macht. Sie wissen sich nämlich mancher Vergehen gegen deren Nationalität schuldig und glauben, das verübte Unrecht ungeschehen zu machen, auch sich alle Recriminationen für die Folge ersparen zu können, wenn sie nun hintendrein leugnen, daß es Kleinrussen giebt oder je gegeben habe."

---

*) Die ruthenische Nationalität und ihre Bedeutung für Oesterreich. Von Prof. Dr. H. J. Bidermann. Separatabdruck aus der Donau-Zeitung, Jahrgang 1863.

Schon daraus ergiebt sich, wie wenig Berechtigung der dem Gouverneur von Galizien Grafen Stadion seinerzeit gemachte Vorwurf hat, daß er die ruthenische Nationalität in Galizien „erfunden" habe. Die philologischen Forschungen der neueren Zeit haben überdies längst nachgewiesen, daß die ruthenische Sprache ein selbständiges Idiom und nicht etwa bloß der Dialekt einer anderen slavischen Sprache ist. Zu dieser Ansicht bekennt sich eine Autorität im Fache der slavischen Sprachforschung, Professor Franz Miklosich, nicht minder der russische Gelehrte Naredschin. Der slavische Sprachforscher Bohorizh unterschied schon in seiner 1584 zu Wittenberg verfaßten slovenischen Grammatik die ruthenische Sprache von der moskowitischen (großrussischen). Dobrowsky und nach ihm Šafařik sprechen sich dahin aus, daß das Polnische einer ganz anderen Sprachenfamilie angehöre als das Kleinrussische, nämlich der westslavischen, während das Ruthenische der ostslavischen eingereiht werden müsse.

Allein wir wollen uns nicht auf die sprachliche Verschiedenheit oder Zusammengehörigkeit beschränken, nicht auf die Unterschiede im Körperbau, Temperament, Tugenden und Fehlern, Lebensgewohnheiten, Tracht und Wohnung einlassen, die zwischen Groß- und Kleinrussen obwalten. Der Den behauptet, daß der österreichische Ruthene in politischer und nationaler Beziehung nach Rußland gravitire, und diese Behauptung, die der Wirklichkeit geradezu widerspricht, wollen wir hier durch einige Thatsachen beleuchten.

Die Ruthenen Oesterreichs haben, so groß und lockend auch die Versuchungen waren, welche an sie herantraten, zu allen Zeiten fest an unserem Kaiserstaat und unserer Dynastie gehalten, unter deren Scepter sie sich im Ganzen und Großen wohl befanden und vor den aggressiven Tendenzen anderer Nationalitäten geschützt waren. Einerseits hat ihre Treue und Loyalität nie gewankt, andererseits haben sie sich, trotz günstigen Gelegenheiten, von nationalen Uebergriffen durchgängig fern gehalten. Diese Haltung bildet einen schönen Zug des ruthenischen Nationalcharakters und enthält die Gewähr für die künftige Bedeutung, welche die ruthenische Nationalität in Oesterreich zu gewinnen berufen ist. An concreten Beweisen für den Patriotismus der Ruthenen ist in der Geschichte Oesterreichs kein Mangel.

Schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts standen die Ruthenen Ungarns wider den Rakoczy'schen Aufstand auf Seite des Kaiserhauses. Ihre Fahnen trugen die Inschrift: „Pro libertate, fide et Caesare"; sie kämpften „für den Kaiser", wie Professor Bidermann sagt, „und nicht für den König von Ungarn, dem als solchem die Macht fehlte, die Ruthenen gehörig zu schützen." Auch bei früheren Anlässen hatten sie den Wunsch an den Tag gelegt, unmittelbare Unterthanen des Kaisers zu werden, und

diesen Wunsch wiederholt durch opferbereiten Heeresdienst zu Gunsten der Krone bethätigt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf Einzelheiten eingehen und darthun, daß der Hingebung der Ruthenen die gerechte Anerkennung unserer Monarchen nicht gefehlt hat, die sich in Immunitäten, Privilegien und Schutzbriefen kundgab.

Die kaiserliche Gunst, die den ungarischen Ruthenen zu Theil wurde, verfehlte nicht, auf die Ruthenen Polens Einfluß zu üben. Von bedeutender Wirkung waren in dieser Beziehung besonders die wohlwollenden und freisinnigen Verfügungen der großen Kaiserin Maria Theresia in Bezug auf Confession, Sprache und Unterricht. Die Zugeständnisse und der Schutz, den die Regierung den Ruthenen Galiziens und der Bukowina auf diesem Gebiete angedeihen ließ, vollendeten den günstigen Eindruck der Auszeichnung, mit welcher Maria Theresia den ruthenischen Clerus Ungarns behandelte. Sofort nach der ersten Theilung Polens kamen die Kleinrussen Galiziens und eben so die der Bukowina der kaiserlich österreichischen Regierung mit Vertrauen entgegen. Den Insinuationen des Den gegenüber verdient insbesondere betont zu werden, daß selbst die nichtunirten Ruthenen Galiziens, weit entfernt, kirchlich nach Rußland zu gravitiren, vielmehr seit jeher der russischen Staatskirche widerstreben. Hatte doch ein namhafter Theil jener griechisch-orthodoxen Ruthenen Polens, welche nachmals an Oesterreich fielen, um dem russischen Staatskirchenthum zu entgehen, sich aus russischem Territorium in die Moldau begeben, deren nördlichen Theil vor ihrer Abtretung an Oesterreich die Bukowina bildete. Diese orthodoxen Ruthenen erkannten theils den Patriarchen in Constantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt an, theils gehörten sie zur russischen Starowierzen-Secte. Duldung, Mäßigung und gleichmäßiger Schutz in kirchlichen und nationalen Dingen waren die Mittel, mit welchen die kaiserlich österreichische Regierung bei den Ruthenen der Monarchie für sich Propaganda machte. Und diese Propaganda ist — wir constatiren es mit Befriedigung — eine erfolgreiche gewesen.

Die ruthenische Nation hat mit redlichem Willen und richtigem Verständniß das Ihrige dazu beigetragen, um den inneren Ausbau Oesterreichs auf verfassungsmäßiger Grundlage zu fördern. Wir erinnern an die Haltung der Ruthenen im 1848er Reichstag und im gegenwärtigen Reichsrath, so wie an die Ereignisse im galizischen Landtag. Dort benutzten die Polen ihre allerdings nicht bedeutende Mehrheit dazu, bei den Wahlprüfungen principmäßig Wahlen zu annulliren, die auf Ruthenen gefallen waren. Sie bedienten sich dieses wenig loyalen Mittels, weil sie die gut österreichische Gesinnung der Ruthenen kannten und es in ihrem Interesse

fanden, daß die regierungs- und gesammtstaatsfreundliche Minorität des galizischen Landtages möglichst klein erscheine. Wenn es dem Den im Ernste darum zu thun ist, aufrichtige und unbefangene Aufklärung darüber zu erlangen, ob die Sympathien der österreichischen Ruthenen nach Wien oder nach Petersburg neigen, so möge er sich nur bei den Polen Galiziens erkundigen. Sie sind in der Lage, ihm darüber richtige Informationen zu ertheilen.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß nicht wenige jener österreichischen Regimenter, die sich in den Kämpfen der Neuzeit mit Ruhm und Auszeichnung bedeckt haben, und deren mustergültige Haltung in der kaiserlichen Armee traditionell geworden ist, ruthenischen Werbbezirken angehören. Die Kriegsgeschichte der Jahre 1848, 1849 und 1859 liefert hiefür glänzende Belege.

Wir glauben, daß die russische Propaganda, welche an den Ruthenen Oesterreichs ihre Künste übt, gleichviel ob sie ihr Heil auf nationalem, politischem oder kirchlichem Gebiete versucht, sich einer ganz erfolglosen Mühe unterzieht. Die ruthenische Bevölkerung Oesterreichs ist zufrieden mit ihrem Loose, zufrieden mit ihrer Regierung, sie sieht einer glücklichen Zukunft vertrauensvoll entgegen und erblickt ihr provincielles und nationales Gedeihen in dem staatlichen Gedeihen Oesterreichs. Diese Stimmung der Ruthenen ist eine wohlberechtigte, und man kann der Regierung das Zeugniß nicht versagen, daß nicht ohne ihr eigenes Verdienst das Vertrauen und die Hingebung der ruthenischen Unterthanen ihr zu Theil geworden ist.

Guelfen und Ghibellinen.

Von Professor Dr. Constantin Höfler.

Zu den vielen und großen Zerwürfnissen des Mittelalters, die ihre Schatten weithin in die späteren Zeiten warfen, brachte das dreizehnte Jahrhundert durch den unter dem Namen der Guelfen und Ghibellinen geführten langwierigen und heftigen Kampf ein neues Ferment hinzu. Reichten die ersteren bereits hin, Italien und Deutschland aus den Fugen zu reißen, so bedrohte dieser Parteikampf die beiden unter der Kaiserkrone vereinigten Königreiche geradezu mit Anarchie, mit einem Bürgerkriege, der von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sich fortpflanzte, Kaiser- und Papstthum, Fürsten und Städte, Weltliche und Geistliche ergriff. So oft aber auch der Name dieser Factionen genannt wird, so tief sie selbst in die Geschichte des Kaiserthums und Italiens zumal eingriffen, dennoch hat bisher kein Forscher es gewagt, die Geschichte jener wechselvollen Bewegungen als ein Ganzes zu behandeln und die Entwickelungsstadien dieser Parteikämpfe zu unterscheiden; keiner hat es auf sich genommen, den historischen Begriff der ganzen Bewegung festzustellen, noch viel weniger die Grundsätze anzugeben, welche in den verschiedenen Entwickelungsphasen als Parteimanifeste ausgesprochen wurden. Sie sind daher mehr oder minder dunkle Begriffe geblieben und Schlagworte geworden, deren man sich auch noch heutigen Tages zur willkürlichen Bezeichnung von Parteiungen bedient, ohne zu bedenken, daß letztere einer bestimmten Zeit entsprossen, einen bestimmten Begriff darstellen, nicht aber eine vage oder willkürliche Vorstellung ausdrücken können. —

Die italienischen Geschichtschreiber führen den Ausbruch des Guelfismus und Ghibellinismus auf die Streitigkeiten zwischen Kaiser Otto IV. und König Friedrich II. zurück, verknüpfen aber damit den inneren Zwist, welcher in Florenz im J. 1215 entstand, als Meßer Buondelmonte de' Buondelmonti

seine Braut aus dem Hause Amidei verließ, um ein schöneres Mädchen aus dem Hause Donati zu heirathen. Als ihn deshalb die Uberti und Amidei erschlugen, theilte sich Florenz. Die Buondelmonti stellten sich an die Spitze der Guelfen, die Uberti an die Spitze der Ghibellinen, der Adel der Stadt schloß sich an die eine oder andere Partei an, und der florentinische Bürgerkrieg begann.

Die Erzählung, in welcher Giovanni Villani dem Malaspina, seinem Vorgänger folgte, verdient näher untersucht zu werden. Einmal weisen die florentinischen Geschichtschreiber, wo sie selbst über die Parteinamen Welfe und Ghibelline Aufschlüsse geben sollen, auf Deutschland hin, wo diese Benennungen zuerst entstanden seien; zugleich aber auch auf Rom, wo nicht bloß die Parteinamen, sondern auch die Parteiung durch die Verwerfung Kaiser Otto's von Seite Papst Innocenz's III. und die Erhebung Friedrich's von Sicilien bereits Wurzel geschlagen hatten. Nicht in Florenz wurden diese erfunden, sondern diejenige Parteiung der Stadt, die zum Morde greift, jede Ausgleichung und Versöhnung von sich weist, schließt sich an eine schon vorhandene, Kirche und Reich spaltende Parteiung an, findet sich in dieser zurecht und legt sich sodann den Namen derjenigen bei, die unabhängig von den Ereignissen einer einzelnen Stadt seit längerer Zeit und auf verschiedenem Boden um die Herrschaft kämpft. Sie überkleiden damit den Familienhader, der entstehen mußte, damit auch der florentinische und allmälich der toscanische Adel an dem allgemeinen Streite Antheil zu nehmen sich berufen fühlen konnte, mit einem allgemeinen Namen. Hiermit tritt denn erstens der italienische Ghibellinismus als etwas ganz Anderes hervor, als der deutsche Hader zwischen Welfen und Hohenstaufen im zwölften Jahrhundert, wenn auch die Namen gleich sind. Zweitens ist er aber auch seinem Ursprunge nach durchaus nicht zu verwechseln mit einem jener Localkämpfe Italiens, wie sie seit langer Zeit um streitiges Gebiet oder Hegemonie zwischen Lucca und Pisa, Florenz und Siena oder so vielen lombardischen Städten hin und her wogten. Niemandem fiel es bis dahin ein, diese zahlreichen Kämpfe, welche außerhalb der Thore der einzelnen Städte geführt wurden, mit dem erwähnten Beinamen zu belegen. Selbst der Abschluß des lombardischen Städtebundes, der gegen den Staufer Friedrich I. gerichtet war, wagte es nicht, den Beinamen Guelfen anzunehmen. Aber auch im Heimathlande jener Parteinamen, in Deutschland selbst, war damit nicht ein bloßer Kampf zweier schwäbischer Dynastien, nicht ein bloßer Geschlechterstreit gemeint, wenn auch durch die Rollen, welche Welfen und Staufer seit Lothar III., Konrad III., Friedrich I. im zwölften Jahrhundert spielten, das Reich fortwährend erschüttert wurde, bis er im Anfange des dreizehn-

ten wirklich eine bleibende Spaltung, eine Art von Doppelreich zu begründen schien.

Ist hier auch nicht der Ort, die Geschichte dieser Kämpfe ausführlich zu schildern, so muß doch, um das Nachfolgende richtig aufzufassen, hervorgehoben werden, daß, wenn auch Staufer (Ghibellinen) und Welfen ihre Erhebung zur herzoglichen Würde Kaiser Heinrich's IV. verdankten, doch eigentlich erst die Familienverbindung, in welche erstere mit dem Hause dieses fränkischen Kaisers traten, ihrer hervorragenden Stellung in Deutschland die entscheidende Wendung gab. Die Staufer erbten nicht bloß das Allod des mit Heinrich V. 1125 ausgestorbenen fränkischen Kaisergeschlechtes, sondern auch jene Traditionen und Ansprüche, welche die letzten Heinriche in einem fünfzigjährigen Kampfe einerseits der Kirche, andererseits dem Reiche und den deutschen Fürsten gegenüber geltend gemacht hatten. Ihr Versuch, auch die deutsche Kaiserkrone als fränkisches Erbe zu gewinnen, schlug jedoch fehl und hatte die ungeheure Erweiterung der Welfenmacht über Bayern und Sachsen nebst Tuscien zur Folge, nachdem die Staufer zuerst Schwaben und Franken (jedoch nicht in Einer Hand, wie der Welfe Heinrich der Stolze die beiden Herzogthümer) erworben. Es folgten die bösen Zeiten der Regierung König Konrad's III., des ersten staufischen Königs der Deutschen, der seine Herrschaft dazu verwendete, die Macht der so rasch gehobenen Welfen zu stürzen, und bis an das Ende seiner Regierung derselben nicht mehr den Charakter einer Parteiherrschaft entzog. Besser gestalteten sich die Dinge durch die Wahl seines Neffen Friedrich's I. 1152, welcher von deutschen Fürsten nicht sowohl als Staufer zum Könige gewählt worden war, sondern weil er staufisches und welfisches Blut in seinen Adern hatte, durch seine Abstammung von beiden Familien am geeignetsten schien, statt des bisherigen Haders und Streites Versöhnung und Ausgleichung unter ihnen zu stiften und damit dem Reiche selbst seine naturgemäße Entwickelung, dem Kaiserthume eine Stellung über den Parteien zu verschaffen. Die Hoffnung, welche in dieser Beziehung gehegt wurde, ging denn auch insofern in Erfüllung, daß Heinrich der Löwe von Sachsen sein Welfenherzogthum in Bayern 1156 wieder erlangte, an der Seite seines kaiserlichen Vetters rebellische Römer und Lombarden bekämpfte, an der Erhebung des ersten staufischen Kaiserthumes den regsten Antheil nahm. Als aber nun Friedrich I., wohl die Pfade seines Oheims Konrad vermeidend, in die Parteikämpfe zwischen Staufer (Ghibellinen) und Welfen nicht einlenkte, dafür aber sich in zwei andere, gegen Papst Alexander III. und gegen die lombardischen Städte stürzte und in beiden zuletzt den kürzeren zog (1176 und 1177), so erneuerte auch er nach dem Frieden von Venedig den Kampf mit dem

Welfen, welcher sich zuletzt von diesen, eine ungeheure Kraft nutzlos vergeudenden Kämpfen zurückgezogen hatte. Der größte staufische Kaiser lenkte zuletzt in die Pfade seines Oheims Konrad ein und trieb den Streit bis zum Sturze Heinrich's des Löwen, worauf die unbestrittene Uebermacht des staufischen Hauses im Reiche aufgerichtet wurde. Der Kaiser zersplitterte selbst die alten großen Nationalherzogthümer, um seine Hausmacht zur einzigen und übermächtigen zu erheben, das Reich an seine Familie zu ketten. Die Gegensätze, welche schon damals von beiden Seiten in's Feld geführt wurden, hatten an den beiden Vettern, an Friedrich Rothbart einerseits, an Heinrich dem Löwen andererseits ihren gewaltigsten, großartigsten und ebenbürtigsten Ausdruck gefunden. Hatte ersterer seine Macht in italischen Kämpfen vergeudet, welche die Entwickelung der Communen eben so aufhalten als die Freiheit der Kirche vernichten, die Allgewalt des Kaiserthumes gebieterisch aufrichten sollten, aber zuletzt das Gegentheil hervorbrachten, so gab Heinrich der Löwe der weltlichen Fürstenmacht im deutschen Reiche, dem Kaiserthume wie dem geistlichen Fürstenthume gegenüber, eine Concentrirung und Betonung, daß von dem Ausgange dieses Kampfes nichts geringeres abhing, als, ob die alte Verfassung des Reiches sich erhalten oder einer im Interesse der Staufer und der geistlichen Fürsten umzuwandelnden Erbmonarchie Platz machen werde; ob Deutschland neben dem Kaiserthume mehrere große, Königreichen zu vergleichende Territorien bewahren, oder eine Fülle von geistlichen und weltlichen Kleinstaaten, einen Ueberfluß an Territorien erhalten sollte. Während der ghibellinische Kaiser den Papst auf Leib und Leben in Italien bekämpfte, führten die niederdeutschen Erzbischöfe und Bischöfe einen ähnlichen Kampf mit dem Welfen Heinrich dem Löwen, und als dieser von dem Kaiser gestürzt wurde, war auch der Zeitpunct gekommen, in welchem durch die Anordnungen des ghibellinischen Kaisers die Macht der weltlichen Fürsten wesentlich durch die Gegenmacht der geistlichen beschränkt, das deutsche Reich zu einem halb geistlichen, halb weltlichen Staatencomplexe umgestaltet wurde. Der Welfismus des zwölften Jahrhunderts bestand daher wesentlich in dem Bestreben, die alte Verfassung des Reiches, vor allem das Wahlreich zu erhalten; zweitens die Macht der Bischöfe auf dem weltlichen Gebiete zu beschränken; drittens an Stelle der Zersplitterung des Reiches in viele kleinere Staaten, die großen Nationalherzogthümer zu erhalten und zu concentriren; viertens das weltliche Element im Reiche gegen das geistliche zu betonen.

Es sei uns gestattet, diese Grundsätze als den alten und eigentlichen Welfismus zu bezeichnen. Daß derselbe mit einem Siege der Kirche über das Kaiserthum, mit einer Preisgebung der Rechte des (welt-

lichen) Kaiserthums an die geistliche Obermacht nichts zu thun hatte, ist klar. Dieser Guelfismus hatte die deutschen Bischöfe zu Feinden, welche auf Kosten der weltlichen Fürsten groß werden wollten, verweigerte aber dem Kaiser im ungerechten Kampfe mit dem Papste, in Unterdrückung der Freiheiten der lombardischen Communen die (1175) erbetene Hülfe. Andererseits ist es wohl begreiflich, daß nach drei vorausgegangenen staufischen Königen die Interessen eines welfischen Kaiserthums und des Papstthums des dreizehnten Jahrhunderts in manchen Beziehungen, wie z. B. Erhaltung des Wahlreiches, als des Inbegriffes fürstlicher Rechte und der Spitze der alten Verfassung, identisch waren; in anderen aber schieden sie sich auf das bestimmteste, wie denn der Welfe als Repräsentant deutscher Fürstenmacht am allerwenigsten daran dachte, das Reich den Geistlichen preis zu geben. Der ältere Ghibellinismus aber erhielt seinen wahren Ausdruck durch dasjenige, was Friedrich I. that, als er den Welfen Heinrich zu seinen Füßen liegen sah, die Zersplitterung des Reiches in eine Vielheit kleiner Staaten, so wie durch das Streben, ganz Italien zu erwerben. Noch klarer trat dieser Charakter durch die Regierung Heinrich's VI., 1190—97, hervor, von welcher es, als auch das Königreich Sicilien staufisch geworden war, hieß, sie habe die Deutschen überall mächtig, aber auch überall verhaßt gemacht, und mit dessen Tode die gebrochenen Völker erst wieder frei zu athmen begannen. War Friedrich I. in seinem Verfahren wider Alexander III. in Westeuropa als Tyrann bezeichnet worden, so knüpften sich an die blutige und grauenvolle Erwerbung des normannischen Königreiches Sicilien durch seinen Sohn Abschen und Haß gegen das Andenken Heinrich's VI., so daß Willkür auf dem weltlichen Gebiete, Streit mit der Kirche, Zertretung der Rechte der Unterthanen, Gewalt und Uebermuth, gemeine Hinterlist, wie gegen die Genueser, seine Bundesgenossen, und vor allem gegen König Richard von England, Vereinigung Unteritaliens mit Deutschland, Umwandlung der deutschen Verfassung zum Zwecke der Aufrichtung einer Erbmonarchie, deren Schwerpunct zweifelsohne Sicilien und nicht Deutschland geworden und geblieben wäre, den Inbegriff des Ghibellinismus bildeten, wie er Ende des zwölften Jahrhunderts thatsächlich hervortrat. Kein Wunder, wenn nach dem Tode Heinrich's VI. zugleich die Reaction der Italiener gegen deutsche Herrschaft beginnt, und in Deutschland selbst ein großer Theil der Reichsfürsten von einem ghibellinischen Kaiser nichts wissen will. Das Todesjahr dieses gewaltigen Fürsten bezeichnet daher eben so den Höhepunct absoluter Kaisermacht, den vollen Sieg des Ghibellinismus als den Anfang des unaufhaltsamen Verfalles des Kaiserthums und Kaiserreiches und den Beginn des

Kampfes zwischen Welfen und Ghibellinen als zweier großen Parteien, nicht bloß zweier Geschlechter.

Als jetzt die Normannen sich erhoben, das deutsche Joch abzuschütteln, Papst Innocenz III. im Anschlusse an die republicanische Bewegung der Zeit den Kirchenstaat wieder herstellte, dem Kaiserthume, wenn auch nicht in gleicher Weise wie später Innocenz IV. das republicanische Element entgegenstellte, das deutsche Reich sich von dem Knaben Friedrich II., dem zum Nachfolger seines Vaters Heinrich's VI. erwählten Könige, losriß, that nichts so noth, als Eintracht der Fürsten, sollte nicht das Reich Gefahr laufen, scheelsüchtigen Nachbarn zur Beute zu werden. Jetzt aber trat das schlimmste ein, als nicht etwa ein Fürst aus nicht welfischem und nicht staufischem Blute zum Könige erhoben wurde, sondern die ganze volle Parteiung, wie sie im Reiche vorhanden war, nun in den beiden Gewählten, Philipp von Schwaben, jüngstem Bruder Heinrich's VI., und Otto IV., dem Sohne des geächteten Herzogs Heinrich von Sachsen, im Königthume hervortrat. Bemerken wir die stattgehabte Veränderung. Eine Generation früher waren Heinrich der Löwe, nicht König, aber Haupt der weltlichen Fürsten, und Friedrich I., König und Kaiser, die Vertreter beider Richtungen gewesen. Jetzt bemächtigte sich die Spaltung schon des Königthumes selbst. Doch dauerte glücklicherweise dieses Schisma nur bis zum Jahre 1208, in welchem freilich der Mord König Philipp's ihm ein Ende bereitete. Als aber der Welfe Otto in glücklicher Stunde eine Staufin heirathete und als einziger König anerkannt wurde, schien sich der Parteiabgrund zu schließen, und selbst nur ein innerlich begründeter Wechsel, eine gewisse gerechte Wendung der Dinge einzutreten, als auf drei, eigentlich fünf staufische Könige und Kaiser: Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Philipp I., endlich auch Ein Welfe, Otto IV., Kaiser wurde.

Da führten die Zerwürfnisse zwischen dem kaum gekrönten Welfen und seinem Beschützer Papst Innocenz III. rasch und unvermuthet des Ersteren Bannung, seine Absetzung, die Erhebung des Hohenstaufen Friedrich II., Königs von Sicilien, zum römischen Könige, eine neue Parteiung, den Sturz des Welfen durch das Papstthum und den damit verbündeten Staufer, des Letzteren Anerkennung als einzigen rechtmäßigen Königs der Deutschen, das Kaiserthum Friedrich's II. herbei, 1215 — 1250.

Machen wir uns bei diesem dritten Stadium des Kampfes die Lage der Parteien klar. Der kühne und den Occident fast wie den Orient beherrschende Papst verwarf zuerst den Ghibellinen Philipp und krönte den Welfen Otto; dann verwarf er den Welfen und erhob den Ghibellinen Friedrich. Der Papst wurde gleichsam selbst aus einem Guelfen ein Ghibelline und

verhängte damit eine Wendung der Dinge, die nicht bloß Walther von der Vogelweide bekümmerte, so daß er die Worte aussprach: ach Gott, der Papst ist gar zu jung. Aber selbst bei Schriftstellern, welche sich entschieden auf die Seite der Päpste im Kampfe mit Friedrich II. stellen, wie Salimbano d'Adami, ruft dieser Wechsel der Politik ein gerechtes Bedenken über seine Zweckmäßigkeit hervor. Man konnte sich von seiner Nothwendigkeit am wenigsten überzeugen, als man nach wenigen Jahren gewahrte, daß Kaiser Friedrich II. die ihm durch die Päpste zu Theil gewordene Beschützung als König Siciliens, die Erhebung auf den deutschen Königsthron, die Gelangung zur Kaiserkrönung in noch schnöderer Weise lohnte, als es Otto IV. gethan! Er machte den Papst, der guelfisch geworden war, als Otto IV. ghibellinisch wurde, und ghibellinisch wurde, um Friedrich II. zu erheben, wieder zum Guelfen! So wenig ist es aber bis jetzt passend, guelfisch mit päpstlich oder geistlich, ghibellinisch mit kaiserlich oder weltlich zu identificiren! Man erlaubt sich mit diesen beiden Worten, welche sehr bestimmte und je nach den Zeiten sehr verschiedene historische Begriffe repräsentiren, ein Spiel, wie heutigen Tags etwa mit ultramontan und liberal. Der Historiker hat aber, je höher die Verwirrung der Begriffe steigt, desto mehr auch die Verpflichtung, diese strenge zu scheiden und das nicht Zusammengehörige sorgfältig aus einander zu halten.

Damals war es denn auch, daß der Streit sich aus den höchsten Schichten in die zunächst niederen hinabzog, und der in sich gespaltene florentinische Adel die Parteinamen des streitenden Königthums annahm. Als aber der Streit der beiden Könige Friedrich und Otto durch des Letzteren Tod geendet war, blieb die Parteibezeichnung, da der einmal erwachte Haß der Factionen eine Versöhnung auch dann nicht mehr zuließ, als dieselbe im Königthume, das am meisten von der Spaltung ergriffen worden war, durch die Macht der Ereignisse schon eingetreten zu sein schien. Allein wenn nun auch nach dem Beispiele von Florenz die Factionswuth allmälich sich wie eine Seuche von Stadt zu Stadt zog, fehlte der Bewegung doch so lange Stoff, größerer Einfluß und Bedeutung, als nicht das Kaiserthum wieder in dieselben oder ähnliche Bahnen einlenkte; dafür aber schien, als der gleichnamige Enkel Friedrich's I. Kaiser geworden war, weniger als je Aussicht zu sein. War sein Großvater deutscher König geworden, weil er „ein Eckstein" der Guelfen und der Ghibellinen war, durch seine Abstammung von beiden Häusern die Versöhnung beider Parteien in sich zu schließen schien, so war Friedrich II. erhoben worden, weil er alle Bürgschaften zu bieten schien, in die Pfade seines Vorgängers, des Welfen Otto nicht einzulenken, und selbst versprach, alles zu meiden, „was diesen bei Gott und den Menschen

verhaßt gemacht". In der That tritt denn auch mit den Zerwürfnissen, in welche Kaiser Friedrich II. gerieth, als er wider sein Versprechen, die sicilianische Krone an seinen Sohn abzugeben, wenn er Kaiser werde, sie behielt, und nun er, der Kaiser, durch sie Vasall des römischen Stuhles ward, in die welfisch-ghibellinische Bewegung eine neue Phase ein. Da aber der Kaiser den Sitz seiner Regierung, statt nach Deutschland, nach Italien verlegte und die Zerwürfnisse, in welche er daselbst neuerdings mit dem römischen Stuhle gerieth, vorzugsweise aus der freiwillig von ihm aufgenommenen, aber nicht erfüllten Verpflichtung, in den Orient zu ziehen, so wie aus den Obliegenheiten hervorgingen, die Friedrich als König Siciliens und Vasall der Päpste auf sich nahm, und als Kaiser, obwohl er Sicilien behielt, nicht zu halten gedachte, endlich sich auf die Zwistigkeiten der Lombarden mit dem Kaiser bezogen, so ward Italien der eigentliche Schauplatz der neuen Wirren; Deutschland aber, das der Kaiser von 1220 bis 1235 gar nicht betrat, und wo er dann das welfische Haus zu beschwichtigen suchte, ward von ihnen nur insofern berührt, als es sich erst um den Streit Heinrich's VII. mit seinem Vater, dem Kaiser, und seit 1239 um die Absetzung Friedrich's und die Erhebung eines anderen als eines staufischen Königs handelte. Da traten denn die Fürsten ein, suchten die Bewegung in ihre Hände zu nehmen, und da der Kaiser die letzten dreizehn Jahre seines Lebens wieder nicht mehr nach Deutschland kam, nach seinem Tode (1250) sein Sohn Konrad IV. sehr bald nach Italien eilte und früh dort starb (1254), so gestalteten sich die Kämpfe in Deutschland nicht zu Vernichtungskämpfen, wenn auch das staufische Haus und das alte Kaiserthum in ihnen für immer untergingen. Wohl aber entwickelte sich jetzt der eigentliche Ghibellinismus des dreizehnten Jahrhunderts im Gegensatze zu dem des zwölften. Nicht aber bezeichnete denselben bloß die Anhänglichkeit an das Kaiserthum, wie man häufig meint; das Kaiserthum wollten auch die sogenannten Welfen. Der Ghibelline des dreizehnten Jahrhunderts machte sich die Grundsätze eigen, mit welchen Kaiser Friedrich I., der Schützling der Kirche wider den Welfen Otto, ja wider die Getreuen seines Vaters, die auf den Untergang des Sohnes sannen, in den Kampf gegen das Papstthum gezogen war; er bekannte sich zum absoluten Kaiserthume nach dem Grundsatze des eigentlich ghibellinischen Motto's: der Himmel gehöre dem Herrn des Himmels, die Erde aber den Menschenkindern, was nach der Ansicht der Ghibellinen hieß, der Clerus solle auf das Gebiet des Unsichtbaren zurückgeführt, das Irdische aber den Weltlichen gehören; ein Grundsatz, welcher, nachdem die deutschen Kaiser seit den Tagen der Ottonen, und die Staufer zumal fort und fort daran gearbeitet hatten, die Bischöfe zu Reichsfürsten zu machen, nach-

dem namentlich Friedrich II. noch in jüngster Zeit in dieser Beziehung weiter als alle gegangen war, sich mit den geistlichen Fürsten 1220 auf das engste verbunden hatte, nicht bloß mit der Kirchen-, sondern auch mit der Reichsverfassung in nicht zu lösendem Widerspruche stand. Es war ferner der Anschauung dieser Vertreter des Absolutismus ganz angemessen, wohl für sich alle Freiheit zu verlangen, aber eben so wenig Freiheit den Communen als der Kirche zu gewähren.

Nicht bloß die Gegner geistlicher Herrschaft überhaupt waren jetzt Ghibellinen; die Italiener sammt und sonders wollten neben dem Kirchenstaate, den Friedrich II. den Päpsten feierlich garantirt hatte, nicht auch noch geistliche Fürsten, wie in Deutschland. Es gehörten zu der Partei die wüthendsten Tyrannen der damaligen Zeit, Ezzelino da Romano und seine Genossen, Leute, die nichts anderes kannten, als die Herrschaft des Schwertes, und die consequentesten Verfechter ghibellinischer Principien, die wärmsten Anhänger des ghibellinischen Kaisers wurden, seitdem derselbe mit seinen clericalen Antecedentien gebrochen hatte. Eben so gehörte hierzu ein Theil des Adels, wie die Uberti in Florenz, die Frangipani in Rom und neben Pisa jene Städte, in welchen entweder Tyrannen oder Adelsgeschlechter die Herrschaft führten. Hingegen waren diejenigen welfisch, in welchen die Erinnerung an die große Zeit des Lombardenbundes lebte. Im Gegensatze zu der gewöhnlichen Auffassung, nach welcher man meinen sollte, es müßten vor allem die Communen von ghibellinischem Geiste erfüllt gewesen sein, bildete Mailand den Mittelpunct der antikaiserlichen und somit der guelfischen Partei, während es doch im vierzehnten Jahrhundert unter den Visconti's, wie Lucca unter Castruccio, Verona unter dem Cane grande ghibellinisch war. Speciell war guelfisch in den Tagen Friedrich's II. (†1250) nicht bloß wer gegen kaiserlichen Absolutismus noch freie Bewegung für andere Ordnungen verlangte, sondern auch und vor allem, wer im Kampfe mit dem Kaiser auf Seite der Päpste stehend, die Sentenz der Absetzung des Kaisers, der staufischen Familie, ihrer Anhänger (1245) nach Außen vertrat, ihre Ausführung unterstützte. Aber eben so auch alle echten Republicaner und Demokraten, Alle, welche die Freiheit der Communen wollten und durch Verbindung mit den Päpsten dieselbe gegen den Kaiser und den Adel zu erstreiten suchten, die Lombarden im doppelten Gegensatze gegen Fürsten und Kaiser; endlich Alle, welche noch einen höheren Lebenszweck kannten, als staufische Zwingherrschaft.

Im Gegensatze zu früher sind es nicht mehr vorzugsweise Weltliche, die als Häupter des Guelfismus hervortreten, sondern Päpste, unter diesen am meisten Innocenz IV., früher ein Freund des Kaisers (somit Ghibelline) und von Hause aus zum Frieden, nicht zum Kampfe, am wenigsten zum

Vertilgungskampfe mit den Staufern geneigt; dann, als das von dem Kaiser selbst begehrte Concil (zu Lyon) sich wider diesen erklärte, der eifrigste, beharrlichste, unermüdlichste Gegner desselben, welcher nicht ruhte, als bis der Sturz des Kaisers und der gesammten kaiserlichen Partei erfolgt war. Dieser Guelfismus lernt von dem Kampfe, den der Kaiser eröffnet, die Führung der Waffen und bedient sich ihrer bis zum Untergange der hohenstaufischen Kaisermacht. Er scheint nicht zu gewahren, welche Stütze denn doch der christlichen Welt das Kaiserthum gewesen; er bricht sie ab, ohne im Stande zu sein, sich eine neue zu schaffen, und muß nun sehen, zu welchen Surrogaten er seine Zuflucht nehmen kann. Er ist eine Parteiströmung beinahe unwiderstehlicher Art, die aber, nachdem sie ihr Ziel erreicht, gegenstandlos wird, und wie sich sehr bald zeigt, Gefahr läuft, im Siege sich selbst zu spalten und in das Kraut zu schießen. Es war noch im Anfange des Jahrhunderts nichts weniger als schwer, aus einem Guelfen ein Ghibelline oder umgekehrt zu werden. Die maßlose Treulosigkeit, mit welcher Kaiser Heinrich VI. die Pisaner behandelt hatte, trieb diese stets kaiserlich gesinnte Stadt auf die Seite des Welfen Otto. Dagegen ward die Rivalin Pisa's, Genua, „das Thor", durch welches der jugendliche König Siciliens (Friedrich) zum deutschen Throne gelangte, ghibellinisch. Als aber Friedrich Kaiser geworden war, entzog er den Genuesen ihre großen Privilegien in Sicilien, welche er ihnen 1218 ertheilt hatte, und trieb so selbst die wichtige italienische Seemacht auf die guelfische Seite, während die Pisaner die kaiserliche Flotte bildeten und den Kampf der Guelfen und Ghibellinen auf das tyrrhenische Meer verpflanzten.

Nur allmälich nahmen die Parteien einander gegenüber eine feste, bleibende Stellung an. Das aber ist die Folge der Entsetzung Friedrich's durch das Lyoner Concil, 1245.

Dadurch nimmt auch der Ghibellinismus, seit 1245 aus siegreicher Angriffsstellung erst in die Defensive gebracht, dann in einen Verzweiflungskampf übergehend, gleich seinem Gegner in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts einen anderen Charakter an als früher. Auch dieser ist nicht für alle Zeit bleibend, ist insofern transitorisch, daß er eine Ausgeburt eigenthümlicher Umstände, eine Frucht jener Verwickelungen ist, die die Regierung Friedrich's II. (1215—1250) so verworren, so unendlich schwierig machen; allein wer sich jetzt für die eine oder andere Partei entschied, versperrte sich die Möglichkeit eines Wechsels der Farbe. Er mußte Partei bekennen, mit ihr siegen, mit ihr untergehen. Auch diese Phase des Ghibellinismus konnte sich ihrer Natur nach eben nur so lange erhalten, als die inneren Gründe ihres Bestandes sich erhielten, — der Kampf des staufischen Hauses mit den Päpsten, welche Friedrich II. und seine Söhne, als Sprossen eines

fort und fort kirchenfeindlichen Geschlechtes, weder als Könige noch als Kaiser anerkennen wollten, anhielt. Da tritt dann die bezeichnende Thatsache hervor, daß, während Friedrich I. seinen Gegner durch Gegenpäpste bekämpfte, ohne daß Papst Alexander III. zu dem Versuche greift, dem großen staufischen Kaiser einen Gegenkönig gegenüber zu stellen und der Papst selbst die Anträge des byzantinischen Kaisers, ihn als römischen Kaiser anzuerkennen, zurückweist, Friedrich II. nicht wagt, auch nur gegen einen der Päpste, die er bekämpft, einen Gegenpapst aufzustellen. Wohl aber finden die Päpste an der deutschen Nation und den von den Staufern selbst in Betreff der geistlichen Fürsten getroffenen Einrichtungen eine so große Stütze, daß drei Gegenkönige nach einander aufgestellt wurden! Der Kaiser muß zuletzt Deutschland seinem Sohne Konrad IV. überlassen und sehen, wie er noch Italien behaupten kann; aber auch Konrad vermag sich vor den deutschen Fürsten auf die Länge nicht zu behaupten und muß sich nach Italien wenden, wo er früh und vielleicht nicht einmal eines natürlichen Todes stirbt (1254).

Nachdem aber einmal, wie wir bei Florenz gesehen, schon bei dem Ausbruche dieser Kämpfe zum Morde gegriffen werden war; als Kaiser Friedrich von Gregor IX. gebannt, den Papst bekriegte, den Kirchenstaat verheerte, die zum Concil reisenden Cardinäle und Bischöfe durch seinen Sohn Enzio und die Pisaner auf dem Meere überfallen, theils ertränken, theils gefangen nehmen ließ; Papst Gregor, in Rom eingeschlossen, starb; endlich unter Innocenz IV. des Kaisers Absetzung auf dem Concil zu Lyon 1245 erfolgte, war nur noch Vernichtung der einen Partei durch die andere, nicht aber ein ferneres Nebeneinanderbestehen möglich. Und dies ist auch das Wesen des italienischen Ghibellinismus und Guelfismus auf der Höhe des dreizehnten Jahrhunderts. Die Grausamkeiten, welche von der einen wie von der anderen Seite stattfanden, die zahlreichen Hinrichtungen, Einkerkerungen, Exilirung und Zerstörung der Wohnsitze der Exilirten, das Verfahren des Kaisers, des Städteadels wider seine Gegner, die Proclamationen P. Innocenz' IV., der die Sicilianer zur Freiheit aufrief, rechtfertigen diesen Ausspruch. Der Sieg der einen Partei über die andere war mit einer neuen Güterverteilung, mit Acht, Aberacht oder Kirchenbann verbunden. Der Kampf ging auf Leben und Tod und zog sich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Geschlecht zu Geschlecht. Die Regierung Friedrich's II. hat den Parteikampf der Guelfen und Ghibellinen nicht geschaffen; dies anzunehmen wäre irrig. Wohl aber bewirkte sie, daß alle bisher vorhandenen Wirren, Zänkereien und Leidenschaften der italienischen Städte, Landschaften und Geschlechter nach zwei großen Kategorien sich wie in zwei Flammenkegeln ansammelten, eine unendliche Fülle

des gegenseitigen Hasses losbrach und unter den schnödesten Thaten alle Hoffnung des Besserwerdens schwand, die man in den Tagen zu fassen berechtigt war, als sich der lombardische Bund den Beschlüssen des roncalischen Reichstages entgegenwarf. War es doch wirklich, als wenn die Städte jetzt nur die Aufgabe hätten, sich selbst um die Früchte ihrer Siege zu bringen und den ärgsten Tyrannen, die ihre Freiheit zu zerstören beabsichtigten, die Wege zu bereiten. Doch war glücklicherweise der lombardische Bund im Jahre 1225 zuerst in San Zenone, dann in Mantua auf 25 Jahre erneut worden, und diese Vereinigung sicherte unmittelbar vor dem wildesten Ausbruche des Parteikampfes nicht bloß die Selbständigkeit der Communen vor arbiträrer kaiserlicher Gewalt, sondern hinderte auch selbst das Umsichgreifen des eigentlichen Bürgerkrieges, in wie fern die alte größere Parteistellung die Bürger vom innern und Bürgerkampfe zu einem gemeinsamen Kriege aller Communen rief. Freilich, als selbst der Kaiser, jetzt im Kampfe mit der Kirche begriffen, zu dem Mittel griff, die Ghibellinen in den einzelnen Städten zu unterstützen, um dadurch die Thätigkeit der Communen zu lähmen, löste sich namentlich Toscana in die wildesten Parteikämpfe auf. Platina hat daher nicht Unrecht, wenn er von dem Aufenthalte des Kaisers in Pisa 1240 diese unheilvolle Wendung herleitet. Als damals Friedrich die Uberti in Florenz unterstützte, begann ein so nachdrücklicher Umschwung der Dinge, daß hundertfach mehr von diesem Verfahren, als von dem Morde des Buondelmonte die eigentliche Scheidung in Guelfen und Ghibellinen, der Bürgerkrieg in den Städten herzuleiten ist, welcher von nun an nur aufhörte, wenn die eine Partei von der andern ausgetrieben wurde.

Doch war unter dem Panier Friedrich's der Ghibellinismus bis 1248 beinahe auf allen Puncten siegreich, und man kann aus der Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Sohn Heinrich's VI. seinen Sieg verfolgte, wo doch noch eine Schonung der Gegenpartei am Platze gewesen wäre, sich die Frage beantworten, welche Veränderung ein vollendeter Sieg dieser Partei hervorgerufen hätte. Die apulischen Kerker und die Entschlossenheit der Gegner (Guelfen), lieber zu sterben als sich dem Kaiser zu ergeben, enthalten die Antwort auf diese Frage. Die Wendung erfolgte aber, als Parma unerwartet von der ghibellinischen Partei abfiel. Nicht bloß daß die Stadt dem Kaiser selbst beharrlichen Widerstand leistete, sie war der Sammelplatz aller Guelfen, die zuletzt den Kaiser in die Flucht schlugen und selbst seine Krone erbeuteten; dadurch ward die Sache in ein anderes Geleise gebracht. Die Bologneser nahmen den König Enzio gefangen und behielten ihn bis zu seinem Tode in gefänglichem Gewahrsam. Der Kaiser, welcher während der Belagerung von Parma fast täglich gefangene Guelfen hatte hinrichten lassen,

zog sich allmälich nach Unteritalien, jedoch nicht ohne daß zuerst die Guelfen aus Florenz verjagt und 36 Paläste und hohe Thürme derselben bei dieser Gelegenheit zerstört worden wären. Die Häupter der Guelfen endeten durch höchst grausamen Tod in Apulien. Als aber dann Friedrich, erst 53 Jahre alt, 13 December 1250 starb und das ghibellinische Kaiserthum erlosch, ging der Parteikampf unabhängig von Kaiser und Reich seine Wege. Es handelte sich um die Existenz des staufischen Hauses oder einer Partei, gegen welche die Guelfen Siciliens und Oberitaliens das Panier der Republik entfalteten. Jetzt concentrirte sich der Streit im Königreiche Sicilien, welches unter König Konrad IV. und nach seinem Tode unter seinem Bruder Manfred der Schwerpunct des Ghibellinismus wurde, von wo die letzten Staufer auf Toscana und die Lombardei als ghibellinische Vorlande einzuwirken und den schon zweifelhaften Sieg der Ghibellinen allgemein zu machen strebten. Damals erfolgte die große Schlacht bei Montaperti 4 September 1260, welche für lange Zeit die Macht der Guelfen in Toscana brach und bewirkte, daß Lucca und Orvieto die Zufluchtsorte der toscanischen Guelfen wurden, diese nun sich von König Manfred an Konrad's IV. Sohn Konradin wandten und den Enkel Friedrich's einluden nach Italien zu kommen. Wer kann sagen, wie die Dinge sich gestaltet hätten, wenn der Staufer Konradin diesen Ruf angenommen hätte, er an der Spitze der Guelfen nach Italien gezogen wäre? Die Berufung Carl's von Anjou, den zu Boden geworfenen Guelfismus wieder aufzurichten, wäre dann unnöthig geworden und die Katastrophe des staufischen Hauses unterblieben. Als Konradin den Ruf der Guelfen nicht annahm, mußte auch Lucca die Guelfen verjagen, die nun in Modena und Reggio eine Zuflucht fanden. Die Parteiung war in Italien bereits allgemein geworden und keine Möglichkeit vorhanden, daß sich eine dritte Partei bilde, ähnlich der Reichspartei in Deutschland, die zuletzt im Kampfe Heinrich's IV. und Heinrich's V. mit den Päpsten wiederholt und nachher so oft noch den Ausschlag gegeben hatte. Es gab bereits ghibellinische und guelfische Geschlechter, deren Mitglieder auch als Cardinäle, Aebte rc. sich zur Politik ihrer Partei bekannten. Mochten die einzelnen Städte in Folge der Gewalt ihre Farbe wechseln, die Geschlechter blieben bei der ihrigen und theilten Glück und Unglück ihrer Partei. Es gab aber nicht bloß ghibellinische oder guelfische Städte, sondern auch ghibellinische und guelfische Staaten. Zu den ersteren gehörte die Herrschaft der Tyrannen Oberitaliens und der Staufer in Sicilien, welche mehr und mehr dem Schicksale verfielen, das Heinrich VI. über das normannische Königshaus verhängt hatte. Die eigentliche Wendung der Dinge erfolgte aber weder von deutscher noch von italienischer Seite, sondern durch die Einmischung der Franzosen. Bisher hatten Guelfen und Ghi-

bellinen im zwölften Jahrhundert deutsche Parteiungen, im dreizehnten italienische bezeichnet. Als Papst Urban IV., ein Franzose, den Vertrag mit Carl von Anjou, Grafen der Provence (eines Lehen der arelatischen und damit der Kaiserkrone) abschloß, und der römische Stuhl in seinem Vasallen-Königreiche Sicilien den französischen Fürsten als König anerkannte, erfolgte der tragische Sturz des staufischen Hauses in Italien, erst des italienischen Zweiges (König Manfred's durch den Sieg Carl's bei Benevent), dann des deutschen durch Carl's Sieg bei Tagliacozzo über Konradin, dessen Hinrichtung zu Neapel (1268), der Tod König Enzio's im Kerker der Bolognesen, das Hinsterben der Söhne Manfred's im Kerker zu Neapel. Das staufische Haus ging durch die Franzosen unter, wie das normannische Königshaus in Sicilien durch die Staufer untergegangen war. Es gab in Italien keine wahrhaft nationale Dynastie mehr, wohl aber waren die Parteikämpfe national geworden und in ihnen schien mehr und mehr das Leben der italienischen Nation zu bestehen.

Eine neue Periode trat durch Carl von Anjou in diesem Wirrwar ein. Als der Guelfismus sich mit Franzosenthum identificirte, mußte früher oder später der Augenblick kommen, in welchem der Ghibellinismus das nationale Element repräsentirte, wenn eben nicht durch den langen Kampf der nationale Sinn vom Parteitreiben ganz absorbirt worden war. Vorderhand war der Triumph der Guelfen vollständig; die Reaction wider die Sieger von Montaperti in vollem Gange, trat bald durch das Uebergewicht Carl's von Anjou als Haupt der Guelfen nach allen Seiten hin ein. Der Ghibellinismus, in wie fern er mit dem Friedrich'schen Kaiserthume sich identificirt hatte, war, als der Sturz der Hohenstaufen dem Tode des Kaisers nachfolgte, gegenstandslos geworden. Er wurde systematisch ausgerottet. Zwar schloß sich Pisa als echtghibellinische Stadt dem Alphons von Castilien an; allein was wollte dieses heißen? Die Partei hatte kein Centrum, kein Programm, als eben nicht guelfisch zu sein und bestand eigentlich nur durch den Haß der Geschlechter, die sich zur einen oder anderen Seite geschlagen. Jetzt war es an den Guelfen im Siege Mäßigung zu zeigen und die Herrschaft von Neapel vom Parteicharakter fern zu bewahren. Sie zeigten jedoch nur, daß sie nicht besser waren als die Ghibellinen. Carl von Anjou knüpfte von seinem Standpuncte da an, wo Friedrich II. den Faden gelassen hatte, so daß seine Regierung nur den Gegensatz zu der des gewaltigen Staufers darbot, beiden die Versöhnung und Vermittlung fehlte. Selbst das Cardinalscollegium vermochte sich leider von der Spaltung nicht frei zu erhalten; es gab eine guelfische (französische) und eine italienische (nationale und insofern ghibellinische) Partei. Vier französische Päpste durchbrachen die Reihenfolge der italienischen, die in der ersten

Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ausschließlich den römischen Stuhl eingenommen hatten. Wir werden sehen, in wie fern ihr Programm unparteiischer war als das des Carl von Anjou.

Der Guelfismus, obwohl nach Außen hin einig und unwiderstehlich, nährte doch auf dem Höhepuncte seines Sieges eine der gefährlichsten Spaltungen in seinem Schooße, die vor der Hand zwar nicht über die geschlossenen Thüren des päpstlichen Conclave hinausdrang, sich aber in zahlreichen und lange dauernden Interregnen, in dem oben berichteten nationalen Wechsel der Päpste sattsam kund that. Erst die sicilianische Vesper zeigte 1282 mit einem Male, daß sie auch im Volke Wurzel geschlagen hatte, als dem siegreichen Guelfismus sich auf einmal der in Sicilien siegreiche Ghibellinismus, welcher die Macht Carl's von Anjou brach, zur Seite setzte. Es fehlte jedoch damals nicht an umsichtigen und bedeutenden Männern, welche die drohende Wendung der Dinge erkannten, und ehe es zum neuen und wilden Ausbruche kam, helfend, rettend, heilend einzutreten sich bemühten. Der Zeitpunct war gekommen, in welchem eine Versöhnung der Parteien, sei es auf geistlichem, sei es auf weltlichem Wege, versucht werden konnte und versucht werden mußte. Bereits hatte sich Deutschland der Gefahr entwunden, gleich Italien bloßer Factionswuth anheim zu fallen. Das Aussterben der Babenberger, Thüringer, Meraner, welches dem der Staufer vorherging und den Fürsten Beschäftigung und Aussicht auf Ländererwerb verlieh, die geschlossene Haltung der Reichsstädte, vor allem der durch die Entfaltung einheimischer Literatur, durch tiefen religiösen Ernst und strenge Sitte gehobene Nationalsinn ließen es wohl zu einer großen Entfaltung der Fehdelust, aber weder zu so wilden und gräßlichen Scenen kommen, wie sie in Italien an der Tagesordnung waren, noch duldeten sie Parteikämpfe, die denn doch nur gegenseitiges Würgen zum Zwecke hatten. Dazu kam, daß, wenn auch das Königthum nach dem Tode Wilhelm's von Holland lange sich nicht einigen wollte, doch nicht der eigentliche Kern der Nation, die einzelnen Staaten, wie in Italien die Beute der Ausländer oder bloßer Parteihäuptlinge wurden, sondern bei ihren rechtmäßigen Fürsten verblieben. Ward auch das Königthum getheilt und geschwächt, das Fürstenthum blieb stark. Damals unternahm es endlich Papst Gregor X. (1271 — 1276), von allen französischen Päpsten unstreitig der edelste, Italien und Deutschland wieder aufzurichten, ersterem den Frieden, letzterem ein einheitliches Königthum zu verschaffen, aus welchem sodann das Kaiserthum wiedererstehen sollte. Als aber nun der alte Ghibelline Rudolph von Habsburg, wesentlich durch päpstlichen und geistlichen Einfluß gehoben, zum deutschen Könige gewählt wurde 1273, erkannte derselbe mit richtigem Tacte, daß er nur insofern an die Regierung Friedrich's II.

anknüpfen dürfe, als daraus nicht ein neues Zerwürfniß mit Rom erfolge. Während aber König Rudolph alles aufbot, um das deutsche Reich durch Stärkung des Königthums aus seinem Verfalle herauszureißen, blieb Italien fortwährend von diesen Sorgen und Segnungen unberührt. Hier schien man nur für möglichste Ausdehnung des Sieges anjouisch-guelfischer Uebermacht Sinn zu haben. Es fehlte das Gegengewicht eines kraftvollen Kaiserthums, das die Guelfen in die gebührenden Schranken zurück gewiesen, die Ghibellinen, insofern sie wirklich Reichsgetreue waren, um das kaiserliche Panier versammelt hätte. Rudolph behandelte Italien wie die Löwenhöhle, aus welcher keine Spuren einer glücklichen Rückkehr heraus führten.

Er überließ den Kirchenstaat, diesen Gegenstand so vielfältigen Streites, dem römischen Stuhle; er zog nicht ein Mal nach der Lombardei, sich die lombardische Krone zu holen, geschweige die Kaiserkrone, so daß die Scheidung Italiens und Deutschlands auch in dem Augenblicke der politischen Wiederherstellung des letzteren sich bemerkbar machte. Um so mehr traf es nun die Päpste, sich mit den Angelegenheiten Italiens zu befassen, und erlangten diese in Betreff Italiens bei der fortwährenden Vacanz des Kaiserthums ein Ansehen, welches sie begreiflich auch dann noch zu behaupten suchten, als von Seite der Deutschen endlich Schritte gethan wurden, auch das Kaiserthum wieder herzustellen. Zuerst unternahm es Papst Gregor X., auch dieses Werk zu erfüllen, zwischen Guelfen und Ghibellinen zu vermitteln. Allein seine Bemühungen, Frieden zu stiften, fielen größtentheils auf unfruchtbaren Boden und konnten den Untergang der alten Ghibellinen nicht aufhalten. Die toscanischen Städte wandten sich in Verbindung mit Genua gegen das kaiserlich gesinnte Pisa, welches endlich 1284 die große Seeschlacht bei Melloria verlor und nun von den Guelfen mit dem Schicksale bedroht ward, das einst Mailand durch Kaiser Friedrich traf, als Stadt ganz aufzuhören und in Borghi aufgelöst zu werden. Aber Eines bleibt doch. Die Päpste selbst trafen Anstalten, die Uebermacht Carl's und der Guelfen zu brechen und dem Geschicke Italiens eine andere Wendung zu geben, als bloß den guelfischen Interessen zu verfallen. Als das Kaiserthum nicht wieder hergestellt ward, dachte Papst Nicolaus daran, mehrere Königreiche in Italien, namentlich ein Königreich Toscana zu begründen, das eine Gegenmacht gegen das neapolitanische Königreich geworden wäre. Es erscheint als neue Phase in der Politik, wenn früher Guelfen und Ghibellinen abhängig waren von der Politik des Kaiserthums, sie nun gegen Ende des Jahrhunderts von der der Päpste abhängig zu machen. Das Erste und Nothwendigste in dieser Beziehung war aber, daß die Letzteren sich selbst von einer Identificirung mit der guelfischen Partei lossagten, welche auf dem Höhepuncte

ihres Glückes angekommen, wie früher der Ghibellinismus Friedrich's, keine Rücksicht noch Schonung Anderer kannte. Vor allem mußte daher Friede geschlossen und damit die Möglichkeit eines Nebeneinanderbestehens der Parteien gewonnen werden. Hatte Gregor X. hiermit begonnen, so setzte Nicolaus III. 1277—80 diesen Plan fort und entzog namentlich dem Könige Carl von Sicilien die bisherige Stellung als Reichsvicar in Toscana, als Senator in Rom, während er den Frieden unter den Guelfen und Ghibellinen (durch den Cardinal Latino) unterhandeln ließ. Alle diese Anstalten und Versuche, so wie ihre Erfolge beruhten aber zuletzt doch auf der Voraussetzung, daß ein kraftvolles Kaiserthum, welches sich mit dem Papstthum verständigte und unparteiische Gerechtigkeit übe, wiederaufkomme und in Italien Boden gewinne. Dieses aber wollte noch immer nicht kommen. Andererseits erkannte Carl von Anjou die ihm drohende Gefahr, als erklärtes Parteihaupt der Guelfen des bisherigen Vogteirechtes über den römischen Stuhl durch die Päpste selbst enthoben zu werden, und bot alles auf, die alte Stellung wieder zu erlangen. Die Erhebung des Franzosen Simon von Brie auf den päpstlichen Thron (Martin IV., 1280) schien ihm wirklich dazu zu verhelfen. Letzterer übergab denn seinem Beschützer dem Könige Carl die alte Macht auf's neue und bedrängte die Ghibellinen, als wäre er das Haupt der Guelfen. Da erfolgte, als das Kaiserthum sich noch immer nicht erneute, der Papst mit dem guelfischen Parteihaupte sich identificirte, der gewaltsame Ausbruch der Dinge, indem ganz unvermuthet durch den Aufstand der Sicilianer der schon halberloschene ghibellinische Brand auf's neue angefacht wurde, 1282. Nicht nur behauptete sich Sicilien ungeachtet aller geistlichen Censuren und weltlichen Mittel als unabhängiger Staat, sondern es blieb auch Neapel gegenüber der festeste Hort des Ghibellinismus, ja der nationalen Sache. Das Haus Anjou hatte am Hause Aragonien, welches die Sicilianer zur Herrschaft über sich beriefen, seinen Hammer gefunden, und die nachfolgenden Päpste, von den Kaisern verlassen und selbst einer glücklichen siegreichen Revolution gegenüber gestellt, befanden sich nun in der schlimmen Lage, die Partei der Anjou's dem Rechte nach nehmen zu müssen, während ihre eigentliche Aufgabe war, sie in den gebührenden Schranken zu erhalten und nicht unter dem Deckmantel des Guelfismus zur unumschränkten in Italien zu erheben. Sie befanden sich in der ungünstigen Lage, den aufrührerischen Sicilianern gegenüber Principien bekämpfen zu müssen, deren Entwickelung ihnen selbst eine Erleichterung von dem guelfischen Drucke verschaffte, und die 37 Jahre früher Papst Innocenz im Kampfe gegen den Ghibellinen Friedrich II. zum Beistande aufgerufen hatte. Man hütete sich daher, nach Martin's IV. Tode 1285, dem Franzosen noch einen „Ultramonta-

nen" zum Nachfolger zu geben. Honorius IV. aber wie Nicolaus IV. (beide Römer) boten alles auf, wohl einerseits den sicilianischen Brand zu löschen, andererseits aber auch die Uebermacht der Anjou's zu beschränken und so Keime für eine richtigere Entwickelung zu gewinnen. In der That schien es auch 1285—92 allmälich dazu zu kommen, als nach langem Interregnum der Einsiedler Peter von Morrone als Cölestin V. 1298 Papst wurde und ohne alle Kenntniß und Erfahrung in weltlichen Dingen wie er war, sogleich in völlige Abhängigkeit von König Carl II. (dem Sohne des im Jahre 1285 gestorbenen Carl's I.) von Neapel gerieth. Glücklicherweise wurde dieser heilige, aber als Papst gänzlich unfähige Mann bald bewogen, auf die päpstliche Würde zu verzichten, und sein Nachfolger Bonifacius VIII. unternahm es nun, einerseits das Papstthum von dem neapolitanisch-guelfischen Einflusse unabhängig zu machen, andererseits aber auch die Ghibellinen, welche durch die fortwährende Behauptung Siciliens (Trinakriens) von Seiten der Aragonesen ihr Haupt kühner als je emporhoben, zu Paaren zu treiben. Nachdem aber schon Innocenz IV. im Kampfe mit Friedrich II. dazu geschritten war, den Ghibellinen als Anhängern des gebannten Kaisers ihre Besitzungen abzusprechen, Martin IV. dies in Bezug auf die Stadt Forli erneut hatte, ging Bonifacius VIII. noch weiter. Er gedachte, da der Widerstand gegen eine allgemeine Pacification Italiens jetzt von den Ghibellinen ausging, diese, wo sie sich zeigten, in Rom die Colonnesen, in Sicilien den König Friedrich, die Genuesen in Westitalien rücksichtslos niederzuwerfen und dadurch Frieden in Italien zu schaffen! Ein Experiment, welches seinem Urheber den eigenthümlichen Beinamen verschaffte, womit ihn der älteste Commentator der divina commedia schmückt, magnanimo peccatore, das aber auch sein Mißlingen nothwendig in sich selbst trug.

Allein nicht bloß, daß Papst Bonifacius hieran scheiterte und in den Folgen dieser Bemühungen tragisch unterging, nachdem er die Bitten der Ghibellinen zurückgestoßen hatte; er erlebte es auch, daß eine Parteiung in Pistoja und die Trennung des dortigen Adels in Weiße und Schwarze dem alten Parteizwiste Nahrung und neuen Namen gab. Die Weißen verschmolzen sich mit den Ghibellinen Toscana's, wie die Welfen mit den Schwarzen, und der alte Streit entstand in neuer Form und unter neuem Namen, beinahe noch ärger als früher. Da traten zwei Ereignisse ein, welche für ganz Italien maßgebend wirken mußten, die Verlegung des römischen Stuhles nach Lyon durch Clemens V. 1305 (später nach Avignon) und der Römerzug Heinrich's VII., 1310. Das erste Ereigniß benahm Italien, welches schon das Kaiserthum verloren hatte, auch das Papstthum. Nicht bloß, daß die Leitung der italienischen Angelegenheiten dadurch der letzten Einheit entbehrte, die

ihr noch geblieben war, es hörte für 75 Jahre (1305—1378) die Reihe italienischer Päpste ganz auf, und Italien wurde geradezu unter die geistlich-weltliche Politik französischer Päpste und des französischen Königshauses in Frankreich und Neapel gestellt. Nothwendigerweise steigerte die Entfernung der Päpste aus Italien das Ansehen Robert's von Neapel, Nachfolger Carl's II. als des natürlichen Hauptes der Guelfen. Er wurde factisch Generalvicar der Päpste in temporalibus und blieb, obwohl von Kaiser Heinrich VII. als Reichsfeind erklärt, das Schooßkind Papst Clemens' V. und Papst Johann's XXII. Das zweite Ereigniß aber zeigte die Nothwendigkeit eines bleibenden Aufenthaltes der Kaiser in Italien, nicht bloß eines vorübergehenden Zuges, welcher dem Loche im Wasser glich, das ein hineingeworfener Stein verursacht. Man konnte jetzt sehen, welche moralische Macht Italien ausübe; daß es sich von Deutschland aus nicht mehr behaupten lasse; daß die deutscher Seits so schwer empfundene italienische Politik der Staufer ihre innere Berechtigung hatte; daß nach siebenzigjähriger Unterbrechung das Kaiserthum sich vorübergehend nicht mehr herstellen lasse. Die deutschen Könige waren systematisch von Italien fern geblieben; die Päpste blieben anfänglich freiwillig von Italien fern; als sie später vielleicht gerne zurückkehren wollten, war die Macht der eingegangenen neuen Verhältnisse stärker als ihr Wille oder ihre Kraft. Ob sie aber zurück wollten oder nicht, darin waren geistliche und weltliche Franzosen einig, in keinem Falle in Anwesenheit oder Abwesenheit der Päpste dem Kaiserthum mehr Rechte einzuräumen, als sie absolut thun mußten.

Welche Politik aber auch von nun an in Avignon befolgt wurde, die Abwesenheit der Päpste von Italien beförderte nur das Emporkommen der Parteiungen in Italien. In den Tagen Papst Innocenz' IV. war wider Kaiser Friedrich, als das große Wort, welches die christliche Welt wider den gebannten Kaiser bewegte, das negotium ecclesiasticae libertatis, die Angelegenheit der Kirchenfreiheit ausgesprochen worden. Jetzt identificirte sich die Kirche mit der Herrschaft der Päpste in Italien, und diejenigen, die keine geistliche Herrschaft wollten, sahen sich sehr bald dahin gebracht, als sie diesem Bestreben Widerstand leisteten, als Ungläubige und Ketzer behandelt zu werden. Es ist eben so begreiflich, daß sich dieser Ghibellinismus nach der Wiederaufrichtung des Kaiserthumes sehnte, als daß er dem letzteren eine eben so ungemessene Bedeutung zuerkannte, wie die Guelfen bereit waren, in der Kirche den Inbegriff aller weltlichen Macht zu erblicken. Gegenseitig erkannte man Kaiserthum und Kirche eine Aufgabe zu, welche beide nicht lösen konnten, und einen Gegensatz, dem die Natur der Dinge widersprach. Es kam dazu, daß sich nun auch eine Anzahl ghibellinischer

Fürsten — Städtetyrannen hätte der Grieche sie genannt — aufthat und erhielt, die das Interesse des Reiches zu wahren angaben, gewiß aber dabei sich selbst nicht vergaßen. Die Verwirrung stieg im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts immer höher. Jetzt, wo das Kaiserthum nicht mehr war, das deutsche Königthum (unter Albrecht I.) dem Papstthum ungeheure Zugeständnisse gemacht hatte, da fühlten die Besseren wohl, was an ihm Großes gewesen war, und welches Gegengewicht in ihm gegen ausschweifende clericalische Prätensionen lag.

In dem Maße aber, in welchem die Sehnsucht der Ghibellinen nach einem Kaiser stieg, schlossen sich andererseits die Welfen im Gegensatze zu ihnen und dem Kaiserthume an König Robert und das königliche Haus Sicilien (Neapel) an, welches ohne einen neuen Römerzug vielleicht nicht einmal mit zu großen Schwierigkeiten die Herrschaft über Italien erlangt hätte. Dadurch wuchs dann wieder für König Heinrich den Luxemburger, als derselbe zum deutschen Könige gewählt, das Kaiserthum wieder herstellen wollte, eben so die Höhe seiner Aufgabe, als die Schwierigkeit sie zu lösen. Wohl verkündete König Heinrich von Mailand aus den allgemeinen Frieden unter den Parteien und suchte sich, wie einst Gregor X. über dieselben empor zu schwingen. Er sei, sagte er, nicht König Einer Partei, sondern Aller. Allein, während König Philipp von Frankreich von ihm Abtretung des arelatischen Königreiches begehrte, wolle Heinrich französische Einmischungen in Italien fern halten, verlangte König Robert die Statthalterschaft (Reichsvicariat) über Italien und Tuscien, d. h. nichts geringeres als factische Verzichtleistung auf Italien und Preisgebung der Reichsangehörigen und der Partei des Kaisers an ihn, den Vasallen des römischen Stuhles. Da konnte dem Kaiserthume nur der Plan Heinrich's VII., Florenz, diese Hauptstütze des Guelfismus in Mittelitalien, zum Mittelpuncte des Kaiserthumes in Italien zu machen und sich auf Pisa und Genua, wie auf Sicilien zu stützen, wenn er gelang, helfen und zugleich dem Ghibellinismus inneren Halt und ein festes Programm gewähren. Alles aber sank, als Heinrich VII. unvermuthet 1313 starb, und das deutsche Königthum im ernstesten Momente der deutschen Geschichte sich unter zwei Enkeln Rudolph's von Habsburg, Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer spaltete. Was aber war jetzt, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Ghibellinismus?

Gerade damals feierte er seine schönsten Triumphe. Nicht bloß dadurch, daß eine Anzahl bedeutender und zum Theil glänzender Hofhaltungen in Nord- und in Mittelitalien ghibellinisch war, sondern vor allem, daß die größte Leuchte Italiens, der Mann, der auf den Flügeln der Poesie drei Welten umfaßte, Dante d'Alighieri, von den florentinischen Welfen ver-

bannt, auf dieser Seite stand. Muß der Historiker sagen, daß diese Verfolgung, das bittere Brod der Verbannung und ghibellinische Anschauung auch die große Seele des bedeutendsten Dichters des Mittelalters zu mancher Unbilligkeit und Maßlosigkeit verleiteten; daß aber auf so blutige Kämpfe, auf ein so langes und blutiges Ringen der größten Gegensätze, mitten im Sturme der noch mit einander hadernden Parteien ein so erhabenes Gedicht eine so große geistige That, wie die divina commedia, entstehen konnte, von welchem man noch heutigen Tages sagen muß, daß es unerreicht sei, beweist denn doch, daß in der ganzen Bewegung unendlich großartige Keime vorhanden waren. Ist es denn doch dahin gekommen, daß, wer nicht von dem Hauche der divina commedia berührt wurde, nicht einige Zeit seines Lebens dasselbe zum stillen Vertrauten seines Seelenganges gemacht hat, eine Lücke in seinem Inneren besitzt, weil ihm eine der edelsten Entfaltungen des christlichen Geistes fern geblieben ist. Niemand kann sich ungestraft dem Einflusse einer der größten Genialitäten entziehen, und gewahrt er auch nicht die Lücke in seinem Innern, sie ist dennoch vorhanden. Eine Zeit aber, die für eine so große Erhabenheit der Ideen zugänglich war und dieses Gedicht entstehen sah, an ihm sich erquickte, ist jedenfalls eine außerordentliche zu nennen. Nicht wie andere Kämpfe, hatte dieser die Geister gelähmt, sie entleert, sondern vielmehr in der gewaltigen Noth Italiens einen wundervollen Aufschwung erzeugt, der aber eben so auf der Entwickelung des dreizehnten Jahrhunderts beruhte, wie er andererseits seine geistigen Blüthen nur in dem folgenden tragen konnte, das die Maßlosigkeit und Wildheit des früheren zum Theil in dem großen Gedichte selbst als überwundenen Standpunct zeigte und sie brandmarkte.

Mit dem Ghibellinismus des vierzehnten Jahrhunderts verband sich das richtige Gefühl, daß das Papstthum, seit es der Gewinnung der Weltherrschaft sich zugewendet, seiner geistigen Aufgabe untreu geworden sei, so wie die Anschauung von der Nothwendigkeit einer obersten weltlichen Gewalt, welche nicht bloß Träger einer Partei werden sollte, sondern die Idee der Gerechtigkeit auf Erden zu realisiren habe. Dieser ideale und doctrinäre Ghibellinismus wurzelte vor allem in dem florentinischen Dichter, welcher dem Kaiser die Allgewalt beilegte, nicht bloß ein kräftiges, sondern auch ein unumschränktes Kaiserthum wollte, als das einzige Heil, als die einzige Rettung Italiens, ja der christlichen Welt. Dieses unumschränkte Kaiserthum sollte aber freilich seiner Natur nach etwas ganz anderes sein, als jene Willkürherrschaft, die der Ghibellinismus des dreizehnten Jahrhunderts verfochten hatte und theilweise im vierzehnten wieder erlangte. Und dadurch unterschied sich der doctrinäre und ideale Ghibellinismus wesentlich von dem praktischen. Denn ganz anders lautete das Programm im Munde der mächtigen Ghibel-

linen selbst, als nach der Auffassung des vertriebenen florentinischen Dichters. Jener verleugnete seinen Ursprung nicht, sondern behauptete nach wie vor, „daß sich Gott nicht um die Angelegenheiten der Erde und die Thaten der Menschen kümmere", um so mehr also die letzteren thun könnten, was ihnen gefiele; für's zweite, „daß die Kirche Roms nichts sei als ein Spiel- oder Lotterhaus (baratteria)", eine Ansicht, die in einem gewissen Sinne auch Dante hegte; endlich, daß „die Kirchen zu berauben nichts weniger als sündhaft sei". Es enthält dieser Ghibellinismus einen Inbegriff von weltlicher Willkür und Unumschränktheit, neben welchen ein Rechtsstaat und die Rechtsideen keinen Platz fanden. Im ganzen trat aber so viel hervor, daß die Ghibellinen ihrem ursprünglichen Programme am treuesten geblieben waren, wenn auch etwas, und zwar etwas sehr wichtiges fehlte: der Bestand des Kaiserthumes, das fast so lange Zeit aufgehört hatte, als im vierzehnten Jahrhundert der römische Stuhl in Avignon blieb, und 1312 nur wie ein rasch verschwindender Strahl momentan geleuchtet hatte. Sie konnten sich somit bei dem Aufhören des Kaiserthumes nicht an einen Kaiser halten; dieser selbst aber, wenn er die Zwecke des Kaiserthumes wahrhaft erfüllen wollte, durfte nicht mehr wie Friedrich II. als Parteihaupt erscheinen, was ja König Heinrich VII. sehr richtig erkannte. Hingegen hatten sie im Vergleich mit früher an Boden gewonnen; sie hatten sich nicht nur des Kaiserthums entwöhnt, sie bedurften desselben nur noch insofern, daß, wenn „die Kirche" — die weltliche Macht der Päpste — zu mächtig wurde, das Kaiserthum schützend eintreten sollte. An einer Versöhnung mit den Guelfen war ihnen im ganzen wenig gelegen. Während Mastino della Scala im östlichen Lombardien das ghibellinische Panier aufrecht erhielt, erklärten sich die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Visconti in Mailand, die Tarlati in Arezzo, endlich Castruccio Castracani in Lucca dafür, und hielt Sicilien (Trinakrien) fortwährend den Kampf gegen die Päpste und König Robert aus. So standen bei dem Tode Kaiser Heinrich's beide Parteien gerüstet und einander ebenbürtig, zum Kampfe auf Leben und Tod entschlossen gleich zwei feindlichen Brüdern einander gegenüber, als hätte der Kampf erst jetzt begonnen. Die Drachensaat des dreizehnten Jahrhunderts war aufgegangen, und da auch die Vermittlung des Papstthumes unter dem neuen Papste Johann XXII. (1316—1334) gänzlich fehlte, verlangten die Ghibellinen einen ghibellinischen Kaiser als Vertreter ihrer Sache, unbekümmert, ob diese auch die Sache des Kaiserthums sei. Andererseits aber hatten sie doch keine rechte Zukunft, so lange sich die Päpste wider sie erklärten, an König Robert, an Florenz und Genua eine Stütze wider sie fanden, und nach König Heinrich's frühem Tode sich erst zeigen mußte, ob das nächste Kaiserthum

sich auch die extreme Seite ihres Programmes zu eigen machen werde, die erste und ideale erfüllen wolle, auch der praktischen noch genügen könne. Hingegen hatten die Guelfen wohl die alten Ghibellinen vernichtet, aber eben so wenig sich von der inneren Spaltung zu befreien vermocht, als sich ohne Hülfe von Außen, namentlich Neapels, erhalten. Und wenn in den ghibellinischen Städten regelmäßig Tyrannen entstanden, mußte sich doch auch erst zeigen, ob die welfischen sich in die Länge von dem übermächtigen Einflusse des Hauses Anjou und der Franzosen frei erhalten würden; ob die Guelfen nicht zuletzt doch nur in eine neue Art von Kirchenstaat aufgehen würden.

Sicher war bisher, daß selbst in der bedeutendsten welfischen Stadt, in Florenz, eine wahre Entwickelung der Verfassung nur durch den Stoß und Gegenstoß der Parteien ermöglicht ward, beide Factionen wider ihren Willen daran arbeiteten, die (guelfisch-ghibellinische) Adelsmacht zu brechen und der Volksmacht, dem eigentlichen demokratischen Elemente Bahn zu bereiten. Nichts desto weniger waren beide Richtungen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts noch immer die Italien beherrschenden Mächte, auf welche Papstthum und Kaiserthum angewiesen waren, und wo sich nun zeigen mußte, was, wenn die eine oder andere siege, der siegende Theil in seinem Schooße bergen werde. Dazu schien nun die Zeit Ludwig's des Bayern bestimmt. Gelang es einem deutschen Könige nach dem Tode Kaiser Heinrich's VII. die von diesem begonnene Erneuerung des Kaiserthums durchzusetzen, ohne deshalb den Kampf mit den Päpsten zu erneuern, den schon Heinrich bei längerer Lebenszeit kaum hätte vermeiden können, nun so war auch zu hoffen, daß eine Ausgleichung der Parteien noch möglich sei, obwohl diese, so oft und von wem sie bisher versucht worden, regelmäßig gescheitert war. In diesem Augenblicke wurde jener Franzose Papst, unter welchem erst die definitive Verlegung des römischen Stuhles nach Avignon erfolgte, Johann XXII., bisher Bischof von Avignon, und der nun sogleich in der eingetretenen Vacanz des Kaiserthumes nach der herrschenden canonistischen Theorie dessen „Rechte, Regierung und Verwaltung" für sich in Anspruch nahm. Bei diesem Aufgehen des Kaiserthumes in das Papstthum sahen die Ghibellinen kein anderes Loos vor sich als den sicheren Untergang, zumal diejenigen, welche sich in den Besitz von Ferrara, Modena und anderer Städte gesetzt hatten, auf welche die Päpste besondere Ansprüche erhoben. Setzte vollends der französische Papst seinen Plan durch, einen französischen Prinzen nach Oberitalien zu senden, dort das päpstlich-kaiserliche Reichsvicariat einzuführen, so waren die Ghibellinen, bereits von dem Hause Anjou in Neapel mehr als hinreichend bedroht, wie zwischen Hammer und Ambos gestellt. Durch ganz Italien, für welches, als die Päpste Franzosen waren und in Avignon blieben, diese auch

noch Fremde geworden waren, ging das Gefühl der Unerträglichkeit der Priesterherrschaft. Man wollte keine Geistlichen als Leiter und Regierer der italienischen Staaten.*) Darüber war man, wenn auch in nichts anderem, einig. Mochten sich die Guelfen vor dem päpstlichen Legaten beugen, da sie vorübergehend Vortheile von einem Anschlusse an die Kirche erlangen konnten; König Robert von Neapel war ihr eigentliches Haupt. Das Feldgeschrei der Ghibellinen aber war: Wir sind bereit für das heilige Kaiserthum zu sterben.**) Das heilige Kaiserthum war das Gegenstück zur heiligen Kirche, die Kreuzzüge gegen die Ghibellinen veranstaltete. Warum sollten die Ghibellinen nicht auch an einen großen Zug des heiligen Kaiserthums wider die Kirche denken? Wie Sanudo, dem wir dies verdanken, richtig auseinandersetzt, war es nur die Verzweiflung, die gänzliche Hoffnungslosigkeit der Partei bei dem siegreichen Andrange der Kirche das Ihrige zu behalten, was die Ghibellinen bewog, Ludwig den Bayer 1327 nach Italien zu berufen. Dieser wurde aber gerade dadurch Haupt der Ghibellinen und mußte sich, da nur sie ihn berufen hatten, auch als solches benehmen, ohne sich je zur Unparteilichkeit Heinrich's VII. aufschwingen zu können oder aufschwingen zu wollen. Und es war dann eben so natürlich, daß, als der Papst durch Ludwig's Römerzug gewitzigt, etwas nachzugeben sich bereit zeigte, die Ghibellinen rasch mit ihm unterhandelten, um gegen Aufgebung von Einigem das Mehrere zu retten. Hatte doch Mastin della Scala, der Großhund (Can grande) in Trient bei der ersten Zusammenkunft Ludwig's mit den Ghibellinen erklärt, wenn ihm der König nicht das Reichsvicariat über Padua abtrete, werde er sich mit der Kirche versöhnen. Er war selbst schon von Trient abgereist, als die übrigen Ghibellinenfürsten ihn besänftigten und wieder zurückbrachten.

Italien und Deutschland bildeten damals zwei merkwürdige Gegensätze. Beinahe in keiner Zeit übten die geistlichen Fürsten einen größeren Einfluß auf die deutsche Königswahl aus, als vom Ende des dreizehnten bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Hatte der Erzbischof von Mainz einen wesentlichen Antheil an der Veränderung im Königthume im Anfange dieser Periode, so gab Balduin von Lützelburg, Erzbischof von Trier, bei drei Königswahlen den Ausschlag und hielt derselbe bis 1354 die Waagschale der Ereignisse in seiner Hand. In Italien suchte endlich der Bischof Guido Tarlati von Arezzo eine ähnliche Rolle zu spielen, mußte aber vor Castruccio

*) Pro hominibus Italiae non est spirituales rectores habere, propter malitiam superfluam et crimina sceleratissima quae regnant et existunt in eis. M. Sanudo epist. 17.

**) Nos parati sumus mori pro sancto imperio. M. Sanudo, epist. 16.

Castracani aus der Umgebung König Ludwig's weichen. Nicht einmal die Kaiserkrönung Ludwig's durfte durch Geistliche geschehen; Ludwig ernannte den Gegenpapst und krönte ihn in seiner Weise. Der Sieg der Weltlichen über das geistliche Element war die Lehre des Marsilius von Padua, welcher im „Defensor pacis“ den Ghibellinen einen politischen Katechismus schrieb, dessen praktisches Exempel König Ludwig wurde. Aber nicht nur auf dem weltlichen Gebiete sollten die Geistlichen nichts zu sagen haben, auch auf dem geistlichen wurde ihre Macht, ihr Einfluß, ihre natürliche Berechtigung wesentlich beschränkt, was dann wieder dem Papste Anlaß gab, Bannbulle auf Bannbulle wider die Ghibellinen zu verhängen. Mußte sich Deutschland eines französischen Prinzen erwehren, welcher fortwährend auf die deutsche Krone speculirte, so wollte der Papst auch noch Italien ganz von dem deutschen Kaiserthume abreißen, wodurch es dann von selbst der Anordnung der „Kirche“ verfallen wäre. Man hat alle Ursache zu glauben, daß letzteres der Wunsch der Guelfen nicht gewesen ist, sondern nur der avignonesischen Curie.

Mitten in diese Wirren fallen nun zwei Ereignisse, welche mit einander in einem gewissen inneren Zusammenhange stehen. Die Absetzung des Papstes (Johann XXII.) durch die siegreichen Ghibellinen, die ihren Kaiser nach Rom führten, seine Verurtheilung zum Tode, und als derselbe nicht vollstreckt werden kann, seine Verbrennung in effigie, womit der Glaube oder Aberglaube jener Tage eine Rückwirkung auf die Lebenden sich vorstellte. Dann „jenes Spiel voll hohen Ernstes“, welches, als Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI. am Untergange des ghibellinischen Kaisers arbeiteten, der römische Volkstribun Cola di Rienzi mit der Wiederherstellung der altrömischen Herrlichkeit trieb. Zwischen beide Ereignisse aber fällt (1331) das Schauspiel der tiefsten Erniedrigung des bis zum äußersten gespannten Ghibellinismus durch die Unterwerfung des ghibellinischen Gegenpapstes unter Johann XXII., der seinen Gegner mit dem Stricke um den Hals zu seinen Füßen liegend und um Verzeihung flehend vor sich gewahrte; endlich auch die Unterwerfung Ludwig's des Bayern, welcher alle seine Gefährten im Kampfe mit Johann XXII. preis zu geben sich bereit erklärt und solche Bedingungen um Verzeihung zu erlangen eingeht, daß darüber zuletzt der Unwille des Reiches entsteht und wesentlichen Einfluß auf Ludwig's Absetzung gewinnt. Der Sieg der Päpste ward erst vollkommen, als der Enkel Kaiser Heinrich's VII. des Letzteren Decrete wider das Oberhaupt der Guelfen, König Robert cassirt und eidlich verspricht, selbst die Nacht nach erfolgter Kaiserkrönung nicht in Rom zubringen zu wollen. Nur unter dieser Bedingung erlangte der Luxemburger Carl IV. (1346) die päpstliche Zustimmung zur deutschen Königswahl.

Wir haben oben die Bemerkung gemacht, daß das Aufkommen der fürstlichen Macht in Deutschland wesentlich beitrug, daß der Streit zwischen Welfen und Ghibellinen im deutschen Reiche nicht recht Wurzel schlagen konnte. Es handelte sich darum, ob das Haus Habsburg ein königliches bleiben, Wittelsbach eines werden solle, ob beide durch das luxemburgische Kaiserhaus in den Hintergrund gestellt werden sollten. Die großen Kämpfe in Deutschland nahmen mehr und mehr den Charakter von Familienkriegen der Dynastengeschlechter an. In Italien verstrichen von Ludwig's Römerzug (1327—29) bis zu dem Carl's (1355) 26 Jahre; die ghibellinischen Dynastien, welche sich in dieser Zeit erhielten, hatten ein besonderes Interesse, verlassen von dem Kaiserthume, zu sehen, wie sie sich in dieser Zwischenzeit consolidiren konnten, gleichwie Carl IV. ein besonderes Interesse hatte, allen Kampf mit den Päpsten wie mit Guelfen und Ghibellinen zu vermeiden und den alten Parteihader einschlafen zu machen. Er vertrug sich mit allen Parteien, so weit es nur immer möglich war und brach ihnen, schlau wie er war, die Spitze. Er selbst, welcher den sanguinischen Verlockungen Petrarca's, in Italien seinen Sitz zu nehmen, die Worte des alten römischen Princeps entgegenstellte, er (Petrarca) wisse nicht, welches Ungethüm (bellua) das Kaiserthum sei, wartete ruhig seine Zeit ab. Sie kam, als Urban V. dem Andringen der Italiener, den Sitz des päpstlichen Stuhles nach Rom pflichtgemäß zurückzuverlegen, nicht mehr widerstehen konnte. Da brach der Kaiser zum zweiten Male nach Italien auf, 1368, und führte den Papst in Rom ein. Es war das wichtigste Ereigniß, das geschehen konnte, um dem Hader der beiden Parteien ein Ende zu machen. Der Kaiser war nicht Guelfe nicht Ghibelline, der Papst dem Kaiser zum Danke verpflichtet, die alte Eintracht hergestellt, der allgemeine Jubel über die (wenn gleich damals noch nicht andauernde) Rückkehr des Papstes drängte die alten Parteinamen in den Hintergrund. Schon zwei Jahre später 1370 finde ich das erste Verbot, die Parteinamen Guelfe und Ghibelline zu nennen. Es wurde in Lucca, der Heimath des Castruccio Castracani, des großen ghibellinischen Heerführers, 32 Jahre nach seinem Tode, Strafe auf ihren Gebrauch gesetzt. Als dann nach dem Tode Papst Gregor's XI., welcher definitiv den Sitz der Päpste nach Rom zurück verlegte, das große abendländische Schisma entsteht, verdrängen neue Interessen und neue Wirren die alten. Die in der Geschichte niedergelegten Gedanken und Pläne tauchen wohl eben so von Zeit zu Zeit wieder auf, als die in ghibellinischen oder guelfischen Geschlechtern lebenden Erinnerungen nicht ganz untergehen können. Allein das Aufkommen des fünfstaatlichen Italiens und die Verfassungskämpfe im Innern entziehen diesen Namen alle Bedeutung. Sie gehören eben nur einer bestimmten Zeit, beson-

deren Verwickelungen und Tendenzen an, welche aus besonderen geschichtlichen Thatsachen hervorgehend, nur so lange einen Werth besaßen, als diese selbst ihre Zeit beherrschen konnten. Als Tegnarello von Castiglione 1551 beide Parteien wieder aufleben lassen wollte, war es, als wenn man heutigen Tages Puritaner und Cavaliere wieder auffrischen wollte. Es war weniger gefährlich als lächerlich.

Die Fortschritte der Physik in Oesterreich.

Der Entwickelungsgang der Naturwissenschaften bietet Eigenthümlichkeiten dar, durch die er sich von jenem der Wissenschaften des Geistes wesentlich unterscheidet. Diese treten besonders in neuester Zeit deutlich hervor, weil nicht bloß die Zahl der Arbeiter in jedem Gebiete größer geworden ist, sondern auch die einzelnen sich leichter die Hände reichen können, wohl auch ihre Hülfsmittel zugenommen haben. Im Gebiete der Forschungen über die Einrichtungen der Natur ist die Bewegung fast eine stetige geworden, und man findet schon nach kurzen Zeitabschnitten den Standpunct bedeutend verändert; sie ist in der Regel eine progressive, Stillstand oder gar Rückschritt gehören zu den seltenen Ausnahmen. Nach großen Fortschritten scheinen zwar auch hier die Kräfte einer Erholung zu bedürfen; aber selbst in den Tagen scheinbarer Ruhe wird am inneren Ausbau des großen Domes der Naturkenntniß unabläßig, wenn auch weniger augenfällig, gearbeitet.

In den Wissenschaften des Geistes ist die Bewegung mehr eine ruckweise als eine continuirliche; es giebt Zeiten des Schweigens, das nur hie und da durch den Tritt eines begabten Forschers unterbrochen wird; auf große Bewegungsmomente folgen oft längere Pausen, und selbst wenn die Bewegung eine sehr animirte zu sein scheint, ist sie nicht immer eine fortschreitende. Oft entdeckt man erst nach langem Bewundern der herrschenden wissenschaftlichen Rührigkeit, daß man auf einem Rückwege begriffen sei.

Der Charakter des naturwissenschaftlichen Entwickelungsganges tritt am bestimmtesten in der Chemie und Physik hervor, es sind gerade in diesen Zweigen die größten und wichtigsten Fortschritte gemacht worden und aus denselben dem praktischen Leben die größten Vortheile erwachsen. Die Chemie findet aber ungeachtet anerkennungswürdiger Errungenschaften in streng wis-

senschaftlichen Beziehungen doch ihre Bereicherung mehr in der Fülle von Thatsachen als in der Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges; sie muß öfter die Physik um Aushülfe angehen, als dieses umgekehrt der Fall ist. Ich kann daher nicht umhin, der Physik in Bezug auf ihren Entwickelungsgang die Palme zuzuerkennen. Beide Wissenschaften nehmen, wenn sie nicht muthwillig irregehen wollen, die Erfahrung als ihre wahre Erkenntnißquelle an, und beide stützen sich heutzutage auf hoch verfeinerte Experimentirkunst; aber die Physik genießt den großen Vortheil, bei ihren Raisonnements von einem treuen und verläßlichen Freund, aber strengen Censor überwacht zu werden, von der Mathematik. Dabei erfreut sie sich einer großen Selbständigkeit und versieht sich nicht bloß selbst mit dem ganzen Apparat von Beobachtungs-, Versuchs- und Meßwerkzeugen, sondern arbeitet sogar für die Ausfuhr solcher in fremde wissenschaftliche Gebiete. Wer bedarf nicht Waagen, Thermometer, Barometer, Loupen, Mikroskope, Fernröhre rc., die insgesammt die Physik als ihr Geburtsland anerkennen? Sind denn nicht auch die elektrischen Telegraphen Exportartikel der Physik? Ich folge den Bewegungen dieser Wissenschaft seit mehr als einem halben Jahrhundert, habe seiner Zeit selbst an mancher Untersuchung Antheil genommen und freue mich noch heute mit jugendlichem Gefühle über jeden ihrer Fortschritte, ganz besonders aber, wenn vaterländische Gelehrte sich daran betheiligt haben. Es hat eine Zeit gegeben, und sie dauerte leider mehrere Decennien, wo solches Vergnügen gar spärlich zugemessen war. Oesterreich schlief den wissenschaftlichen Winterschlaf und konnte das gewiß nicht beneidenswerthe Glück einer ungetrübten wissenschaftlichen Ruhe in vollen Zügen genießen; nur hie und da sah man ein Geistespflänzchen sich mittelst eigener Wärme durch die Schneedecke den Weg in's Himmelslicht ausschmelzen. Heute ist es, Gott sei Dank, anders. Was in Naturwissenschaften überhaupt, in der Physik insbesondere von österreichischen Gelehrten geleistet wird, kann selbst ein Laie in diesen Zweigen aus denselben gewidmeten periodischen Schriften, namentlich aus den Sitzungsberichten und Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften herauszählen, wenn er auch nicht dazu angethan sein sollte, es dem Gewichte nach zu bestimmen. Beides den Lesern der Oesterr. Revue zu erleichtern, ist der Zweck dieser Abhandlung. Damit er um so vollständiger erreicht und es dem Leser möglich gemacht werde, die wichtigsten neuen Zuwüchse der Wissenschaft in jeder der Hauptabtheilungen, in welche sie dermalen zerfällt, gehörigen Orts in das System einfügen zu können, werden jeder solchen Abtheilung kurze Notizen über den vorhergegangenen Stand der Wissenschaft vorausgeschickt.

I.

Physik des Wägbaren.

Im großen Haushalte der Natur giebt es keinen Wechsel von Bewegung und Ruhe, ähnlich unserem Wachen und Schlafen; stete Bewegung ist eine unerläßliche Bedingung zur Erhaltung des Ganzen. Wir sprechen zwar von ruhiger See und unbewegter Luft, glauben unsere Bauten, wenn wir ihnen ein tiefes Fundament gegeben haben, auf unbeweglichem Boden zu errichten, ohne daran zu denken, daß die See, selbst wenn kein Lüftchen weht, ohne Unterlaß dem Zuge des Mondes und der Sonne folgt, daß unsere Atmosphäre selbst zur Zeit völliger Windstille an der Axendrehung der Erde Theil nimmt, und daß jedes Gebäude sammt seinem Fundamente mit einer ein Locomotiv überholenden Geschwindigkeit im Weltenraume fortrückt. Aber alle diese Bewegungen sind an feste Vorschriften gebunden und diese werden auf das pünktlichste befolgt. Wenn die Natur dem kurzsichtigen Auge toll geworden zu sein und kein Gesetz mehr zu respectiren scheint, folgt sie doch dem Impulse derselben Regeln, welche ihr zum Behufe der Erhaltung des Ganzen vorgezeichnet sind. Die Grundpfeiler derselben sind: das Princip der Erhaltung der Materie und jenes der Erhaltung der Kraft. Ersteres bedeutet, daß das Quantum der Materie vom Tage der Schöpfung an bis auf heute immer dasselbe geblieben ist. Nicht der kleinste Theil der Materie kann vernichtet oder aus Nichts hervorgebracht werden. Was z. B. beim Wachsen eines Körpers hinzutritt, ist anderen Stoffen entnommen worden, und was einem Körper abhanden kommt, muß anderwärts als Zuwachs erscheinen. Dieses Princip haben schon die griechischen Philosophen anerkannt und schon Lucretius, der begeisterte Schüler Epikurs, sagt:

> „Eins stellt die Natur aus einem andern her und sie läßt nur
> Immer Neues entstehen aus anderer Dinge Verwesung."

Was das Princip der Erhaltung der Materie vom Stoff aussagt, das schreibt das der Erhaltung der Kraft für diese vor. Die Summe der Kräfte bleibt in der Natur immer dieselbe, nur wechseln einzelne Kräfte häufig den Ort und die Art ihrer Wirksamkeit. Indem eine Kraft wirkt, geht sie in dasjenige über, an dem die Wirkung stattfindet, sie wird an einem Orte verbraucht und taucht an einem anderen wieder auf. Wenn ein Zugthier am Abend eines Arbeitstages ermüdet ist, so ist dafür eine Last in Bewegung gesetzt und dadurch befähigt worden, wieder eine andere zu bewegen; selbst wenn diese Bewegung durch Reibung oder

andere Hindernisse scheinbar verschwunden ist, hat ein entsprechendes Quantum Wärme ihren Platz eingenommen und kann selbst wieder dazu verwendet werden, Bewegung hervorzubringen. Die Unzerstörbarkeit einer Kraft schließt nicht Unerschöpflichkeit in sich. Erschöpft (verbraucht) wird sie aber nur durch Wirken. Daß ein Stein ohne Unterlaß auf eine Unterlage drückt und dadurch seine Kraft nicht verbraucht wird, hat gerade darin seinen Grund, daß die Unterlage den Stein im Fallen hindert. Es kann aber eine Kraft nicht bloß durch ein solches Hinderniß vor Verbrauch bewahrt werden, sondern auch dadurch, daß ihr kein Angriffspunct des Wirkens geboten ist. So z. B. dauert die physische Kraft, mit welcher Eisen und Sauerstoff auf einander wirken, unverändert fort, so lange beide sich außerhalb der Wirkungssphäre dieser Kraft befinden. Eine Kraft als etwas zwar Wirkungsfähiges aber nicht Wirksames nennt man todte oder potentielle, nach Helmholtz Spannkraft; erzeugt sie aber Bewegung, so heißt sie lebendige Kraft. Ueber das Maß einer solchen Kraft hat in frühester Zeit ein sehr lebhafter Streit stattgefunden (Kant's Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte), indem von einer Seite das Product aus der bewegten Masse in die Geschwindigkeit derselben, von anderer das Product aus der Masse in das Quadrat ihrer Geschwindigkeit als dieses Maß angenommen wurde. Endlich hat man sich über letztere Annahme geeinigt: die Mechanik nimmt jetzt allgemein das halbe Product aus der bewegten Masse in das Quadrat der Geschwindigkeit als Maß der lebendigen Kraft an. Dieser Ausdruck stellt zugleich die Größe der mechanischen Leistung einer Kraft oder deren Arbeit vor. Ein Mensch hat offenbar einfache, doppelte oder dreifache Arbeit gethan, je nachdem er ein bestimmtes Gewicht auf eine einfache, doppelte oder dreifache Höhe gehoben hat. Damit aber diese Höhen erreicht werden, müssen dem Gewichte Geschwindigkeiten ertheilt werden, die sich wie die Zahlen 1 zu $2 \times 2 = 4$ und zu $3 \times 3 = 9$ verhalten.

Das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist erst in unserer Zeit, vorzüglich durch den um die Wissenschaft hoch verdienten deutschen Gelehrten Helmholtz zur vollen Geltung gelangt (Helmholtz über die Erhaltung der Kraft, Berlin 1847), indem nachgewiesen wurde, daß in jedem sich selbst überlassenen Systeme die Summe der vorhandenen lebendigen und Spannkräfte eine constante Größe sei, und daß somit, was der einen Classe von Kräften entzogen wird, der anderen zuwächst, und umgekehrt.

Der große englische Physiker Faraday hat in einem in der Royal society gehaltenen Vortrage nachzuweisen gesucht, daß mit dem Satze von der Erhaltung der Kraft unsere gewöhnlichen Vorstellungen von der all-

gemeinen Schwere nicht im Einklange stehen, da wir uns die Schwere als einfache anziehende Kraft zwischen zwei oder mehreren materiellen Theilchen vorstellen, die in jeder merklichen Entfernung wirksam ist, deren Stärke aber sich verkehrt, wie das Quadrat der Entfernung ändert. Was ist, so kann man fragen, in dem Falle, als sich das angezogene Theilchen vom anziehenden weiter entfernt, aus jenem Theil der Anziehung geworden, der hier verschwunden ist, und wohin ist im entgegengesetzten Fall jener Theil gekommen, der zuwächst? Diese Bedenken hat Brücke (Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften in Wien 25, 19*) gründlich gehoben. Wir verlegen, heißt es, im Einklange mit unserem Denkvermögen, die Kräfte als gedachte Ursachen der Bewegung in die Massen selbst, lassen aber den Raum zwischen diesen von ihren Wirkungen durchdringen. Wenn wir sagen, die anziehenden Kräfte verhalten sich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen, so heißt dieses eigentlich: die Anziehungskraft, welche jeder Masse innewohnt, ist constant und breitet ihre Wirkungen in unveränderter Gesammtheit nach allen Seiten hin aus. Diese äußern sich aber an den einzelnen Stellen um so schwächer, je größer der Raum ist, über den sie sich ausgebreitet haben; denn denkt man sich ein materielles Theilchen als Mittelpunct einer Kugelschale von beliebigem Radius und den Raum in derselben mit andern kleinen in gleichen Abständen zerstreuten Theilchen erfüllt, so ist zwar die Summe der vom Centraltheilchen ausgehenden Wirkungen immer dieselbe, in welcher Entfernung vom Centraltheilchen sich letztere befinden mögen, aber die Anzahl der Theilchen, welche die Kugelschale faßt, nimmt direct mit dem Quadrate der Entfernung zu. In ähnlicher Weise, aber minder eindringlich, ist dieser Gegenstand schon von Kant (dessen metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 2. Hauptstück) aufgefaßt worden. Ich habe ihn ebenfalls zum Gegenstande eines Vortrages gewählt (Sitzungsb. 27, 191). Aus allem diesem ist es nun klar, wohin der Zuwachs von anziehender Wirkung bei Verminderung und wohin der Abfall bei Vergrößerung des Abstandes zweier auf einander wirkenden einzelnen Massen komme. In ersterem Falle geht von der Gesammtheit der anziehenden Kraft ein Theil lebendiger Kraft in Spannkraft, in letzterem ein Theil Spannkraft in lebendige Kraft über, die Summe aus der gesammten lebendigen Kraft und der Spannkraft bleibt aber immer dieselbe.

---

*) Wir werden diese Quelle in der Folge immer nur mit dem abgekürzten Worte Sitzb. oder Sitzungsb. bezeichnen und die Denkschriften derselben Classe abgekürzt Denksch. nennen.

So lange es eine Naturforschung giebt, fragt man auch nach der letzten Grundlage der Materie. Wir kennen die Körper als etwas Theilbares, wir wissen, daß auch Theilungsstücke abermals, und zwar schon durch mechanische Kräfte, z. B. Stoßen, Schlagen u. s. w. getheilt werden können, bis uns endlich die Unzulänglichkeit der Theilungsmittel ein weiteres Vorgehen unmöglich macht. Wie weit ginge nun die Theilbarkeit, wenn uns Theilungsmittel ohne Ende zu Gebote ständen? Kommt man an eine Grenze der Theilbarkeit oder ist die Materie wie der Raum in's Unendliche theilbar? Hier standen sich lange zwei Parteien gegenüber, gegenwärtig stimmt aber die überwiegende Anzahl der Naturforscher für eine Grenze, jedoch nicht in dem Sinne der griechischen Philosophen, welche den Körpern etwas absolut Untheilbares zum Grunde legten und es Atom nannten, sondern in einem dem Geiste der heutigen Naturforschung angepaßten Sinne. Bis jetzt kennt man nämlich keine weiter gehende Theilung der Materie als sie bei chemischen Processen vorkommt, und darum heißt das kleinste Quantum eines unzerlegten Stoffes, das in einer chemischen Verbindung vorkommt, Atom, unbekümmert darum, ob daran noch Theile unterschieden werden können, ob es ausgedehnt sei, eine bestimmte Gestalt habe oder nicht. Aus diesem Begriffe folgt zugleich, daß ein Atom nicht für sich bestandfähig sei. Das kleinste Quantum Materie, welchem Bestandfähigkeit zukommt, ist eine Verbindung von wenigstens zwei Atomen, wie es die von einander getrennten Theile eines Gases sind. Diese bilden daher ein Molecül.

Wir denken uns jedes Atom als den Sitz einer anziehenden Kraft, die auf jedes andere Atom und zwar in die Ferne wirkt, jedoch in der Art, daß diese Wirkung schon in einer sehr kleinen, für uns kaum meßbaren Distanz verschwindend klein ist. Diese Kraft heißt Molecularkraft zum Unterschiede von anziehenden Kräften, die noch in meßbaren, ja sogar in großen Distanzen eine wahrnehmbare Wirkung ausüben. Würden die Atome bloß von dieser anziehenden Kraft beherrscht, so müßten sie sich bis zur Berührung einander nähern, und es könnten in den Complexen von Atomen, wie sie unsere Körper darstellen, keine anderen Zwischenräume vorkommen, als die, welche die Gestalt der Atome unvermeidlich macht. Allein wir haben Grund anzunehmen, daß innerhalb des Raumes, den wir das Volumen eines Körpers nennen, millionenmal mehr Atome Platz hätten, als sich wirklich darin befinden, und daß somit in den Körpern die materiellen Theile durch Zwischenräume getrennt sind, gegen welche diese Theile wohl rari nantes in gurgite vasto heißen können. Dieses ist aber nur begreiflich, wenn sich zur vorbenannten anziehenden Molecularkraft eine andere gesellt, die ihr entgegenwirkt. Früher hat man diese gleich der anziehenden als der Materie inhä-

rent angesehen; jetzt betrachtet man sie als von Außen an die Materie übertragen, daher auch nicht zum Wesen derselben gehörig. Sie wechselt der Intensität nach, wirkt der molecularen Anziehung mehr oder weniger entgegen, ja führt sie dadurch, daß sie die Atome aus der Wirkungssphäre ihrer Attraction bringt, ganz in die Classe der Spannkräfte über. Aus der Art des Zusammenwirkens dieser beiden Kräfte gehen die verschiedenen Aggregationszustände hervor.

Man hat bis auf unsere Zeit angenommen, daß die verschiedene physikalische und chemische Beschaffenheit der Körper von der verschiedenen Natur der Atome abhänge, und daß es eben so vielerlei materiell verschiedene Atome gebe als chemisch unzersetzbare Stoffe bestehen. Das Vertrauen in die Richtigkeit dieser Annahme ward zuerst durch die Entdeckung von Stoffen geschwächt, die sehr verschiedene Eigenschaften besitzen, ungeachtet sie aus derselben Anzahl von Atomen derselben Natur bestehen, wie z. B. Terpentinöl, Citronöl, Rosmarinöl. Man nannte sie isomerische Stoffe. Ernstlich erschüttert wurde jene Annahme aber durch die Entdeckung wesentlich verschiedener Zustände bei chemisch einfachen Körpern, denen doch nur einerlei Atome zugeschrieben werden können, und die man daher nicht aus einer verschiedenen Lagerung der Bestandatome gegen einander, sondern nur aus einer verschiedenen Lagerung der gleichen Atome gegen einander zu erklären im Stande ist. Eine solche ist wieder nur dann möglich, wenn die Atome nach verschiedenen Richtungen verschiedene Formen darbieten. Die wichtigste Entdeckung dieser Art verdankt die Wissenschaft dem Wiener Chemiker Professor Schrötter. Es kann als ein glückliches Prognostikon angesehen werden, daß die Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften mit dieser Entdeckung eröffnet wurden. Erhält man Phosphor einige Zeit lang unter Abschluß der Luft in einer seinem Schmelzpuncte nahen Temperatur, so geht er in einen braunen, nicht mehr leicht brennbaren, nicht mehr im Dunkel leuchtenden, in der Luft unveränderlichen, nicht mehr im Schwefelalkohol löslichen Körper über. Man nennt ihn amorphen Phosphor, weil er bei dieser Umwandlung auch die Fähigkeit zu krystallisiren verloren hat. Schrötter erhielt ihn Anfangs bloß in Pulverform, später aber auch in compacter Masse. Die Verschiedenheit zwischen dem gewöhnlichen und dem amorphen Phosphor ist so groß, daß man Anstand nehmen würde, beide mit einem Namen zu bezeichnen, wenn man nicht einen in den andern verwandeln könnte, ohne etwas zuzusetzen oder wegzunehmen. Aehnliche Umwandlungen sind auch im Schwefel, Kohlenstoff und Arsenik nachgewiesen worden, und Schrötter sprach schon im Jahre 1847 die Ansicht aus, daß auch Selen, Antimon, Tellur, Jod ꝛc. einer solchen Metamorphose fähig seien.

Alle diese Körper scheinen also aus Atomen zu bestehen, die nach verschiedenen Richtungen verschiedene Begrenzung haben und sich daher entweder regellos an einander reihen können, wo dann das Ganze eine amorphe Masse bildet, oder nach einer bestimmten Regel, in welchem Falle die Masse krystallinisch erscheint. Mit dieser Ansicht stehen nicht bloß die längst bekannten Bedingungen, unter welchen Krystalle entstehen, sondern auch die schönen Erfahrungen, welche C. v. Hauer in neuester Zeit über Krystallbildung gemacht hat (Sitzb. 39, 611; 40, 539 und 589), im besten Einklange. Diese Versuche hatten nebst allgemeinen krystallegraphischen Beobachtungen zum Zweck, das Uebereinanderkrystallisiren isomerischer Stoffe und die Art und Weise kennen zu lernen, wie mechanisch verletzte Krystalle in ihrer Mutterlösung fortwachsen. Man weiß nämlich seit geraumer Zeit, daß es Stoffe giebt, die ungeachtet ihrer materiellen Verschiedenheit doch in gleichen Formen krystallisiren. Man nennt sie isomorphe Stoffe. Zwei solche Stoffe in einer gemeinschaftlichen Flüssigkeit gelöst, krystallisiren aus derselben gleichzeitig gemengt heraus, so daß jeder Krystall aus beiden Stoffen besteht und zwar in Verhältnissen, die von ihrer relativen Menge in der Lösung abhängen. Giebt man einen Krystall, der nur aus einem der genannten Stoffe besteht, in eine Lösung des anderen, so wächst er darin fort wie in seiner natürlichen Mutterlauge, und man kann durch fortgesetztes Wechseln der Lösung Krystalle erhalten, die aus abwechselnden Schichten des einen und andern Stoffes bestehen. Als Bedingung des Fortwachsens in einer fremden Lösung giebt Hauer eine Differenz der Löslichkeit der beiden Stoffe in derselben Flüssigkeit an. Je größer diese ist, um so prägnanter tritt das Uebereinanderkrystallisiren ein; bei nahe gleicher Löslichkeit wird es durch die kleinsten Temperaturänderungen gestört, und man bemerkt am Krystall nicht mehr einen scharfen Uebergang von einer Lage in die andere. Ausnahmsweise vergrößern sich oft nicht alle überlagernden Flächen in analoger Weise, sondern es giebt auch Fälle, wo kleine Flächen des überlagerten Krystalls unverhältnißmäßig großen des überlagernden entsprechen, ohne daß dadurch ihr Parallelismus gestört wird. Ein Beispiel dieser Art bietet ein in die Lösung von isomorphem Zinksalz eingelegter Krystall von schwefelsaurem Nickeloxyd-Ammonium dar. Legt man einen Krystall, von dem man ein Stück abgeschlagen hat, in seine gesättigte Mutterlauge, so tritt an der verletzten Stelle eine besonders große Krystallisationsthätigkeit ein, die verschiedene Productionen erzeugt, je nach der Art der Verletzung, welche der Krystall erlitten hat. Hat man dem Krystall eine neue Fläche künstlich oder durch Schleifen gegeben, die nicht mit seiner natürlichen Form in Einklang steht, so wird sowohl in der eigenen Mutterlauge als in der Lösung eines anderen isomorphen Salzes der frühere

Formzustand auch wieder hergestellt; steht die künstlich ertheilte Fläche nicht in directem Widerspruche mit der natürlichen Krystallgestalt, so werden durch die Krystallisation nur die Unebenheiten ausgeglichen, nicht aber der alte Zustand hergestellt, oder doch erst nach sehr langer Zeit. In dem Zustande, wo die künstliche Fläche geglättet ist, stellt der Krystall ein unverletztes Individuum dar; man kann sonach einem Krystall künstlich Flächen aufdringen, die er durch seine eigene Kraft nicht zu erzeugen vermag. Wird ein Krystall zerbrochen, dann aber mittelst dünner Harzschichten wieder aus den Stücken zusammengesetzt, so wächst er in seiner Mutterlauge fort, als wäre er nie zerbrochen worden. Setzt man aber die Stücke nicht mehr an ihre gehörige Stelle, so ergänzt sich der Krystall nie mehr vollständig, und es entsteht daraus ein Aggregat mehrerer verwachsener Krystalle.

Eben so lehrreich, wie das Entstehen der Krystalle für die Kenntniß der Form und die Kraft der Atome ist, erscheint auch der fertige Krystall für unsere Kenntniß der sonstigen Eigenschaften der Materie. Was Reisende von der Cocuspalme über ihren Beitrag zur Deckung der materiellen Bedürfnisse des Lebens der Bewohner der Koralleninseln in Oceanien erzählen, indem ihr Stamm Holz, die Frucht einen mandelartigen Kern, Oel und Milch, ihre Schale Hausgeräthe, das faserige Gewebe um dieselbe Stoff zu feinen Flechtarbeiten, die Blätter Material zum Häuserbedecken liefern; dasselbe läßt sich vom Krystall in Bezug auf das geistige Bedürfniß des Naturforschers sagen. Jeder Krystall ist ein Individuum für sich, für den Forscher gleichsam eine Welt im Kleinen. Es giebt nichts, sagt Mohs, worin die Gesetzmäßigkeit der Natur so deutlich sich offenbart, als in den regelmäßigen Gestalten des einfachen Minerals. Es ist darum ein großes Verdienst der österreichischen Naturforscher, daß sie sich dem Studium der Krystalle mit besonderem Eifer hingegeben haben, und namentlich, daß sie den Zusammenhang zwischen der Krystallgestalt, der chemischen Zusammensetzung und ihren physikalischen Eigenschaften in's Auge gefaßt und sich nicht bloß auf natürlich vorkommende Krystalle beschränkt, sondern ihr Studium auch auf künstlich erzeugte ausgedehnt haben (Schabus, Sitzb. 29, 441, und dessen gekrönte Preisschrift: Bestimmung der Krystallgestalten, Wien 1855; Grailich: Krystallographische Untersuchungen, gekrönte Preisschrift, Wien 1858, Grailich und Lang, Sitzb. 35, 269). Nicht minder verdienstlich ist es, daß sie die zerstreuten Untersuchungen über diesen Gegenstand gesammelt, vorhandene Beobachtungen einer Revision unterzogen und auf einerlei krystallographische Sprache zurückgeführt haben (Weiß und Schrauf in Sitzb. 39, 853, Dauber, Sitzb. 39, 685 und Poggendorff's Ann. 92, 108. Ditscheiner, Sitzb. 48, 370).

Bisher hat man kein besseres Mittel, die innere Structur eines Krystalls zu erforschen gekannt, als die Spaltung oder, wo diese nicht ausführbar war, die Neigung der Spaltungsebene gegen die Krystallflächen (Blätterdurchgang). Ein wirksameres und weiter gehendes Hülfsmittel hat Leydolt entdeckt (Sitzungsb. 15, 59). Es beruht auf der verschiedenen Widerstandsfähigkeit, welche Krystallflächen an verschiedenen Stellen langsam und gleichmäßig wirkenden auflösenden Flüssigkeiten entgegensetzen und somit eine verschiedene Aetzung erleiden. Die Vertiefungen, welche so an einer Krystallfläche erzeugt werden, sind in der Regel, besonders bei harten Krystallen, so klein, daß man sie nicht ohne starke Vergrößerung wahrnehmen kann. Um diese anwenden zu können, wird von der geätzten Fläche ein Abdruck auf Hausenblase gemacht und derselbe im durchscheinenden Lichte unter starker Vergrößerung beobachtet. Leydolt hat eine große Anzahl Untersuchungen dieser Art an mehreren Krystallen, besonders an Quarzen und Arragoniten angestellt und dabei das Gesetz gewonnen, daß auf den Krystallflächen, sie mögen natürliche oder künstliche sein, regelmäßige Vertiefungen erscheinen, die ihrer Gestalt und Lage nach genau der Krystallreihe entsprechen, in welche der Körper selbst gehört. Sie sind gleich und in paralleler Lage, insoweit das Mineral ein ganz einfaches ist, dagegen bei jeder Zusammensetzung verschieden gelagert. Ihre Gestalten entsprechen den kleinsten regelmäßigen Körpern, aus denen der Krystall zusammengesetzt gedacht werden kann. So zeigt es sich an Quarzkrystallen, daß sie, ihre äußere Gestalt mag was immer für eine sein, aus den im rhomboedrischen Systeme vorkommenden Hälften bestehen und meistens solche zusammengesetzte Zwillingskrystalle darstellen, die im Innern des Krystalls zahnförmig in einander greifen, nach Außen aber nur eine und dieselbe spiegelnde Oberfläche bilden.

Regellos an einander gereihte Atome befinden sich nie in einem so beharrlichen Gleichgewichte wie solche, die einander die Seiten, welche dem Maximum ihrer Molecularanziehung entsprechen, zuwenden. Es kann daher wohl erwartet werden, daß sich ohne besondere Regel verbundene Atome durch Erschütterung ihrer stabileren Lage zubewegen werden, gleichwie man eine Partie wirr durcheinander liegender Stecknadeln durch bloßes Schütteln dahin bringt, daß alle Köpfe nach einer, alle Spitzen nach der anderen Seite gerichtet erscheinen. Versuche, welche Kohn (Sitzungsb. 6, 149; 23, 472) über die Aenderungen des Molecularzustandes des Eisens durch dauerndes Schütteln angestellt hat, liefern hiefür einen schlagenden Beweis. Sie zeigen, daß sehniges Eisen durch lange fortgesetzte Erschütterungen ein körniges und krystallinisches Gefüge annehme. Man bemerkte es an einem Eisenstab, der an den Dreischlag einer Mühle so angebracht war, daß er gezwungen wurde, eine

oscillatorische Torsionsbewegung anzunehmen. Nach einer bestimmten, aber immerhin großen Anzahl solcher Vibrationen wurde die Stange abgedrückt und der Bruch untersucht. Sie zeigte da, wo die Torsion am größten war, gröberes krystallinisches Gefüge, als in größerer Entfernung davon; am äußersten Ende, wo die geringste Erschütterung stattfand, war der faserige Bruch sogar unverändert geblieben. 32,400 Torsionen hatten noch keine Aenderung im Bruch zur Folge, nach 129,600 konnte eine solche nur mittelst einer Loupe erkannt werden, 388,800 bewirkten schon einen grobkörnigen Bruch, nach 3,888,000 war das Gefüge nach der ganzen Länge verändert, nach 23,328,000 erschien der Bruch sehr grobkörnig, nach 78,732,000 mit einem Bruch wie Zacken, dieser wurde aber selbst nach 128,309,000 Torsionen nicht mehr weiter geändert. Da scheinen nun die Atome das Maximum ihrer Stabilität erlangt zu haben.

Es entspricht der Natur eines stabilen Gleichgewichtszustandes, durch eine äußere Kraft eine Verrückung aus dieser Lage zu erleiden, derselben aber einen bestimmten Widerstand entgegenzusetzen, so daß die Verrückung mit der Kraft immer in bestimmter Relation steht, nachdem aber diese Wirkung aufgehört hat, wieder in die natürliche Ruhelage zurückzukehren. Ein solches Verhalten bezeichnet man bekanntlich mit dem Namen Elasticität. Sie tritt am deutlichsten an stab- und fadenförmigen Körpern hervor, befolgt aber bei festen Körpern eine andere Regel als bei flüssigen. Bei tropfbar flüssigen ist durch eine von Außen wirkende Kraft nur eine Zusammendrückung möglich, indem ein ausdehnender Zug wegen der leichten Verschiebbarkeit der Theile keinen Erfolg erzielt; die Zusammendrückung erstreckt sich aber, in welcher Richtung die Druckkraft wirken mag, immer gleichmäßig auf alle drei Dimensionen des Rauminhaltes. Ausdehnsame Körper dehnen sich von selbst aus, wenn der darauf lastende Druck vermindert wird. Nur bei festen Körpern kann äußere Kraft drückend und ziehend wirken und sonach eine Vergrößerung oder Verkleinerung der Dimension, nach welcher sie zielt, hervorbringen. Es tritt aber hier der widrige Umstand ein, daß sich zur Verlängerung nach einer Dimension eine Vergrößerung, zur Verkürzung einer solchen eine Verminderung des auf jene Dimension senkrechten Querschnittes gesellt und es erst von dem Verhältnisse beider Veränderungen abhängt, ob der Körper ein größeres oder kleineres Volumen angenommen hat, und wie sich diese Veränderung zur einwirkenden Kraft verhält. Einen wichtigen, wenn auch leider nur negativen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage hat Wertheim (Sitzungsb. 5, 19) geliefert, indem er schlagend nachwies, daß das von Poisson auf theoretischem Wege gefundene Gesetz, die Volumenänderung eines elastischen Körpers in Folge einer äußeren Kraft betrage die

Hälfte der ihr entsprechenden Längenänderung, genüge der Natur nicht, und die für dasselbe sprechenden Versuche von Latour seien in zu kleinem Maßstabe angestellt und daher ohne Beweiskraft. Allein auch das von diesem verdienstvollen Gelehrten aufgestellte Zahlenverhältniß hat nach der Hand bedeutenden Widerspruch erfahren und kann nicht als unbedenklich angesehen werden. Dagegen hat Wertheim über die Gesetze des Elasticitäts-Coefficienten sehr werthvolle Aufschlüsse gegeben.

Bekanntlich lassen sich tropfbare Flüssigkeiten schwer zusammendrücken. So z. B. wird nach Régnault's Versuchen das Volum des Wassers durch den Druck einer Atmosphäre nur um 0.0000472 vermindert und das des Quecksilbers gar nur um 0.00000295. Aber Natterer hat in seine schätzbaren Untersuchungen über die Zusammendrückbarkeit der Gase (Sitzb. 5, 351; 6, 557; 12, 199) Flüssigkeiten einbezogen, die man sonst nur in gasförmigem Zustande gekannt hat, und deren Zusammendrückbarkeit sehr bedeutend gefunden. Es ergab sich nämlich, daß unter dem Druck von 130 Atmosphären eine flüssige Säule von Kohlensäure um $\frac{1}{8} = 0.125$, eine solche von Stickstoffoxyd um $\frac{1}{15} = 0.0666$, von Aether um $\frac{1}{128} = 0.00778$, von Schwefelkohlenstoff um $\frac{1}{160} = 0.00626$ verkürzt wurde, während eine Wassersäule unter demselben Druck nur eine Verkürzung um 0.00574, von Quecksilber um 0.000383 erfahren würde.

Für den festen Körper giebt es eine Grenze, innerhalb welcher die Veränderung, welche eine äußere Kraft am Volumen desselben bewirkt, der Kraft proportional ist. Bei tropfbaren Flüssigkeiten, wo es sich nur um die Relation zwischen Volumen und Druckkraft handelt, ist die Grenze noch nicht überschritten worden. Es wurde aber von jeher als eine sehr wichtige Frage angesehen, inwieweit dieses Gesetz, hier das Mariotte'sche genannt, auch für die sogenannten permanenten Gase gelte. Zur Beantwortung dieser Frage wurden zahlreiche und mitunter auch sehr genaue Versuche angestellt, die aber, was die Größe der angewendeten Druckkräfte anlangt, von den in Wien von Natterer (a. a. O.) angestellten weit übertroffen werden, indem man theilweise eine Druckkraft von 3600 Atmosphären anwendete. Sie erstreckten sich auf Stickgas, Kohlenoxydgas, atmosphärische Luft, Leuchtgas und Wasserstoffgas, ohne daß eines dieser Gase in tropfbaren Zustand überführt werden oder auch nur eine Spur des Liquidwerdens bemerkt werden konnte, selbst als mächtige Erkaltungsmittel zu Hülfe gerufen wurden. Es ist daher beinahe zur Gewißheit gebracht, daß man durch bloße Anwendung einfachen Druckes nicht dahin kommen wird, solche Gase in den flüssig tropfbaren Zustand überzuführen. Bei hohem Drucke zeigte es sich wohl, daß die Gase nicht mehr dem Mariotte'schen Gesetze folgen,

sondern mehr zusammengedrückt werden, als der Druckkraft entspricht, daß aber verschiedene Gase von gleichen Kräften verschieden verdichtet werden. Unter den untersuchten Gasen zeigte sich Stickgas am wenigsten, Wasserstoffgas am meisten zusammendrückbar. Wenn man durch einen Druck von einer Atmosphäre in einen bestimmten Raum das Volum = 1 der folgenden Gase drücken kann, so wird man durch einen Druck von 3600 Atmosphären in denselben Raum nicht, wie es das Mariotte'sche Gesetz verlangt, 3600 Volume derselben hineindrücken können, sondern von Stickgas nur 710 Volume, von Kohlenoxydgas 730, von atmosphärischer Luft 800, von Leuchtgas 850 und von Wasserstoffgas 1040.

Wenn ein in stabilem Gleichgewichte befindliches Molecül eines Körpers durch einen äußeren Impuls aus der Ruhelage gebracht und dann sich selbst überlassen wird, so kehrt es wieder in erstere zurück, setzt aber schon bei der ersten Verschiebung ein benachbartes Molecül in gleiche Bewegung, so daß somit die Wirkung jenes Impulses in's unbestimmte fortgesetzt wird. Folgt dem ersten Impuls ein zweiter, diesem ein dritter und so fort, so entsteht im bezüglichen Körper eine wellenartige Ausweichung, die im Raume fortschreitet, und indem sie bis zu unserem Gehörorgane gelangt, in demselben als Schall empfunden wird. Die Linie, längs welcher sich die Bewegung fortpflanzt, heißt ein Schallstrahl, der denselben fortpflanzende Körper das Schallmittel.

Diese Fortpflanzung des Schalles erfolgt in der Regel in gerader Linie, doch wird der Schallstrahl auch von seiner geraden Bahn abgelenkt. Jene Ablenkung, wobei der Schall wieder in's alte Mittel zurückkehrt, die Reflexion des Schalles, ist längst bekannt, eine andere der Analogie mit den Lichtstrahlen nach längst erwartete hat aber erst in neuester Zeit Doppler (Sitzb. 2, 322) nachgewiesen. Es wurde dazu ein Umstand benutzt, der sich bei den im Genfersee über die Fortpflanzung des Schalles im Wasser angestellten Versuchen ergeben hatte, nämlich der, daß der Schall einer Glocke, wenn sie 2 Meter tief unter dem Wasserspiegel sich befand, in der Luft nicht über 500 Meter hinaus gehört wurde, während sie für den, der sich im Wasser befand, durch die ganze Länge des Sees hindurch vernehmbar war. Daraus schloß Doppler, daß der Schall beim Austritt aus dem Wasser eine totale Reflexion erlitten haben müsse. Legt man diese Voraussetzung der Rechnung zum Grunde, so findet man, daß der Schall beim Uebergange von Luft in Wasser zum Einfallsloth gebrochen wurde, dann, daß sich der Sinus des Einfallswinkels zu dem des Brechungswinkels wie 1.000.008 zu 100.000 verhalte.

Erfolgen die Impulse auf das Schallmittel regelmäßig und insbesondere in kurzen und gleichen Perioden in derselben Art, so empfinden wir sie als Klang und unterscheiden in demselben außer der Stärke, die jeder Schallwirkung eigen ist, auch noch die Höhe. Man weiß längst, daß hin und her gehende, das heißt schwingende Bewegungen eines Körpers am meisten geeignet sind, Tonempfindungen hervorzurufen, daß die Tonhöhe von der Periode der Bewegung oder der Schwingungsdauer abhängt, und daß, je kürzer diese Dauer ist, der Ton um so höher erscheint. Zu diesen die Tonhöhe bestimmenden Elementen hat Doppler (Theorie des farbigen Lichtes der Doppelsteine, Prag 1842) auf theoretischem Wege noch ein drittes gefügt, nämlich die relative Geschwindigkeit des tönenden Instrumentes. Dem zufolge wird der Ton höher, wenn sich dieses Instrument dem Hörenden relativ mit angemessener Geschwindigkeit nähert, und tiefer, wenn die Bewegung eine entgegengesetzte ist. Versuche auf Eisenbahnen, die man in den Niederlanden, in England und Frankreich angestellt hat, beweisen die Richtigkeit der an der Hand der Theorie gemachten Voraussage. Anfangs entspann sich hierüber ein wissenschaftlicher Streit. Petzval (Sitzb. 8, 567; 9, 699) sah sich auf Grund einer gelehrten Abhandlung über das Princip der Erhaltung der Schwingungsdauer veranlaßt, zu behaupten, es müßten entweder die Versuchsresultate unwahr, oder wenn sie wahr seien, doch die Erklärung derselben im Doppler'schen Sinne unrichtig sein. Dagegen hat v. Ettingshausen (Sitzgsb. 9, 29) darauf aufmerksam gemacht, daß Petzval unbefugt das, was nur für einen anfänglichen Erregungszustand gültig war, auf den permanenten Erregungszustand des schwingenden Körpers ausgedehnt habe, endlich aber hat Mach (Pogg. Ann. 112, 58 und 116, 333, Schlömilch's Zeitschrift für Mathematik und Physik 1861), sowohl theoretisch als praktisch stichhältig bewiesen, daß die Tonhöhe durch Bewegung geändert werde, wie dieses Doppler vorausgesagt hat. Doppler's Theorie sei zwar mangelhaft, doch bestehe zwischen dieser und der Petzval'schen Anschauung kein wirklicher Widerspruch, da sie sich nicht auf dieselbe Frage beziehen. Denn Doppler behauptet, die relative Bewegung einer Tonquelle gegen den Hörenden habe einen Einfluß auf die Tonhöhe, Petzval hingegen beweiset, daß an demselben Orte eine fortgetragen werdende Schallwelle, wie dieses beim Winde geschieht, auf die Tonhöhe keinen Einfluß übe.

Auch für die Gesetze der Impulse, welche das Schallmittel von einem tönenden Körper erfährt, sind durch österreichische Gelehrte mehrere wichtige Aufklärungen erfolgt. Eine solche ist von Petzval (Sitzungsb. 29, 160) bezüglich der Schwingungen gespannter Saiten ausgegangen. Sie umfaßt die Fälle, wo die Saiten aus zwei ungleich starken Stücken bestehen, von

denen die äußersten an einem Ende unbegrenzt oder begrenzt sein mögen; dann, wo mehrere Stücke mit einander verbunden sind, von denen die zwei äußersten sich in's unendliche erstrecken. Der letztere Fall schließt die Mehrzahl der wirklichen Vorkommnisse in sich, nämlich jene, wo die fragliche Saite an beiden Enden befestigt ist, und es ergeben sich daraus die Reflexionsgesetze der Wellen naturgemäßer als bei dem gewöhnlichen Vorgange, wo man Puncte als fest annimmt, die es doch nicht sind. Merkwürdig sind besonders die Schwingungen einer aus zwei ungleich starken Stücken bestehenden Saite von begrenzter Länge. Sie sind von zweierlei Art. Die einen umfassen solche Schwingungen, deren jeder Bestandtheil des Systemes für sich fähig ist, die aber auch das Ganze annehmen kann. Da ist immer der Trennungspunct ein Knoten. Die anderen begreifen Schwingungen, die dem Systeme des Ganzen zukommen und die daher auch tiefere Töne begleiten. Hier finden Vorgänge statt, die als neu angesehen werden müssen. Es treten nämlich Töne auf, die zu dem tiefsten Tone in Verhältnissen stehen, welche der Octav, Quart, Terz ꝛc. nahe kommen, ohne denselben ganz zu gleichen. An diese Arbeit reiht sich eine Untersuchung von Lippich (Sitzungsb. 45, 91) über die transversalen Schwingungen belasteter Stäbe an. Man kann voraussehen, daß eine nicht elastische Last, die man einem gespannten Stabe anhängt, auf die transversalen Schwingungen desselben nur als träge Masse wirken und sonach die Schwingungsdauer herabsetzen werde. Dieser Einfluß wird nun hier mit Rücksicht auf die Menge der angehängten trägen Masse, ihre Vertheilung und die Lage des Befestigungspunctes mathematisch untersucht, das Ergebniß durch Versuche geprüft und eine genügende Uebereinstimmung beider gefunden.

Bekanntlich gehören auch Gase zu den tönenden Körpern; unsere Blasinstrumente liefern den Beweis hiefür. Ein solches Instrument ganz eigenthümlicher Art ist die chemische Harmonika, wo eine Wasserstoffgasflamme die Luftsäule in Bewegung setzt. Man hat dieses lange einer raschen Folge von leichten Explosionen, welche das Verbrennen des Gases begleiten, zugeschrieben. Aber eine von Schrötter in einem finsteren Zimmer gemachte Beobachtung (Sitzungsb. 24, 18) ließ es nöthig erscheinen, in eine nähere Untersuchung der Sache einzugehen. Schrötter fand nämlich, daß die Gasflamme durch eine darüber gestülpte Röhre gleichsam in die Länge gezogen werde, daß sich an der inneren Seite der Ausströmungsöffnung ein kleiner Lichtschein zeige, der sich bald zu einer blauen, den oberen Theil der Röhre unter der Ausströmungsöffnung erfüllenden Flamme vergrößere, wonach an der Röhrenöffnung zwei Flammen erschienen, eine äußere gelbe und eine innere blaue. Das Tönen beginnt erst dann, wenn sich die innere Flamme

gebildet hat, und unterbleibt ganz, wenn das Entstehen derselben gehindert wird. Es scheint somit die Ursache des Tönens in einem schnell entstandenen Hinein- und Herausbrennen der Flamme zu bestehen. Grailich und Weiß (Sitzungsb. 29, 271) haben diese Untersuchungen fortgesetzt. Es wurde das Hinein- und Herausbrennen der Flamme mit Hülfe eines rotirenden Spiegels bestätigt gefunden und endlich die Erklärung des Hauptphänomens in folgender Weise gegeben: Ein in ein beiderseits offenes Glasrohr eingeführtes Wasserstoffgasflämmchen kann offenbar die Luft in einem Rohre nicht eben so in Vibration versetzen, wie dieses ein hineingeblasener Luftstrom zu thun vermag, weil die bewegende Kraft des ausströmenden Gases hierzu offenbar nicht hinreicht. Wie aber durch die beim Verbrennen des Gases erzeugte Wärmeentwickelung ein Wechsel der Luftdichte, somit eine Unruhe in der Röhre erzeugt wird, so kann der Einfluß jener bewegenden Kraft dadurch erhöht und in den Stand gesetzt werden, zuerst eine Erschütterung und nach dieser endlich eine stehende Schwingung der Luft in der Röhre hervorzubringen.

Eine sehr zeitgemäße, wenn auch nicht zu durchaus neuen Resultaten führende Untersuchung hat Mach (Sitzungsb. 47, 33) über das Mitschwingen geliefert und die theoretischen Resultate mit Erfahrungen verglichen. Sie steht mit einer früher von Ludwig über den Pulswellenzeichner angestellten (Sitzb. 46, 157) in enger Beziehung. Zum Verständniß dieser Arbeit mag folgendes dienen. Wenn eine Schallwelle einen elastischen Körper trifft, so sucht sie ihn durch jeden einzelnen Impuls in Mitschwingung zu versetzen; der Erfolg wird aber verschieden sein, je nachdem die Schwingungsperiode des getroffenen Körpers mit jener der einfallenden Welle zusammentrifft oder nicht. Im ersten Falle addiren sich die Wirkungen aller Elementarimpulse der Welle im getroffenen Körper, und es können aus sehr geringen Impulsen große Wirkungen hervorgehen. Treffen aber die Perioden nicht zusammen, so muß der Erfolg um so geringer ausfallen, je mehr beide Perioden von einander abweichen. Daraus wird begreiflich, warum ein Körper um so leichter zum Mittönen bestimmt wird, je leichter er seine Bewegung an die Luft abgiebt, d. h. je geringer seine Masse ist, weil er auch in demselben Verhältnisse leichter in Bewegung gesetzt werden kann. Eine nicht tönende Luftsäule in einer beiderseits offenen Glasröhre wird daher durch eine Wasserstoffgasflamme schon dadurch zum Tönen gebracht, daß man in der Nähe einen Ton anschlägt, der mit jenem der Luftsäule in einem einfachen Verhältnisse steht. (Sitzungsb. 24, 3.)

Von einer anderen Arbeit, deren consequente Fortsetzung große Resultate verspricht, „zur Theorie des Gehörorganes“ (Sitzb. 48, 283) kann hier

nur ein einzelner Punct mitgetheilt werden, nämlich der Beweis, daß der Schall vom Trommelfell zum ovalen Fenster nicht durch die Gehörknöchelchen, sondern lediglich durch die Gelenkbewegung der letzteren geleitet werde. Diese Knöchelchen bilden nämlich eine Kette durch Gelenke mit einander verbundener Massen. Es können nun die Molecüle jeder einzelnen Masse, wohl aber auch die ganzen Massen vermöge der Gelenke gegen einander verschoben werden. Da aber bei der ersteren Verschiebung weit größere Elasticitätscoefficienten in's Spiel kommen als bei der letzteren, so muß angenommen werden, daß ein an einem Ende der Kette angebrachter Druck mehr eine Verschiebung der ganzen Masse als der einzelnen Molecüle einer Masse zur Folge habe.

A. Frhr. v. Baumgartner.

Die slovenische Literatur.

Eine historische Skizze von Professor Dr. Klun.

II.

Wir kommen nun zu einem Manne, der als Epoche machend in der slovenischen Literatur viel genannt, oft unterschätzt, aber noch öfter überschätzt worden ist, zu Pater Marcus Pochlin. Wir denken nicht daran, ihn für einen jener Philologen zu halten, welche mit philosophischem Geiste und scharfer Kritik den gesammten Sprachschatz eines Volkes von seinen Schlacken zu reinigen befähigt sind, welche im Spracharchive verwandter Stämme dem tieferen Geiste der Sprache nachforschen, denselben erfassen und die eigene Sprache damit in Einklang bringen. Dagegen aber dürfte auch Kopitar's allzu strenges, fast einseitiges Urtheil über P. Marcus, wenn er ausruft: Rien n'est si dangereux qu'un ignorant ami (wobei er ihn als ami de la langue betrachtet), eben so wenig zu billigen sein, als der Nachruf begeisterter Verehrer: Pro meritis male tractarunt Agamemnona Graji. Schon die verschiedene Beurtheilung der Verdienstlichkeit dieses Mannes ist ein Beweis, daß man sich mit ihm mehr als mit andern slovenischen Schriftstellern beschäftigt hat; daß er somit nicht eine bedeutungslose Erscheinung am literarischen Himmel der Slovenen ist.

Marcus Pochlin wurde am 13 April 1735 zu Laibach geboren. Die Gymnasialstudien beendete er bei den Jesuiten in seiner Vaterstadt und trat dann in den Orden der Discalceaten („unbeschuhten Augustiner") zu Mariabrunn bei Wien. Seine theologischen Studien machte er in Wien. Sowohl als Prediger als auch durch seine Gelehrsamkeit erwarb er sich einen nicht unbedeutenden Ruf; er bekleidete mehrere höhere Stellen im Orden, theils in Wien, theils in Laibach. Den Rest seines Lebens brachte er in Mariabrunn zu, wo er am 5 Februar 1801 starb. Seine Zeitgenossen schätzten seine Verdienste um die Herausgabe slovenischer Volksbücher sehr hoch; auch

ernannte ihn (1781) die „Akademie der Operosen" in Laibach zu ihrem Mitgliede. Sein reger Eifer munterte mehrere seiner Landsleute auf, sich dem Studium der Muttersprache zu widmen; Japel, Kumerdey, Linhart und Vodnik waren seine literarischen Freunde gewesen.

Unter Pochlin's zahlreichen Schriften verdient die „Krajnska grammatika" (krainische Grammatik) zunächst unsere Beachtung. Ihm war es mit der eigentlichen Sprachbildung voller Ernst, auf diese verlegte er sich mit ausdauerndem Fleiße den größten Theil seines Lebens; ihm war die Sprachwissenschaft nicht lediglich ein Mittel zur Erreichung katholischer Zwecke, wie es bei den meisten seiner unmittelbaren Vorgänger der Fall gewesen. Daß die erzielten Resultate den Bestrebungen nicht entsprachen, können wir bei dem heutigen Stande der linguistischen Studien überhaupt und der slavischen insbesondere allerdings behaupten; aber es dürfte unbillig scheinen, diesen Maßstab an P. Marcus und seine Zeit anzulegen. Wir müssen vielmehr den damaligen Stand der Sprachwissenschaft, die geringe Zahl brauchbarer slovenischer Vorarbeiten, die ihm zu Gebote gestandenen Hülfsquellen berücksichtigen; dann werden wir minder strenge ihn beurtheilen und seine Liebe und Begeisterung für die slovenische Sprache nicht so geringschätzend behandeln, als mancher Gelehrte der Neuzeit es zu thun für gut fand. Mag P. Marcus für unsere Zeit auch eine nur geringe wissenschaftliche Bedeutung haben; für seine Zeit hat er nicht werthloses geleistet. Wohl manches größere Talent ist schon auf Abwege gerathen, wenn es so zu sagen „auf's Gerathewohl" in den Urwald hineindrang, um denselben zu lichten, Wege zu bahnen und für den zukünftigen Wanderer eine sichere Terrainkarte zu entwerfen. Ohne Zweifel wäre es für P. Marcus von Vortheil gewesen, hätte er sich genauer an Bohorizh gehalten und an diesem seine Studien gemacht, wozu er jedoch — vielleicht weil er katholischer Ordensgeistlicher war — sich nicht entschließen mochte. Dadurch lassen sich die bedeutenden Mängel in der Orthographie, in der Syntax, im Dictionarium trilingue, deren einige sogar von nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung unserer Sprache geworden sind, erklären. Das Hauptverdienst besteht aber darin, daß durch seine zahlreichen Schriften die Leselust seiner Landsleute neu belebt und genährt, so wie daß er durch seine Neuerungen Andere zum Selbstdenken oder zu schärferer Prüfung des Vorhandenen veranlaßt und hierdurch auf den rascheren Entwickelungsgang der Sprache und ihres Studiums in Krain erheblich eingewirkt hat.

Weit gründlicher und wissenschaftlicher betrieben das Slavische seine beiden Freunde Japel und Kumerdey (Kumerdej). Sie begnügten sich vorerst damit, ihrem Freunde durch Thatsachen zu widersprechen, indem sie

bei ihrer Bibelübersetzung sich nicht nach seiner, sondern nach der Grammatik des Bohorizh richteten; übrigens arbeitete jeder von ihnen an einer ausführlichen slovenischen Grammatik, bis ihn der Tod ereilte.

Georg Japel erblickte am 11 April 1744 zu Stein (in Oberkrain) das Licht der Welt. Er besuchte die Elementarschulen in seinem Geburtsorte, seine späteren Studien machte er bei den Jesuiten in Laibach, nach deren Vollendung er in den geistlichen Stand trat und sich das Doctorat der Theologie erwarb. Die ersten zwölf Jahre seines Berufslebens verbrachte er in der Seelsorge zu Triest, bis er vom Laibacher Fürstbischofe wegen seiner ausgezeichneten Fähigkeiten als Hofcaplan und Consistorial-Secretär nach Laibach berufen wurde. Jener Zeit versammelte sich in Laibach eine Anzahl junger, thatkräftiger Männer um den damaligen Träger der slovenischen Bestrebungen (P. Marcus) zu dem Zwecke, die arg vernachlässigte Muttersprache zu pflegen und zu Ehren zu bringen. Man kann sagen, daß die fähigsten Köpfe in diesem slovenischen „Hainbunde" sich brüderlich die Hände reichten zu kräftigem Schaffen. Japel, Kumerdey, Linhart, Vodnik, welche sich dieser Versammlung angeschlossen hatten, gehören zu den bedeutendsten Männern slovenischen Stammes; ihre Bestrebungen waren durchglüht von Patriotismus und wissenschaftlicher Forschbegierde.

Das thätigste Mitglied dieses Bundes war Japel. Anfänglich wendeten sich diese Männer vorwiegend der Uebersetzung fremder Werke zu; bald aber erklangen auch Lieder und begeisterte Gesänge in unserer schönen slovenischen Sprache, deren so manche bis zum heutigen Tage noch unerreicht dastehen. Japel faßte den Gedanken, die ganze „heilige Schrift" in's Slovenische zu übertragen, wobei er von dem gelehrten, eifrigen Blasius Kumerdey so kräftig unterstützt wurde, daß schon 1784 das „Neue Testament" und von 1791 bis 1802 das „Alte Testament" erscheinen konnte. Außer den Genannten betheiligten sich an dieser Uebersetzung noch Joseph Richar, Joseph Škrinar, Modestus Šraj, Dr. Anton Travn und Matthäus Wolf. In oftmaligen Versammlungen zu Laibach wurde die wichtige Arbeit berathen, wobei grammatische Untersuchungen und Vergleiche mit anderen slavischen Dialekten den Gegenstand gelehrter Besprechungen bildeten, deren Resultate in den Arbeiten der „jungen Schule" klar zu Tage traten. Japel's „Slavische Sprachlehre" (in der Laibacher Studienbibliothek im Manuscripte vorhanden), welche in vergleichender Darstellung die slavischen Dialekte behandelt, ist beachtenswerth.*) Er behandelte ferner kritisch die „Arcticae

*) Geschrieben in Klagenfurt 1807 (auf 388 Folioseiten und 50 Nachtragsblättern). Dem Manuscript ist das Imprimatur ddo. Wien, 20 März 1807, beigefügt.

horulae" des Bohorizh und übertrug ausgewählte Partien aus Moses Mendelssohn, Gellert, Kleist, Hagedorn, Metastasio und Andern in schwungvoller Weise in's Slovenische. Seine Original-Gedichte zeichnen sich mehr durch Reinheit der Sprache, den Versbau und die Rhythmik aus, als durch poetische Gedankentiefe oder durch phantasiereiche Bilder.

Japel's privates und schriftstellerisches Wirken fand volle Anerkennung von Seite seiner geistlichen Oberhirten und des Monarchen. Er wurde zum bischöflichen Consistorialrathe und Canonicus des Gurker Bisthums befördert; die Ernennung zum Bischofe von Triest erhielt er jedoch auf dem Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand. Am 11 October 1807 hauchte er seine für alles Schöne, Edle und Wahre begeisterte Seele aus. Mit Japel begrüßen wir den Morgenstern, der den Anbruch der Morgenröthe für die slovenische Literatur verkündet.

Allein auch Japel's Freund und rüstiger Mitarbeiter Kumerdey verdient dankbare Anerkennung. Durch die Organisirung des Volksschulwesens, dem er als Director und Inspector vorstand, durch die kritische Beleuchtung und Verbesserung so vieler Mängel des P. Marcus und durch seine rege Theilnahme an allen Bestrebungen seiner gleichgesinnten Freunde hat er sich ein bleibendes Verdienst um die Slovenen erworben.

So arm, so bedeutungslos, man möchte fast sagen hoffnungslos für die slovenische Sprache hatte das achtzehnte Jahrhundert begonnen, aber eben so reich, bedeutsam und hoffnungsvoll hatte es geschlossen. Mit stolzer Freude steht der Freund fortschreitender Entwickelung an der Schwelle des verhängnißreichen neunzehnten Jahrhunderts.

Das 19. Jahrhundert. — Das in allen Richtungen der welthistorischen Entwickelung so bedeutungsvolle Jahrhundert hatte auch für die Slovenen mit schönen Hoffnungen begonnen, deren einige bereits erfüllt sind, andere als fruchtbare Keime ihre Triebkraft bewähren und einer höheren Entfaltung entgegenreifen. Der wissenschaftliche Aufschwung unter den Slaven im allgemeinen und den Slovenen insbesondere ist im laufenden Jahrhundert ein mächtiger, ein nicht zu verkennender; das Charakteristische desselben ist, daß er, von der Beräucherung des Fremden sich lossagend, durchaus ein nationaler ist. Während in früherer Zeit die slovenischen Philologen sich allzu sklavisch an die altclassischen Studien anlehnten, oder auf germanistischen Grundlagen bauten, wir möchten sagen, mit deutschem Mörtel die slovenischen Sprachmaterialien zusammenkitteten, haben die Männer unserer Zeit in sprachlichen Studien bei verwandten Sprachstämmen Rath und Hülfe gesucht und zumeist auch gefunden. Eben so weht

in der slovenischen Poesie, in der slovenischen Geschichtschreibung der slavische Geist; es wird uns klar, daß die Sprache wirklich die äußere Erscheinung des Geistes eines Volkes ist, — man denkt, fühlt und schreibt im Geiste seines Volkes.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts stehen drei Männer, beseelt von gleichem Geiste, reichbegabt, voll Entschiedenheit und Thatkraft, welche wir die Regeneratoren der slovenischen Literatur nennen möchten: der Historiker Linhart, der Dichter Vodnik, der Sprachgelehrte Kopitar; unter diesen ist Kopitar für die wissenschaftliche Ausbildung der Sprache der bedeutendste, er ist der Vorläufer des slavischen Grimm — unseres Miklosich. Allerdings fanden diese Männer an Sigmund Frhr. v. Zois einen Mäcenas, wie wir ihn jeder aufstrebenden Literatur wünschen.

Anton Linhart, geboren zu Radmannsdorf (in Oberkrain) um das Jahr 1758, ist für die Geschichtschreibung Krains von hoher Bedeutung, er ist bis jetzt der größte Historiker unter den Slovenen. Anfänglich hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet und war in das Cisterzienserstift Sittich (in Unterkrain) getreten. Seine Denkart harmonirte jedoch wenig mit jener seiner Umgebung; er trat aus dem Orden und erhielt später die Stelle eines Secretärs der Landschaft in Krain, als welcher er am 14 Juli 1795 starb. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, durch Benutzung der Archive den historischen Studien in ausgedehntem Maße sich zu widmen. Er schrieb ein paar Komödien in slovenischer Sprache („Županova Micka“ — Dorfschulzens Mariechen, dann „Matiček se ženi“ — der kleine Mathias heirathet), welche wenigstens den Vorzug haben, daß es die ersten in slovenischer Sprache sind. Sind sie auch nicht durchweg original, so sind sie doch derart nationalisirt, daß sie als echt slovenische gelten können. Er versuchte sich auch in slovenischen und deutschen Poesien, ohne übrigens einen Erfolg hierin zu erringen. Dagegen ist er in dem Gebiete der Geschichte epochemachend aufgetreten. Das Werk, durch welches er seinem Volke und sich ein ehrendes Denkmal gesetzt, ist: „Versuch einer Geschichte von Krain und der übrigen südlichen Slaven Oesterreichs.“ Der erste Band (Laibach 1788 bei W. Korn) handelt von den ersten Spuren einer Bevölkerung im Lande bis zur „Anpflanzung der krainischen Slaven,“ — der zweite (Laibach 1791 bei W. Korn) von der genannten Zeit bis zur Unterjochung der krainischen Slaven durch die Franken. Linhart war sich seiner schwierigen Aufgabe klar bewußt, aber er vereinigte auch in sich alle Erfordernisse für einen tüchtigen Historiker. Ueber den Plan seiner Arbeit sagt er: sie soll mehr sein als ein chronologischer Auszug; sie soll den Gang der Menschheit in diesem kleinen Theile Europa's durch die Reihe unendlicher Vorfälle begleiten, ihrem Einfluß auf

den bürgerlichen Zustand der Einwohner nachspüren und auch Mordscenen, insoweit sie Anlässe wichtiger Bewegungen und Umgestaltungen im politischen Leben sind, nicht übergehen; sie soll trockene Untersuchungen, um darauf brauchbare Sätze zu gründen, nicht scheuen; sie soll die Schicksale zahlreicher Völker, die theils hier wohnten, theils ihren Durchzug hier nahmen, mit ihren Ursachen und Folgen an einander binden; sie soll eine „Geschichte der Slaven Oesterreichs im Süden" sein.

Betrachten wir den Zustand der krainischen Geschichtschreibung vor Linhart, den geringen Stand der Sprachwissenschaft überhaupt und jenen der Forschungen über den Slavismus insbesondere, dann den Mangel, die Unzulänglichkeit und Unsicherheit der Quellen für den von ihm behandelten Zeitraum und die mancherlei Hindernisse localer Natur: so werden wir Linhart's Leistungen unsere vollste Anerkennung nicht versagen. Linhart war der erste Slovene, der sich bei der Bearbeitung der heimathlichen Geschichte auf den allgemein slavischen Standpunct stellte, — der erste, der mit der Leuchte der Etymologie und Sprachvergleichung (insofern man um jene Zeit von einer „Sprachvergleichung" sprechen kann) nach den ältesten Sitzen, nach der nationalen Verwandtschaft und socialen Entwickelung forschte, — der erste, welcher der culturgeschichtlichen Seite des nationalen Lebens der heidnischen Slaven jene Betrachtung zuwendete, aus welcher sich die Rechtszustände und politischen Verhältnisse mit einiger Sicherheit ableiten lassen, — der erste, welcher die stammverwandten Nachbarn mit in den Bereich seiner Betrachtungen zog und in dieser Art ein fast vollständiges Bild der Südslaven Oesterreichs seinem Volke vorführte, — Linhart war endlich der erste Slovene, der mit wissenschaftlicher Forschung historische Kritik verband und in solcher Weise für den genannten Zeitraum eine pragmatische Geschichte Krains zu Stande brachte, welche unsere volle Anerkennung verdient. Mögen auch die neuesten Forschungen manche Hypothesen Linhart's in Rücksicht auf das älteste Slaventhum modificiren; sein Verdienst um Krain wird dadurch nicht geschmälert. Zu bedauern bleibt es, daß seine Geschichte bei Carl dem Großen abbricht, und die äußerst schwierige Periode von diesem bis auf Rudolph von Habsburg noch immer auf einen gründlichen Bearbeiter wartet. Was auf dem Gebiete der Geschichtsforschung in Krain seit Linhart bis auf unsere Zeit geleistet worden, werden wir im dritten Artikel sehen.

Wenden wir uns zur poetischen Literatur der Slovenen.

Auf keinem Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit macht sich der Dilettantismus so breit, als auf dem der Dichtung, und doch führt das Abweichen vom Höchsten auf keinem andern Gebiete so rasch zum Niedersten. Es ist also für den Literarhistoriker eine ernste Pflicht, gerade bei Beleuchtung und

Zergliederung der poetischen Productionen ohne Nebenrücksichten das Urtheil auszusprechen und es zu begründen, indem er es mit den allgemein gültigen ästhetischen Anforderungen in Einklang bringt. Leider aber war die Kritik bei den Slovenen nicht selten eine zärtliche Mutter, welche selbst Unarten und Talentlosigkeit der Kinder als jugendlichen Uebermuth, als momentanen Mangel an Mittheilungsgabe erklärte, oder die Hindernisse hervorhob, welche die volle Entfaltung des ganzen Talentes unmöglich machten. Kurz, es gab bei uns eine Zeit, in der Jeder, welcher slovenische Reime niederschrieb, des Lobes fast gewiß sein konnte. Allein, Gottlob, wir haben diese Verzärtelungsperiode überwunden, und schon tauchen selbst in der jungen Schule tüchtige Kritiker auf. Gewinnt einerseits durch eine ernste parteilose Kritik die Sache selbst, so gewöhnen sich auch die jüngeren Schriftsteller daran, berechtigten Tadel zu ertragen und die gegebenen Winke im Interesse unserer Literatur zu beherzigen. Daß auf diesem Gebiete die Slovenen höchst erfreuliche Fortschritte gemacht, ist nicht zu leugnen, und wird selbst von nationalen Gegnern anerkannt. Als unser berühmter Landsmann Anastasius Grün (A. A. Graf Auersperg) vor einigen Jahren eine Sammlung slovenischer Volkslieder in deutscher Uebersetzung herausgab, wurden dieselben von einem Journale, das allen nationalen Bestrebungen auf's entschiedenste abhold ist, mit folgenden Worten begrüßt: „Ein Volk, dessen poetische Psyche in solcher Verklärung den Deckel ihres Sarges bricht, ist als eine neugewonnene Provinz, als ein neuer Zuwachs an Kraft, Eigenthümlichkeit und Schönheit im Reiche des menschlichen Fortschrittes und humaner Bildung zu begrüßen."

In vorliegender Abhandlung haben wir es mit der eigentlichen „Kunstpoesie" zu thun; die „Volkspoesie" beabsichtigen wir abgesondert zu behandeln. Die „Kunstpoesie" der Slovenen ist ein Kind unseres Jahrhunderts; denn die wenigen Gedichtsammlungen vor P. Marcus verdienen kaum den Namen „Dichtungen." Aber auch die Dichtungen dieses Mannes haben als solche keine Bedeutung; ihr Werth liegt nur darin, daß in denselben Beiträge zur slovenischen Metrik niedergelegt sind. In geistiger Verwandtschaft mit P. Marcus steht Dajnko (in Untersteiermark), welcher sich die doppelte Aufgabe stellte, sowohl productiv als Dichter aufzutreten, als auch die „Volkslieder" zu sammeln. In ersterer Beziehung hat er nur gereimte Prosa geschrieben, in der zweiten fehlte ihm das richtige Verständniß für Volkslieder und für deren Behandlung. Was im Volksmunde leicht hinfließt und in der Melodie Ausdruck, fast Verkörperung findet, das preßte er pedantisch in seine metrische Zwangsjacke und entstellte dabei den Sinn und den Geist des Volksliedes. Einen merklichen Fortschritt finden wir bei Jarnik, den man allenfalls unter die slovenischen „Dichter" einreihen kann.

Ein Zeitgenosse Jarnik's war Vodnik, der erste und trefflichste Sänger der Slovenen; noch unerreicht bis in unsere Tage, leuchtet er als der glänzendste Stern. Er eröffnet eine neue Epoche und verdient eingehendere Würdigung. Schon Vodnik's Gesichtskreis ist ein weiter, und über alle Gebiete der Dichtkunst streift dessen Geist. Hier klagt die Liebe elegisch um ihr verlornes Lieb, — dort prangt die Natur vor unsern Blicken im üppigsten Reize; — hier erhebt sich das Gefühl für Vaterland und Freiheit und donnert seine tyrtäischen Gesänge in die Reihen der Jugend, — dort wird in Allegorien der Unterdrücker unserer heiligsten Rechte gebrandmarkt; — hier schildert der Sänger mit lebensfrischer Wahrheit das Landleben unseres Volkes, — dort jubelt er auf den schneebedeckten Kuppen unserer Alpen. Alle Dichtungen aber beseelt die Liebe zur Heimath, die Liebe zu seinem Volke.

Zwei Hindernisse hemmten den Flug dieses mächtigen Geistes. Erstlich lebte Vodnik zu einer Zeit, in welcher die slovenische Sprache ihre wissenschaftliche Ausbildung kaum begonnen hatte, — und für's zweite war er ein Mönch, und somit seinem Stande so viele Rücksichten schuldig, daß ein großer Theil des menschlichen Gefühlslebens nicht jenen Ausdruck im Liede finden konnte, für welches er so hohe Begabung besaß.

Valentin Vodnik wurde im Dorfe Ši-ka (bei Laibach) am 3 Februar 1758 geboren. Im Alter von neun Jahren kam er zur Schule nach Laibach und besuchte dann das Gymnasium unter den Jesuiten. Im Jahre 1775 trat er in den Orden der Franciscaner und ward Geistlicher. Allein die dumpfen Klostermauern waren für seinen weitschweifenden Geist zu enge; der Bischof Herberstein entband ihn im Jahre 1784 seines Klostergelübdes, worauf er als Caplan nach Koprivnik (in Oberkrain) kam. Im Jahre 1797 wurde er als Caplan an die Stadtpfarre zu St. Jacob in Laibach berufen und im nächsten Jahre erhielt er die Professur für Poetik am Laibacher Gymnasium, die er durch eine Reihe von Jahren mit Liebe und Eifer versah. Schon innerhalb der Klostermauern begannen seine Dichtungen. Seine Erstlingsgedichte erschienen in des P. Marcus „Pissanize od lepeh umetnost“ (Laibach 1779—1781), welcher den Vodnik in das Studium der slovenischen Sprache einführte. Der „zufriedene Krainer“ (Zadovoljni Krajnc) drang aus denselben heraus, und wird heutigen Tages wie damals von Jung und Alt mit Begeisterung gesungen. Es ist in diesem Liede das ganze Leben des Oberkrainers mit solcher Innigkeit und Naturtreue geschildert, daß es ein beachtenswerther Beitrag zur Culturgeschichte unseres Volkes ist. Der aufstrebende Vodnik benöthigte aber eines gebildeten Kritikers, eines offenen Freundes, und beides fand er an Sigmund Frhr. v. Zois, von dem wir später sprechen werden. Der Briefwechsel zwischen Zois und Vodnik gewährt

uns einen tiefen Einblick in Vodnik's Entwickelungsgang; ohne Zois hätten wir Slovenen wahrscheinlich keinen Vodnik und keinen Kopitar.

Die erste Auflage von Vodnik's Gedichten („pesme sa pokushino“) erfolgte im Jahre 1806, und viele davon sind derart in das Volk gedrungen, daß sie gegenwärtig als wahrhafte Volkslieder gelten. Darunter haben einige einen tiefmoralischen Spruch am Schlusse, im einfachsten Volkston, z. B. das bekannte

Leniga čaka
Stergan rokav,
Palca beraška,
Prazen bokal.

(den Trägen erwartet — ein zerrissener Aermel — des Bettlers Stock — eine leere Weinflasche), worüber ihm Zois (1794) schrieb: „Dieser Schluß hat mehr Werth und wird mehr nützen als hundert Sprüchwörter; er hat mehr nationalen Geist in sich als hundert hohle Dichtungen. Derartige Zeilen werden ewig leben.“

Um diese Zeit verlegte sich Vodnik auch auf das Sammeln von Volksliedern, welche er mit feinem Gefühl in sich aufnahm und unverfälscht niederschrieb. Im Jahre 1809 begann seine patriotische Thätigkeit. Die Landwehrlieder (pesme za brambovce) entzündeten die Slovenen, für Kaiser und Vaterland die Waffen zu ergreifen; sie gingen bald in den Mund des Volkes über und wurden überall gesungen. Als Krain an Frankreich kam, wurde das Studienwesen umgestaltet, und Vodnik übernahm die Stelle des Directors der lateinischen, später auch der Kunst- und Gewerbeschulen. In dieser Stellung schrieb er eine französisch-slovenische Grammatik und arbeitete an einem deutsch-slovenisch-lateinischen Wörterbuche; ferner erschien sein berühmt gewordenes Lied „Ilirija oživljena“ (das wiederbelebte Illyrien), wozu ihn der Name „Illyrien“ und die Idee einer engeren Verbindung der Slovenen in Einer Provinz begeisterte. Nach dem Abzuge der Franzosen aus Krain (1814) ward diese Dichtung die Ursache, daß er alle Stellen verlor und nur noch als „Nebenlehrer der italienischen Sprache“ am Gymnasium in Laibach geduldet wurde. Auch in dieser schwierigen Lage gab er seine begonnenen Unternehmungen nicht ganz auf; er erheiterte sich und andere durch seine herrlichen Lieder und beschäftigte sich mit der Entzifferung römischer Denksteine, nachdem er schon früher über die Geschichte Krains eindringliche Studien gemacht hatte, wie es dessen vorzügliches Büchlein „Geschichte des Herzogthums Krain“ beweiset. Mehrfache kleinliche Verfolgungen, fast Mangel am Nothwendigsten verbitterten die letzten Tage des Dichters; nur in seinen Studien und in der Poesie fand er Beruhigung, und Zois (bei welchem

Vodnik „freien Mittagstisch“ hatte) stützte den von so Vielen verlassenen Freund. In solcher Lage erschien ihm der Tod als willkommener Befreier; die Nachwelt aber beeilte sich das gut zu machen, was die Mitwelt verschuldet. Er starb am 8 Januar 1819 in Laibach. Sein literarischer Nachlaß, darunter auch eine Sammlung noch ungedruckter Gedichte, wurde an den Meistbietenden verkauft! Auf dem Laibacher Friedhofe bezeichnet die Ruhestätte des begeisterten Sängers eine kleine Säule mit den Worten, die er von sich selbst gesungen:

Ne hčere, ne sina
Po meni ne bo —
Dovelj je spomina
Me pesmi pojo!

(Nicht Tochter, nicht Sohn — folget auf mich, — genug ist des Andenkens — mich singen die Lieder.)

Und in der That lebt der Sänger, dessen hundertjähriger Geburtstag im Jahre 1858 in Krain und wo immer Slovenen leben, mit ungekünstelter Begeisterung gefeiert ward, wie nicht leicht Einer im Herzen seines Volkes; er wird fortleben, so lange es eine slovenische Sprache geben wird!

Der große Slavist Šafařik sagt über Vodnik: „Vodnik's ausgezeichnete Verdienste um die slovenische Literatur überhaupt und um die slovenische Sprachforschung insbesondere fanden nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch bei den Slovenen in Kärnthen und Steiermark gerechte Würdigung und dankbare Anerkennung. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde er als der vorzüglichste slovenische Schriftsteller betrachtet, als der Mann, von dem für die slovenische Sprache und Literatur am meisten, oder vielmehr Alles zu erwarten war. Vollends nach Kopitar's Entfernung nach Wien stand Vodnik allein da (in Krain), und war der einzige Gelehrte, zu dem man in dieser Hinsicht Zutrauen hatte.“

Wir haben im Vorausgegangenen die verschiedenen Stufen und den Gang der Entwickelung, welche die slovenische Sprache seit dem sechszehnten Jahrhundert genommen, im allgemeinen zu skizziren und den wissenschaftlich geringen Werth dieser Entwickelung nachzuweisen versucht. Nachdem nun Japel und Vodnik in dieser Richtung wissenschaftliche Vorarbeiten geliefert, tritt des weithin berühmten Kopitar geistige Thätigkeit in den Vordergrund. Die Verdienste dieses geistreichen und gelehrten Forschers um die slavische Literatur überhaupt und um das höhere Sprachstudium insbesondere sind allseitig anerkannt und nach Gebühr gewürdigt; auch gestattet es der beschränkte Umfang einer Skizze nicht, dieselben so gründlich und erschöpfend zu beleuchten, als sie es verdienen.

Kopitar Bartholomäus (slovenisch: Jernej, Arnej oder Arn) war am 23 August 1780 zu Repnje (Pfarre Vodic in Oberkrain, ungefähr zwei Meilen von Laibach) geboren, wo sein Vater Župan (Bürgermeister) war. Im J. 1790 kam er in die Schule nach Laibach, in welcher der lernbegierige Bauernsohn, ohne auch nur Ein Wort deutsch zu verstehen, alsbald alle seine Collegen überflügelte und während der ganzen Studienzeit als „der Erste in der Classe" voranschritt. Eine Folge davon war — abgesehen von dem Ruhm —, daß er nicht nur kein Schulgeld zahlen durfte, sondern vielmehr aus den von Kaiser Joseph II. eingeführten Schulgeldern der übrigen Schüler ein jährliches Stipendium von 50 fl. als Belohnung seines Fleißes erhielt. Im J. 1794 starben seine Eltern an einer Epidemie, und von dieser Zeit an — von seinem 14. Lebensjahre — war Kopitar auf sich selbst angewiesen. Im J. 1799 kam er als Hauslehrer in die Familie des Baron Zois, der auf sein weiteres Schicksal den größten Einfluß hatte. In diesem Hause blieb Kopitar anfänglich als Hauslehrer, dann als Secretär und Bibliothekar des gelehrten slovenischen Mäcenas durch acht Jahre, während welcher er die Lücken der „Schule" möglichst auszufüllen bestrebt war. Mit großem Eifer betrieb er nebst den modernen Culturspachen auch Griechisch, so wie die Naturwissenschaften, letztere wohl hauptsächlich „seines Principals wegen." Daß er ein „Slavist" geworden, sagt Kopitar von sich selbst, ist weniger sein, als seiner Lage Verdienst. Zois und Vodnik befaßten sich eifrig mit dem Slovenischen, so kam auch Kopitar „mit hinein". Die nächste Veranlassung für Kopitar, die slovenische Sprache grammatikalisch zu betreiben, bot jedoch die Einladung, der Tochter des Militär-Commandanten Grafen Bellegarde „Lectionen in der krainischen Sprache zu geben, denn die besten Köchinnen Laibachs sprechen nur krainisch, und für die Damen ist es äußerst fatal, daß sie sich mit den Domestiquen nicht verständigen können." Kopitar verfaßte für seine Schülerin eine tabellarische Grammatik und stellte ein Lexikon für den Hausbedarf zusammen; allein dieser Unterricht dauerte nur wenige Monate. Die 5—6 Bogen Manuscript (Lexikon und Grammatik) bildeten tagtäglich die Neckereien des „Hausslavisten" Vodnik: „Ist das Meisterwerk noch nicht beim Buchdrucker?" — „Reizen Sie mich nicht", rief Kopitar, und der thatkräftige junge Mann besprach sich alsbald mit dem Buchhändler Korn, ob er nicht eine „krainische Grammatik" verlegen wolle. Vodnik konnte es nicht glauben, Kopitar werde eine Grammatik herausgeben, und der Buchhändler wäre in Folge der Bemerkungen Vodnik's bald von der Uebernahme in den Verlag abgestanden, hätte nicht Zois — als Mäcen beider Slavisten — gleichsam Bürgschaft für die Güte von Kopitar's Arbeit (für welche übrigens kein Honorar bezahlt wurde) dem Buch-

händler gegenüber übernommen. Dies die Entstehungsgeschichte einer Grammatik, von welcher der große Slavist Šafařik sagt: „Seine Grammatik (Laibach 1808) der slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steiermark gehört zu den einflußreichsten philologischen Arbeiten, die auf dem Gebiete der slavischen Literatur erschienen sind. Sie ist überreich an hellen Blicken, überraschend neuen Ansichten und gesunden Urtheilen; durch alles dieses daher in hohem Grade geeignet, den Sinn des selbstdenkenden Lesers zu wecken, zu schärfen und auf neue Ideen zu führen." Und unser geistvoller Čop sagt: „Bis auf Kopitar war keine slavische Grammatik erschienen, die auf der Basis allgemeiner (und namentlich altclassischer) philologischer Bildung ruhend, sich durch Berücksichtigung aller slavischen Dialekte auf einen höheren Standpunct erhoben hätte und historisch und philosophisch zugleich gewesen wäre."

Kopitar's Grammatik haben wir es zu danken, daß sich nach und nach talentvolle Männer auf das Studium unserer Sprache verlegten, auf der darin bezeichneten Bahn fortzuschreiten und die darin angegebenen Grundsätze zu erweitern strebten. Die Grammatik enthält die gründlichsten Untersuchungen (Dobrowsky sagt: „gründlich, aber zu weitläufig" — womit wir nicht übereinstimmen), voll gesunder Kritik und geläuterten Geschmacks, und jedermann, der sich mit der slavischen Literatur beschäftigt, wird dieses Werk mit großem Nutzen lesen.

Noch während des Druckes seiner Grammatik ging Kopitar, nachdem er sein kleines Patrimonium unter seine Geschwister vertheilt und einen Tag allein die Berge und Thäler seines jugendlichen Hirtenlebens wie zum Abschiede besucht hatte, Anfangs November 1808 nach Wien und ließ sich hier als studiosus juris immatriculiren. Da er jedoch nach dem Urtheile seiner Professoren „für's Jus keinen Löffel hatte", verließ er nach zwei Jahren diese Laufbahn, nachdem er zuerst als slavischer und griechischer Censor und bald darauf als Hofbibliotheksbeamter eine feste Anstellung erhalten, die so ganz in seinen Wünschen lag.

Im J. 1814 erhielt Kopitar — obwohl der letzte Beamte der Hofbibliothek — den eben so ehrenvollen als willkommenen Auftrag, die 1809 entführten Bücher und Handschriften in Paris zurück zu übernehmen, bei welcher Gelegenheit er auch einen Ausflug nach London und Oxford machte. Früher schon hatte er Deutschland und Italien bereist. Von nun an lebte er vollständig seinem Berufe. Professor Jenko, sein Freund und Landsmann, in dessen Hause er lebte, Vuk Stefanović-Karadšič, und sein berühmter Schüler, Nachfolger und würdiger Erbe seines Ruhmes Dr. Miklosich bil-

deten so zu sagen das tägliche Bedürfniß des großen Slavisten, bis er am 11 August 1844 nach langem Krankenlager starb.

Nebst der bereits erwähnten Grammatik ist von hoher Bedeutung Kopitar's „Glagolita Clozianus" (Wien 1836 ff.); diesem folgte „Hesychii glossographi discipulus russus sec. XII. in ipsa urbe Constantinopoli ἀποσπασμάτιον codicis Vindobonensis (Wien 1840). Auch besorgte er den Druck des von ihm redigirten Textes zur editio princeps des in St. Florian aufgefundenen Psalters in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache (Wien 1834). Die von ihm in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserstaates, der Wiener Literatur-Zeitung, den durch einige Zeit von ihm redigirten Jahrbüchern der Literatur und selbst im „österreichischen Beobachter" zerstreuten kritisch-philologischen Aufsätze zeichnen sich nicht minder durch Scharfsinn in der Auffassung, durch tiefe Gelehrsamkeit und fruchtbare Ideen, als auch durch mitunter höchst originelle Darstellungsweise aus. Die von Miklosich veranstaltete kritische Ausgabe ist somit sowohl für Freunde slavischer Studien, als für Philologen überhaupt von nicht geringem Werthe. Kopitar hatte schon in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes lebhaften Verkehr mit Neugriechen, Serben, Walachen und Albanesen gepflogen. Durch gründliche philologische Studien gegen die Nationalvorurtheile — welche ja stets das Merkmal nur oberflächlicher Bekanntschaft mit andern Nationalitäten sind — gewappnet, konnte ihm ihr Umgang nur nützen, nicht schaden. Wir übergehen hier die Polemiken, die Kopitar gegen den Mölker Professor Neidlinger, der sich von der erasmischen zur reuchlinischen Aussprache des Griechischen bekehrt hatte, führte; — oder gegen den walachischen Erzpriester Georg Major, worin sich Kopitar für die Mischung der Walachen mit Daciern und Thraken, so wie für den Fortgebrauch des kyrillischen Alphabetes aussprach; — oder gegen den schismatischen illyrischen Erzbischof, indem er des berühmten Vuk Stefanović wirklich rein serbisches Wörterbuch im „österr. Beobachter" ankündigte. Sein Streit „mit der Clique der Hyperpatrioten von Prag" — wie Kopitar sich ausdrückt — ist „durch die gedankenlose oder parteiische Redaction des Leipziger Repertoriums ohne Noth gesteigert worden", und die Verstümmelung der Recension Kopitar's über Palacky's „Geschichte von Böhmen" benahm ihm die Lust, irgend etwas in ausländischen Blättern drucken zu lassen.

Es würde den Umfang unserer Skizze weit überschreiten, wollten wir in eine detaillirte Auseinandersetzung von Kopitar's bahnbrechender Thätigkeit uns einlassen. Was er für die slavischen und philologischen Studien überhaupt theils selbst, theils durch Beförderung der Arbeiten Anderer gelei-

stet, wird allseitig dankbar anerkannt. Wir erinnern nur noch an seine Theilnahme an Dobrowsky's altslavischer Grammatik, an Vuk's serbischem Lexikon, — das Erscheinen dieser beiden höchst bedeutenden Werke verdanken wir zunächst Kopitar, — an seine Würdigung der serbischen Volkslieder, an seinen Kampf für die Selbständigkeit der serbischen und neugriechischen Volkssprache, an seine interessanten und einflußreichen Arbeiten über das Albanesische, Walachische und Bulgarische. Wozu jedoch Kopitar den Grund gelegt, oder was er nur einfach projectirt oder skizzirt hatte, das ist von seinem Schüler und Freunde Miklosich, den wir Slovenen mit Stolz den Unseren nennen, erweitert und aufgebaut worden.

Wir haben schon wiederholt eines Mannes gedacht, der auf die Hebung der slovenischen Literatur im „Zeitalter Kopitar's" — wie wir die ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts nennen möchten — den bedeutendsten Einfluß als Mäcen der aufstrebenden Talente, insbesondere Linhart, Vodnik, Kopitar, Ravnikar und Andere ausgeübt hat. Es ist Sigmund Zois, Frhr. v. Edelstein, geboren zu Triest am 23 November 1747. Sein Vater, Michel Angelo Zoja aus Bergamo, war in Krain durch Handel reich, Eigenthümer oder Pächter vieler Eisenwerke geworden und von der Kaiserin Maria Theresia für seine patriotischen Gaben und Opfer in den Freiherrnstand erhoben. Der älteste Sohn des Millionärs, Sigmund Baron Zois, war in der modenesischen Ritterakademie zu Reggio erzogen worden, hatte aber seiner socialen Erziehung durch Reisen die Krone aufgesetzt. Später übernahm er die Großhandlung seines Vaters in Laibach, so wie die Leitung der großen Eisenwerke in Oberkrain; als der reichste und gebildetste Mann lebte er in Laibach allgemein verehrt und geliebt, wie er es in hohem Grade verdiente. Er war ein vielgereister geistreicher Cavalier von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, ein aufmunternder, mit stillem aber standhaftem Feuer für alles Gute und Schöne mitwirkender Mäcen in Krain, bis an das Ende seines Lebens ein eifriger Slavist und der Mittelpunct aller Bestrebungen im Lande. Leider war er viel krank, insbesondere so podagrisch, daß er, selbst wenn er sich am wohlsten befand, nur in seinem selbsterfundenen dreirädrigen Podagristensessel die siebenzehn Zimmer des von ihm bewohnten Apartements seines Palastes befahren konnte. Mit Vorliebe pflegte er die Naturwissenschaften; Mineralogie und Metallurgie waren, wie er sagte, „sein Metier." Sein im Jahre 1800 gestorbener Bruder Carl Zois war ein tüchtiger Botaniker, die Campanula und Viola Zoisii aus den Alpen Krains führen seinen Namen, so wie Werner einem von Sigmund Zois bekannt gemachten Serpentin den Namen Zoisis gab. Naturwissenschaften und Technologie waren so zu sagen die „Studien des Hauses"; aber Sigmund Zois

war der allzeit bereite und theilnehmende Mäcen jedes anderen literarischen oder nützlichen Strebens. Wo es galt, die Wissenschaft, insbesondere die Landeskunde zu fördern, da stand er an der Spitze, und mit rührender Anhänglichkeit erzählt noch jetzt der Bürger und der Landmann so viele schöne Züge aus dem Leben dieses edlen, wohlthätigen Mannes, während der Gelehrte bei den schönen Zeiten verweilt, in denen ein intelligenter, freigebiger Unterstützer und Förderer die Pulsschläge des geistigen Lebens der Slovenen als Rathgeber und Helfer beobachtete. Mit stoischer Standhaftigkeit ertrug er sein eigenes Geschick, auch im Leiden sein erhabenes Ziel nicht außer Acht lassend, indem er nur im Beglücken Anderer sich glücklich fühlte. Er starb unvermählt am 10 November 1819, unvergeßlich als Mensch, als Gelehrter und Staatsbürger. Seine nicht unbeträchtliche, besonders an slavischen Handschriften und Drucken reiche Büchersammlung (4394 Bände) wurde nach seinem Tode für die Studienbibliothek in Laibach, seine Mineraliensammlung für das Nationalmuseum angekauft. Die geachtetsten Gelehrten, gleich ausgezeichnet durch Patriotismus wie durch ihre wissenschaftliche Bildung und ihren Einfluß auf den Gang der slovenischen Literatur, standen in vertrautem Verhältnisse zu diesem großen und freien Geiste und wurden zum Theil durch ihn zu einem höheren Ziele hingeleitet. Deshalb verdient Sigmund Zois einen der ersten Ehrenplätze in der Geschichte unserer Literatur. Preis und Ehre seinem Andenken! —

Während der zwanziger Jahre herrschte auch bei den Slovenen — mit Ausnahme Kopitar's — jene geistige Dürre, die wir eben so in andern Ländern finden; in keiner Beziehung wurde bedeutendes geleistet. Erst in den dreißiger Jahren begann ein neuer Geist sich zu regen.

Ueber die Mittel zur baldigen Regelung des österreichischen Staatshaushaltes.

Von Alois Deßáry, Ministerialrath im k. k. Finanzministerium.

I.

Wer ein bestimmtes Ziel in's Auge faßt, das er erreichen will, der muß sich vorerst über die geeigneten Mittel klar werden, mit deren Hülfe er dasselbe innerhalb eines gewissen Zeitraumes zu erreichen hoffen darf. Denn die Wahl ungeeigneter Mittel macht nicht nur jede Anstrengung nutzlos und unfruchtbar, sondern ist dem angestrebten Zwecke vielmehr abträglich, statt ihn zu fördern.

In Oesterreich ist das vereinte Bemühen der Regierung und der Reichsvertretung dahin gerichtet, die endliche geregelte Ordnung im Staatshaushalte dadurch herzustellen, daß die Staatseinnahmen mit den Staatsbedürfnissen in Einklang gebracht und die ersteren nicht fortwährend von den letzteren überstiegen werden.

Der alten absoluten Regierung Oesterreichs in der Zeit vor 1848 hat man nicht mit Unrecht nachgesagt, daß sie es trotz einem langjährigen Friedensstande und günstigen Zeitverhältnissen nicht verstanden habe, jenes Gleichgewicht zwischen Staats-Einnahmen und Ausgaben herzustellen, welches von gesunden Finanzzuständen, von einem gehörig geregelten Staatshaushalte Zeugniß giebt. Fast Jahr für Jahr mußten gewisse Abgänge im Wege des Credites bedeckt und durch vermehrte Staatsschulden die herben Wirkungen jener Gebahrung auf die nachkommenden Generationen vererbt werden.

Aus übel verstandener Schonung hatte man es fortwährend vermieden, die Steuerkraft des Reiches mehr anzuspannen, — wo es unthunlich

erschien, das Erforderniß durch gewisse Ersparungen oder Verminderungen in den Ausgaben zu verringern.

Und trotz alledem hatte man damals viel Vertrauen in die österreichischen Finanzkräfte, in die österreichischen Finanzzustände. Der Staatsaufwand war ein bescheidener, die österreichischen Staatspapiere waren gesucht und die Steuerlast bei den vorhandenen, noch wenig ausgebeuteten reichen Hülfsquellen eine verhältnißmäßig geringe.

Wenn man z. B. in die Staatsrechnungen des Jahres 1846 Einsicht nimmt, so findet man, daß

die Staatsschuld nicht mehr als	49,033,349	fl. C. M.
die Militärverwaltung bloß	59,111,913	„ „ „
erforderte, und neben den Auslagen für den Hofstaat mit	5,224,233	„ „ „
die ganze Civilverwaltung (ohne Erhebungskosten)	117,010,162	„ „ „
mithin der ganze Staatsaufwand zusammen....	230,379,657	fl. C. M.

in Anspruch nahm.

Und in eben diesem Jahre 1846 war der Durchschnitts-Börsencours der 5proc. österreichischen Metalliques 112½ fl. für 100 fl. in Obligationen.

Wie außerordentlich verschieden von diesem Bilde sind, ungeachtet so mancher wesentlich günstigen Aenderung der Verhältnisse, die Zustände Oesterreichs im Jahre 1864, — wo eine gemeinsame Reichsvertretung tagt und in Sachen der Reichsfinanzen entscheidende Beschlüsse faßt, wo das Verkehrsleben gegen die früheren zwanzig Jahre in riesenhaftem Maße sich entwickelt hat, wo die Staatseinkünfte so bedeutend gestiegen sind, aber dessenungeachtet das Jahresdeficit größer als vor zwanzig Jahren ist, und wo die 5proc. Metalliques auf auswärtigen Plätzen nicht höher als mit 54—56 fl. in Silber für 100 fl. Nominalcapital bezahlt werden?!

Während der letzten 14—16 Jahre hat Oesterreich tiefgehende Erschütterungen erlitten, große Wandlungen durchgemacht, blutige und kostspielige Kriege im Innern und gegen äußere Feinde geführt, die schwersten Kämpfe zur Erringung der freiheitlichen Entwickelung bestanden und sieht sich verurtheilt, unausgesetzt eine kostspielige Armee auf den Beinen zu halten, weil der allgemeine europäische Friede nicht gesichert und die Ruhe und Existenz des Reiches theils von Außen, theils von Innen bedroht und gefährdet ist.

Dies sind in großen Zügen die Hauptursachen des unheilvollen Zustandes, an dessen Besserung nun mit allem Ernste gearbeitet werden muß, so weit dem Lande Macht und Einfluß auf die Hebung der fortwirkenden Ursachen zusteht. Mögen nebstbei Verstöße, Fehler in der befolgten Politik

und inneren Verwaltung vorgekommen sein, — wir können sie nicht ungeschehen machen, und mit Ansichten über Ansichten zu streiten, wäre ein unfruchtbares Unternehmen. Wir können uns damit genügen lassen, daß wir selbst dasjenige, was wir an der Vergangenheit als schlecht oder verfehlt erkennen, künftig sorgfältig bei Seite lassen.

Hiermit kann es jedoch nicht sein Bewenden haben. Es gilt zu handeln und die Kräfte anzuspannen, und zwar in einem höheren Maße, als es in neuester Zeit bereits geschehen ist. Darum müssen wir von vornherein die Hoffnungen derjenigen, welche von der Verwirklichung und Ausbildung des Verfassungslebens in Oesterreich alsbald eine Erleichterung in der bisherigen Besteuerung erwarteten, auf spätere bessere Zeiten verweisen, weil wir bis jetzt viel zu wenig geleistet haben, um das Ziel, dem wir alle einmüthig nachstreben, bald zu erreichen. Wir werden es an uns selbst praktisch erfahren, daß die constitutionelle Freiheit ein „theures" Gut ist.

Schon im vierten Jahre sind wir mit der neuen Ordnung des Staatshaushaltes beschäftigt, und jährlich haben wir es noch mit einem Budget zu thun, das einen unbedeckten Abgang, ein sehr bedeutendes Deficit nachweist. Wir haben große Anstrengungen gemacht, um die entwerthete Valuta zu regeln; wir haben mit der österreichischen Nationalbank abgerechnet, deren Forderungen an den Staat (bis auf einen Rest von 80 Millionen) in kurzen Jahresraten getilgt werden. Aber Jahr für Jahr befand sich die Reichsvertretung, bei Beobachtung der größten Sparsamkeit, immer wieder in der traurigen Nothwendigkeit, die Regierung zur Benutzung des Staatscredites, d. h. zur Vergrößerung der Staatsschuld zu ermächtigen.

Auf diesem Wege sind wir dahin gekommen, daß wir allein zur Verzinsung der Staatsschuld (die Grundentlastungsschuld eingerechnet) in zwölf Monaten des Jahres 1864 nicht weniger als 139 Millionen Gulden benöthigen, während wir von der Capitalsschuld 41 ½ Millionen tilgen, oder nach dem Sprichworte „ein Loch schließen und ein anderes aufmachen." 180 ½ Millionen in einem Jahre für die Staatsschuld, ist ein schwerer Posten! In Wirklichkeit ist also bisher nicht viel anderes geschehen, als was man der früheren absoluten Regierung zum Vorwurf macht. *)

Das muß jedermann klar werden, daß das endlose Schuldenmachen nicht zur Herstellung eines geregelten Haushaltes führen kann, und daß, —

*) Vor 20 Jahren, namentlich im Jahre 1844 belief sich der ganze Staatsaufwand für die „Staatsschuld" auf die Summe von 48,423,102 fl. C. M., wovon 38,863,664 fl. auf die „Verzinsung" entfielen. Die stärkste Vermehrung, um fast jährliche 60 Millionen Gulden, erfuhr die Zinsenlast bekanntlich durch die Grundentlastung und durch das Nationalanlehen vom Jahre 1854.

da voraussichtlich die jährlichen Staatsausgaben wohl durch längere Zeit noch die bisherigen regelmäßigen Einnahmen bald mehr bald weniger übersteigen werden, — an andere Mittel zur dauernden Herstellung des so wünschenswerthen Gleichgewichtes ernstlich gedacht werden muß, zumal die neueren Schulden dem Staate theurer als die alten zu stehen kommen, und die fortdauernde Vermehrung der Staatsschuld auch eine fortwährende Vergrößerung (statt einer Verminderung) des Staatsaufwandes für Verzinsung und Tilgung mit sich bringt, also dem angestrebten Zwecke geradezu entgegenwirkt.

In allen andern, in seine Competenz fallenden Fragen wird dem österreichischen Reichsrathe gewiß jedermann gern die verdiente Anerkennung für seine an den Tag gelegte Energie und Ausdauer, seine schwungvolle Thätigkeit und die Ersprießlichkeit seiner bisherigen Leistungen zollen. Nur in den wichtigen Finanzfragen, welche von so einschneidendem Einflusse auf das materielle Wohlbefinden der gesammten Bevölkerung sind, eilt die Ungeduld der dringenden Wünsche den bisherigen Errungenschaften weit voraus und macht sich der Zweifel geltend, ob denn bei fortgesetztem Schuldencontrahiren die jetzige Generation die Regelung des Staatshaushaltes noch erleben werde? Solche Zweifel sind niemandem zu verdenken; denn die Erfahrungen im täglichen Privatleben überzeugen jeden, daß man sich zwar mit fremdem Gelde durch längere oder kürzere Zeit forthelfen kann, daß aber am Ende eine solche Wirthschaft dem unausbleiblichen Ruine anheimfällt.

II.

Wäre es der Regierung schon vor 10 oder 15 Jahren gelungen, oder hätte sie damals den Muth gehabt, die Staatseinnahmen auf jene Höhe zu bringen, in welcher sie jetzt durch das Finanzgesetz für 1864 präliminirt sind, so hätte Oesterreich nicht an dem perennirenden Deficit zu leiden gehabt und wären uns die betrübenden Calamitäten des Silber-Agio's und der ewigen Courschwankungen erspart worden. Nur weil dem Lande die eigenen Mittel mangelten, mußte man Schulden auf Schulden häufen und in der steten Bekümmerniß um die nächste Zukunft der gewinnsüchtigen Speculation zur Beute werden, welche es versteht, ihre Hülfe sich theuer bezahlen zu lassen.

Daß man vor 15—20 Jahren noch in Oesterreich von sogenannten „guten Zeiten“ und von „gutem Leben“ mit Recht reden konnte, in dem sich die sprüchwörtliche österreichische „Gemüthlichkeit“ behaglich sonnte, dies

lehrt unter anderm die Betrachtung, welche verhältnißmäßig geringe Lasten das große Reich zur Bestreitung des Staatsaufwandes zu tragen hatte. Es folgt hier für die Zeitperiode von 1845 bis 1860 eine, verschiedenen officiellen Kundmachungen entnommene Uebersicht der jährlichen (Netto-) Staatseinnahmen, des jährlichen Deficits und des aus der Summe beider resultirenden gesammten Staatsaufwandes der österreichischen Monarchie.

Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben und des Deficits im österreichischen Staatshaushalte.

Im Verwalt.-Jahre	Netto-Einnahmen	Jahres-Deficit	Summe des allgemeinen Staatsaufwandes
	in Gulden Conventionsmünze.		
1845	160,566,323	13,109,369	173,675,692
1846	164,236,758	66,142,899	230,379,657
1847	161,738,151	48,627,161	210,365,312
1848	122,127,354	65,566,200	187,693,554
1849	153,769,538	158,207,688	311,977,226
1850	196,253,220	147,125,274	343,378,494
1851	219,505,140	149,974,439	369,479,579
1852	226,365,108	169,361,077	395,726,185
1853	237,136,993	119,567,309	356,704,302
1854	245,333,724	192,758,030	438,091,754
1855	263,786,885	359,057,187	622,844,072
1856	273,162,276	150,670,265	423,832,541
1857	298,295,847	118,972,223	417,268,070
	in Gulden österreichischer Währung.		
1858	289,429,010	109,931,610	399,360,620
1859	283,088,383	342,646,371	625,734,754
1860	301,589,455	168,101,343	469,690,798

Man ersieht hieraus, wie gering noch bis zum Jahre 1850 die regelmäßigen Staatseinnahmen der österreichischen Monarchie gewesen sind, wie wenig die Steuerkraft dieses ausgedehnten Reiches angestrengt war, und wie sich erst allmälich die Staatseinnahmen bis zu der gegenwärtigen Höhe erhoben haben. Jahr um Jahr war der Staatsaufwand größer als die Einnahmen, das Deficit schwankt innerhalb weit gesteckter Grenzen, und es wären diese fortgesetzten, durch Creditoperationen zu bedecken gewesenen Abgänge nur dann so beunruhigend, wie sie auf den ersten Anblick erscheinen, wenn nicht ein großer Theil dieses Mehraufwandes in jedem Jahre auch wieder der Tilgung von Staatsschulden gewidmet worden wäre.

Ueberhaupt kann man der österreichischen Regierung die Anerkennung nicht versagen, daß sie auch in den verhängnißvollen Perioden seit 1848 bisher mit aller Gewissenhaftigkeit bestrebt war, ihre Verpflichtungen gegenüber den Staatsgläubigern stets pünktlich zu erfüllen.

Einige Worte zur Vermeidung einer irrigen Auffassung dürften jedoch hier wohl am Platze sein.

Wer auch nur einige Vorstellung von den öffentlichen Bedürfnissen eines großen modernen europäischen Staates besitzt, wird von selbst begreifen, daß der gesammte Staatshaushalt einer von 36—37 Millionen Menschen bevölkerten Monarchie von ungefähr 12,000 Quadratmeilen Flächenausdehnung, wie Oesterreich, sich unmöglich mit 200 oder 300 Millionen Gulden in einem Jahre, selbst in den Zeiten vor 1848 nicht bestreiten läßt.

Wenn gleichwohl in obiger Nachweisung der österreichische Staatsaufwand (ohne Erhebungskosten) in den ersteren Jahren mit nur 200, 300 und 400 Millionen, und die Summe der Staats- (Netto-) Einkünfte zwischen 160 und 300 Millionen Gulden dargestellt ist, so bedeutet dies lediglich durch Staatscassen besorgte Staatsauslagen und Netto-Einnahmen, — während ein ansehnlicher Theil des öffentlichen Aufwandes, welcher nach den jetzigen Einrichtungen durch die Staatsorgane vermittelt wird, ehedem durch andere Organe bestritten und vermittelt wurde. In der Wirklichkeit sind also die Beitragsleistungen der Bevölkerung zur Bestreitung des Staatsaufwandes während des obgedachten Zeitraumes größer gewesen, als sie in den officiellen Einnahme-Nachweisungen der Staatscassen zum Ausdruck gelangten.

In dieser Beziehung sei namentlich verwiesen auf das bis 1848 bestandene Unterthänigkeitsverhältniß und die daraus abgeleiteten Leistungen der Unterthanen an ihre Herrschaften, an deren Stelle später in Folge der Grundentlastung Abgaben an den Staat getreten sind. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit den besonderen Verfassungsverhältnissen in den ungarischen Kronländern, wonach ehedem der geringste Theil der Leistungen der Unterthanen in die allgemeinen Staatscassen floß.*)

Weiter ist zu erwägen, daß der größte Theil des bedeutenden Aufwandes für Schul-, Studien- und Cultuszwecke aus den Erträgnissen eigener,

---

*) Zur Erläuterung diene die Bemerkung, daß z. B. im Jahre 1844 an „Stempel und Taxen" bloß 6,870,248 fl. C. M. in die Staatscassen geflossen sind, während das Finanzgesetz für 12 Monate der Finanzperiode 1864 an „Stempel, Taxen und Gebühren für Rechtsgeschäfte" keine geringere Einnahme als 44,233,499 fl. öst. W. präliminirt.

für diese Zwecke sichergestellten Fonds bestritten wird, — ein Umstand, welcher die so häufig gehörte Klage, als ob in Oesterreich für Unterrichts- und Cultuszwecke ein gar zu kleiner Aufwand gemacht würde, in das wahre Licht stellt.

Auch bei der Betrachtung der gegenwärtig im Reichsrathe zur Sprache gebrachten Staats-Einnahmen und Ausgaben darf man nicht vergessen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil des öffentlichen Aufwandes, welcher in jedem einzelnen Kronlande mittelst der besondern Landeserfordernißbeiträge, der Grundentlastungs-Zuschläge, Bezirks- und anderen Umlagen gedeckt werden muß, in den Nachweisungen der allgemeinen Reichs-Ausgaben und Einnahmen nicht berücksichtigt ist. Erst die Zusammenfassung aller dieser für öffentliche Zwecke gemachten Auslagen würde ein richtiges Bild von dem gesammten Staatsaufwande der österreichischen Monarchie liefern.

III.

Untersuchen wir nun etwas eingehender, was seit dem Bestande des österreichischen Reichsrathes, auf den man mit Recht so große Hoffnungen gesetzt hat und setzt, geschehen ist, um die ersehnte Ordnung des Staatshaushaltes herzustellen, von welcher man sich die schleunige Erlangung des Gleichgewichtes zwischen Ausgaben und Einnahmen versprach.

Es scheint, daß man nach den Wirren des Jahres 1848 und bevor die financiellen Verhältnisse Oesterreichs mit voller Publicität verhandelt wurden, ganz irrige Vorstellungen von der financiellen Gebahrung hatte, große Unordnung im Staatshaushalte vermuthete und daraus allerlei bedenkliche Zustände folgerte, wie dies gewöhnlich bei allen Geheimnißthuereien der Fall ist.

Diese Besorgnisse haben sich zur allgemeinen Befriedigung bei eindringlicherer Prüfung der Gebahrung im Großen nicht bewährt, und man konnte sich die Ueberzeugung verschaffen, daß die österreichische Finanzverwaltung auch unter der absoluten Regierung eine wohlgeordnete war, wenn sie auch, wie jede andere staatliche Einrichtung, manchen Verbesserungen Raum ließ. Immerhin lag in dieser gewonnenen Ueberzeugung eine große Beruhigung für das Land und die auswärtigen österreichischen Staatsgläubiger, und es war dadurch die wichtigste Aufgabe des Reichsrathes wesentlich erleichtert.

Die nächste Aufgabe des Reichsrathes war sohin, zu prüfen und darauf zu dringen, daß die Staats-Ausgaben auf das streng unausweichliche

Erforderniß vermindert werden, um nicht nur die Steuerkraft des Landes möglichst zu schonen, sondern auch das gestörte Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen baldigst herzustellen, die entwerthete Valuta zu heben und so den seit 1848 tief erschütterten Staatscredit zu festigen.

Dieser schwierigen Arbeit hat sich der Reichsrath, unterstützt von der aufrichtigen Bereitwilligkeit der Regierung, wie man nicht verkennen darf, mit dem regsten Eifer und aller Gewissenhaftigkeit unterzogen.

In fast allen Rubriken der Staatsausgaben wurden mehr oder weniger bedeutende Abstriche vorgenommen und so die Aufwandssummen auf die geringsten Beträge herabgemindert. Dabei wurde die Oekonomie so weit getrieben, daß die Besorgniß, es sei die Beschränkung der Ausgaben hier oder dort auf Kosten der Einnahmevermehrung oder einer ersprießlichen Abfertigung der Staatsgeschäfte vorgenommen worden, nicht ausgeschlossen ist.

Weitere Ersparnisse oder Ausgabenverminderungen von erheblicherer Bedeutung werden sich demzufolge kaum so bald erzielen lassen, zumal wenn die europäischen Verhältnisse nicht eine so radicale günstige Umgestaltung erfahren, daß eine allgemeine große Reducirung der Armeen und des Militäraufwandes möglich wird. Dieser Posten, sagen wir es offen, ist derjenige, der uns neben der Zinsenlast am schwersten drückt; und von dem glücklichen Momente angefangen, wo Oesterreich seinen Militäraufwand dauernd auf 70 oder höchstens 80 Millionen Gulden im Jahre beschränken könnte, wäre die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Ausgaben und Einnahmen ein leicht zu lösendes Problem. Jetzt aber, wo wir in der Kriegsaction im europäischen Norden begriffen sind und zur Sicherung des Reiches im Süden eine gewaltige Militärmacht unterhalten, wo wir noch für andere Eventualitäten stets gerüstet, so zu sagen immer unter den Waffen stehen müssen, kann wohl noch durch längere Zeit auf eine so glückliche Wendung der Verhältnisse nicht gerechnet werden. Eine solche Perspective mahnt uns daher, unsere financiellen Bedürfnisse nicht immer nur nach den Ergebnissen einzelner Jahre zu ermessen, und nicht immer nur „von der Hand in den Mund zu leben", da wir auf eine länger dauernde Steigerung des Staatsaufwandes gefaßt sein müssen.

Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß in der schleunigen Herstellung der Valuta ein wesentliches Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes, zur Regelung des Staatshaushaltes und Festigung des Staatscredites liege, hat der Reichsrath die Ordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Nationalbank sofort in Angriff genommen und auf die baldige Tilgung der hohen Staatsschuld an dieses Bankinstitut gedrungen.

Es wurde bei Verlängerung des Bank-Privilegiums, nebst neuen Statuten und einem neuen Reglement, unterm 27 December 1862 ein Gesetz

erlassen, nach welchem von der zu Ende des Jahres 1862 mit 221,768,734 fl. 24 kr. öst. W. bezifferten Schuld des Staates die Summe von 141,768,734 fl. 24 kr. innerhalb des kurzen Zeitraumes von vier Jahren in festgesetzten Raten (bis Ende December 1866) an die Nationalbank zurückgezahlt wird. Durch diese energische Maßregel hofft man das leidige Silberagio zu bannen und bis Ende 1866 die Bank in die Lage zu setzen, ihre bisher suspendirte Baarzahlung wieder aufzunehmen und ihre Noten jederzeit al pari gegen Silber einzulösen. Unterdessen ist, trotz aller Garantie des österreichischen Reichsrathes, das im Jahre 1862 bis ungefähr auf 10 Proc. gesunkene Silberagio leider im Jahre 1864 wieder bis über 20 Proc. gestiegen.

Aber auch auf Vermehrung der Einnahmen ist man gleichzeitig bedacht gewesen, obschon diese bei weitem nicht zureichend war.

In dieser Beziehung wurde namentlich der im Jahre 1859 eingeführte außerordentliche Zuschlag zu sämmtlichen directen Steuern verdoppelt, und die Einkommensteuer von Zinsen aus öffentlichen Obligationen von 5 auf 7 Proc. erhöht.

Es wurden mit dem, unterm 29 Februar 1864 wieder theilweise abgeänderten Gesetze vom 13 December 1862 an den Gesetzen vom 9 Februar und 2 August 1850 über den Stempel und die Gebühren für Rechtsgeschäfte und Rechtserwerbungen mehrfache Aenderungen in der Richtung vorgenommen, um dem Staate reichlichere Zuflüsse zu eröffnen.

Weiter wurde bei der Zuckersteuer der bisherige außerordentliche Zuschlag von 20 auf 30 Proc. erhöht.

Mit Gesetz vom 7 November 1862 wurde, bei Regelung des Promessengeschäftes mit Anlehensloosen, eine Stempelabgabe von 50 kr. für jedes Loos, dessen Gewinnsthoffnung veräußert wird, eingeführt.

Mit dem Gesetze vom 28 April 1862 ist die Bergfrohne aufgehoben, zugleich aber jeder Freischurf einer jährlichen Abgabe von 20 fl. (Freischurfgebühr) unterworfen worden.

Dagegen wurden mit den zwei Gesetzen vom 17 August 1862 die Durchfuhrzölle und die ihre Stelle vertretenden Ausgangszölle aufgehoben.

Durch das Gesetz vom 9 Juli 1862 ist das System der Branntweinbesteuerung umgestaltet, — dann die mit Gesetz vom 30 October 1862 neu eingeführte Erhöhung dieser Steuer in geschlossenen Städten (Branntwein-Differentialsteuer) nach Verlauf eines Jahres mit 1 November 1863 wieder aufgehoben worden.

Von den hierher gehörigen Leistungen der neuesten Gesetzgebung ist ferner noch zu erwähnen das Gesetz vom 17 August 1862, wodurch der

Privatverbrauch von Wein und Most außerhalb der geschlossenen Städte in den deutschen und slavischen Kronländern von der Verzehrungssteuer wieder befreit worden ist, von deren allmälicher Entwickelung man eine nicht geringfügige Ertragsquelle erwartet hatte.

Die Erfolge der bisherigen Bestrebungen der Gesetzgebung zur Vermehrung der Staatseinkünfte zeigen sich in dem Finanzgesetze für 1864, welches innerhalb 12 Monaten dieses Jahres eine (Brutto-) Einnahme von 488,453,075 fl. in Aussicht stellt. Diese Einnahmevermehrung ist indessen durchaus nicht so erheblich, als es bei Vergleichung der vorstehenden Nachweisung für die zuletzt vorausgegangenen Jahre den Anschein hat; denn die letztere stellt nur die Netto- und nicht auch die vollen Brutto-Einnahmen dar.

Ungeachtet der bemerkten Beschränkung der Ausgaben und Steigerung der Einnahmen ist man im Jahre 1864 noch weit entfernt geblieben von dem Ziele, das Gleichgewicht herzustellen. Im Gegentheil haben die Gesetze vom 17 November 1863, Nr. 97 und 98, dann vom 29 Februar 1864, Nr. 17 des Reichsgesetzblattes die Regierung neuerdings ermächtigt, zur Bedeckung des im Jahre 1864 zu erwartenden Abganges die erforderlichen Mittel im Wege des Credites bis zur Höhe von ungefähr 150 Millionen Gulden zu beschaffen, — und wie die Weltlage heute aussieht, ist zu befürchten, daß hiermit bei weitem das Auslangen nicht werde gefunden werden können.

Den wahren Vaterlandsfreund können solche Wahrnehmungen unmöglich gleichgültig lassen; es liegt in diesen Erscheinungen eine ernste dringende Mahnung zu thatkräftigem Handeln.

Das Uebel, an dem wir jetzt leiden, ist nicht von heute, es kann auch in einem oder zwei Jahren nicht geheilt werden. Darum wäre es auch ein verfehltes Beginnen, wenn die Reichsvertretung und die Regierung sich bei Erwägung der zu ergreifenden Maßregeln zum Wohle des Reiches immer lediglich von den Bedürfnissen des Augenblickes, eines oder zweier Jahre leiten ließen, ohne den Blick in eine fernere Zukunft zu richten. Es ist vielmehr nothwendig, daß ein wohl überdachter Entschluß, ein Plan für längere Dauer gefaßt werde, in welcher Art das Deficit, das voraussichtlich durch eine längere Reihe von Jahren mit Hülfe der bisherigen Einnahmen sich nicht wird beheben lassen, mittelst einer über eben so viele Jahre hinausreichenden Finanzoperation eben so voraussichtlich sich ganz beseitigen oder doch auf ein Minimum verringern lassen dürfte, — so lange nicht unerwartete Ereignisse dazwischentreten, die sich jeder Vorausberechnung entziehen. Wo es an einem solchen weiter reichenden Plane fehlt, bleibt die Hoffnung auf Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahmen und Ausgaben in nebelhafte Ferne gerückt.

IV.

Wenn hiernach Maßregeln empfohlen werden, welche auf eine längere Reihe von Jahren berechnet sein sollen, so ist vorauszusehen, daß von vielen Seiten die Nothwendigkeit energischer Operationen bestritten werden wird, weil man von jeher gewohnt war, ruhig von dem Verlaufe der Jahre die Heilung aller Schäden abzuwarten, und weil man sich mit übergroßer Zuversicht der trügerischen Hoffnung überläßt, daß es binnen der nächsten 10—15 Jahre denn doch möglich sein würde, in einem oder dem andern der drei Hauptposten des Staatsaufwandes, der Militärverwaltung, der Civilverwaltung und der Staatsschuld die unumgänglich nöthigen Ersparungen zu erzielen.

Was den Militäraufwand anlangt, so liefern schon die vorausgeschickten Bemerkungen einer solchen Hoffnung wenig Nahrung. Wer, gestützt auf Lebenserfahrungen, mit ruhigem Blicke die politischen Verhältnisse prüft und sich nicht bloß von frommen Wünschen leiten läßt, wird zur Einsicht gelangen, daß die Zustände, wie sie in ganz Europa eben bestehen, durchaus nicht danach angethan sind, um mit Wahrscheinlichkeit erwarten zu können, daß sich innerhalb der nächsten 10—15 Jahre der Militäraufwand auf die Dauer merklich werde einschränken lassen, denn in dieser Beziehung hängt die Regierung viel zu wenig bloß von ihren eigenen Beschlüssen ab. Selbst in dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, vermag gewiß niemand mit Sicherheit vorauszubestimmen, welche Wendung die drohenden Ereignisse innerhalb des kurzen Zeitraumes eines Jahres nehmen werden.

Eben so fehlt es nicht an solchen, welche immer glauben, daß sich in der Civilverwaltung noch erhebliche Ersparungen bewirken lassen dürften. Wem wären nicht die zahlreichen, in der neueren Zeit auftauchenden Projecte bekannt, die natürlich sämmtlich nur „Verbesserungen" und „Ersparungen" bezwecken, — so lange sie nicht zur Ausführung gelangen.

Die Masse der zu besorgenden Staatsgeschäfte ist es allein, welche den Staatsaufwand bedingt. Nun bringen fast alle neuen Einrichtungen einen Zuwachs neuer Geschäfte, deren Bewältigung daher einen Zuwachs von Kräften, mithin eine Vermehrung des Staatsaufwandes nach sich zieht. Es ist hier nicht der Platz, dies durch detaillirt durchgeführte praktische Beispiele jedem Laien anschaulich zu machen. Allein man täusche sich auch nicht mit dem häufig vorgeschlagenen Auskunftsmittel, zur Verringerung des im allgemeinen Staatsvoranschlage ausgewiesenen Reichsaufwandes gewisse Regierungsgeschäfte den Landesvertretungen oder unmittelbar

den Gemeinden zu übertragen. Dadurch wird die Last der Steuerpflichtigen durchaus nicht erleichtert, — und um dies, und nichts anderes handelt es sich hierbei eigentlich; es wird praktisch kein anderes Resultat erzielt, als daß der dafür zu machende Aufwand in der ziffermäßigen Nachweisung des Reichsbudgets verschwindet, während er meistens mit erhöhten Beträgen von den einzelnen Kronländern oder Gemeinden bestritten werden muß. Darum wünschen wir uns jene Zeit herbei, wo es möglich sein wird, die Regierungsgeschäfte im ausgedehntesten Maße zu vermindern und dadurch den Verwaltungsaufwand zu verringern. Man vergesse aber nicht, daß einstweilen schon jede Vermehrung oder Erhöhung der Steuern, wenn sie den davon gehegten Erwartungen entsprechen soll, eher eine Erhöhung des Verwaltungsaufwandes erheischt, als sie eine Einschränkung gestattet.

In Ansehung der Staatsschuld endlich lassen sich in engeren Kreisen praktischer „Geschäftsmänner" schüchterne Stimmen vernehmen, welche unter Hinweisung auf den in allen andern großen europäischen Staaten üblichen niedrigen Zinsfuß eine sehr bedeutende Erleichterung oder Entlastung der österreichischen Finanzen dadurch ausführbar und empfehlenswerth darstellen, wenn der jetzige hohe Zinsfuß der österreichischen Staatsobligationen, an denen sich das Ausland bereichert, angemessen herabgesetzt würde. Man betont die drückende Höhe des Ausgabeposten für die Verzinsung der Staatsschuld, welcher mit Einrechnung der Grundentlastungsschuld schon jetzt einen Jahresaufwand von ca. 139 Millionen Gulden in Anspruch nimmt, — ungerechnet die auf die Schuldentilgung zu verwendenden großen Summen. Diese Rathgeber meinen, daß sich mit einer solchen Ersparung oder Ausgabenverminderung die Aufbringung neuer, sehr schwer aufzufindender Einnahmen gänzlich vermeiden ließe.

Unstreitig liegt diesem Antrage eine richtige Anschauung vom gewöhnlichen geschäftsmännischen Standpunct zum Grunde, und unter gewissen Voraussetzungen, wie solche vor mehr als dreißig Jahren in Oesterreich und auch in anderen Staaten bestanden haben und vielleicht wieder eintreten werden, möchte sich eine allgemeine Zinsenreduction um etwa 20—25 Proc. leicht durchführen und empfehlen lassen.

Allein man darf nicht vergessen, daß Oesterreich im Nothfalle wohl hauptsächlich nur wegen seiner guten und sichern Verzinsung auf die Hülfe des fremden Capitals rechnen darf, und daß diese Hoffnung in dem Maße schwinden würde, als die Verzinsung an ihrer Lockung verlöre.

Dann ist fast mit voller Bestimmtheit vorauszusehen, daß Oesterreich, selbst wenn es sein Budget durch augenblickliche Verminderung der Zinsenlast um jährliche 30—40 Millionen erleichtern könnte, noch durch Jahre auf

die Benutzung des Credits (wenn auch in beschränkterem Maße) angewiesen sein wird, — daß daher das fremde Capital, wenn es einmal durch empfindliche Herabsetzung des Zinsfußes gewaltsam aus Oesterreich vertrieben wurde, nicht so bald sich bereit finden lassen würde, eine Verwendung in österreichischen Staatspapieren zu suchen. In dieser Erwägung wird also Oesterreich nur durch Heilighaltung der eingegangenen Verbindlichkeiten, so schwer sie ihm auch fallen möge, sich jenes Vertrauen erhalten müssen, das ihm für seine eigene Zukunft unentbehrlich ist. Vor der Hand ist Oesterreich auf die Ausnutzung seines Credits angewiesen.

Wenn man nun, allen diesen Betrachtungen gegenüber, die bisherigen Einnahmequellen des Staates in Erwägung zieht, so eröffnet sich die wenig trostreiche Aussicht, daß unter den günstigsten Verhältnissen, auf die man doch nur mit geringer Wahrscheinlichkeit rechnen kann, innerhalb der nächsten 10—15 Jahre die Einnahmen, welche aus den bisherigen Quellen fließen, von den unvermeidlichen Staatsausgaben durchschnittlich um wenigstens 30—40 Millionen Gulden, wo nicht mehr werden überstiegen werden, — oder mit andern Worten, daß das Deficit in dem approximativ angedeuteten Betrage während des bemerkten Zeitraumes ein perennirendes sein würde, wenn es nicht möglich wäre, in dieser Beziehung eine andere Abhülfe zu schaffen.

V.

Der Reichsrath hat gut Anlehen „votiren", d. h. die Regierung zur Benutzung des Staatscredits ermächtigen. Allein wenn diese Ermächtigung gar zu oft ertheilt und benutzt wird, muß der Staatscredit wegen des starken Verbrauches immer mehr schwinden, anstatt sich zu festigen, und er wird sich immer nur zu lästigeren und drückenderen Bedingungen zur Verfügung stellen.

Der Reichsrath hat alle Ursache, den früher von der absoluten Regierung so oft betretenen Weg zu meiden und andere Bahnen einzuschlagen, wenn er den Zweck, Festigung des Staatscredites, wirklich und bald erreichen und nicht die Schuldenlast des Staates in's endlose erhöhen will.

Wenn es nun absolut unmöglich erscheint, ohne Gefährdung der wichtigen Staatsinteressen die Ausgaben bis auf den Betrag der bisherigen Einnahmen zu verringern, und wenn es verderblich ist, den Abgang fortwährend durch Contrahirung neuer Schulden zu decken, so bleibt vernünftigerweise kein anderer Ausweg übrig, als um jeden Preis die

Staatseinnahmen zu vermehren. Darüber kann nicht leicht ein Zweifel aufkommen; nur über die Art und Weise, wie diese Vermehrung in dem erforderlichen Maße sofort in's Werk zu setzen möglich sei, werden die Ansichten, Wünsche und Hoffnungen weit aus einander gehen.

In dieser Hinsicht muß aber ohne Aufschub ein fester Entschluß gefaßt werden, und zwischen Regierung und Reichsvertretung muß je eher desto besser eine Uebereinstimmung der Ansichten über die zu ergreifenden Mittel hergestellt werden, wobei als leitendes Motiv die gegenseitige Erkenntniß dienen muß, daß sich der Staat in einer Nothlage befindet, aus welcher er befreit werden muß, wenn er der verheißenen Segnungen des Verfassungslebens in vollem Maße theilhaftig werden soll.

Die regelmäßigen Geldmittel zur Bestreitung des Staatshaushaltes können, so weit die Verwerthung des Staatseigenthumes nicht zureicht, nur durch Beiträge der Staatsangehörigen, insbesondere durch Steuern beschafft werden. Hieraus scheint mit unerbittlicher Consequenz die Nothwendigkeit einer Vermehrung oder Erhöhung der Steuern zu folgen, da man sich doch nicht wird entschließen wollen, die letzten noch vorhandenen wenigen Staatsdomänen, „das letzte Hemd" zu verkaufen.

Es hilft nichts und ist vom Uebel, sich der Erkenntniß der Wahrheit, wenn sie noch so unangenehm ist, zu verschließen. Es ist vorauszusehen, daß der Vorschlag, um jeden Preis die Steuern um jährliche 30—40 Millionen Gulden zu vermehren, den ärgsten Anfeindungen begegnen und manche Enttäuschungen hervorbringen werde. Jedoch frei von Furcht vor mißgünstiger Beurtheilung darf echter Patriotismus nicht anstehen, falsche Vorstellungen zu zerstreuen, von schädlichen Experimenten abzurathen, unerfüllbare Hoffnungen zu zerstören und durch offene Darlegung der unverhüllten Sachlage die schmerzlichen, aber nach bester gewissenhafter Ueberzeugung allein zum ersehnten Ziele führenden Hülfsmittel zur allgemeinen Erkenntniß zu bringen.

Sobald wir ernstlich an eine Heilung unserer krankhaften Zustände denken wollen, müssen wir uns stets in's Gedächtniß zurückrufen, daß mit Baumwolle und Rosenwasser ein schweres, inveterirtes Uebel einmal nicht zu heilen ist, sondern daß es hierzu eingreifenderer Mittel bedarf. Auf jeden Vorwurf, daß dieser oder jener darauf abzielende Vorschlag drückend, irrational, gemeinschädlich oder antinationalökonomisch sei, womit man gemeiniglich unbeliebte Finanzmaßregeln aufzunehmen pflegt, giebt es nur die eine Antwort: „Es muß sein." In der freiwilligen Uebernahme solcher Opfer, um das gemeinsame Vaterland vor größerem Schaden zu bewahren, wird sich die wahre Vaterlandsliebe besser manifestiren, als in der harmlosen Votirung

endloser Staatsanlehen, welche unsere späten Enkel zu verzinsen und zu tilgen haben werden.

Aber man wird auch sagen, es sei unmöglich, eine so große Steuerlast zu erschwingen! Wohl klagt man schon jetzt im allgemeinen über schlechte, schwere Zeiten, über den Druck der öffentlichen Lasten, — und wer wollte das Gegentheil behaupten?

Und dennoch, wenn es gilt, Unglücklichen zu helfen, schöne Werke echter Menschenliebe zu üben, das nationale Bewußtsein zum Ausdruck zu bringen, den Patriotismus leuchten zu lassen, wozu die Gelegenheiten sich so häufig darbieten, da lassen sich die Oesterreicher jeder Nationalität von niemandem an Hochherzigkeit und Großmuth übertreffen. Auch in diesen schweren Zeiten zeigt sich in den staunenswerthen Erfolgen die Ergiebigkeit freiwilliger Beisteuern, von denen sicher nicht der größte Theil durch die Namensverzeichnisse der edlen Spender mittelst der Tagesblätter zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Unter diesen finden sich gar manche, die bei solchen Anlässen lieber freiwillig 500 fl. beisteuern, als daß sie es über sich gewännen, im Jahre 20 oder 30 fl. als Luxussteuer an den Staat zu entrichten.

Werfen wir dann um uns her einen Blick auf die jetzt gewöhnliche Lebensweise der sogenannten höheren und mittleren Stände (von denen wir unter den jetzigen Verhältnissen die Staatsbeamten hier leider ausscheiden müssen), so überzeugen wir uns, daß trotz den schweren Zeiten die Geldmittel zu den kostspieligsten Vergnügungen, Lustreisen, Faschingsfreuden, Putz und anderen luxuriösen Lebensbedürfnissen keineswegs fehlen.

Hieraus möchte man nicht mit Unrecht den Schluß ziehen dürfen, daß ein Appell an den Patriotismus zu ähnlichen Opfern auf den Altar des Vaterlandes, — wenn solche auch nicht mit namentlicher Aufführung der edlen Geber durch die Zeitungen veröffentlicht werden, sondern erst später in der Hebung des allgemeinen Volkswohlstandes, in der Besserung des Staatscredites, in der Erhöhung des Volksvermögens, in der Stärkung der nationalen Kraft u. s. f. zum segensreichen öffentlichen Bewußtsein gelangen, — nicht ungehört verhallen, und kein vergeblicher sein werde, sobald nur einmal das vorhandene unabweisliche Bedürfniß solcher zeitweiligen Opfer für das allgemeine Beste in weitesten Kreisen zur Kenntniß und Ueberzeugung der großen Bevölkerung des Reiches gelangt sein wird.

Je später dieser Weg betreten wird, desto später werden sich die großen Hoffnungen erfüllen, die alle Welt auf die Entwickelung des Verfassungslebens in Oesterreich gesetzt hat; und wahrlich die endliche Ordnung der Finanzlage sollte nicht länger als unvermeidlich ist, verzögert werden. Ohne

Zweifel birgt die nächste Zukunft schwere Ereignisse in ihrem Schooße, denen Oesterreich financiell gekräftigt gegenüber stehen sollte, und welche die Benutzung des Staatscredites nicht werden umgehen lassen, wenn auch unsere Einnahmen um ein bedeutendes sich vermehrt hätten. Aber eben deshalb sollte um so energischer dahin getrachtet werden, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben für die normalen Verhältnisse der nächsten Zukunft schleunigst herbeizuführen, was natürlich ohne Opfer, ohne besondere Anstrengung der jetzt lebenden Generation nicht erreichbar ist.

Daß übrigens mit einer geringeren als der angegebenen Summe unter günstigen Umständen das Auslangen nicht gefunden werden dürfte, läßt sich aus der Vergleichung der Hauptposten der Staatsausgaben mit der Summe der bisherigen Einnahmen leicht berechnen. Rechnet man nämlich

für den gesammten Militäraufwand nur	110	Mill.
auf Verzinsung der Staatsschuld *)	120	„
„ Tilgung „ „	40	„
„ den Hofstaat	7.5	„
„ Erhebungsaufwand, für Justiz-, politische und Polizeiverwaltung, Reichsvertretung u. s. w.	230	„
so giebt dies ein Gesammterforderniß von	507.5	Mill.
Hält man dieser Aufwandssumme den Gesammtbetrag der 1864 präliminirten Einnahmen pr. 488.5 Millionen gegenüber, die nach Wegfall des präliminirten Domänenverkaufes sich um 15 Millionen bis auf	473.5	„
verringern, so resultiren	34	Mill.

Gulden als unbedeckter Abgang.

VI.

In früheren Zeiten hat man sich gegen jede, auch nur für vorübergehende Zwecke verfügte Erhöhung der Steuerlast möglichst gesträubt, weil man sich aus Erfahrung überzeugt hielt, daß man die neue Last in alle Ewigkeit nicht mehr los werde, weil die Staatsbedürfnisse sich unvermerkt so vermehren würden, daß man der Mehreinnahme in der That nicht mehr entrathen könnte.

Dies hat sich nun in neuester Zeit allerdings wesentlich geändert. Im Reichsrathe besitzt das Land jetzt einen Vertreter, der sicher nicht geneigt sein wird, überflüssige Steuern zu votiren, der vielmehr berufen ist, darüber

*) Hierbei ist die Grundentlastungsschuld außer Anschlag gelassen und die Zinsenlast nach dem Erfordernisse der nächsten Jahre berechnet.

zu wachen, daß einer Erhöhung der Steuerlast nicht länger statt gegeben werde, als die Erreichung des damit angestrebten Zweckes unumgänglich erheischt, und welcher mit der Gewalt ausgestattet ist, die Forterhebung solcher Steuern abzulehnen, welche das Land nicht länger erschwingen könnte, oder die sonst eine nachtheilige Wirkung äußern.

Praktische Beispiele solcher Art finden wir bereits während der kurzen Functionsdauer des österreichischen Reichsrathes in der Beseitigung der mit 1 November 1862 eingeführten Branntwein-Differentialsteuer in den geschlossenen Städten, dann in der Beseitigung der Wein- und Most-Besteuerung nach dem Gesetze vom Jahre 1859 und Wiederherstellung des früheren Besteuerungssystemes in den deutschen und slavischen Kronländern, ferner in der Aufhebung der Bergwerksfrohne u. s. w.

Hierdurch dürfte eine als wirklich nothwendig anerkannte Vermehrung oder Erhöhung der Steuern einen großen Theil ihrer Bedenklichkeit für die Folge verloren haben.

Wenn es also auf eine Vermehrung oder Erhöhung der bisherigen Steuern ankommen soll, ist die Vorfrage naheliegend, welche Lasten das Land bisher in der Form von directen oder indirecten Steuern zu tragen hatte. Laut den zeitweiligen öffentlichen Publicationen betrugen die Einnahmen des Staates an

im Verwalt.-Jahre	directen	indirecten	Zusammen
	Steuern		
	in Gulden Conventionsmünze.		
1844	47,710,634	93,775,552	141,486,186
1845	46,751,127	94,347,667	141,098,794
1846	47,750,385	95,513,426	143,263,811
1847	47,972,934	94,015,393	141,988,327
1848	33,179,345	69,427,386	102,606,731
1849	59,894,791	71,692,036	131,586,827
1850	65,440,489	95,581,267	161,021,756
1851	70,498,830	109,153,516	179,652,346
1852	79,537,902	122,367,910	201,905,812
1853	84,722,657	130,288,412	215,011,069
1854	85,554,815	133,255,802	218,810,617
1855	87,965,257	139,190,769	227,156,026
1856	92,131,812	148,885,459	241,017,271
1857	94,770,656	152,399,274	247,169,930
1858	94,489,483	158,792,548	253,282,031
	in Gulden österreichischer Währung.		
1859	99,155,025	155,982,583	255,137,608
1860	99,729,059	178,036,875	277,765,934

Dieser Nachweisung gegenüber muß es auffallen, daß das Finanzgesetz für zwölf Monate des Jahres 1864 die Steuereinnahmen bedeutend höher, und zwar mit 125,104,000 fl. an directen, und 258,440,529 fl. an indirecten Steuern veranschlagt, während die erlassenen Gesetze eine so namhafte Steigerung der Steuereinnahmen nicht zu rechtfertigen scheinen.

Die einfache Erklärung liegt darin, daß das Finanzgesetz für 1864 ein Brutto-Budget zur Grundlage hat, während die früheren officiellen Nachweisungen lediglich die Netto-Einnahmen an Steuern darstellen.

Wenn man z. B. von den präliminirten indirecten Steuereinnahmen (mit Einschluß des Postgefälles) pr. . . . . 258,440,529 fl.
die Erhebungskosten *) mit . . . . 63,137,333 „
in Abzug bringt, so verbleiben auch für 1864 bloß . 195,303,196 fl. ö. W.

Die Außerachtlassung des Unterschiedes zwischen Brutto- und Netto-Einnahmen hat es wohl zunächst verschuldet, daß von Schriftstellern, welche in den Besitz ähnlicher Nachweisungen gelangten, die wahre Steuerbelastung in Oesterreich in der Regel unterschätzt wurde, und die in in- und ausländischen Schriften verbreiteten Ansichten hierüber mit dem Gefühle der Steuerpflichtigen in stetem Widerspruche standen. Wer die wahre Steuerlast berechnen will, darf dabei den Aufwand der Steuererhebung nicht außer Acht lassen, weil auch dieser Aufwand mittelst der Steuereinnahmen bestritten werden muß. Ohnehin kommen bei den gegenwärtigen Berechnungen die weiteren Steuerleistungen in der Form von sogenannten Grundentlastungszuschlägen, von Landeserfordernißbeiträgen, dann von anderen Bezirks- und Gemeinde-Umlagen gar nicht in Frage, obgleich sie thatsächlich sich den Steuerpflichtigen ebenfalls als „Steuern" oder „Abgaben" fühlbar machen.

Was nun speciell die directe Besteuerung anlangt, so hat sich schon seit längerer Zeit in den verschiedenen Ländern der Monarchie allseitig das dringende Verlangen nach einer Reform derselben kundgegeben. Das Finanzministerium hat diesem Wunsche durch Einbringung eines Gesetzentwurfes und durch den Vorschlag einer neuen Luxus-, einer Personal- und Classensteuer in der letzten Reichsrathssession zu entsprechen gesucht.

---

*) Unter diesen Erhebungskosten sind beispielsweise begriffen:
30 Mill. für Tabak-Erzeugungs- und Anschaffungskosten und Verschleißauslagen,
11.5 „ „ Lottogewinnste,
9.8 „ „ den Postbetrieb,
6.3 „ „ Salz-Erzeugungs- und Anschaffungskosten und Verschleißauslagen ꝛc.
Im Jahre 1844 haben die Erhebungskosten 34,088,132 fl. C. M., und zwar 894,879 fl. bei den directen, 33,193,253 fl. bei den indirecten Steuern betragen.

Bisher hatten sich die Regierungsvorschläge keiner zuvorkommenden Aufnahme von Seite der Reichsvertretung zu erfreuen, und wir müssen uns damit trösten, daß es der Weisheit und den aufrichtigen patriotischen Bestrebungen des Reichsrathes im Vereine mit der Regierung in nicht ferner Zukunft gelingen werde, eine allen billigen Wünschen, Erwartungen und Bedürfnissen entsprechende Reform der directen Besteuerung zu Stande zu bringen.

In dem Momente, wo man an die Verwirklichung der herbeigewünschten „Reform" Hand anzulegen im Begriff steht, scheint von ihrer schnellen Durchführung denn doch wieder eine gewisse unbestimmte Besorgniß abzuschrecken, daß am Ende die ersehnte „Reform" sich in eine gefürchtete „Erhöhung" der directen Steuerlast verwandeln könnte, während allseitig die Ueberzeugung zur Geltung gebracht werden will, daß ohne die größte Gefahr im Wege der directen Besteuerung sich eine nennenswerthe Steigerung des jährlichen Steuereinkommens nicht aufbringen lasse.

Allerdings wird einer der Hauptzwecke bei der Reform der directen Besteuerung darin liegen müssen, die bestehenden bedeutenden Ungleichheiten in der Belastung der Steuerträger nach Thunlichkeit auszutragen, auf der einen Seite die Leistung der Einen etwas zu ermäßigen, aber zugleich auf der anderen Seite die Leistung der Anderen etwas zu erhöhen, und die bisherigen ordentlichen und außerordentlichen Steuersätze in einen einzigen Betrag zu vereinigen.

Allein nebenher erfordert es die Gerechtigkeit, daß manches ansehnliche Einkommen, das sich bisher der Besteuerung entzieht, in diese einbezogen werde; und wenn man die dermaligen volkswirthschaftlichen Verhältnisse einestheils, und anderentheils die unabweislichen Bedürfnisse des Staates beherziget, so dürfte es ohne ernstliche Gefährdung wichtigerer Interessen immerhin gelingen, im Wege einer Reform der directen Besteuerung eine Mehreinnahme von 12—15 Millionen aufzubringen. Eine noch höhere Belastung von Belang möchte sich in nächster Zukunft schwer realisiren lassen; und es muß daher getrachtet werden, im Wege der indirecten Besteuerung die noch fehlende Mehreinnahme zu erzielen.

VII.

Alle großen civilisirten Staaten, deren Bedürfnisse im steten Wachsen begriffen sind, werden dahin gedrängt, den größten Theil ihrer Ausgaben mittelst Einnahmen aus der indirecten Besteuerung zu decken; die directe Besteuerung kann den gesteigerten Anforderungen der fortschreitenden Entwickelung und Bildung der Neuzeit schon lange nicht mehr genügen.

Wohl klagt man schon bisher auch in Oesterreich vielseitig über den Druck dieser oder jener indirecten Steuer; indessen wird doch niemand zu bestreiten wagen, daß sich im Wege der indirecten Besteuerung ohne ernstliche Gefahr eine Mehreinnahme von ca. 20—25 Millionen erlangen lassen dürfte. Angenehm wird jede darauf abzielende Maßregel unstreitig niemanden berühren; allein, wenn jene Summe einmal durch Steuern aufgebracht werden muß, so ist ihre Aufbringung durch die indirecte Besteuerung sicher weniger bedenklich, als im Wege der directen Besteuerung.

Schon dadurch, wenn manche der jetzigen indirecten Steuern mit entsprechenden Kräften den bestehenden Gesetzen gemäß gehandhabt werden könnten, ließe sich eine nicht zu mißachtende Ertragsvermehrung erwarten. Dann vertragen mehrere der bisher besteuerten Objecte gewiß noch eine höhere Belegung. Auch kann die Beseitigung so mancher bisherigen Befreiung von der Besteuerung zur Steigerung des Erträgnisses beitragen. Ueberhaupt dürfte eine sorgsamere, mehr gleiche Vertheilung der Steuerlast die Lösung des gestellten Problemes wesentlich erleichtern.

Nur um zu zeigen, daß diese Behauptungen keine leeren Phrasen sind, und um doch einige Fingerzeige über den Ort zu geben, wo Nothpfennige zu finden wären, sollen hier einige praktische Andeutungen folgen.

Besehen wir uns z. B. die sogenannte Branntweinsteuer, d. i. die Steuer vom Verbrauche gebrannter geistiger Flüssigkeiten; sollte diese nicht einer Erhöhung fähig sein? Wenn dem Staate geholfen werden soll, und wenn es hierzu keine anderen, minder empfindlichen Mittel giebt (wie wir voraussetzen), so werden es sich doch gewiß die Verbraucher geistiger Flüssigkeiten, wenn auch ungern, gefallen lassen können, für diesen Genuß dem Staate eine kleine Mehrausgabe zu opfern, zumal diese dem Einzelnen wenig bemerkbar wird, weil derlei Getränke in der Regel in verhältnißmäßig kleinen Dosen genossen werden.

Ohne Zweifel wird ein solcher Vorschlag im Lager der Spiritus-Erzeuger wieder einen Schrei der Entrüstung und die so oft gehörte (aber durch langjährige Erfahrungen noch immer nicht bewahrheitete) Klage über den unausbleiblichen Ruin der Industrie und Landwirthschaft und über den unvermeidlichen Verfall des Reiches wach rufen. Allein dies darf uns nicht schrecken, wir sind darauf gefaßt und wollen selbst bekennen, daß wir diesen Vorschlag vielleicht gar nicht unterstützen möchten, wenn nicht darin eines der nothwendigen und am mindesten drückenden und bedenklichen Mittel zur Beseitigung des der Industrie, der Landwirthschaft, dem Staate noch weit abträglicheren Deficits läge.

Gefährlich und wirklich schädlich auf die Volkswirthschaft wirkt eine Steuer offenbar nur dann, wenn sie den Preis der Waare so vertheuert, daß in Folge dieser Vertheuerung die Consumtion sich verringert, daher die Production zur Einschränkung gezwungen wird. Eine solche Wirkung ist in Oesterreich von einer Erhöhung der jetzigen Branntweinsteuer nicht entfernt zu fürchten.

Denn gegenwärtig (1864) seit einem Jahre kauft der Consument im Handel, laut dem Wiener Marktberichte, 1 Grad (Beaumé) Spiritus um 42—48 kr. österr. Valuta; er würde um 18 kr. weniger zu zahlen haben, wenn in dem Verkaufspreise nicht auch die darauf haftende Branntweinsteuer zu vergüten wäre. Ein solcher Preis für diese Waare ist sehr niedrig, die Waare also sehr wohlfeil, so zwar, daß der Verbrauch sich durchaus nicht einschränken, die Nachfrage sich nicht verringern würde, wenn der Consument für die gleiche Waare etwa 5 bis 10 kr. mehr an Steuer bezahlen müßte, und 1 Grad Spiritus nur um 50 bis 58 kr. käuflich wäre. Bekanntlich war in einer nicht weit hinter uns liegenden Zeit, wo die Steuer viel niedriger als jetzt war, der Spirituspreis ein viel höherer und die Spirituserzeugung hatte trotzdem oder vielmehr eben deshalb immer mehr zugenommen, weil das Geschäft für die Erzeuger ein lucrativeres war. Um so weniger ist Grund zu einer Besorgniß für die Industrie, wenn der Verkaufspreis des Spiritus der Steuer wegen nur auf 50 und selbst bis 60 kr. per Grad steigen würde.

Man gefällt sich sonst, fast überall auf das Ausland, auf die angeblich mustergültigen Einrichtungen namentlich in Frankreich und England hinzuweisen. Nun vergleiche man, mit welchen bedeutend höheren Abgaben der Verbrauch von Spirituosen in Frankreich und in England belastet ist, ohne daß darüber Industrie, Landwirthschaft, Handel und Viehzucht zu Grunde gehen oder überhaupt leiden. Spiritus ist ein Artikel des sogenannten Welthandels; über das Wohl und Wehe der Spiritusindustrie im Großen entscheidet deshalb der Handelspreis dieser Waare und nicht die inländische Verbrauchssteuer. Wäre österreichischer Spiritus irgendwo im Auslande besser zu verwerthen als im Inlande, so würde der Verkaufspreis im Inlande sich alsbald auch heben, weil sonst die Waare, für welche beim Export die volle Steuer zurückvergütet wird, ihre höhere Verwerthung im Auslande suchen und finden würde.

Mit einer Preissteigerung für geistige Flüssigkeiten wären die Spiritus-Erzeuger schon einverstanden (und sie wäre ihnen von Herzen zu gönnen), sobald diese Erhöhung eben nur ihnen, und nicht lediglich der Allgemeinheit, dem Staate, zu statten käme. Allein die Aufgabe, deren

Lösung hier in's Auge gefaßt wurde, ist nicht, wie die jetzige gedrückte Lage der Spirituserzeuger zu verbessern, sondern wie, ohne den Spirituserzeugern zu schaden, dem Staate eine ergiebige Mehreinnahme vom Verbrauche gebrannter geistiger Flüssigkeiten zuzuwenden wäre.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Zuckerverbrauche. Gegenwärtig (bei einem Silberagio von 18—20 Proc.) kauft der Consument im Kleinhandel ein Wiener Pfund recht hübschen Meliszucker um 34—36 kr. öst. W.; für Oesterreich ist dies kein übertriebener Preis, obgleich diese Waare im deutschen Auslande bedeutend billiger zu haben ist. Es ist gewiß, daß der Zuckerverbrauch im Inlande sich nicht vermindern würde, wenn der Consument um 2, 3, 4 oder 5 kr. pr. Pfund mehr zu zahlen hätte.

Eine solche Vertheuerung des Zuckers wäre ebenfalls wieder den inländischen Zucker-Fabricanten gewiß höchst willkommen, wenn ihnen in Folge dessen ihre Waare um 2—5 fl. pr. Centner mehr Gewinn einbrächte; sie werden jedoch aus Leibeskräften dagegen protestiren, wenn sie diesen Mehrbetrag an die Staatscassen zum allgemeinen Besten abführen sollen. Aber es soll hier nicht erörtert werden, wie den Zuckerfabricanten ihr Reingewinn vermehrt, sondern nur, wie dem Staate, ohne den Zuckerfabricanten zu schaden, von dem Zuckerverbrauche eine Mehreinnahme an der Zuckersteuer zugewendet werden könnte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß außer den Spirituserzeugern und den Zuckerfabricanten auch die zahlreiche Classe der Branntwein- und Zucker-Consumenten jenem Vorschlage feindlich entgegentreten würde, weil derselbe auf eine Vertheuerung von Lebensmitteln hinausgeht in Zeiten, welche man schwere oder schlechte nennt. Darauf ist nur zu erwiedern, daß die Vertheuerung keine unentbehrlichen Lebensmittel träfe, und dieses unleugbare Uebel jedenfalls ein viel kleineres ist als dasjenige, das damit zum allgemeinen Besten von uns genommen werden soll.

VIII.

Die Branntwein-Consumenten zahlen im Jahre an Steuer 17.5 Millionen. Auch die Biertrinker in Oesterreich steuern in den Staatsschatz 16.5 Millionen Gulden; dagegen erfreuen sich die Finanzen von dem Weinverbrauche in dem wegen seines außerordentlichen Weinreichthumes weit berühmten Kaiserstaate eines Beitrages von — kaum 6 Millionen Gulden!

Zwei Ursachen sind es, welche diese befremdende Erscheinung erklären, wenn auch nicht rechtfertigen.

Einmal läßt sich aus dem geringen Ertrage der Weinsteuer und dem Umfange der Consumtion berechnen und nachweisen, daß viel weniger an Steuer wirklich entrichtet wird, als nach dem Gesetze entrichtet werden sollte.

Betrachten wir zu diesem Ende nur die sogenannten deutschen und slavischen Kronländer, in denen die Weinbesteuerung schon seit 1829 besteht, und deren viele, wie Niederösterreich, Steiermark, Krain, Küstenland, Istrien, auch Mähren und Tirol sich durch Weinreichthum auszeichnen, so liefern diese (mit Ausnahme der geschlossenen Städte) im Durchschnitt nicht mehr als etwas über 2 Mill. Gulden Steuer. Davon mögen ungefähr 300,000 fl. nach dem vollen Tarifsatze pr. Eimer eingehen, also einen versteuerten Verbrauch von höchstens 300,000 n. ö. Eimern darstellen. Der Rest von 1.7 Mill. repräsentirt die Steuer von dem übrigen steuerpflichtigen Verbrauche außerhalb der geschlossenen Städte, der sich bloß schätzungsweise berechnen läßt, weil die Steuer dafür nur auf Grund vertragsmäßiger Abfindungen und Pachtungen einkommt.

Der Verbrauch in den geschlossenen Städten (Wien mitbegriffen) ist genau bekannt und beläuft sich im Jahre auf höchstens 550,000 n. ö. Eimer Wein und Most.

Nun ist der durchschnittliche gesammte Wein- (und Most-) Verbrauch in den erwähnten Kronländern, gering gerechnet, auf 10 Millionen Eimer zu veranschlagen. Davon sind hier nur etwa 5 Millionen in Rechnung zu stellen, weil nicht der gesammte Weinverbrauch, sondern bloß der Ausschank oder Kleinverschleiß der Steuerpflicht unterworfen ist und darauf ungefähr die Hälfte der ganzen Consumtion entfällt. Zieht man von dieser Menge die obigen tarifmäßig versteuerten 300,000 und 550,000, zusammen 850,000 Eimer ab, so verbleiben noch 4,150,000 Eimer, welche durch die zuvor bemerkten 1.7 Millionen Gulden als versteuert erscheinen.

Daraus würde sich also ergeben, daß für diesen Weinverbrauch im Durchschnitt nicht mehr als etwa 40 kr. vom Eimer an Steuer gezahlt werden, — während die gesetzliche Tarifgebühr 1 fl. 68 kr., dann 1 fl. 26 kr., 1 fl. 5 kr. oder in wenigen Gegenden 52½ kr. von jedem Eimer fordert. Hieraus folgt, daß die Steuerpflichtigen in der großen Mehrheit viel weniger Steuer zahlen, als der gesetzliche Tarif vorschreibt; denn anstatt 1.7 Mill. sollte die Steuer für obige Verbrauchsmenge vielmehr über 4 Mill. Gulden abwerfen, — folglich die Weinsteuer in den deutschen und slavischen Kronländern schon nach dem jetzigen Gesetze um 2.5 Mill. Gulden mehr als bisher einbringen. Es ließe sich also der Ertrag der Weinsteuer schon auf Grund der dermaligen Gesetzgebung von 6 auf 8.5 Mill. erhöhen.

Allein hierdurch könnte die Sache nicht abgethan sein, weil damit ein gerechtes Verhältniß noch lange nicht hergestellt wäre.

Oesterreich verbraucht jährlich eine Spiritusmenge von ungefähr 50—60 Millionen Gulden im Werthe; die davon gegenwärtig erhobene Verbrauchssteuer beträgt 30—34 Proc. dieses Werthes. Auch der Bierverbrauch trägt eine Steuer von ca. 27 Proc. des Werthes des consumirten Getränkes. Mögen die fast traditionell gewordenen Abschätzungen der Weinerzeugung und Consumtion in Oesterreich vielleicht sogar um 50 Proc. übertrieben sein, so ist doch kein Grund, daran zu zweifeln, daß die Menge Weins, die bei uns im Jahre durchschnittlich verzehrt wird, einen Geldwerth von 80—100 Millionen Gulden repräsentirt. Die ganze Steuer vom Wein- und Mostverbrauche aber bringt dem Staate bis jetzt nicht mehr als etwa 6—8 Proc. des Werthes dieser ganzen Consumtion ein. Sollte vielleicht der Wein kein Gegenstand sein, der gleich dem Branntwein und Bier eine höhere indirecte Belastung verträgt? Eine solche Behauptung zu widerlegen, wäre nicht schwer.

Wenn man von allen Seiten Klagen vernimmt über den Druck der öffentlichen Abgaben, wenn die Staatsfinanzen zur Regelung des Staatshaushaltes vermehrte Zuflüsse aus der Besteuerung dringend benöthigen, und jede der Besteuerung zugängliche und der Besteuerung werthe Consumtion mehr oder minder empfindlich schon belastet ist, wenn endlich die Bevölkerung der Kronländer, wo nicht Wein, sondern Bier oder Branntwein das Nationalgetränk bildet, für diesen Genuß in nicht unerheblichem Maße besteuert ist, so scheint es das Gerechtigkeitsgefühl zu verletzen und gegen das Gebot einer möglichst gleichmäßigen Vertheilung der öffentlichen Lasten zu verstoßen, wenn fast die Hälfte des ganzen Weinverbrauches von der indirecten Besteuerung ferner befreit gelassen wird. Darin liegt die zweite und hauptsächlichste Ursache des so geringen Ertrages der Weinbesteuerung in Oesterreich.

Man wird hierauf entgegnen, die Besteuerung des gesammten Wein- und Mostverbrauches sei ja bereits mit der kaiserlichen Verordnung vom 12 Mai 1859 angeordnet und vom 1 Mai 1860 bis 31 October 1862 auch durchgeführt worden; die Erfahrung habe jedoch die auf diese Besteuerung gesetzten Hoffnungen unerfüllt gelassen. Solche, unter den bekannten eigenthümlichen Zeitverhältnissen gemachte kurze Erfahrungen beweisen sicher nicht, daß es gerecht ist, wenn der ausgedehnte Privatverbrauch von Wein und Most von aller indirecten Besteuerung für ewige Zeiten befreit bleiben soll; höchstens ließe sich annehmen, daß die Form und die Mittel, mit denen man die Besteuerung damals durchführen zu können meinte, dem Zwecke

vielleicht nicht entsprechen haben, obschon auch zu einem solchen Urtheile die Umstände noch keineswegs berechtigen.

Dies alles kann nicht davon abhalten, das Princip der allgemeinen gleichmäßigen Besteuerung des gesammten Wein- und Mostverbrauches, wie solches seit 1851, also schon seit 14 Jahren in Ungarn und Siebenbürgen ohne allen Anstand durchgeführt wird, im ganzen Reiche zur Geltung zu bringen. Hat sich einmal die Reichsvertretung mit der Regierung in reiflicher Erwägung der Lage des Staates darüber geeinigt, daß die Weinbesteuerung in der angedeuteten Richtung im Interesse der Staatsfinanzen reformirt werden müsse, so ist die Modalität der Durchführung nur Nebensache. Der so viele Intelligenz in sich vereinigenden Versammlung, von welcher jetzt die Interessen des Reiches nach allen Richtungen gewahrt werden, muß und wird es ein leichtes sein, die richtige Form und die wirksamen Mittel aufzufinden, mit deren Hülfe dem Staate die erforderlichen Steuerzuflüsse in dem erwarteten Maße werden zugeführt werden können.

Diese Besteuerung, deren Gerechtigkeit im Principe nicht leicht von jemandem bestritten wird, ist eine Arznei, deren heilsame Wirkung an der Genesung des ganzen Staatskörpers sich manifestiren würde. Ist der angestrebte Zweck einmal erreicht, dann werden die Umstände darüber entscheiden, ob und von wann an auf den Fortbestand dieser Maßregel wieder verzichtet werden kann. Vorläufig, sollte man meinen, könnte eine solche Besteuerung die Steuereinnahmen um 4—5 Millionen Gulden vermehren.

IX.

Es mögen diese wenigen Beispiele genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß es durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, im Wege der Besteuerung die Einnahmen des Staates in einem erklecklichen Maße zu heben, und daß daher Oesterreich ohne weiteres die Mittel besitzt, um die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahmen und Ausgaben binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit mit Erfolg anzustreben. Diese Erkenntniß muß nothwendig dazu beitragen, den Staatscredit zu befestigen, sobald Reichsvertretung und Regierung nicht unterlassen, von diesen Mitteln auch sofort Gebrauch zu machen.

Die Zweckmäßigkeit und Anwendbarkeit der hier empfohlenen Mittel wird zwar voraussichtlich auf heftigen Widerspruch stoßen; Glück genug, wenn sich dabei die Parteileidenschaft nicht zu solchen Angriffen versteigen

sollte, welche einen ruhigen, der Sache förderlichen Austausch der Meinungen unmöglich machen. Was sich zur Motivirung und Rechtfertigung der obigen Vorschläge im wesentlichen geltend machen läßt, ist in Kürze zuvor angeführt worden. Diese Zeilen haben keinen anderen Zweck, als in dem Kreise fach- und landeskundiger Leser zum Nachdenken und zur weiteren Discussion der Frage anzuregen, auf welche Weise das angestrebte Ziel von der jetzt lebenden Generation noch zu erreichen sein dürfte. Lassen sich andere praktische Vorschläge machen und durchführen, welche den gleichen Zweck erfüllen und minder empfindliche Wirkungen äußern, so können sich dieselben einer um so willkommeneren Aufnahme und des aufrichtigen Dankes jedes Patrioten im voraus versichert halten.

Unsern Vorgängern machen wir es zum Vorwurf, daß wir nur ihrer schlechten Wirthschaft und ihrer Versäumniß, bei Zeiten die entsprechenden Mittel zur Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte zu ergreifen, unsere jetzigen leidigen Zustände verdanken. Sorgen wir dafür, daß nicht unsere Nachfolger uns, die wir die Gefahren aus trauriger Erfahrung erkannt und empfunden haben, mit noch größerem Rechte denselben Vorwurf als Grabschrift setzen.

Bewundernd lesen wir von dem erhebenden Schauspiele des patriotischen Aufschwunges einer oder der andern großen Nation, wenn es einer großen nationalen Sache gilt. Von Thatendrang erfüllt, hat noch vor wenigen Jahren alle Welt nach constitutionellem Verfassungsleben in Oesterreich gelechzt; wir haben jetzt in Wahrheit eine freisinnige Verfassung. Sollte die gegenwärtige Lage des Kaiserstaates nicht danach angethan sein, um zu einer ähnlichen Bethätigung der Vaterlandsliebe zu begeistern? —

Unsere Forstakademie-Frage.

Beleuchtet von General-Domänen-Inspector Jos. Wessely in Wien.

Das Forstwesen wurde, wie fast alle Gewerbe, Anfangs und lange Zeit als bloßes Handwerk betrieben. Aber solch gemeine Empirie genügte endlich nicht mehr dem steigenden Bedürfnisse. Man rief die Intelligenz um Hülfe an. Diese schuf nach und nach die Wissenschaft des Gewerbes, und Hand in Hand mit dem Betriebe gehend, hebt seitdem die Wissenschaft den Betrieb und der Betrieb die Wissenschaft, und all' die Schicksale, welche das Gewerbe treffen, spiegeln sich in seiner Wissenschaft wieder, so daß diese in der That nur immer das veredelte Bild der zur Zeit bestehenden Wirthschaft ist.

Eben so innig hängt aber die Wissenschaft des Waldwesens von jeher mit den Schulen dieses Faches zusammen, und zwar nicht bloß, weil diese letzteren sie lehren, sondern auch, weil es fast nur die Professoren waren, welche dasjenige zu Stande brachten, was man eben Wissenschaft nennt.

Die ersten Forstschulen errichtete man in Deutschland und zwar Ende des vorigen Jahrhunderts; Oesterreich folgte am Anfange des gegenwärtigen nach. Unterricht und Wissenschaft waren anfänglich sehr beschränkt an innerer Güte sowohl, wie an Umfang.

Man mußte sich erst des Stoffes bemächtigen, d. i. die positiven Thatsachen des Forstwesens sammeln und feststellen, bevor man sie auf die physikalischen, mathematischen und philosophischen Fundamentalwahrheiten zurückführen konnte. Dies letztere wurde um so schwieriger, als die bezüglichen Grundwissenschaften selbst noch in der Kindheit lagen.

Daher war denn das, was man im Forstwesen auf den Schulen und in den Büchern lehrte, durch lange Zeit keine eigentliche Wissenschaft, sondern bestand in zwei gesonderten Gruppen ohne Zusammenhang. Auf der



einen Seite standen die Beobachtungen und Verfahrungsweisen der ausübenden Forstwirthe, und auf der anderen ein Aggregat von Mathematik und mehr oder weniger richtigen oder hypothetischen Lehren aus der Naturkunde.

So lange dieser Zustand dauerte, blieb das Waldwesen nur eine verständige Empirie, verständig, weil das Studium doch zum Denken anregte und dasjenige der Grundwissenschaften insbesondere den Geist der Forstleute ausbildete.

Erst die Herstellung des gedachten Zusammenhanges zwischen den beiden Lehrstoffgruppen konnte die forstlichen Lehren zu wahrer Wissenschaft erheben.

Zu solch glücklicher Verbindung ist man rücksichtlich des naheliegendsten Stoffes erst vor ein oder zwei Jahrzehnden gelangt, und bezüglich des übrigen Materials räumt man noch auf, oder geht erst an die Arbeit.

Ich sagte eben, daß der forstliche Unterricht Anfangs auch hinsichtlich des **Umfanges** sehr beschränkt war und dies auch jetzt noch ist.

Die Wissenschaft bemächtigte sich natürlich auch hier vorerst des Nächstliegenden. Auf der gegebenen Fläche mehr oder entsprechenderes Holz zu ziehen, that am meisten noth, und daher war denn die „Holzzucht" der zuerst gepflegte Wissenszweig. — Das Erzeugte wohl zu schützen und in verkäufliche Waare umzuwandeln, schien wohl auch dringend, und so folgten denn bald die Disciplinen des „Forstschutzes" und der „Forstnutzung". — Aber um aus den Wäldern den größten Nutzen zu ziehen und auch den Enkeln das Ihre zu sichern, mußte man das Vorhandene und die dauernde Ertragskraft und den Werth der Forste bemessen lernen, und so entstanden „Betriebseinrichtung, Ertrags- und Werthschätzung."

Auf diese fünf Disciplinen beschränkt sich streng genommen noch heute unsere Forstwissenschaft. — Die ersten drei umfassen dasjenige, was vorzugsweise das Wissen des Försters, d. i. jener bei weitem zahlreichsten Classe unserer Forstwirthe ausmacht, welche im Walde auszuführen hat, was die besser gestellten und besser gebildeten Forstamtsvorstände (Verwalter) und die bei großen Güterbesitzen nicht wohl entbehrlichen höheren Dirigenten (Forstinspectoren, Forsträthe, Forst- und Güterdirectoren) verfügen.

Alle anderen Richtungen des Waldwesens haben zwar ihre mehr oder minder vollkommene Praxis, sind aber noch wenig zur „Wissenschaft" ausgebildet, und noch weniger werden sie auf den Schulen gelehrt.

Die Vervollkommnung des Unterrichtes hat eben so ruckweise statt, wie der menschliche Culturfortschritt überhaupt. — Erst wenn die Mangelhaftigkeit des Bestehenden zur allgemeinen Ueberzeugung und wahrhaft unleidlich geworden ist, schreitet man zu gründlicher Reform.

Wir sind jetzt hinsichtlich der Forstschulen an einen solchen Wendepunct gelangt. Ueber die Unzulänglichkeit der jetzigen Lehranstalten ist unter der sachverständigen Intelligenz nur eine Stimme, das ganze forstliche Publicum begehrt nach Abhülfe, und in den maßgebenden Kreisen scheint man geneigt, die Hülfe zu spenden.

Glücklicherweise trifft dieses Streben auch mit der Bewegung zusammen, welche im großen Publicum für die Verbesserung des technischen Unterrichtes überhaupt und der polytechnischen Institute insbesondere entstanden ist, und so dürfte denn für eine gründliche Umgestaltung des forstlichen Unterrichtes endlich die rechte Stunde geschlagen haben.

Abstufung des forstlichen Unterrichtes.

Man mag auf die geistige Bildung noch so hohen Werth legen, so ist doch klar, daß bei der jetzigen Gestaltung unserer socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse es weder möglich noch gut wäre, wenn jedermann gleiche Bildung, namentlich im Berufsfache besäße.

In allen Zweigen der Volkswirthschaft hat die Theilung der Arbeit in der Art Platz gegriffen, daß die productive Thätigkeit nach dem erforderlichen Grade von mechanischem oder geistigem Kraftaufwande in verschiedene Stufen getheilt worden ist.

Die Leute der geringeren Thätigkeit — geringer, weil mechanischer — werden auch geringer ausgebildet und bezahlt, und je höher, d. i. je geistesanspruchsvoller der Wirkungskreis, desto höher die Bildung und Bezahlung.

In der Bodencultur muß man mit dem Aufwande an Bildung (d. i. an Geld) noch haushälterischer vorgehen, wie bei Industrie und Handel, weil der Productionsaufwand in so wenig günstigem Verhältnisse zum Ertrage steht, daß oft schon ein sehr kleines Mehr des ersteren den Reinertrag aufzehrt oder gar in Verlust verwandelt. Nicht umsonst heißt im Munde des Volkes die Landwirthschaft: „Oekonomie."

Wer also für die verschiedenen Dienststufen der Forstverwaltung einen verschiedenen Bildungsgrad verlangt, ist keineswegs ein Feind der Bildung, sondern wird nur einer unausweichlichen Forderung unserer Volkswirthschaft gerecht.

Die im Waldwesen beschäftigten Leute theilen sich nach der geistigen Höhe ihrer Verrichtungen in folgende vier Stufen:

Arbeiter,

Schutzpersonal (Aufseher, einschließlich der Forstgehülfen),

Wirthschaftsführer (Förster),

Forstamtsvorstände (Forstmeister) und die höheren Leitenden (Inspectoren, Räthe, Directoren).

Hierzu kommt noch die an Individuen wenig bedeutende Specialität der (Katastral-, Bau- und Maschinen-) Ingenieure.

Die Arbeiter bedürfen gar keiner Fachschule; sie lernen ihr Geschäft rein handwerksmäßig. Sehr tüchtige aus ihnen können sich durch die Praxis für den Schutzdienst ausbilden.

Das Schutzpersonal und namentlich die Forstgehülfen sind bisher durch die sogenannte Jäger- oder Forstlehre gleichfalls handwerksmäßig herangebildet worden. Nunmehr aber erkennt man für diese Classe bereits die Nothwendigkeit einer gewissen fachlichen Schulbildung und hat für diesen Zweck sogenannte Waldbauschulen errichtet oder strebt sie wenigstens an. Diese niederen Forstschulen setzen gute Volksschulbildung voraus und geben ihren Unterricht in Gestalt einer verständig localen Empirie.

Tüchtige Forstgehülfen können sich durch den Dienst und durch Selbststudium zu Wirthschaftsführern ausbilden, und die Mehrzahl unserer Förster ist mit gutem Erfolge der Gehülfenclasse entnommen worden.

Der Wirthschaftsführer unserer Zeit bedarf, namentlich in den Ländern intensiver Waldbenutzung, bereits einer besseren, halbwissenschaftlichen Bildung, welche über den Kreis des gegendüblichen etwas hinaus gehend, sich auf den gesammten Betrieb erstreckt.

Fast alle bisherigen Forstschulen Oesterreichs, einschließlich der jetzt bestehenden (Mariabrunn, Schemnitz, Mährisch-Aussee, Böhmisch-Weißwasser und Kroatisch-Kreuz), sind vorzugsweise für die Heranbildung tüchtiger Wirthschaftsführer gegründet und danach eingerichtet worden.

Für diese Schulen fordert man die Unterrealschulkenntnisse und eine wenigstens einjährige Beschäftigung im Walde als Vorbildung, und man ertheilt die Lehre in einem zweijährigen Curse mittelst Vorträgen, welche durch stete Anschauung und Uebung der Dinge im Walde (gewöhnlich ein eigener Schulforst) begleitet werden.

Diese Kategorie von Forstlehranstalten kann man als Mittelschulen bezeichnen.

Begabte Förster können sich durch die Bildung, welche der Dienst selbst gewährt, dann durch Selbststudium mit der Zeit zu Forstamtsvorständen befähigen, und fast all' unsere Waldamtsvorsteher haben sich in dieser Weise für ihre jetzigen Stellungen ausgebildet.

Daß die Forstamtsvorstände und die höheren leitenden Beamten heutzutage einer vollkommen wissenschaftlichen, alle Beziehungen

des Forstwesens umfassende Bildung bedürfen, wird nicht nur schon lange von der Bodencultur-Intelligenz gepredigt, sondern es ist auch vom Staate, von mehreren Ländern und von gemeinnützigen Vereinen durch Thaten anerkannt worden. Nur war dasjenige, was man zur Befriedigung dieses Bedürfnisses bisher in's Werk setzte, immer nur halbe Maßregel, konnte also auch nicht befriedigen.

Der Hauptfehler, den man hierbei machte, lag offenbar darin, daß man den großen Unterschied im Bildungsgrade (groß nach Tiefe wie nach Umfang) nicht gehörig würdigte, welcher für die Classe der Wirthschaftsführer einerseits und für die höheren Beamten andererseits bedingt ist. In Folge dieses argen Mißverständnisses verlangte man für beide Classen die gleiche Vorbildung und wollte beide auf der nämlichen Schule, mittelst der nämlichen Lehre unterrichten, kurz man versuchte das Unmögliche: die Försterschule als solche auch zu einer Lehranstalt für den höheren Dienst einzurichten.

Weil man einsah, daß für die höheren Stellungen die bloß technischen Betriebskenntnisse völlig ungenügend seien, fügte man dem Betriebscurse noch administrative Disciplinen bei; dies aber ohne die Lehrzeit zu erhöhen und ohne die bloßen Förstercandidaten des Studiums dieses Mehreren zu entheben. — Weil man begriff, daß das Studium der Candidaten des leitenden Dienstes rationell sein müsse, forderte man echt wissenschaftliche Vorträge, ohne aber das Maß von Vorbildung (Aussee, Weißwasser) höher zu spannen, oder die Grundwissenschaften an der Fachschule neuerdings zu behandeln. (Mariabrunn). *)

Angesichts der unverändert belassenen Lehrzeit und der gleichzeitigen Bestimmung zur Försterschule kam man auch nie dazu, dem Unterrichte (namentlich in den neuen Fächern) seine volle Ausdehnung zu geben. Mit dem allem verschlechterte man diese Institute in ihrer Eigenschaft als Försterschulen, ohne sie auf die Höhe wirklicher Akademien zu bringen.

So gelangte man zu der jetzt allgemein bestehenden Anomalie, daß die höheren Schulen für die Förster viel zu viel, und für die übrigen viel zu wenig geben, und daß im Laufe des allenthalben auf zwei Jahre bemessenen Lehrcurses zwar eine Unmasse von Dingen zum Vortrage kommt, von den wenigsten Schülern jedoch verdaut werden kann. **)

---

*) Bei Mariabrunn ergiebt sich sogar die Anomalie, daß gutentheils absolvirte Unterrealschüler aufgenommen werden, welche also in den Grundwissenschaften gar keinen Unterricht genössen, würden nicht die Assistenten einige Repetitionen halten.

**) Die Lehranstalten von Aussee und Weißwasser z. B. verlangen von ihren Zöglingen Unterrealschulbildung. Jünglinge, welche die Oberrealschule mit gutem Er-

Unter solchen Umständen kann man von den höheren Forstschulen Oesterreichs das Nämliche behaupten, was man den Polytechniken zum Vorwurf macht: „Sie befriedigen nach keiner Seite und bilden gewöhnlich nur Halbwisser, die vielerlei aber nicht viel wissen, Leute, welche beim Eintritt in das praktische Leben erst mit Mühe nachholen müssen, was sie brauchen."

Aus dem folgt nun, daß der von der materiellen Wohlfahrt des Vaterlandes dringend geforderte weitere Aufschwung des Forstwesens, so weit er durch die Grundveste aller Cultur, d. i. durch den Unterricht erreicht werden muß, nie und nimmer durch Aenderungen an den Försterschulen, sondern einzig durch die Errichtung einer wirklichen Hochschule erreicht werden kann, welche von echter Wissenschaft getragen, den forstlichen Wissenskreis völlig erschöpft.

Vorbildung und Unterrichtskreis.

Wenn wir wollen, daß unser Waldwesen wirklich von echter Wissenschaft getragen werde, — und dies ist ja das Endziel unseres Strebens, — so müssen wir auf die Grund- und Hülfswissenschaften unseres Faches einen hohen Werth legen. Nur der durch gründliche physikalische und mathematische Studien geschärfte Blick wird die positiven Thatsachen der Natur und der Wirthschaft des Waldes leicht auffassen, und nur mittelst der Zurückführung derselben auf die allgemeinen Gesetze der Natur wie der Mathematik wird es gelingen, daraus fruchtbare Schlüsse zu ziehen und die Ausgangspuncte zur Verbesserung des Gewerbes aufzufinden.

Eine tüchtige Ausbildung in den Grundwissenschaften ist daher unerläßliche Bedingung für den forstlichen Hochunterricht.

Diese Ausbildung fordert aber für den künftigen Forstwirth genau den Studiengang, welcher sich überhaupt für jene Fächer als nothwendig erwiesen hat, die sich auf rationelles Wissen und namentlich auf die exacten Wissenschaften stützen.

Wir müssen also verlangen, daß der in die Forstakademie eintretende Jüngling in jedem Falle jene allgemeine Geistesbildung und jene Kenntnisse in gutem Maße besitze, welche unsere Oberrealschulen zu verleihen ver-

---

folge absolvirt haben, brauchen erfahrungsmäßig 2½ Jahre, um das auf der Forstschule Gelehrte gehörig aufzufassen. Wie wäre es nun möglich, daß die Jugend jener Schulen Studien, für welche 5½ Jahre erforderlich sind, in bloß 2 Jahren gehörig absolvirte!?

mögen. Die Vorbildung des Obergymnasiums scheint zwar minder angemessen, dürfte aber doch genügen. Und da es sich nicht um das Durchlaufen der betreffenden Schulen, sondern vielmehr um den wirklichen Besitz der dort erreichbaren Kenntnisse handelt, so sollte der Eintritt an den Erweis dieser letzteren mittelst eines Maturitätszeugnisses oder einer an der Akademie abzulegenden Aufnahmeprüfung geknüpft sein.

Das gute Absolutorium einer forstlichen Mittelschule sollte nicht minder zum Eintritt berechtigen.

In Bezug auf die Vorbildung wird jetzt auf unseren Forstschulen, so sehr sie sich auch ihrer Wissenschaftlichkeit rühmen, ungemein viel gesündigt. Drei derselben (Mährisch-Aussee, Böhmisch-Weißwasser und Kroatisch-Kreuz) verlangen bloß die Unterrealschulbildung; die zwei anderen (Mariabrunn und Schemnitz) begehren zwar angeblich Oberrealschule oder Obergymnasium; sie nehmen jedoch auch die Unterrealschüler unter dem Titel von außerordentlichen Zöglingen auf, und von dieser Ausnahme wird so reichlich Gebrauch gemacht, daß in gar manchen Jahren die Zahl dieser ungenügend vorbereiteten Jünglinge weit überwogen hat.

Wie sollte es unter solchen Umständen dort gelingen, die Jugend wirklich rationell zu bilden, wenn auf der Forstschule selbst den gesammten Grund- und Hülfswissenschaften (Aussee, Weißwasser und Kreuz) nicht einmal *ein* Jahr oder gar nur *wenige Repetitionen* (Mariabrunn und Schemnitz) gewidmet werden!

Diese weitaus ungenügende Vorbildung der Mehrzahl der Schüler ist der eigentliche Grund, warum unsere jetzigen Forstschulen, ungeachtet der ausgezeichneten Bildung einiger Professoren und der Trefflichkeit ihrer Vorträge allzu viele wenig brauchbare Halbwisser liefern, womit der Schulzweck, statt gefördert, vielmehr vereitelt wird.

Es ist wohl ganz richtig, daß die betreffenden Schulen auch großentheils nur Leute für die mittleren Stellungen des Forstwesens (Förster) liefern wollen, so wie, daß man die Forderungen für den Eintritt nicht zu hoch spannen darf, sollen sie mit der bevorstehenden Laufbahn der meisten Schüler im richtigen Verhältniß stehen und für jene Volksclassen (darunter insbesondere die unteren Forstbeamten) erschwinglich sein, welche wir am liebsten ihre Söhne dem grünen Fache widmen sehen.

Das aber ist eben so richtig, daß all jene, welche sich aus irgend einem Grunde nicht die für eine wirkliche Akademie nöthige Vorbildung erwerben können, viel zweckmäßiger verfahren, wenn sie sich auf keinen akademischen Curs drängen, sondern statt dessen eine Mittelschule besuchen, auf welcher das Forstwesen in der Beschränkung auf den landesüblichen Betrieb

als verständige Empirie gelehrt wird. Und eben so richtig ist es, daß unsere jetzt bestehenden Schulen weit besser thäten, sich in dem Falle, daß sie sich nicht zu wirklichen Hochschulen aufschwingen können, als entschiedene Mittelschulen für Förster einzurichten und jenes Zwitterwesen aufzugeben, mittelst dessen sie jetzt nach keiner Seite gerecht werden. *)

Als weitere Forderung für den Eintritt in die Forstakademie bezeichnen alle Sachverständigen eine vorausgegangene, mindestens einjährige Beschäftigung im Walde. Dies, weil bei dem Umstande, daß auf der Akademie nicht alle Vorträge gleichzeitig mit der nöthigen Anschauung der Dinge begleitet werden können, der junge Mann gar zu vieles falsch oder ungenügend auffassen würde, brächte er nicht bereits richtige Begriffe vom Wesen des Waldes in die Schule mit. Dann, weil die Existenz des Forstwirthes Körper- und Seeleneigenschaften und Gewöhnungen fordert, deren Besitz der junge Mann, namentlich wenn er der Großstadt entsprossen wäre, erst an sich erproben muß, will er nicht der Gefahr unterliegen, erst nach längeren Jahren Studiums zu der erschreckenden Kenntniß zu gelangen, daß er für das erwählte Fach nicht tauge.

Fürwahr, das was ich für die Aufnahme in eine Forstakademie fordere, ist viel, so viel, daß gar mancher begabte Sohn unserer hochachtbaren Grünröcke dem nicht wird entsprechen können. Der Zweck der Akademie läßt aber leider nicht weniger zu, daher denn solche, von der Fortuna minder bedachte Jünglinge entweder sich auf den Besuch einer niederen Forstschule beschränken oder ihre Bildung durch angespanntes Selbststudium vervollständigen mögen.

Die Grundwissenschaften des Forstwesens haben für dessen Vervollkommnung einen so hohen Werth, daß man die Oberrealschulstudien nur als bezügliche Vorstudien betrachten kann und sie sammt den Hülfswissenschaften auf der Akademie neuerdings und zwar in vollendeter Gründlichkeit, jedoch in der auf das Forstfach berechneten Gestalt vornehmen muß.

Ich lasse nunmehr diese Grund- und Hülfswissenschaften folgen und werde mit einigen Worten den Umfang andeuten, welcher unserem speciellen Zwecke angemessen erscheint.

1. Arithmetik und Algebra.

2. Geometrie und Trigonometrie.

---

*) Dieses Zwitterwesen kommt daher, daß man auf solchen Anstalten mit ein und derselben Lehre die zwei unvereinbaren Zwecke erreichen will, einerseits Leute für den bloßen technischen Försterdienst und andererseits auch Candidaten für die höheren Stellungen auszubilden.

3. Elementare Mechanik.

4. Physik und 5. Chemie. Diese von den nöthigen Experimenten begleiteten Verträge haben besonders die forstlichen Erscheinungen in's Auge zu fassen und die Beispiele hauptsächlich aus dem Waldwesen zu wählen.

6. Mineralogie, Geognosie und Geologie, eingehend in die Materien, welche für das Forstwesen von Bedeutung sind; im übrigen im bloßen Grundrisse.

7. Forstliche Bodenkunde, — 8. Klimalehre, beides mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich und die Forstgewächse.

9. Pflanzenkunde und 10. Thierkunde, mit besonderer Berücksichtigung der forstlichen Gewächse und Thiere, namentlich des Kaiserstaates; im übrigen im bloßen Grundrisse.

Außerdem wäre noch zu üben

11. Zeichnen, und zwar Freihand- und geometrisches Zeichnen von forstlichen Natur- und Kunstgegenständen.

Das eigentliche Fachwissen soll an einer wirklichen Hochschule ohne Zweifel in seiner vollen Ausdehnung gelehrt werden. Dem Fernstehenden scheint dies selbstverständlich. Nicht so einstimmig wird dies manchmal von den Forstleuten selbst zugegeben, bei denen öfter persönliche Interessen und Gefühle, wenn auch nicht die Einsicht, doch das Urtheil trüben. Um nämlich nicht das Ungenügende ihrer eigenen lückenhaften Bildung zu gestehen, lassen sich einzelne zu dem Ausspruche verleiten, es genüge, wenn der Schulunterricht sich auf die bloße Technik des Betriebes beschränke, indem der Erwerb der übrigen Kenntnisse des Faches (namentlich das sogenannte administrative Wissen) der späteren Dienstpraxis, also der bloßen Routine überlassen werden könne.

Das Verfehlte dieses Urtheils leuchtet aber jedem Unparteiischen ein. Es besteht auch nur die Alternative: entweder wir erklären die forstliche Schulbildung für überflüssig, und dann wäre sie es auch für die Technik des Faches, — oder wir halten sie für nothwendig, und dann müssen wir sie (rücksichtlich der Candidaten des höheren Dienstes) eben so gut für den administrativen Theil des forstlichen Wissens und Könnens zugeben, wie für den technischen.

Folgende Fachdisciplinen sind bereits wissenschaftlich herangebildet worden und haben auf allen Forstschulen das Bürgerrecht erlangt:

12. Holzzucht, einschließlich der speciellen Forstbotanik.

13. Forstnutzung (Forstwaarengewerbe).

14. Forstschutz (Waldpflege).

15. Holzmeßkunst. *)
16. Forsttechnologie. **)
17. Forstvermessung und Kartirung.
18. Forstbetriebseinrichtung (Entwurf der Wirthschaftspläne).
19. Forstkatastrirung (statistische Darstellung, Ertrag und Werthanschlag der Forste).

Es sind dies, wie schon oben gesagt, jene Fächer, deren wissenschaftliche Ausbildung am nächsten lag, also auch am ersten in Angriff genommen worden ist.

Der nimmer rastende Fortschritt betrat aber auch die übrigen Felder des Waldwesens und hat sie bereits mehr oder weniger durchpflügt. Die bezüglichen Ergebnisse des Forschungsgeistes werden wohl auf den bestehenden Schulen auch verwerthet; nur gestattet der Mangel an Lehrkräften oder an Lehrzeit, kurz die Unvollkommenheit der jetzigen Lehranstalten fast nirgend, die bezüglichen Materien in gehöriger Ausdehnung vorzutragen. Wenn sie nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden, so behandelt man sie wenigstens als bloß nebensächliche Anhängsel der obengenannten Betriebsdisciplinen.

Da aber unsere Unterrichtsanstalten den Forderungen des nie stillstehenden Lebens und den Errungenschaften der stets fortschreitenden Geistescultur nicht mühsam nachhinken, sondern vielmehr rüstig voranschreiten sollen, so wird es eben die Hauptaufgabe der reformirten Schulen sein, alle Materien ihres Faches gründlich und in voller Ausdehnung vorzutragen.

Dieses für die gesammte Technik geltende Reformprincip verdient im Bereiche der Landescultur doppelte Berücksichtigung: erstens, weil Oesterreich vorzugsweise Ackerbaustaat ist, und also Land- und Forstwirthschaft mehr noch wie anderwärts die Grundveste des ganzen materiellen Wohlstandes bilden, und zweitens, weil bei uns — mit Trauer müssen wir es sagen — für diese Volkswirthschaftszweige bisher weit weniger gethan wurde, als für Handel, Industrie und Capitalwirthschaft.

Der neue forstliche Hochschulunterricht wird also noch mehrere ganz neue Disciplinen behandeln müssen. Bevor ich jedoch zu deren Aufzählung

*) Lehre von den forstlichen Maaßen, von der Messung, Schätzung und Statik der Forstwaaren wie der ungewonnenen Stoffe, einschließlich ganzer Waldbestände.

**) Die Forstnutzung behandelt die Zugutebringung der Nutzungsstoffe des Waldes, sofern selbe in der Regel von Seite der Forstherren statthat, und geht nicht über die Erzeugung der Rohwaaren hinaus. Das, meist von Fremden betriebene Waarengewerbe, dann die Verarbeitung der forstlichen Rohwaaren zu Halb- oder Ganzwaaren ist Gegenstand der forstlichen Technologie.

schreite, muß ich noch einen Blick auf das Domänenwesen und in die Zukunft werfen, um nähere Anhaltspuncte in Betreff der Grenze dieser neuen Lehrzweige zu gewinnen.

Der Wegfall der herrschaftlichen Rechte brachte eine völlige Umwälzung in unsern Domänenverhältnissen hervor.

Der Regiebetrieb der Feldwirthschaft hörte auf von Vortheil zu sein, und wir steuern mit vollen Segeln der Verpachtung der domanialen Feldländereien zu. Wenn auch diese Maßregel zur Zeit bei dem Mangel eines geeigneten Pächterstandes noch nicht allenthalben Platz greifen kann, so läßt sich doch mit voller Sicherheit voraussagen, daß sie nach und nach allgemeine und feste Regel werden wird, und daß sich der landwirthschaftliche Regiebetrieb des Güteradels künftighin auf einzelne Muster-Versuchs- oder Lieblingswirthschaften beschränken wird.

Die Forste aber werden vermöge ihrer unwandelbaren Natur stets in der Regie des Herrn verbleiben.

Durch die erstgenannte Veränderung gewinnt nun die Domänenwirthschaft eine ganz andere Gestalt, indem sie sich hinsichtlich des Feldlandes auf die bloße Aufrechthaltung des Besitzes und auf die geschickte Verpachtung beschränkt.

Diese neue Aufgabe ist aber, verglichen mit dem früheren Eigenbau des Feldes, eine sehr einfache, welche keineswegs Landwirthe von Profession bedingt, dagegen von den Forstleuten sehr gut erlernt werden kann.

Da es sich dann in keiner Beziehung verlohnen würde, neben dem ansehnlichen Personale, welches für den forstlichen Regiebetrieb stets auf den Domänen verbleiben wird, noch andere Beamte für die Feldverpachtung zu besolden, so kann nicht mehr gezweifelt werden, daß die Zukunft des Güterdienstes in jeder Beziehung den Forstmännern anheimfallen wird.

Viele einsichtige Grundherren und selbst die Regierung haben bereits begonnen, ihre Forstämter zu Domänenämtern zu erweitern und Forstleute sogar als Güterdirectoren zu berufen, und offenbar ist dies nur der Anfang zur allgemeinen Vereinigung des Forst- mit dem administrativen Domänendienste.

Solcher Gang der Dinge zwingt in verdoppeltem Maße, für die administrative Ausbildung aller jener wohl zu sorgen, welche die höheren forstlichen Dienststufen zu ersteigen bestimmt sind, und diese Bildung bis auf die Verwaltung ganzer Domänen auszudehnen.

Wir haben daher den Disciplinen, um welche wir den Lehrkreis der forstlichen Hochschulen erweitern müssen, jene Ausdehnung zu geben, welche ich in der sofortigen Aufzählung derselben kurz andeuten werde.

20. Forstliche und landwirthschaftliche Gesetzkunde. Umriß des österreichischen bürgerlichen und Strafrechtes und der bezüglichen Proceßordnungen mit näherem Eingehen in jene Materien, welche bei der Domänenverwaltung unmittelbare Anwendung finden. Von den politischen Gesetzen diejenigen, welche forstliche und domaniale Bedeutung haben: Forstgesetz, Feldschutzgesetz, Forstservituten-Ablösungsgesetz, Jagdgesetze, Waffenpatent u. s. w.

21. Domänen-Diensteinrichtung mit besonderer Rücksicht auf die Forste. Sie begründet die für den Dienst der großen Güter nöthigen Organe und deren Wirkungskreise, die erforderlichen Dienstformen und die Bestellung und Beköstigung des Personales. — Hier muß vorzugsweise auf die Eigenthümlichkeiten des Vaterlandes Rücksicht genommen und darf der Zusammenhang des Domänen- mit dem Montan- und Finanzdienste nicht außer Acht gelassen werden.

22. Domänen-Rechnungswesen mit besonderer Rücksicht auf den Forstbetrieb. Unter besonderer Voranschickung der allgemeinen Verrechnungsgrundsätze vorzutragen.

Wissenschaftlich ausgebildet und Gegenstand öffentlicher Vorträge war bisher nur das Finanz- (Staats-) und das Mercantilrechnungswesen. Die dritte Gattung Verrechnungsweise, nämlich das Gewerberechnungswesen, von welchem das domaniale und forstliche wieder besondere, ganz eigenthümliche und sehr wichtige Arten sind, besteht mehr weniger gut oder schlecht nur in der Praxis, ist aber noch nie auf den Katheder gebracht worden.

23. Wirthschaftspolitik des Güterwesens mit besonderer Rücksicht auf die Forste, und zwar die privative wie die staatliche. Sie lehrt unter Voranschickung der Hauptsachen aus der Volkswirthschaftslehre die Zwecke, die Vortheile und Nachtheile des Güter- und Forstbesitzes und erläutert die Grundsätze, welche im Schalten und Walten mit den Gütern — als Capitalien betrachtet — beobachtet werden sollen. Die staatliche Wirthschaftspolitik insbesondere bespricht die Bedeutung der Domänen und Forste für den Staat, des letzteren Einflußnahme auf dieselben, endlich die besonderen Gesichtspuncte, nach welchen eben der Staat seine eigenen Domänen und Forste behandeln soll. Die Wirthschaftspolitik des Güterwesens ist bisher nur als Bestandtheil der Nationalökonomie und zwar sehr unvollständig behandelt worden.

24. Statistik und Geschichte der Bodencultur, namentlich des Vaterlandes und mit besonderer Rücksicht auf Forst und Jagd.

25. Domänen-Kanzleiwesen mit besonderer Rücksicht auf den Wald.

26. Grundriß der Landwirthschaft Oesterreichs. Diese Disciplin erscheint um der Stellung willen gefordert, welche die höheren Forstwirthe immer häufiger im Domänenwesen einzunehmen berufen werden.

Mit der Zugabe dieser Wissenszweige wäre nun das Bedürfniß nach der einen Seite befriedigt. Es muß jedoch noch eine zweite Lücke ausgefüllt werden, welche schon lange an unseren Schulen beklagt wird.

Wer kennt nicht die Wichtigkeit der forstlichen Bauwerke, Maschinen und Werkzeuge. Auf ihrer Trefflichkeit oder Untüchtigkeit beruht nicht selten der Ertrag, ja sogar die Ausnutzbarkeit unermeßlicher Wälder.

Und gleichwohl ist dieser ungemein wichtige Zweig des Waldwesens bis zur Stunde noch reines Handwerk! Weder hat sich die Wissenschaft dieses bedeutsamen Stoffes bemächtigt, noch werden darüber entsprechende Lehrvorträge gehalten. So ungemeiner Scharfsinn aus gar vielem hervorleuchtet, was wir in dieser Beziehung in der Wirklichkeit finden, so viel Genie auch namentlich in den Trift- und Rieswerken unserer Hochberge niedergelegt ist, so kleben unseren Bauten, Maschinen und Werkzeugen im Durchschnitt genommen doch alle jene Unvollkommenheiten an, welche mit der rohen Empirie verbunden sind. Dem Mangel bezüglicher wissenschaftlicher Vorträge kann insbesondere heute nicht mehr ruhig zugesehen werden, wo alle übrigen Zweige der Technik so große Fortschritte gemacht haben und die allgemeine Bau- und Maschinenkunde so wesentliche Hülfe bieten.

Die reformirte forstliche Hochschule muß also noch folgende Disciplinen umfassen:

27. Forstliche Baukunde.
28. Forstwerkzeug- und Maschinenkunde.
29. Forst-Planzeichnen.
30. Forstbau- und Maschinenzeichnen.

Hiermit wäre nun der Unterrichtskreis einer wirklichen Hochschule erschöpft. Die verschiedenen Zweige der Gesammtlehre theilen sich in folgende Kategorien:

Vorwissenschaften: Arithmetik und Algebra; Geometrie und Trigonometrie; Physik; Chemie; Mineralogie, Geognosie und Geologie; Bodenkunde; Klimalehre; Pflanzenkunde; Thierkunde; Zeichnen.

Betriebs-Disciplinen, wozu gehören: Holzzucht, Forstnutzung, Forstschutz, Holzmessung, Forsttechnologie.

Administrativ-Fächer: Gesetzkunde, Diensteinrichtung, Rechnungswesen, Wirthschaftspolitik, Statistik und Geschichte, Kanzleiwesen, Grundriß der Landwirthschaft Oesterreichs.

Ingenieur-Wissenschaften und zwar Katastral-Disciplinen: Vermessung und Kartirung, Betriebseinrichtung, Katastrirung, Planzeichnen. Bau-Disciplinen: Baukunde, Werkzeug- und Maschinenkunde, Bau- und Maschinenzeichnen.

Wir werden später sehen, daß diese Gruppirung praktische Bedeutung hat.

Beim Entwurfe des gegenwärtigen Lehrkreises habe ich mir stets gegenwärtig gehalten, daß zwar das gesammte Fachwissen gründlich gelehrt, aber auch alles Unnöthige weggelassen werden soll. Denn die Mittel derjenigen, welche am besten für das Waldwesen taugen, sind im Durchschnitt so beschränkt, daß man die Lehrzeit für sie so viel nur immer thunlich abkürzen muß. Unnöthige Lehrgegenstände also würden nur die ohnehin kurz zugemessene Zeit für das Nothwendige rauben.

Jagd- und Jagdthierkunde glaubte ich weglassen zu sollen, nicht bloß, weil das Waidwerk minder wichtig ist, sondern hauptsächlich, weil es weit weniger Wissenschaft als Kunst ist, und zwar eine Kunst, welche nur wenig vom Katheder aus gelehrt und unmöglich auf einer Forstakademie erlernt werden kann.

Ich unterschätze zwar durchaus nicht den Werth der höheren Mathematik, namentlich als Gymnastik des Geistes; dessenungeachtet betrachte ich sie in unserem Falle als keine nothwendige Grundwissenschaft, weil es unschwer möglich ist, auch ohne dieselbe ein tüchtiger forstlicher Geometer, Bau- und Maschinenmeister zu werden. Auch die ausländischen Lehranstalten sehen durchweg von der höheren Mathematik ab. Nur Neustadt-Eberswalde und Eisenach haben auch die Analyse in ihrem Lectionskataloge. Diese Ausnahme dürfte jedoch durch Zürich vollständig paralysirt werden, das gar keine Mathematik mehr im Vorcurse lehrt, sondern sich mit dem Wissen begnügt, welches die jungen Männer aus der Realschule mitbringen.

Encyklopädie der Forstkunde scheint mir unnöthig, weil sie im Beginne der Lehre wenig verstanden würde und nach vollendeter Lehre im Kopfe jedes tüchtigen Candidaten bereits ausgebildet dasteht. Daß dieser Gegenstand gleichwohl an den meisten deutschen Lehranstalten, und zwar als Einleitung zu den Fachstudien, vorgetragen wird, scheint im übertriebenen Doctrinarismus des deutschen Volkes zu liegen.

Forst- und Jagdliteratur scheint mir wenig geeignet zum Vortrage wie zum Schulstudium und nicht wichtig genug, um einen Theil der kostbaren Schulzeit in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich glaube, daß man sie füglich dem späteren Selbststudium überlassen könne.

Nachdem ich nun den Unterrichtskreis einer Forstakademie aus der Natur des Gegenstandes und unserer dermaligen Entwickelungsstufe abgeleitet habe, dürfte es an der Zeit sein, den Blick auch auf dasjenige zu werfen, was im Auslande besteht.

An Vorbildung fordern alle ausländischen Forstschulen, welche man als vollständige oder halbe Hochschulen betrachten kann, jene Kenntnisse, welche denen gleichkommen, die unsere Oberrealschulen oder Obergymnasien verleihen. Hohenheim macht wohl hiervon eine Ausnahme; die forstliche Abtheilung jener Akademie kann man aber auch als keine rechte Hochschule betrachten, weil sie vorzugsweise für die geringere Ausbildung zum Revierförster bestimmt ist und deswegen ihre Forderung an Vorbildung, wie ihren Unterricht auf ein geringeres Maß beschränken muß.

Die mindestens einjährige Praxis im Walde ist auch im Auslande, mit Ausnahme von Frankreich, allgemein vorgeschrieben.

Die Grund- und Hülfswissenschaften werden auch auf den ausländischen Lehranstalten sammt und sonders und beiläufig so gelehrt, wie ich hier vorgeschlagen habe.

Ingleichen auch die Betriebs- und die Katastraldisciplinen.

Nur in Bezug auf die administrativen Wissenszweige treffen wir auf mehr oder weniger Abweichungen vom gegenwärtigen Vorschlage; Unterschiede, welche im Auslande meistens auf ein Weniger von Unterrichtsstoff hinausgehen.

Die Gesetzkunde kommt auf sämmtlichen Lehranstalten mit Ausnahme von Zürich und Aschaffenburg vor; jedoch wird von den bayerischen Candidaten des höheren Forstdienstes gefordert, daß sie nach absolvirter Forstschule Forstrecht und Forstpolizei, deutsches und bayerisches Staatsrecht auf einer der Landesuniversitäten studiren.

Diensteinrichtung, Wirthschaftspolitik und Kanzleiwesen kommen unter diesem Titel und in dieser Abgrenzung zwar an keiner ausländischen Lehranstalt vor, dagegen die „Verwaltungskunde" (Neustadt-Eberswalde, Aschaffenburg, Braunschweig, Carlsruhe), die „Haushaltungskunde" (Hohenheim) oder „Geschäftskunde" (Hohenheim, Zürich), dann die „Staatsforstwirthschaftslehre" (Neustadt-Eberswalde, Tharand, Hohenheim, Eisenach, Zürich), die „Finanzwissenschaft" (Gießen); im weiteren die „Nationalökonomie" (Tharand, Hohenheim, Gießen, Eisenach). Endlich besteht in Bayern, Sachsen und Braunschweig die Vorschrift, daß die Candidaten des höheren Dienstes nach absolvirter Forstlehranstalt noch an einer Universität Staats- und Cameralwissenschaft studiren sollen. Kurz die Materien der Eingangs ge-

genannten drei Disciplinen werden überall mehr oder weniger, wenn auch unter anderem Titel und in anderer Eintheilung gelehrt.

Daß in diesen letzten drei Wissenszweigen weit weniger Gleichartigkeit in Namen und Eintheilung besteht, wie bei den Betriebs- und Katastraldisciplinen, liegt darin, weil es sich hier um Wissenschaften handelt, welche noch in der Bildung begriffen sind. Sobald sie gehörig ausgebaut sein werden, wird das Trefflichste an Rahmen und Gliederung allgemein durchdringen und das jetzige Schwanken für immer aufhören.

Die Verrechnungskunde erscheint als selbständiger Gegenstand bloß in Neustadt-Eberswalde. Auf den übrigen Schulen wird sie nur als Anhängsel der sonstigen Wissenszweige sehr oberflächlich berührt. Letzteres kommt offenbar nur daher, daß das forstliche Rechnungswesen noch nicht zur Wissenschaft erhoben und als solche dargestellt ist.

Die Geschichte des Forstwesens wird nur auf zwei Lehranstalten (Neustadt-Eberswalde und Braunschweig) und die Statistik nur auf einer (Zürich), also nicht allgemein vorgetragen, letzteres zweifelsohne, weil beide Fächer noch nicht ausgebildet sind.

Die Baukunst ist nur auf den neu errichteten Anstalten Aschaffenburg und Zürich, dann in Eisenach und Nancy bereits Gegenstand selbständiger Vorträge; auf den übrigen fehlt sie; aber ohne allen Zweifel bloß darum, weil sie als Wissenschaft noch nicht geschaffen ist. Mehreres von der Baukunde wird auf allen Schulen in der Forstnutzung berührt.

Die Maschinen- und Werkzeugkunde, ebenfalls eine noch ungeborne Wissenschaft, wird an keiner ausländischen Lehranstalt, mit alleiniger Ausnahme von Nancy, als selbständiger Gegenstand behandelt, sondern einiges der bezüglichen Materien in der „Forstnutzung" zur Besprechung gebracht.

An den meisten ausländischen Lehranstalten wird im Beginne der Fachstudien Encyklopädie der Forstwirthschaft (Hohenheim, Zürich, Carlsruhe, Tharand, Braunschweig) und Jagdkunde (Neustadt-Eberswalde, Hohenheim, Carlsruhe, Aschaffenburg, Braunschweig) vorgetragen und an dreien die Literatur des Forstfaches (Neustadt-Eberswalde, Nancy, Tharand). Ich habe aber bereits die Gründe angeführt, warum ich diese Vorträge für unnöthig halte.

Wir sehen also die vorgeschlagenen Lehrgegenstände auch auf den ausländischen Schulen vertreten. Nur in den administrativen Disciplinen bleiben mehrere gegen meinen Plan zurück, indem sie die betreffenden Materien minder vollständig oder minder passend abgegrenzt geben.

Dies letztere hat seine guten Gründe. Zuvörderst umfaßt der Lehrcurs bei allen jenen Anstalten nur den Raum von zwei Jahren (bloß Aschaf-

fenburg 2½ Jahre). Da es nun den Schülern ohnehin nicht möglich wird, in dieser kurzen Zeit den gewaltigen Unterrichtsstoff von dreißig Disciplinen gehörig zu verdauen, so hat man die Vorträge lieber in den administrativen, d. i. in denjenigen Fächern beschränkt, welche für die Mehrzahl der Zöglinge minder dringlich und an und für sich weniger ausgebildet sind. — Zweitens ist die Organisation eines Theiles dieser Institute von älterem Datum, stammt also aus einer Zeit, wo das Bedürfniß nach vollendeter administrativer Bildung noch weniger in den Vordergrund trat. — Drittens erkennen die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg und Braunschweig ausdrücklich das in administrativer Beziehung Ungenügende ihrer Landesforstschulen und weisen ihre Aspiranten für den höheren Dienst an, zum Ersatz des bezüglichen Mangels nach absolvirter Forstlehranstalt noch die Universität zu besuchen.

Kurz in dem Weniger an administrativem Unterrichtsstoff, welches wir an den ausländischen Forstinstituten finden, liegt keineswegs eine Mißbilligung, sondern nur eine Bestätigung des von mir vorgeschlagenen Unterrichtskreises. Dieses Weniger ist an jenen Anstalten ein entschiedener Mangel, dem zweifelsohne über kurz oder lang abgeholfen werden wird.

Das Gleiche gilt von der Thatsache, daß auch die Baudisciplinen anderwärts entweder gar nicht (Maschinenkunde) oder nur theilweise bei wenigen Instituten (Baukunst in Aschaffenburg, Eisenach, Nancy und Zürich) behandelt werden. Bei diesen Fächern ist außerdem noch zu bemerken, daß die forstliche Werkzeug- und Maschinenkunde gar noch nicht besteht, und daß in den hochcultivirten Flachländern weniger Bedürfniß vorhanden ist, die Bau- und Maschinenfächer auf der Forstschule zu lehren, weil dort großartige Bringungsanstalten nicht vorkommen und die das Maschinenwesen hauptsächlich bedingenden forstlichen Nebengewerbe fast durchaus nicht in den Händen der Forstverwaltungen, sondern vielmehr in denjenigen der Industrie liegen.*)

Man wird mir vielleicht auch den Vorwurf machen, daß ich Vorträge in Wissenschaften beantrage, welche noch gar nicht (Forstverrechnung, forstliche Maschinen- und Werkzeugkunde, forstliche Baukunde) oder nur als Stückwerk (die meisten Administrativgegenstände) geschaffen sind.**) — Ich leugne

*) In unseren vaterländischen Bergen ist dies aber bekanntlich ganz anders.

**) Es ist dies eine Gattung Einwand, welcher von den Kleingläubigen und von den falschen Freunden des Fortschrittes auch gegen die Errichtung neuer Lehrkanzeln der Universitäten und Polytechniken gar oft schon gemacht worden ist. Wo man ihn beachtete, blieb man in der Entwickelung zurück, und wo man ihn als nichtig bei Seite schob, kamen Schöpfungen zu Stande, welche dem Einwande sehr bald jede Geltung nahmen.



nicht die Wahrheit der letzteren Thatsachen, kann aber in diesem Mangel nichts weniger als ein Motiv zur Weglassung, sondern vielmehr nur einen sehr triftigen Fürsprecher zur Errichtung dieser Lehrkanzeln finden.

Denn wer hat von jeher die Wissenschaft geschaffen? Waren es nicht vorzugsweise die Professoren? Im Forstwesen zumal, das es noch nirgend zu besoldeten Stellen in Gelehrten-Akademien oder zur Lieblingsbeschäftigung reicher Leute gebracht hat, dankt man die ganze wissenschaftliche Errungenschaft eben nur den Professoren. *)

Hätten die Schöpfer unserer Holzzucht, die: Burgsdorf, Hartig, Cotta und ihre Nachfolger nie den Katheder bestiegen, so besäßen wir nicht einmal die älteste, naheliegendste und ausgebauteste unserer Disciplinen. Für irgend einen Gegenstand einen Lehrstuhl errichten, heißt in der That: die bezügliche Wissenschaft in's Leben rufen.

Uebrigens darf man nicht fürchten, daß die Zuhörer der neuen Kanzeln Anfangs allzu leer ausgehen werden; denn Material zu allen diesen Disciplinen ist vorhanden. Ein geistreicher Mann wird es ohne Verzug zu verwerthen wissen. Und wenn auch die Schüler durch einige Zeit nur Stückwerk zu hören bekommen, so sind Stücke doch wohl besser, wie gar nichts.

Lehrdauer und Curseintheilung.

Wie ich schon oben erwähnte, gestattet die Eigenthümlichkeit der Bodencultur nicht, die Güterbeamten glänzend zu bezahlen. Darum und weil man sehr wünschen muß, daß sich die forstliche Jugend vorzugsweise aus den Söhnen eben dieser fast nie mit Glücksgütern gesegneten Leute ergänze, erscheint es dringender noch, als bei anderen Fächern, die Unterrichtszeit der Forstschulen auf das Unentbehrliche abzukürzen.

Dies war auch der Grund, warum ich bereits aus meinem Lehrplanentwurfe alle bloß nützlichen, aber nicht nothwendigen Gegenstände weggelassen habe.

Die vor uns liegende fünfzigjährige Erfahrung giebt genug Daten an die Hand, um diese Minimallehrzeit nunmehr in Zahlen festzusetzen.

Fast alle höheren Forstlehranstalten hatten und haben einen Lehrcurs von zwei Jahren,**) von welcher Zeit ein Theil von den Administrativ- und

---

*) Zwar haben tausend Männer des Betriebes Materialien geliefert, aber diejenigen, welche aus denselben die Wissenschaft aufbauten, waren Professoren.

**) Nur Aschaffenburg hat 2½ Jahre.



Ingenieur-Materien in Anspruch genommen wird. Auf allen diesen Anstalten klagt man mit Recht, daß die jetzige Cursdauer für das gründliche Studium des Gelehrten nicht genüge, erkennt jedoch, daß sie eben zureichen würde, wenn der administrative und Ingenieur-Theil des Unterrichtes wegfiele.

Diese Erfahrung ergiebt für die Vor- und Betriebsdisciplinen die passende Cursdauer von zwei Jahren.

Ueberblickt man den Umfang der Administrativgegenstände, so zeigt sich, daß ihr gründliches Studium ziemlich ein ganzes Jahr in Anspruch nehmen dürfte. — Nur besonders begabten Schülern kann es möglich werden, während dieses Jahres auch noch die Katastral- oder die Baudisciplinen zu bewältigen.

Da nun das Studium der Ingenieurfächer eine Specialität ist, dessen Nothwendigkeit für die große Mehrzahl der (sich zum gewöhnlichen Verwaltungsdienst ausbildenden) Jünger entfällt, so kann man die Lehrzeit für die vollständige Ausbildung zur Verwaltung auf drei Jahre anschlagen.

Diese Ziffer findet darin ihre Bestätigung, daß auf der k. k. Forstlehranstalt Mariabrunn schon einige Male ein dreijähriger Curs für Candidaten der höheren Stellungen errichtet war,*) so wie, daß, wenn man die für diese letzteren vorgeschriebenen besonderen Universitätsstudien hinzurechnet, das Gesammtstudium derselben auch in Deutschland (Sachsen, Braunschweig, Württemberg) 3—3½ Jahre (Bayern) dauert.

Ich habe schon in dem über den Unterrichtskreis Gesagten die an der Hochschule zu behandelnden Lehrgegenstände: in Vorwissenschaften, Betriebs-, Administrativ- und Ingenieurfächer und letztere wieder in Katastral- und Baudisciplinen abgetheilt.

Diese Eintheilung hat ihre sehr gute praktische Bedeutung, insbesondere in Bezug auf die Benutzung der Schule von Seite der Lernenden. Vermöge dieser Bedeutung müssen wir auch eine analoge Curseintheilung vornehmen und die Vorwissenschaften sammt und sonders in das erste, die Betriebsfächer in das zweite und alle übrigen in das dritte Jahr verlegen, und letztere in zwei Parallelcursen lehren, von welchen einer die administrativen und der andere die Ingenieurfächer umfaßt.

Die folgenden Sätze werden dies sogleich motiviren.

---

*) Daß dieser dreijährige Curs wieder aufgehoben wurde, kam nicht daher, daß man ihn für unzweckmäßig hielt, sondern allein daher, daß man nicht das Geschick hatte, die administrativen Disciplinen zu schaffen, um damit den dritten Jahrgang würdig auszufüllen.



Es können junge Männer von so ausgezeichneter allgemeiner Realbildung in die Forstakademie eintreten, daß es zweckmäßig erscheint, sie vom Besuche des Vorcurses zu dispensiren. Andererseits können minder begabte oder vorgebildete Jünglinge die Grundwissenschaften in Einem Jahre nicht bewältigen. Da muß nun die Möglichkeit bestehen, diese Vorstudien repetiren zu können. Beide Fälle fordern die Vereinigung der Grund- und Hülfswissenschaften in Einen Jahrgang. Sie lassen sich um so eher in ein einziges Jahr zusammendrängen, als die Grenzen, wo die Pflanzen-, Thier-, Boden- und Klimakunde aufhört und jene der Holzzucht anfängt, eben so die Scheidelinie zwischen Chemie und Forsttechnologie nicht feststehend sind, und vieles zur Erleichterung des ersten Jahrganges in diese letztgenannten Zweige ohne unnatürlichen Zwang herübergezogen werden kann.

Der zweite Jahrgang kann die Betriebsgegenstände zu Ende führen, und soll dies auch, damit jungen Männern, welche nicht die Mittel besitzen, ein weiteres Jahr an der Schule zu verbleiben, möglich werde, ihr Studium zweckmäßig abzuschließen.

Den Austritt aus dem so gestalteten zweiten Jahrgange kann man als nichts bedauerliches ansehen, indem der abtretende Schüler wenigstens die vollständige Befähigung für die Betriebsführung gewonnen hat und sich, wenn er strebsam ist, das administrative Wissen im Laufe seiner sofortigen Praxis durch das Selbststudium erwerben kann. Auf solch erfolgreiches Selbststudium wird man um so mehr rechnen können, als die Akademie sicher auch gute bezügliche Lehrbücher zu Stande bringen wird.

Damit aber die Bildung zur Wirthschaftsführung im zweiten Jahrgange vollständigen Abschluß finde, muß der „Forstnutzung" ein kurzer Abriß der Betriebseinrichtung und Katastrirung beigefügt werden.

In den dritten Jahrgang sollen nebst denjenigen, welche den Betriebscurs gut absolvirt haben, auch solche aufgenommen werden, welche schon als Forstbeamte dienten und bloß auf die Schule gehen, um hier ihr administratives Wissen zu vervollkommnen oder sich im Ingenieurwesen auszubilden.

Dieser dritte Jahrgang soll den Administrativfächern gewidmet sein.

Parallel mit diesem Curse soll der Ingenieurcurs laufen, dessen Vorträge aber so einzurichten wären, daß die Schüler des Administrativcurses sie gleichzeitig hören können.

Das Ingenieurwesen soll wieder in den Katastral- und in den Baucurs zerfallen, von welchen jeder ein Semester in Anspruch zu nehmen hätte.

Es soll den Schülern des dritten Jahrganges freistehen, nach Belieben einen, zwei oder alle drei dieser Curse durchzumachen.

Bei näherer Ueberlegung dürfte jedermann diese, gegen die bisherige etwas abweichende Einrichtung zweckmäßig finden, denn das Ingenieurwesen ist eine Specialität, deren Detailstudium für die Administration keineswegs unbedingt nothwendig ist. Der Verwaltungsbeamte muß zwar ein Vermessungs- oder ein Betriebseinrichtungswerk verstehen und die forstlichen Baue gebrauchen können, aber selbst durchzuführen hat er sie in der Regel nicht.

Zum Schlusse dieses Abschnittes muß ich noch erwähnen, daß jedem, welcher einen oder mehrere der vier Curse vollständig und wenigstens mit mittelgutem Erfolge absolvirt hat, die Berechtigung zu einer Hauptprüfung gegeben und nach deren entschieden gutem Bestehen ein Diplom ausgestellt werden soll, in welchem bezeugt wird, daß der Inhaber für die betreffenden Richtungen des Forstwesens gut, oder sehr gut wissenschaftlich befähigt sei. Dies, damit sich die absolvirten Schüler über die errungenen Schulerfolge gehörig ausweisen können, und aus allen den Gründen, um derentwillen man an den Universitäts-Facultäten und an den Polytechniken Diplome bereits ertheilt oder sofort ertheilen will.

Forstliche Hochschule und Polytechnikum.

Es ist die Frage aufgetaucht, ob es nicht angemessener wäre, die forstlichen Hochschulen Oesterreichs an die Polytechniken zu verlegen; eine Frage, welche jetzt darum volle Berechtigung gewonnen hat, weil man eben im Begriffe steht, die polytechnischen Institute nach dem Princip der Fachschulen umzugestalten. — Anläßlich dieser Neugestaltung wäre es nun nicht schwer, neben den verschiedenen anderen Abtheilungen auch eine solche für das Waldwesen zu bestellen, in Folge dessen natürlich die selbständigen forstlichen Hochschulen wegfielen.

Für eine derartige Maßregel spräche wohl hauptsächlich die große Anregung zu geistigem Leben und Fortschritt, die zahlreichen und vorzüglichen wissenschaftlichen Hülfsmittel einer Großstadt, welche von hohem Werthe für den Schüler wie für die Lehrer wären. Der stete und unmittelbare Verkehr mit den zahlreichen Gelehrten und Instituten der verwandten und Hülfsfächer zumal würde ungemein mächtig auf die Fortbildung der Professoren und der von ihnen cultivirten Wissenszweige wirken. Das ansehnliche Gewicht dieser Vortheile können am besten eben die Männer der

Bodencultur beurtheilen, welche Gelegenheit hatten, die geringe Regsamkeit und Leistungsfähigkeit zu beobachten, in welche zuweilen ihre eigenen Fachschulen vielleicht darum verfallen sind, weil sie auf dem Lande waren.

Es werden auch noch andere befürwortende Motive meist ökonomischer Natur angeführt, welche ich näher beleuchten muß, weil sie theilweise auf den ersten Anblick viel für sich zu haben scheinen, bei näherer Untersuchung jedoch in ungemein wenig oder sogar in nichts zerfließen.

Der Hauptgrund, warum man die verschiedenen Fachschulen, in welche jetzt zweckmäßigerweise die polytechnischen Institute getheilt werden sollen, gleichwohl in eine einzige Anstalt zusammenzieht, besteht eigentlich darin, daß es bei solcher Zusammenfassung möglich wird, die Grundwissenschaften der verschiedenen Fächer gemeinschaftlich vorzutragen oder, sofern dies nicht anginge, wenigstens die nämlichen Lehrkräfte für die gleichartigen Grund- und Hülfsdisciplinen verschiedener Fachabtheilungen zu benutzen. Dieses Motiv wiegt bei den industriellen Fächern sehr schwer, weil zwischen den naturkundlichen und mathematischen Materien, auf welche sich die verschiedenen Zweige der Industrie stützen, ein großer Grad von Gleichartigkeit obwaltet.

Ganz anders ist dies aber bei der Bodencultur gegenüber der Industrie. Zwischen diesen beiden Hauptzweigen der materiellen Production waltet eine so große Verschiedenheit ob, daß, soll der Unterricht überhaupt entsprechen, fast alle Grund- und Hülfswissenschaften für jeden derselben besonders (in ganz anderer Gestalt) vorgetragen werden müssen. In der That wäre es bloß die Elementar-Mathematik, welche von dieser Regel ausgenommen werden kann; eine Ausnahme, welche um so weniger entscheidend erscheint, als an einer Forstschule diese Wissenschaft zusammen mit verwandten Vorträgen (Mechanik und allenfalls auch Meßkunst und Zeichnen) einen Professor vollauf beschäftigt.

Was dann die bessere Benutzung ausgezeichneter Lehrkräfte für verschiedene Berufsfächer betrifft, eine Benutzung, welche nur hinsichtlich der Grund- und Hülfswissenschaften statthaben kann, so muß bemerkt werden: erstlich, daß die Vorträge auf einer forstlichen Hochschule so vertheilt werden können, daß die Mehrzahl der Professoren voll beschäftigt ist, und zweitens, daß die Grund- und Hülfswissenschaften den künftigen Forstleuten so specifisch forstlich gelehrt werden müssen, daß nur wenige Professoren der industriellen Abtheilungen für sie geeignet wären. Berücksichtigt man überdies, daß, falls der Sitz der selbständigen Forstakademie der Hauptstadt sehr nahe läge, die heutigen Verkehrsmittel es jedem hauptstädtischen Professor ermöglichen, dort Vorlesungen zu übernehmen, so ist klar, daß auch dieses Motiv fast ganz wegfällt.

Eine kleine Ersparung ergiebt die Vereinigung verschiedener Fachschulen auch dadurch, daß das Administrativpersonal und verschiedene kleine Nebendinge bei einer vereinigten Anstalt weniger kosten. Diese Ersparung ist aber nur dann nicht ganz unwesentlich, wenn die einzelnen Fachschulen so wenig Besuch haben, daß es sich nicht mehr verlohnt, für sie den nöthigen Apparat selbständig einzurichten.

Wir werden später sehen, daß dies im Großstaate Oesterreich nicht der Fall sein würde.

Nachdem ich hiermit die Gründe für die Vereinigung erörtert habe, werde ich jene beleuchten, welche gegen dieselbe, also für selbständige Forstakademien im Bereiche der Wälder sprechen.

Das wichtigste Motiv hat bereits der Professorenausschuß des Wiener Polytechnikums in seinem Vorschlage zur Reform dieses Institutes ausgesprochen, indem er sagt: „daß eine Forstlehranstalt innerhalb einer großen Stadt, fern von dem eigentlichen Objecte des Unterrichtes unzweckmäßig sei, weil gerade bei einem solchen Institute ein beständiger Verkehr zwischen Theorie und Praxis, zwischen der „Schule" und der „Wirthschaft" sehr wünschenswerth ist."

Offenbar ist hiermit der Hauptpunct getroffen; denn es ist vollkommen richtig, daß ein großer Theil der Vorträge, nämlich die sogenannten Betriebsdisciplinen, in einem Maße von der Anschauung und Uebung der Dinge begleitet sein muß, wie es auf dem Lande ungleich leichter und vollständiger gegeben werden kann, als in der Großstadt.

Bei aller unleugbaren Bedeutung dieser Worte darf doch auch der Unparteiische dasjenige nicht verschweigen, was ihr Gewicht auf das rechte Maß zurückzuführen geeignet ist.

Die Communicationsmittel sind nämlich heute derart, daß man aus der Großstadt fast zu jeder Tageszeit leicht und schnell nach allen Richtungen auf's Land eilen kann. Ueberdies ist ein, wenn auch äußerst kleiner Theil der Wirthschaftsobjecte immerhin auch in der Hauptstadt vorhanden (in Wien Auen), oder kann leicht eingerichtet werden (Saat- und Pflanzschulen). Ferner ist die unmittelbare Verbindung mit der Wirthschaft nur für einen Theil des Unterrichtes nothwendig, dagegen für den übrigen Theil (Grund-, Hülfs-, Ingenieur- und administrative Wissenschaften) erläßlich. Kurz, der nothwendige Zusammenhang zwischen Vortrag und Wirthschaft ist heutzutage nicht mehr derart, daß dessen minder vollkommene Herstellbarkeit in der Großstadt von allein entscheidendem Gewichte sein könnte.

Gegen die Verbindung läßt sich auch nicht ohne weiteres einwenden, daß die Forstakademien schon darum auf dem Lande sein müßten, damit die

Jünger dieses Berufs einen gehörigen Begriff vom Landleben und dem Waldwesen bekommen, die Tauglichkeit für beides an sich erproben und im Falle des Bestehens dieser Probe sich in ihren künftigen Beruf etwas hineinleben. Denn dieser Zweck wird ohne besonderes Zuthun bereits dadurch erreicht, daß man von den Eintretenden die ohnehin für das gehörige Verstehen der Betriebsvorträge nöthige, wenigstens einjährige Forstpraxis oder den vorausgegangenen Besuch einer niederen Forstschule verlangt.

Wenn wir nun aus dem Gesagten unsere Endschlüsse ziehen, so ergeben sich folgende allgemeine Wahrheiten:

1. Die Verbindung des rationellen forstwirthschaftlichen Unterrichtes mit allgemeinen Hochschulen erscheint nicht so dringend geboten, wie jene der verschiedenen industriellen Zweige unter sich, denn erstere bietet zwar ansehnliche Vortheile, hat aber auch bedeutende Nachtheile im Gefolge.

Dies kommt offenbar von dem, in der unabänderlichen Natur der Dinge liegenden, inneren Unterschiede zwischen Industrie und Bodencultur, welch' erstere an die Stadt, während letztere an das Land gewiesen ist; ein Unterschied, der sich in allen Richtungen durchgreifend geltend macht.

2. Die Gründe, welche für die Vereinigung vorhanden sind, mögen oft bedeutender scheinen als diejenigen, welche dagegen sprechen; aber deswegen kann man nicht sagen, daß diese Vereinigung an und für sich entsprechend oder verwerflich sei.

3. Weil aber die Zweckmäßigkeit der Vereinigung von dem Ueberwiegen des Für oder Wider abhängt, so läßt sie sich wohl nur von Fall zu Fall beurtheilen, und müssen in jedem positiven Falle alle localen und zeitlichen Umstände gewissenhaft gegen einander abgewogen werden.

Vereinigung der forstlichen mit den landwirthschaftlichen Akademien.

Es kann ebenfalls die Frage auftauchen, ob es nicht angemessen wäre, die Forstakademie auch für die Zwecke der Landwirthschaft einzurichten.

Für letzteres spräche eine nicht immer ganz unbedeutende Kostenersparung, und es scheint, als wenn die Gleichartigkeit der Lehrobjecte die Vereinigung zuließe.

Wohl ist richtig, daß dasjenige, was von den Grund- und Hülfswissenschaften zu beiden Bodenculturzweigen in engerer Beziehung steht, unter sich weit verwandter ist, als diese Materien mit jenen, welche die Grundlage der Industrie bilden.



Daraus folgt aber noch immer nicht die unbedingte Zweckmäßigkeit der Vereinigung. Denn gehen wir dasjenige durch, was die Landwirthschaft fordert, und vergleichen wir es mit dem für das Waldwesen nöthigen Unterrichtsstoffe, so finden wir vielfältig große Verschiedenheiten, und dies fast in allen Disciplinen.

In der Chemie z. B. werden in den Vorträgen für Forstwirthe die künstlichen Düngstoffe äußerst summarisch behandelt werden können, während sie für die Landwirthe ungemein gründlich beleuchtet werden müssen. Die specielle Pflanzenkunde wird sich in einer Forstschule auf die wilden Holzgewächse und die forstlichen Unkräuter beschränken sollen, während sie in einer landwirthschaftlichen Schule diese Gewächse übergehen und statt dessen ganz andere Pflanzen ausführlich behandeln muß. — Die zoologischen Vorlesungen einer Forstschule werden das Hauptgewicht auf das Wild und die schädlichen Forstinsecten legen, während ein landwirthschaftlicher Professor den Nachdruck auf die häuslichen Nutzthiere legen muß. — Die Landmeßkunde für Landwirthe wird sich auf die Kartirung kleiner Grundstücke beschränken, während der Forstwirth die Geodäsie so weit studiren muß, um große Landstrecken vermessen zu können. Die forstliche Mechanik und Maschinenkunde wird sich auf die Werkzeuge und die wenigen Maschinen des Waldes reduciren, während der Landwirth mit den vielerlei complicirten Ackerbaumaschinen sich vertraut machen muß. Für den Forstmann muß in der Baukunde Weg- und Straßen-, Riesen-, Klausen- und Rechenbau ausführlich behandelt werden, während die Baukunst für den Landwirth fast ganz wegfallen kann und höchstens Ställe und Schoppen zum Gegenstande haben wird.

Kurz, wenn wir das Verhältniß genau untersuchen, so finden wir die Forderungen der Land- und Forstwirthschaft an die Grund- und Hülfswissenschaften nach Materie und Maß so ungemein verschieden, daß uns klar werden muß: die Güte des Unterrichtes könne durch die Trennung beider Bodenculturzweige in besondere Schulen nur w e s e n t l i c h g e w i n n e n.

Diese Verschiedenheit wird hier um so bedeutungsvoller, als die Verhältnisse der Bodencultur und ihrer Angehörigen gebieterisch verlangen, die Lehrzeit der Jünger auf ein Minimum zu beschränken, was, soll es nicht auf Kosten der Gründlichkeit des Unterrichtes geschehen, nur dadurch bewirkt werden kann, daß man von diesem alles Unnöthige ausscheidet.

Unter solchen Umständen können bloß Ersparungsrücksichten zu einer Vereinigung bestimmen, und zwar in Ländern, welche zu klein sind, als daß die höheren Kosten getrennter Schulen zur Größe des Landes, oder besser gesagt zur Zahl der vorhandenen Studirenden in passendem Verhältnisse stände. So wird es begreiflich, wie z. B. das Königreich Sachsen oder

Württemberg nicht für getrennte, sondern vielmehr für eine gemeinsame Hochschule für Land- und Forstwirthschaft sich entscheiden konnten.

So viel aber steht fest, daß der Kaiserstaat Oesterreich, selbst Steiermark mit seiner neuen forstlichen Abtheilung am Gratzer Polytechnikum und noch manch anderes Land abgerechnet, mehr als groß genug ist, um getrennte Schulen und insbesondere eine oder mehrere selbständige Hochschulen für Forstwesen zu erhalten. *)

Was soll Oesterreich thun?

Wie sollen nun in Oesterreich die Forstakademien zu Stande gebracht werden?

Das Land Steiermark hat bereits geantwortet, indem es anläßlich der eben beschlossenen Reform des Gratzer Polytechnikums an letzterem eine Abtheilung für Land- und Forstwirthe bestimmte. Angesichts des Umstandes, daß es sich hier um ein bloßes Landesinstitut handelt, dessen Frequenz und Geldmittel beschränkt sind, überwogen die Gründe, welche gegen eine selbständige Forstlehranstalt sprachen. Die Gratzer Forstschule könnte aber selbst dann nicht dem Bedürfnisse des ganzen Kaiserstaates auch nur einigermaßen genügen, wenn sie das Höchste leistete, d. i. sich zu einer Akademie für die österreichische Hochgebirgs-Forstwirthschaft ausbildete. Es erscheint also noch immer am Platze, die hier behandelte Frage weiter zu erörtern.

Alles Bestehende hat eine gewisse Berechtigung, da es fast immer ein Product des Bedürfnisses ist. Es verdient um so mehr Beachtung, weil sich die Menschen in das Bestehende hineingelebt und viele Verhältnisse sich danach geordnet haben. Es ist denn auch viel leichter, eine schon bestehende Lehranstalt zweckmäßig zu reformiren, als eine ganz neue zu schaffen. Wir müssen daher unseren Blick vor allem auf die älteste unserer Schulen, d. i. auf die k. k. Forstlehranstalt Mariabrunn werfen.

Die Lage dieses Institutes, mitten in wohlgepflegten Wäldern, welche ihm ganz zur Verfügung stehen, im Centrum des Reiches, an einem Puncte, von welchem es verhältnißmäßig leicht ist, eben so in die Hochberge wie in die Auen oder auf die ungarischen Steppen, kurz, in alle die verschiedenen

*) Die jetzigen höheren Forstschulen absolviren jährlich über 120 Zöglinge, von denen anzunehmen ist, daß mehr als die Hälfte eine wirkliche Hochschule besuchen würde, falls eine solche bestände. Eine selbständige forstliche Akademie könnte also auf einen Jahreszuwachs von mindestens 60 Schülern rechnen. Die kleine Schweiz hält für jährlich 8 Zöglinge eine eigene Abtheilung am großen Züricher Polytechnikum!



Culturstriche des Kaiserstaates zu gelangen, ist für eine forstliche Akademie in hohem Maße geeignet.

Es ist also kein Zweifel, daß von den bestehenden Lehranstalten diejenige von Mariabrunn vor allen anderen sich zur Umgestaltung in eine wirkliche Hochschule eigne.

Die Anstalt ist überdies ein öffentliches Institut, und die Staatsgewalt scheint geneigt und besitzt alle Mittel, sie zu erhalten und zu heben. Der Staat muß wünschen, sie zu heben, einerseits um der Förderung der Waldcultur willen, andererseits als größter Waldbesitzer zum Zweck der Heranbildung der eigenen Forstbeamten, und endlich: weil eine solche Anstalt ein treffliches Mittel abgiebt, das für Oesterreichs Größe so nothwendige Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Völker des Reiches wenigstens im Bereiche des Forstmannsstandes wach zu erhalten und zu kräftigen.

Gegen die Schemnitzer Anstalt, welche zwar den Namen Forstakademie führt, eine solche aber keineswegs ist, spricht die nicht günstige, nicht centrale Lage, vor allem aber der unglückliche — weil entschieden nachtheilige — Verband mit der Bergakademie; gegen die Vereinsschulen in Mähren und Böhmen der Mangel an den genügenden Mitteln und eine Lage, welche für Landesinstitute zwar ganz günstig ist, für eine Centralanstalt aber unvortheilhaft wäre.

Kurz, alles vereinigt sich, um die Umgestaltung von Mariabrunn, wenn schon nicht als die einzig mögliche, doch als die bei weitem passendste Lösung der österreichischen Forstakademie-Frage zu empfehlen.

Es drängt sich hierbei nur noch eins auf.

Mariabrunn liegt in nächster Nähe von Wien. In Wien will man das Polytechnikum mittelst Umwandlung in Fachschulen glücklich reformiren. Wäre es nicht angemessen, Mariabrunn ganz aufzuheben und dafür eine forstliche Fachschule am Wiener Polytechnikum zu gründen?

Für die Lösung der Frage in diesem Sinne spräche, wie wir schon früher angeführt haben, die Anregung zu geistiger Thätigkeit und die reichen wissenschaftlichen Hülfsmittel, welche Wien besitzt, was beides vortheilhaft, vorzüglich auf die Lehrer und die Fortbildung der Wissenschaft wirken würde.

Dieser Vorzug wird jedoch im gegebenen Falle sehr durch die Thatsache verringert, daß erstlich Mariabrunn sozusagen vor den Thoren Wiens liegt, also der Hauptstadt, namentlich was die Professoren betrifft, nicht eigentlich entzogen ist, und daß zweitens das Hauptobject des Studiums hier nicht die städtische Industrie, sondern vielmehr den ländlichen Wald betrifft. Die industriellen Hochschulen sollen unbedingt in den Großstädten haupt-

sächlich darum ihren Sitz aufschlagen, weil sie sich hier inmitten ihrer Lehrobjecte, d. i. im Centrum der Industrie befinden. Das gleiche Motiv spricht aber bei einer Forstakademie gegen die Hauptstadt und für das Land.

Wesentliche Kostenersparung ließe sich durch eine Verlegung an das Wiener Polytechnikum auch nicht erzielen, weil die Frequenz der Schule so zahlreich ist, daß sie auch alle Nebensachen eines selbständigen Lehrapparates verlohnt. — Der Vortheil der Verwendung ausgezeichneter Lehrkräfte anderer Institute ginge in Mariabrunn, bei der Nähe von Wien, auch nicht verloren; kurz, es reduciren sich die Vorzüge einer Wiener gegenüber der Mariabrunner Akademie auf ein unwesentliches.

Dagegen sind folgende Umstände zu beachten, welche alle gegen Wien und für Mariabrunn sprechen.

Mariabrunn liegt mitten im Walde; die für die Betriebsdisciplinen nöthigen Anschauungen und Uebungen können also viel leichter und ausgiebiger in's Werk gesetzt werden.

In Mariabrunn braucht dasjenige, was man bedarf, nicht erst mühsam geschaffen zu werden, indem eine bloße, leicht zu vollführende Reform des bereits Bestehenden zum Ziele führt.

Beachtenswerth erscheint vielleicht auch ein anderer Grund, der zwar nur von vorübergehender Geltung wäre, in diesem Momente jedoch immerhin Gewicht haben dürfte.

Man strebt zwar niedere Forstschulen an, wir besitzen aber noch nichts nennenswerthes dieser Art. Dies dürfte die Hauptursache sein, warum die Güterbesitzer und ihre Directoren allenthalben so sehr nach Försterschulen, d. i. nach Anstalten drängen, welche ihre Lehre auf den bloßen provincialen Betrieb (Arbeiten im Walde) beschränken und nur nothdürftig wissenschaftlich begründen.*)

Förster- oder mittlere Forstschulen werden also noch für längere Zeit zu jenen Bedürfnissen gehören, denen man die Abhülfe nicht versagen darf. — Eine solche Schule sollte auch in Niederösterreich und für die Staatsforstverwaltung gegründet werden. Dies könnte in der Weise geschehen, daß man an der Hochschule einen Specialcurs für Förster einrichtete, in welchem sowohl

*) Die Vereine z. B., welche die Schulen von Mährisch-Aussee und Böhmisch-Weißwasser aus eigenen Mitteln gegründet haben, nennen ihre Anstalten mit Vorliebe Försterschulen und haben sie auch als solche eingerichtet. Daß sie deren Unterrichtskreis über diese Bestimmung hinaus erweiterten, kommt vorzugsweise daher, daß noch keine Hochschulen für die Ausbildung zum höheren Forstdienst bestehen, die Försterschulen also gleichzeitig einen Ersatz für die mangelnde Akademie abgeben sollen.



die Grund- und Hülfs- als die Betriebsdisciplinen in der entsprechenden Beschränkung nach Umfang und Tiefe gelehrt würden.*)

Die höhere Forstlehranstalt und darunter auch die zur Akademie umgestaltete müßte dann und könnte also in zwei Beziehungen noch für Jahre gewissermaßen die unteren Fachschulen ersetzen und auch als Bildungsanstalt für die bloße Wirthschaftsführung dienen.

Dieser Zweck verlangt unbedingt, daß die bezügliche Lehranstalt nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande sei.

Fassen wir nun alle diese Gründe für und gegen Wien und Mariabrunn zusammen, so zeigt sich, daß für die nächste Zeit die Reform der k. k. Forstlehranstalt Mariabrunn bei weitem vor einer forstlichen Abtheilung am Wiener Polytechnikum den Vorzug verdienen würde.

Man sollte daher diese Reform um so unbedenklicher vornehmen, als es in der Folge, wenn die gedachten Umstände sich etwa geändert haben und die Waagschale zu Gunsten Wiens steigen würde, keinem erheblichen Bedenken unterliegen könnte, die dortige Akademie an das Polytechnikum zu verlegen.

Wollte man gleichwohl gegenwärtig die Verbindung mit der Wiener technischen Hochschule durchführen, so müßte dies, soll nicht der Unterricht wesentlich sich verschlechtern, wenigstens in der Weise geschehen, daß die das Landleben bedingenden Betriebsdisciplinen in einen besonderen Curs vereinigt und dieser sammt dem allfälligen Specialcurse für Förster nach Mariabrunn verlegt und nur die übrigen Wissenschaften, d. i. der erste und dritte akademische Curs in Wien gelehrt würden.

Sobald man aber Mariabrunn reformirt, muß man vor allem auch das bisherige Convictsystem abschaffen. — Das Convict war noch vor zwanzig Jahren eine ökonomische Nothwendigkeit,**) heutzutage aber ist es in jeder Beziehung überflüssig und in vielen Puncten zweckwidrig. Mit der akademischen Freiheit zumal würde es sich durchaus nicht vertragen.

Ist dann die k. k. Forstlehranstalt im wahren Sinne des Wortes zur Akademie umgewandelt, so dürfte den Bedürfnissen des Kaiserstaates nach höherem forstlichen Unterrichte, wenigstens für lange Zeit, abgeholfen sein.

---

*) Die Einrichtung von zweierlei Cursen über denselben Gegenstand an der nämlichen Lehranstalt hat beachtenswerthe Stimmen gegen sich. Auch die Erfahrung hat sich nicht immer günstig dafür ausgesprochen und gezeigt, daß der niedere Unterricht leicht den höheren herab, oder der hohe den unteren hinaufzieht.

**) Es wäre nämlich jener Zeit unmöglich gewesen, die Zöglinge auf andere gehörige Weise unterzubringen und zu verpflegen.



Nachdem ich jetzt aus der Natur der Sache und unserer vaterländischen Verhältnisse, kurz aus den allein würdigen Bestimmungsgründen entwickelt zu haben glaube, was uns noth thut, halte ich mich verpflichtet, noch einen Blick auf dasjenige zu werfen, was man im Auslande in dieser Beziehung für zweckmäßig erachtet und eingeführt hat.

Ganz kleine Staaten, wie z. B. die Schweiz, Braunschweig, Baden, Hessen haben keine selbständigen Forstlehranstalten, sondern statt solcher bloß forstliche Abtheilungen an ihren polytechnischen Instituten (Zürich, Braunschweig, Carlsruhe) oder an der Landesuniversität (Gießen) errichtet.

Offenbar haben sich diese kleinen Länder nur durch die selbstverständlich geringe Frequenz der einzelnen Fachschulen zu dieser Vereinigung bestimmen lassen, welche unter solchen Umständen aus Gründen der Oekonomie geboten erscheint.

Die größeren und culturreifrigen Königreiche Sachsen und Württemberg haben bereits den Bodenculturunterricht vom industriellen abgetrennt, dagegen in ihren selbständigen Akademien zu Tharand und Hohenheim den forstlichen noch mit jenem der Landwirthschaft zusammengefaßt, jedoch selbstverständlich in zwei besonderen Abtheilungen. Bayern hat es versucht, seine Forstschule mit der Münchner Universität zu vereinigen, ist jedoch nach einigen Jahren wieder zur jetzigen selbständigen Centralforstlehranstalt Aschaffenburg zurückgekehrt.

Alle großen Staaten haben selbständige forstliche Hochschulen, so Preußen in Neustadt-Eberswalde, Frankreich in Nancy, Rußland in St. Petersburg; und nirgend findet man Grund, von dieser Selbständigkeit abzugehen.

Selbst das kleine, aber culturfreundliche Weimar hat seit Jahren eine selbständige höhere Forstlehranstalt zu Eisenach.

Die Einrichtungen des Auslandes sind also nur eine Bestätigung der in diesem Abschnitte entwickelten Ansichten.

Schluß.

Männer, welche vom Walde keine nähere Kenntniß haben, können mit Recht fragen: ob es der Mühe werth sei, um seinetwillen sogar eine förmliche Hochschule zu gründen; und im Bejahungsfalle weiter: ob denn eben der Staat hierzu berufen sei?

Nun, es handelt sich in Oesterreich um nichts weniger als um 31 Millionen Joche Forst, daher um eine Fläche, größer als manches kleine König-

reich. Es handelt sich um ein Object von mindestens 600 Millionen Gulden Capitalwerth, welches seinen Besitzern jährlich 25 Millionen reine Rente und der übrigen Volkswirthschaft Producte im Werthe von 200 Millionen zum Verbrauche oder zur weiteren Verarbeitung liefert. Es handelt sich um ein Object, welches 70 Tausend gemeine Arbeiter, 15 Tausend gemeine Aufseher, 11 Tausend Betriebsgehülfen, 10 Tausend Wirthschaftsführer und dritthalbtausend höhere Beamte beschäftigt.

Die Bildung der Leute, welche so große Werthe verwalten und produciren, verdient also wohl die volle Unterstützung durch gediegenen fachlichen Unterricht.

Schon um seines unmittelbar wirthschaftlichen Werthes und Nutzens willen hat der Forst gerechten Anspruch auf die öffentliche Fürsorge. In gleichem Maße aber auch, weil seine gute Erhaltung für die allgemeine Culturfähigkeit des Reiches dringend geboten erscheint.

Der Staat ist also jedenfalls schon von vornherein berufen, in allen großen Forstfragen regelnd und ergänzend einzugreifen. Was speciell den Unterricht betrifft, so sind zwar große Güterbesitzer mehrerer Länder in Vereine zusammengetreten (Böhmen, Mähren und Schlesien), um Forstschulen zu gründen, oder einzelne Landtage thun dies (Kroatien, Ungarn, Steiermark). Die so zu Stande kommenden Institute sind und werden aber stets nur Mittelschulen für den provincialen Bedarf sein. — Die Gründung einer wirklichen Akademie können wir von keiner dieser Körperschaften erwarten: ihre particularen Interessen und Kräfte sind hiefür nicht groß genug. Die Errichtung einer thatsächlichen Hochschule fällt daher dem Reiche um so mehr anheim, als eine solche Anstalt auch dem ganzen Reiche dienen wird. — Zudem ist der Staat auch noch weitaus der größte Waldbesitzer, denn er nennt fast 6 Millionen Joche, also den fünften Theil des gesammten Waldstandes sein eigen. Er bedarf also der Hochschule schon um der Ausbildung seines eigenen äußerst zahlreichen Personales willen.

Von diesen wohlbegründeten Ansichten ist unsere Regierung von jeher ausgegangen, indem sie in der Errichtung der Forstschulen nicht nur die Initiative ergriff (1813 mit Mariabrunn und Schemnitz), sondern auch trachtete, ihre eigenen Anstalten auf der Höhe der Zeit zu erhalten. — Auch die andern Groß- und Kleinstaaten betrachten die Angelegenheit in gleichem Lichte; Beweis dessen, daß alle in Europa bestehenden Forstlehranstalten ersten Ranges Staatsinstitute sind.

Das dargestellte Verhältniß wird sich auch künftighin sicher nicht wesentlich ändern. Zwar ist es richtig, daß die höheren Forstschulen zuvörderst

nur dem großen Güterbesitze zu gute kommen,*) indem der Wald des kleinen Besitzers (Bauers) bei weitem nicht groß genug ist, um die Bestellung eines Forstwirthes von Beruf zu verlohnen. Aber eben so richtig ist es, daß der ungleich größte Theil unseres vaterländischen Waldstandes, beiläufig wie jetzt, Großbesitz bleiben wird, und zwar nicht bloß darum, weil unser reicher Adel sich stets auf den großen Güterbesitz stützen wird, sondern vorzugsweise, weil Oesterreich aus Ländern besteht, in welchen der absolute Waldboden in großen Massen (Gebirg, Sandflächen, Auen) vorkommt, und woselbst der Wald nur als großer Forst guten Ertrag liefert (Gebirg).

Alle Umstände vereinigen sich also, um für die Errichtung einer kaiserlich-königlichen Forstakademie und zwar mittelst Umgestaltung der jetzigen Lehranstalt Mariabrunn zu sprechen.

Wenn man dies Institut nach dem hier entworfenen Plane einrichtete, so würde man zweifelsohne etwas Vorzügliches in's Leben rufen, zum Theil das Ausland überflügeln. Dies letztere kann wohl nur für, aber nie gegen den Plan sprechen. Kein guter Oesterreicher darf wünschen, daß sich das verjüngende Vaterland mit seinen neuen Schöpfungen hinter dem Auslande einherbewege, und eben so, wie Oesterreich im Jahre 1813 durch die Errichtung der Forstlehranstalt Mariabrunn und 1815 mit dem Wiener Polytechnikum den anderen Staaten als Muster voranging, möge dies nun ein zweites Mal durch die gründliche Reform dieser Institute geschehen.

Aber der Patriot muß auch wünschen, daß später in der Durchführung nicht übersehen werde, daß die Einrichtung allein den Schulen noch nicht die Weihe der Vortrefflichkeit ertheilt. Die Einrichtung ist bloße Form. Der schließlich entscheidende Inhalt besteht in der Lehre, und diese ist an die Persönlichkeit und an die Dotirung der Professoren geknüpft. Soll also die Reform die rechte Frucht tragen, so müssen durchweg Capacitäten auf die Lehrstühle berufen und letztere natürlich würdig dotirt werden. Die Kanzeln zumal, deren Lehrgegenstand erst noch auszubauen ist, bedürfen Männer, welche vom Götterfunken des schaffenden Genies erleuchtet sind.

---

*) Uebrigens zieht auch der kleine Waldbesitzer viel mittelbaren Nutzen aus der durch die Schulen vermittelten ausgezeichneten Fachbildung der Forstbeamten des großen Besitzes, indem er seine eigene Waldbehandlung nach den Mustern ordnet, welche ihm der nachbarliche Gutsbesitzer aufstellt.

Die Wiener Weltausstellung.

Vom k. k. Ministerial-Concipisten F. Schmitt.

Im ersten Jahrgange der Oesterr. Revue hatten wir den Versuch gemacht, aus der Betheiligung der österreichischen Industrie an den bisherigen drei Weltausstellungen und deren Erfolgen den Schluß abzuleiten, daß Oesterreich zufolge seinen gegenwärtigen Productionsverhältnissen ebensowohl in der Lage sei, im eigenen Centralpuncte eine internationale Ausstellung in's Werk zu setzen, als es anderntheils über jenen Standpunct hinaus gelangt, wo nationale Expositionen noch ihren Zweck erfüllen. Bei Gelegenheit der Mittheilung unserer individuellen Ansichten über Art und Weise, wie die Insceneſetzung einer Wiener Weltausstellung etwa in Angriff genommen werden sollte, hatten wir die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, sofern die Lösung der Vorfragen und gewisse materielle Vorbereitungen nicht bis zum Schlusse des Jahres 1863 gelungen sein sollten, die Abhaltung einer solchen Exposition im Jahre 1866 unmöglich geworden sein werde.

Fast drei Monate des laufenden Jahres waren verstrichen, ohne daß die zwei Cardinalfragen — die Platz- und Geldfrage — erledigt werden konnten. Andere Ereignisse politischer und nationalökonomischer Natur kamen dazu, das Jahr 1866 für die Abhaltung der projectirten Ausstellung unmöglich zu machen. Se. Majestät der Kaiser geruhten mit Allerh. Entschließung vom 22 März d. J. die Vertagung dieser Exposition anzuordnen, gleichzeitig aber das Ministerium für Handel und Volkswirthschaft zu beauftragen, „diese Angelegenheit fortwährend im Auge zu behalten und seinerzeit umfassende Anträge über das Jahr der Abhaltung der Ausstellung, ferner über die Art und die Mittel der Durchführung des Unternehmens der Allerh. Schlußfassung zu unterziehen."

Wir können uns jener Ansicht nicht anschließen, welche die letztangeführten Worte des kaiserl. Befehles als eine vorläufige gänzliche Beseitigung des Ausstellungsprojectes deuten. Indem mit Grund vorausgesetzt werden darf, daß das Jahr 1866 als ungeeignet befunden wurde, weil zu Anfang des Jahres 1864 die wichtigsten Vorfragen endgültig noch nicht gelöst, die Meinungen in den bestimmenden Kreisen keineswegs geklärt waren, darf angenommen werden, daß der Schlußsatz der Allerh. Entschließung eben die Vollendung derartiger Vorarbeiten zur Bedingung eines neuerlichen Antrages bezüglich eines Ausstellungsjahres macht. Der Zeitraum eines vollen Jahres hatte nicht hingereicht, um einen einzigen entscheidenden Erfolg in der Ausstellungsangelegenheit zu erzielen, einen einzigen bestimmt formulirten Antrag bezüglich der Ausstellung im Jahre 1866 zu stellen; konnte unter solchen Verhältnissen die Bestimmung eines späteres Jahres erfolgen, da doch die Befürchtung nahe lag, daß aus ähnlicher Ursache wieder die Zeit kommen könnte, das gewählte Jahr fallen lassen zu müssen?

Ist diese Voraussetzung eine richtige, dann spricht aus der kaiserlichen Entschließung der feste Wille, daß alle Thatkraft daran gesetzt werde, die Vorarbeiten für eine Wiener Weltausstellung so weit zu fördern, daß zu geeigneter Zeit nicht allein die Bestimmung des Ausstellungsjahres, sondern auch alle Modalitäten der Ausstellungsangelegenheit selbst der Allerh. Schlußfassung unterbreitet werden können. Nicht die Hände in den Schooß zu legen, sondern rüstig zu arbeiten, muß somit die Parole Aller sein, welche an einer Wiener Weltausstellung Antheil nehmen, aus ihr Vortheile zu ziehen erwarten. Um so rüstiger muß die Arbeit gefördert werden, als kaum sonst wo derartige complicirte und mächtige Hindernisse einem solchen Unternehmen entgegenstehen, als zu Wien.

Man wird kaum irregehen, wenn man die Ansicht festhält, daß die Aufbringung der Kosten einer Wiener internationalen Ausstellung eine der bedeutendsten Schwierigkeiten sei. Weder ist der österreichische Staatsschatz in der Lage, noch überhaupt berufen, die sämmtlichen Kosten auf sich zu nehmen, noch bietet sich eine Aussicht, im Wege der Privatsubscription die erforderlichen Mittel für eine Unternehmung aufzubringen, die, wenn nicht Verlust am Anlagecapital, doch eine im Vergleich mit dem landesüblichen Zinsfuße nur geringfügige Verzinsung in Aussicht stellt. Aber eben weil hier das Auskunftsmittel so schwer zu finden, thut es dringend noth, bei Zeiten an die Lösung dieser Frage zu gehen; sie muß gelöst sein, bevor noch an die Wahl eines Ausstellungsjahres gedacht werden darf. Ja wir möchten bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Oesterreich noch um einen Schritt weiter gehen und die Forderung stellen, den erforderlichen Fonds vollständig sicher-

zustellen, ehe eine definitive Entscheidung über die Zeit der Ausstellung beantragt wird.

Je eher die Schaffung eines Ausstellungsfonds in Angriff genommen wird, auf desto mehr Jahre vertheilen sich, desto geringer werden die jährlichen Einzahlungsquoten, ein Vortheil, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann gegenüber den durch politische und commercielle Ereignisse leicht und augenblicklich hervorgerufenen Schwierigkeiten, welchen eine einmalige Ausschreibung und Einzahlung unterworfen ist. Soll aber ein solcher Fonds gebildet werden, so muß vorerst dessen Höhe veranschlagt und wegen der Feststellung der Jahresquoten irgend ein Ausstellungstermin zum Ausgangspuncte genommen werden. Welche Vorarbeiten der Fixirung des Fondscapitales vorauszugehen haben, das zu erörtern, betrachten wir als außerhalb unserer Aufgabe liegend; es sollte hier nur die Dringlichkeit der Wiederaufnahme der Berathungen hervorgehoben werden.

Indem von einem Ausstellungsfonds gesprochen wird, ist damit wohl im vorhinein von der Möglichkeit gänzlich abgesehen, diesen im Wege der alleinigen Privatsubscription aufzubringen. Der österreichische Geldmarkt ist nicht danach angethan, die Unternehmungslust oder Opferbereitwilligkeit nicht auf jenem Puncte angelangt, wo wie etwa in England Grundbesitzer und Fabricanten Tausende von Pfund Sterling einer Weltausstellung mit der ausdrücklichen Bestimmung widmen, auf die Verzinsung gänzlich verzichten und selbst allenfalls einen Verlust am Capitale erleiden zu wollen. Wenn sohin die Hauptaufgabe den Reichsfinanzen zufällt, so muß doch auf zwei Contribuenten hingewiesen werden, die bei den Vortheilen, welche ihnen aus einer Wiener Weltausstellung zufließen müssen, zur Beitragsleistung mit vollem Grund herangezogen werden können: die Commune Wien und der Verein der Industriellen.

Die unmittelbarsten und materiellen Erfolge einer Ausstellung, bestehend in einer erhöheten Verwerthung aller Consumtionsartikel und in vermehrtem Absatze gewerblicher Erzeugnisse bei dem großen Zusammenflusse von Fremden während der Ausstellungszeit, kommen jener Stadt zu gute, wo die Exposition stattfindet. Vom Hotelbesitzer bis zum Miether einer Wohnung, von welcher bei steigender Nachfrage ein ganz kleiner Theil weiter vermiethet werden kann, vom Juwelier bis zum Drechsler, Alle verwerthen bei solcher Gelegenheit ihren Besitz, ihre Production zu den höchsten Preisen. Recht und Billigkeit fordern, daß die Gemeinde, deren einzelne Mitglieder so vieles an einer Ausstellung gewinnen, an der Tragung der Kosten sich betheilige. Der zu einem Ausstellungsfonds geleistete Communalbeitrag ist um so mehr und in dem Falle als eine fruchtbringende Capitalsanlage zu

betrachten, wenn ein Theil des Ausstellungsgebäudes als stabiler Bau für periodisch wiederkehrende österreichische Expositionen hergestellt wird. Dazu kommt noch der Vortheil, den die specifische Wiener Industrie aus einer Weltausstellung zu ziehen in der Lage sein wird. Ohne in das Detail einer annähernden Berechnung des Gewinnes einzugehen, der sich für Wien aus internationalen und nationalen Ausstellungen ergeben wird, darf doch mit Grund eine namhafte Betheiligung der Großcommune in Aussicht genommen werden.

Wie bekannt, hatten bereits im vorigen Jahre verschiedene Industrielle mehr oder weniger bedeutende Summen dem Handelsministerium zum Zwecke der Verwendung für eine Wiener Weltausstellung unter Verzichtleistung auf Verzinsung zur Verfügung gestellt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Großindustrie, welche einerseits über bedeutende Capitalien zu disponiren hat, andererseits in der Lage ist, zunächst und am ausgiebigsten die instructiven Vortheile einer Industrieausstellung zu benutzen, vor allem berufen ist, sich an den Opfern, welche ein solches Unternehmen fordert, zu betheiligen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, was einzelne Industrielle bereits gethan, auch von der Mehrzahl der übrigen nach Aufforderung innerhalb des von ihnen selbst geschaffenen Vereines geleistet werden wird, handelt es sich daher nur darum, den Verein der Industriellen in solido zur Uebernahme von Beitragsleistungen an den Ausstellungsfonds zu bestimmen. Insofern die Wahrung der Interessen der österreichischen Industrie den Endzweck dieses Vereines bildet, Ausstellungen aber diese Interessen in hervorragender Weise fördern, läßt sich eine rege erfolgreiche Mitwirkung des Industrievereines bei Ausführung der Wiener Welt- und nationalen Ausstellungen erwarten.

Wir sind nicht in der Lage, den Betrag des nothwendigen Fonds zu bestimmen, da selbst zu einer annähernden Schätzung des Bedarfes die Feststellung einer so großen Zahl von Einzelposten nothwendig ist, über deren Natur und Umfang eben erst die eingehendsten Berathungen entscheiden können; um so weniger läßt sich voraussehen, zu welchen Theilbeträgen sich die Commune Wien und der Verein der Industriellen in Folge officieller Aufforderung verpflichten würden. Erst nach erfolgter Ausmittelung dieser Antheile und der Höhe des Gesammtfonds würde sich jener Betrag ergeben, der von dem Staatsschatze in Jahresraten zu leisten sein möchte, und nach unserer Ueberzeugung eben so gut oder mehr noch als productive Auslage zu betrachten wäre, wie die Errichtung von Gewerbeschulen, die Stiftung von landwirthschaftlichen Prämien u. dgl.

Bei diesem Anlasse sei uns erlaubt, einer Thatsache Erwähnung zu thun, welche, weil in Zahlen nachweisbar, am eindringlichsten den Beweis

für den Nutzen von landwirthschaftlichen und industriellen Ausstellungen führt. Gleichzeitig mit diesen Zeilen wird eine Zusammenstellung der im Jahre 1863 in der Monarchie vorhandenen Dampfmaschinen von der k. k. statistischen Central-Commission veröffentlicht. Aus den bezüglichen Nachweisungen ist zu entnehmen, daß der österreichische Kaiserstaat zu dieser Zeit 390 Locomobile für den Betrieb von landwirthschaftlichen Maschinen besaß, während im Jahre 1851 nur 4 Locomobile vorhanden gewesen und alle Verrichtungen der Handarbeit überlassen waren. Bis zum Jahre 1857 steigerte sich die Zahl der Locomobile bis auf 39 (mit 324 Pferdekraft). Von da an tritt der Einfluß der im Jahre 1857 zu Wien stattgehabten landwirthschaftlichen Ausstellung deutlich hervor. Es wurden im Jahre 1857 allein 27 Locomobile und in zunehmender Progression jährlich mehr und mehr in Verwendung genommen, so daß im Jahre 1862 diese Zahl bis auf 85 (mit 653 Pferdekraft) stieg. Wenngleich bei dem Umstande, daß die weitaus größte Zahl von Locomobilen aus dem Auslande und namentlich aus England bezogen wurden, der aus der Verwendung von Dampfmotoren zu landwirthschaftlichen Zwecken entstehende Gewinn für die inländische Maschinenfabrication ein verhältnißmäßig geringer war, so ist doch der Aufschwung, den der Betrieb der Bodenbewirthschaftung in Oesterreich dadurch erfuhr, in seiner Bedeutung nicht hoch genug zu achten und muß, was hier bewiesen werden wollte, zum allergrößten Theile den Erfolgen der Wiener Ausstellung vom Jahre 1857 zugeschrieben werden.

Wiederholt wurde seit zwei Jahren von mancher Seite das Project einer Wiener Weltausstellung unter dem Vorwande verdammt, daß eine nationale österreichische Exposition eher am Platze und mit weit geringeren Kosten auszuführen wäre. Wir brauchen nicht auf das, was in den früheren Aufsätzen über die Wiener Weltausstellung gesagt wurde, zurückzukommen, um diesem Einwande mit theoretischen Betrachtungen entgegenzutreten. Die Listen des Handels Oesterreichs mit dem Auslande zeigen seit Jahren eine sehr bedeutende Steigerung der Ausfuhr. Die Ursache mag wo immer liegen, die Thatsache bleibt unbestritten, daß nicht nur der Export der gewohnten Artikel zugenommen, sondern ganz neue Artikel in den Kreis der österreichischen Exportwaaren eingetreten sind. Hat doch vor kurzem selbst der Versuch, böhmischen Rübenrohzucker auf dem Markte von London zu verkaufen, ein keineswegs abschreckendes Resultat ergeben. Sobald das Inland nicht mehr ausschließliches Absatzgebiet und die industrielle Production veranlaßt ist, auswärtige Märkte aufzusuchen, verliert eine nationale Ausstellung einen großen, ja den größten Theil ihrer Bedeutung; es tritt dann die Nothwendigkeit ein, auf einer heimischen internationalen Ausstellung nicht allein

dem Fabricanten, sondern auch dem Arbeiter die Producte ausländischen Gewerbfleißes vorzuführen, damit er daraus die Anforderungen erkenne, die auf dem Weltmarkte an die Producte seiner Thätigkeit gestellt werden, damit er aus instructiven Aufstellungen Vortheile der Hand- und Maschinenarbeit kennen lerne, die ihm sonst innerhalb des beschränkten Kreises seiner Werkstätte unbekannt blieben.

Nachdem das Jahr 1866 beseitigt, muß doch nach dem oben Bemerkten irgend ein späteres Jahr für eine Wiener Weltausstellung in's Auge gefaßt werden. Drei Jahre nach der neuerlich ausgeschriebenen Pariser Ausstellung, zwei Jahre vor einer allenfalls beabsichtigten Wiederholung einer Londoner Exhibition, würde sich vorzugsweise das Jahr 1870 zu diesem Zwecke empfehlen, ohne damit der Bestimmung eines anderen Termines vorgreifen zu wollen. Fast sechs Jahre hätte dann Oesterreich vor sich, um diesen friedlichen Wettkampf vorzubereiten. Allerdings ist, wie angedeutet, eine große Arbeit als Vorbereitung zu leisten; gerade deshalb aber sollte keinen Augenblick gezögert werden, an die Lösung der Geldfrage und der mit ihr zusammenhängenden Vorbedingungen zu schreiten, um längstens im Jahre 1867 eine fertig vorbereitete Angelegenheit der Allerh. Schlußfassung unterbreiten zu können.

Ze

E

Am Sand

Fischdorfer Sand

Sand

Schutt

Kopats Sziget

Ochsen Au

Ochsenauer Sand

XX

IX

II

Die Schifffahrtshindernisse auf der Donau zwischen Preßburg und Gönyö in Ungarn.

(Mit einer Karte und Profilen.)

Von Dr. Jos. R. Lorenz.

Die Schifffahrt auf der Donau hat noch mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen; darunter sind auch künstliche, wie verfehlte Buhnen, niedrige Brücken rc., ja sogar auch gesetzliche, wie das Regulativ für die Schiffbrücke bei Preßburg, vermöge dessen die Brückenverwaltung das Recht hat, schon bei dem noch ganz mäßigen, die Dampfschifffahrt ganz und gar nicht behindernden Wasserstande von 8 ½ Fuß (nach dem jetzigen dortigen Pegel) das Oeffnen der Brücke zum Durchlassen der Dampfschiffe zu verweigern.*) Die bedeutendsten Schwierigkeiten rühren aber von natürlichen Hindernissen her, — von Stromschnellen und Untiefen. Ueber die verrufenste dieser Stellen hat die Oesterr. Revue bereits im 4. Bande des Jahres 1863 eine sehr eingehende Abhandlung aus der Feder des k. k. Bauinspectors G. Wex gebracht.

Hier soll nun auch die zweite im Range, die beiläufig 6 Meilen lange Strecke von Pischdorf bis Asvany, auf dem Wege zwischen Preßburg und Gönyö in Ungarn, skizzirt und die Möglichkeit einer Abhülfe in Betracht gezogen werden.

Wie viele Flüsse der Erde, so durchläuft auch die Donau abwechselnd feste engere Rinnen, und dann wieder Weitungen mit beweglichem Ufer und Grunde. Während bei einem mächtigen Strome, wie die Donau, in den Engen nur selten durch Klippen und Stromschnellen, die sich fast immer

*) Diese Bestimmung rührt von den Zeiten vor Einführung der Dampfschiffe her, und ist ungeachtet der seither so sehr veränderten Schifffahrtsverhältnisse noch immer nicht abgeändert worden.

auf kurze Strecken beschränken, die Schifffahrt zeitweise behindert wird, sind die alluvialen Weitungen ihrer ganzen Ausdehnung nach durch die raschen und mannichfachen Veränderungen, die fast das ganze Jahr in der Vertheilung von Wasser und Land vorgehen, beschwerlich und oft auch gefährlich. Da hierbei das Uebel meist in der Verzettelung des Wassers in mehrere Arme, dann in Ueberbreiten und in Bildung von Sandbänken (Haufen) besteht, reducirt sich die Schwierigkeit für die Schifffahrt auf die Verseichtung und fortwährende Wanderung des Fahrwassers, welches hierbei oft sehr ungünstige Gestalten — wie rasche enge Krümmungen — annimmt. Die Folge davon ist die Unmöglichkeit, den Schiffen die volle Ladung zu geben und den Remorqueurs eine solche Anzahl von Schleppen anzuhängen, wie es für Ausnutzung der Dampfkraft und des Personales, und zur gehörigen Verwerthung der Zeit erforderlich wäre. Dieselbe Folge haben zwar auch die klippigen Stromschnellen, aber bei diesen ist die Gestalt und Ausdehnung des Hindernisses ein für alle Mal bestimmt, während es bei den Weitungen fortwährend wechselt.

Unstetes Fahrwasser in größerer Ausdehnung bieten aus diesem Grunde schon die in Oberösterreich gelegenen Weitungen von Aschach bis Ottensheim und jene zwischen Wallsee und Ardacker. An beiden treten die festen Ufer jederseits weit vom Flusse zurück und lassen zwischen sich ein breites Alluvialgebiet, innerhalb dessen größere und weniger vorherzusehende Veränderungen vorgehen, als auf allen anderen Strecken bis unterhalb Preßburg. *)

Aber alle Schwierigkeiten dieser zum großen Theile bereits corrigirten Strombreiten werden weitaus durch die Extravaganzen der Donau zwischen Preßburg und Gönyö übertroffen, dergleichen sich überhaupt auf ihrem ganzen schiffbaren Laufe nirgend wieder in einem solchen Grade finden. Die Ausdehnungen, die anderswo nach Klaftern gerechnet werden, muß man hier nach Meilen rechnen; hingegen die Zeit, binnen deren die großartigsten Veränderungen vorgehen, und die anderwärts wenigstens nach Wochen und Monaten gezählt wird, drängt sich hier auf Stunden und Tage zusammen. Wir wollen nun eine flüchtige Skizze dessen entwerfen, was bei einer Fahrt auf dieser ganz verwilderten Bahn jedem aufmerksamen Reisenden auffallen

*) Es werden nur diese beiden vollständig ausgebildeten Weitungen mit unserer Stromstrecke Preßburg-Gönyö verglichen, da nur sie eine allseitige Analogie darbieten. Die ebenfalls an Ueberbreiten leidenden Strecken Linz-Wallsee und Nußdorf-Theben sind ganz anders gestaltet, da sie stets an dem einen Ufer (die letztere am rechten) vollständig feste Steinufer besitzen, und nur nach der andern Seite hin von losem Material begrenzt sind.



muß; wir wollen dabei ein Exemplar der neuen „Schifffahrtskarte der Donau" *) zur Hand nehmen, in der wohl berechtigt scheinenden Meinung, daß man die Puncte der Karte auch in natura wieder erkennen könne.

Wir werden uns aber bald überzeugen, daß man hier, wie in allen Weitungen auch an der oberen Donau über Linz bis Passau, von der in der Karte angegebenen Stromstrich-Linie ganz absehen müsse. Schon jetzt ist sie nirgend mehr richtig; sie weiset uns an, rechts an einer Insel vorbeizufahren, die man jetzt links passiren muß, weil dort, wo 10—20 Fuß Wasser waren, gegenwärtig eine Sandbank liegt, während das Wasser auf einer anderen Seite „aufgemacht" hat; die Karte weiset uns, wo die Donau in zwei bis drei große, durch mächtige Auen geschiedene Arme sich gabelt, in den einen, das Schiff muß aber bereits seit Jahren in einen ganz anderen Arm fahren. Ihrer Gestalt und Ausdehnung nach ist kaum eine einzige der tausend Sandbänke (Haufen) wieder zu erkennen; viele sind jetzt durch wilde „Schleusen" in zwei bis drei Stücke gespalten, zwischen denen der Strom durchstürzt; andere sind ganz fortgetragen, andere vom Strome in die Länge gezogen; sehr viele sind ganz neuen Ursprungs und liegen oft mitten in demjenigen Fahrwasser, welches die Karte andeutete. Von einem Ufer zum anderen giebt es wenige Stellen, wo nicht im Verlaufe weniger Jahre bald das tiefste Wasser geronnen, bald eine breite Bank sich erhoben hätte. Von dieser Beweglichkeit der Gerölle und Schotterhaufen innerhalb eines und desselben Donauarmes wollen wir gar kein besonderes Beispiel anführen; das ist ein ganz allgemeines Schauspiel, wohin immer wir blicken mögen. Aber auch die großen Auen mit hohen Bruchufern (Gestätten) und die Gestade des Festlandes sammt den Wasserbauten, wie sie auf der Karte verzeichnet sind, sind kaum mehr zu erkennen. Gleich unterhalb Preßburg zeigt uns die Karte am rechten Ufer eine Reihe mächtiger Buhnen, welche quer in den Fluß hineinragen; wir glauben an dem Puncte angekommen zu sein, wo man diese Bauten passiren müßte, — und da wir doch nichts davon sehen, fragen wir den Lootsen, ob wir uns etwa in der Orientirung geirrt hätten? „Nein", sagt er, „Sie haben ganz recht; jetzt fahren wir gerade am Jarndorfer Sporn vorüber; dort wo das Wasser so sehr schäumt, liegt er unterwaschen im Grunde des Flusses als ein gefährliches Schifffahrtshinderniß. Wenn Sie einen Augenblick warten wollen,

*) Vollendet bis 6 Meilen unterhalb Pest, in 52 Blättern, wovon 28 den Fluß selbst und 24 die weiteren Innundationsflächen enthalten. Herausgegeben vom k. k. Staatsministerium. Zu haben in der k. k. Staatsdruckerei. Eine Reduction auf 1/3 des Originals liegt der hier beigehefteten Karte zu Grunde.

können Sie gleich noch zwei solche Buhnen sehen.“ So unser Lootse. Wir aber erblicken alsbald an der Stelle des in der Karte verzeichneten Carlburger Spornes eine reißende wilde Schleuse und seitwärts davon hoch aufbrodelndes Wasser, wie eine Stromschnelle über Klippen, denn das Wasser hat den Sporn unterwaschen und seine landseitige Hälfte ganz durchrissen, so daß jetzt gerade dort der Stromstrich durchgeht; die andere Hälfte des Spornes liegt da links draußen unter dem Wasser, und wir haben eben Raum genug, um mit Mühe zwischen dem Ufer und dem seichtliegenden Getrümmer des Spornes durchzukommen. Eine kurze Strecke abwärts folgt noch der Szarndorfer Sporn; er hängt nur noch durch einen schmalen Sandzipfel mit dem Lande zusammen (der vielleicht heute schon durchrissen ist), so daß der Sporn seitwärts im Wasser draußen als Insel liegt, und wie bei dem vorgenannten der Stromstrich sich zwischen ihm und dem Lande durchdrängt. Dies sind die drei mächtigsten Bauwerke auf der Strecke Preßburg-Gönyö und keines von ihnen ist durch irgend ein Hochwasser, einen Eisstoß rc., sondern jedes nur durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge binnen wenigen Jahren in diese Lage versetzt worden. Bald kommen wir dann an Dörfern vorüber, deren Einwohner bereits ihre Hütten verlassen haben, weil diese nächster Tage in's Wasser fallen werden; der Strom, der seit Menschengedenken eine halbe Stunde seitwärts lief, hat sich jetzt auf diese Seite geworfen und hat das 15—25 Fuß hohe Ufer, obwohl seine Grundlage aus zähem Tegel besteht, so lange unterwaschen, bis er an diese Wohnstätten vorrückte; und auch dazu bedurfte es keiner außerordentlichen Elementarereignisse, sondern nur der gewöhnlichen Strömung. Es verschwinden die Grenzmarken der Besitzstände Einzelner und ganzer Gemeinden, und selbst die Behörden verlieren die Anhaltspuncte zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten. Es vergeht keine halbe Stunde, ohne daß wir über lange Strecken schwimmen, die bis vor kurzem noch hohe Auen oder Festufer waren; und im Gegensatze dazu zeigt uns unser Lootse, der schon vor mehr als dreißig Jahren theils mit den alten Schiffzügen, theils mit den Dampfern den Strom befahren hat, die Einfahrten zu den Dutzenden nun verlandeter Arme, durch welche seit den dreißiger Jahren das Fahrwasser zog, und die nun oft weit jenseits einer doppelten oder dreifachen Reihe von hoch bewachsenen Auen liegen, woher uns kaum die obersten Wipfel der Pappelbäume herüber winken. Dort liegen nun Orte verödet, an welchen früher bald durch Flußmühlen, bald durch die Schifffahrt ein reger Verkehr unterhalten und verhältnißmäßiger Wohlstand verbreitet wurde, Vortheile, die nun für wenige Jahre sich wieder ganz anderen Puncten zuwenden, an denen bisher nur dürre Weide oder Augestrüppe zu finden war. — Oberhalb Lipolt passiren wir eine Stelle, wo vor einigen Monaten

noch eine 10 Fuß über das Null-Niveau emporragende, dicht bewachsene große Au gelegen war, die auch auf der Karte noch steht, wo aber jetzt nur noch ein Restchen von 6—8 Quadr.-Kl. sichtbar ist, worauf der Hauptstrom zustürzt, um es binnen wenigen Tagen zu verschlingen. Dann macht das Fahrwasser eine rasche Krümmung; es hat sich erst seit wenigen Wochen die Bahn ausgewühlt und ist noch so enge, daß die Räder des Dampfers für wenig Augenblicke beiderseits in das glücklicherweise weiche Ufermaterial hineinschlagen; und dieser Engpaß ist doch das einzige prakticable Fahrwasser an jener Stelle. — Längst haben wir nun schon die Karte aus der Hand gelegt, denn wir haben uns überzeugt, daß es zwischen beiden Rändern des Flusses — und diese liegen hier nicht selten eine halbe Meile weit auseinander — wenige Puncte giebt, die jetzt noch so gestaltet wären, wie sie auf der Karte stehen. Nur im Kopfe des Lootsen besteht das Bild der hundertmaligen Veränderungen, die da überall vorgegangen sind.

Die bedingenden Ursachen dieser großartigen Ausschreitungen liegen in einer auf den übrigen Strecken der Donau nirgend wieder vorkommenden Combination von Weitung, Stromkraft und beweglichem Ufermaterial. An allen oberhalb gelegenen Weitungen sind die festeren Grenzen ihrer Ausdehnung 15 bis 30 Mal näher an den Strom gerückt; ihr bewegliches Material ist gröber und schwerer, daher nicht so leicht zu verschleppen; ihre Stromkraft endlich ist minder bedeutend, da jedenfalls die Masse des Wassers eine geringere und die Geschwindigkeit entweder kleiner oder doch nicht um so viel größer ist, daß das Product aus beiden ein höheres würde, als auf der Strecke Preßburg-Gönyö. Alle unterhalb dieser Strecke gelegenen Weitungen haben ebenfalls eine weit geringere Stromgeschwindigkeit, unterliegen daher schon deshalb nur geringeren Veränderungen.

Auf unserer Linie Preßburg-Gönyö aber finden wir die angedeutete Combination in folgenden Verhältnissen entwickelt, die ich, vielfach von der Donaudampfschifffahrt-Gesellschaft gefördert, in den drei letzten Jahren durch genaue Untersuchung und Messungen ermittelt habe.

Nachdem die Donau den Paß der kleinen Karpathen bei Preßburg verlassen, tritt sie in die weite oberungarische Ebene ein, wo linkerseits erst in dem Abstande von 4—5 geogr. Meilen, rechts noch dreimal weiter entfernt, wieder die festen Gehänge von Bergzügen auftauchen, aller dazwischen liegende Raum aber von eben ausgebreitetem, mehr oder weniger beweglichem, jungtertiärem, diluvialem und alluvialem Material ausgefüllt ist. Innerhalb dieses weitgedehnten Detritus-Lagers, welches dem Anfalle eines stärkeren Stromes wenig Widerstand zu leisten vermag, ist jedoch eine genauere Unterscheidung zu machen. Betrachten wir die Ufer auf der Strecke unmittelbar

unterhalb Preßburg, so finden wir sie aus diluvialem, ziemlich compactem Sand, aus Tegel, mehr oder weniger cementirtem Gerölle und Schotter — kurz aus einem Material gebildet, welches, wenn auch beweglich, doch weit fester ist, als der ganz lose Sand und Silt, aus dem die meisten in der Donau liegenden Auen bestehen. Jene Ufer erheben sich 8, 10, 15, selbst 20 Fuß über den mittleren Wasserstand der Donau. Ihre Oberfläche ist nicht vollends horizontal, sondern uneben, meist flachwellig, und trägt gewöhnlich Hutweiden, hie und da auch Felder, seltener die Weiden- und Pappeldickichte der eigentlichen Auen.

Solche höhere compactere Ufer älteren Ursprunges begleiten die Donau bis in die Gegend von Pischdorf, wo sich beim „Wolfsrüssel" ein starker Nebenarm vom Hauptstrome abzweigt, mit dem er sich dann nach langem krummen Laufe wieder vereinigt (vergl. die beigeheftete Karte, Gegend der Profile AB und EF). Von dort an treten jene verhältnißmäßig festeren Gelände (die wir in unserer Karte augenfällig bezeichnet haben) weiter vom Flusse zurück; man erreicht sie erst 400 bis 800 Klafter entfernt von der Mittellinie des directen Laufes, während im Strome und zunächst an demselben — abgesehen von den ganz und gar veränderlichen Schotterbänken (Haufen) — die Ufer des Festlandes und der Auen nur aus sehr beweglichem, feinem Griessande und Mehle (Silt) bestehen. Dieses alluviale Material bildet nirgend so hohe Ufer wie das ältere compactere; es erhebt sich dort nur 4 — 7 Fuß über den mittleren Wasserstand und ist von Natur aus fast immer genau horizontal; es trägt Schilf, Weiden, Pappelhaine mit Prunus Padus etc. gemengt, je nachdem es kürzer oder länger seinen gegenwärtigen Platz einnimmt, ist aber nirgend cultivirt und für jetzt auch sehr wenig culturfähig.

Zwischen diesen Ufern, die den höchsten Grad der Hinfälligkeit darstellen, bewegt sich nun von der Pischdorfer Gegend an die Hauptmasse der Donau; erst dort also beginnt die „Weitung" im eigentlichen Sinne des Wortes, indem von dort an selbst der geringe Widerstand der compacteren Diluvial-Ufer sich weitab vom Strome zurückzieht. Jene älteren Schichten sind hier vom Wasser nach allen Richtungen durchwühlt und weggetragen worden und mußten bis zu einer sehr beträchtlichen Breite dem wüsten Treiben der Alluvionen Platz machen. Erst unterhalb Asvany treten die compacteren Ufer wieder nahe an das Hauptfahrwasser heran und beschränken das Alluvium auf wenige im Strome selbst liegende Inseln und Auen. Diese Alluvial-Weitung (Pischdorf-Asvany) innerhalb der Diluvial-Weitung ist der Schauplatz der größten Veränderungen; das Wasser hat eben dort das leichteste Spiel mit seinen Ufern.

Warum hat aber gerade auf dieser Strecke der Strom das festere, mächtigere Diluvium in solcher Breite zerstören und ein so weites Feld für seine Veränderungen gewinnen können? Die Erklärung liegt in dem verhältnißmäßig noch großen und zugleich unsteten Gefälle des ganzen dortigen Terrains. Die Donau läuft nämlich hier auf einem Boden, der durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Zoll auf 100 Klafter fällt (das Minimum ist 1″ 3‴, das Maximum 4″ 6‴, an den meisten Stellen aber zwischen 3″ und 4″); dabei wechselt es oft an je zwei unmittelbar aufeinander folgenden Strecken sehr rasch; z. B. bei Szarndorf von 2″ 7‴ auf 4″ 2‴ und dann wieder auf 2″ 3‴; bei Bodegh von 3″ 5‴ auf 1″ 3‴. Das ist aber ein Gefälle, wie es selbst in der Weitung bei Aschach, mehr als 30 Meilen weiter am Oberlaufe der Donau, wo sie etwa nur halb so viel Wasser hat, auch nicht größer und wechselnder vorkommt, in der Weitung bei Wallsee aber kaum erreicht wird. Durch diese starke Neigung bei reicher Wassermenge hat der Strom die Kraft erhalten, seine ehemaligen Ufer erfolgreicher anzupacken als weiter unten, wo das Gefälle geringer ist (von Asvany bis Gran nur 1″ bis 3‴), und weiter oben, wo bei gleichem Gefälle theils die Wassermenge noch eine kleinere ist, theils die festen Felsenufer weit näher gerückt sind, und wo die Vorzeit keine solche Massen von volubilem Material ausgebreitet hatte.

Noch weiter zurückzugreifen, ist für den Zweck dieser Abhandlung nicht nöthig. Wir wissen, daß wir es hier mit einer von der Natur ganz specifisch vorbereiteten Weitung zu thun haben, die als solche schon ein Terrain für große Veränderungen darbietet.

Die Wirkung dieser ersten Bedingung wird noch verstärkt durch die zweite: durch die große Stromgeschwindigkeit, die in dieser Strecke auch heute noch herrscht, wie dazumal, als das Diluvium von dort fortgetragen wurde, — nur daß jetzt die Masse des Wassers eine geringere ist. Die Donau läuft hier im Stromstriche nach Angabe der erwähnten Schifffahrtskarte noch immer mit einer Geschwindigkeit zwischen 3′ 3″, 3′ 6″, 4′ 9″ in der Secunde, also nicht langsamer als in den Weitungen bei Aschach und bei Wallsee. Diese Geschwindigkeit ist aber auch noch bei weitem nicht die wirkliche, sondern gilt nur von solchen Strecken, wo der Fluß geradeaus geht. In unserer Strecke giebt es aber zahllose Krümmungen jeder Ordnung; nach je $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Meile wendet sich der Strom oft um einen rechten, oft auch um einen spitzen Winkel und durchfließt dabei Krümmungen von 600 bis 1000 Klaftern Sehne. Innerhalb der so abgetheilten Stücke giebt es wieder ungemein zahlreiche Wendungen niederer Ordnungen, die durch Ausnagung von Haufen und Gestätten (hohen Bruchufern) oder durch Umgehung von festeren Bänken hervorgebracht sind. Bekanntlich steigert sich aber die Ge-

schwindigkeit an der äußeren Peripherie der Krümmung sehr bedeutend. Ich habe auf solchen Strecken von 400—1200 Klaftern Länge, wie sie dort alle Augenblicke auftreten, beim Null-Wasserstande (nach dem Wiener Pegel) selbst 8—11' Geschwindigkeit pr. Secunde gefunden, sowohl im Hauptstrome als in den größeren Nebenarmen. So häufige und mächtige Krümmungen kommen aber in keiner anderen Weitung des Donaustromes bei gleichem Gefälle wieder vor, und unser Stromabschnitt Pischdorf - Asvany hat mit Berücksichtigung dieses Umstandes im Ganzen eine weit größere Geschwindigkeit als die oberen Weitungen von Aschach und Wallsee, wo doch nur halb so viel Wasser und ein weit weniger bewegliches Material vorhanden ist. Was Wunder also, wenn der wasserreiche Strom in stark geneigtem, vielfach gebrochenem Bette rasch dahinfluthend, des beweglichen Ufers nicht achtet und auch an seinem Boden fortwährend Sand und Gerölle verschiebt?

Diese Geschiebemassen sind der dritte Factor, den wir noch zu betrachten haben. Die Diluvial- und Alluvial-Massen, zwischen denen die Donau sich durchwühlt, haben in dieser Gegend zur Unterlage einen bläulichgrauen zähen Letten, der theils durch seine Mächtigkeit, theils durch seine Zähigkeit und compactes Gefüge der Gewalt des Wassers gut widersteht. Er ist liegen geblieben, wo die Donau alles darüber gelagerte Diluvium weggetragen und durch Alluvium ersetzt hat; er tritt überall 2—4 Zoll über dem Null-Niveau der Donau an den Ufern hervor; er geht überall unter dem Flußbette durch, von einem Ufer zum andern, in allen Haupt- und Nebenarmen. Aber oft ist er längs der Ufer durch abgerutschte anderweitige Materialien bedeckt, und am Grunde trägt er fast überall eine dicke Kruste von Steingeschieben. Diese geben das Material zu den zahllosen Sandbänken aller Arten und Größen. Sie bestehen hier meist aus Quarzen und Hornsteinen, wenig Hornblendegesteinen, sehr wenig grauen und grauröthlichen Kalksteinen und röthlichen Dolomiten, gar keinen sedimentären Schiefern. Ihre Größe bleibt bedeutend hinter jener der oberösterreichischen und selbst der um Wien herum vorkommenden Flußgerölle zurück; sie sind etwa zur Hälfte der ganzen Masse nuß- und taubeneigroß, zu einem Viertheil zwischen Kirschen-, Bohnen- bis Erbsengröße, zum letzten Viertheil unter Linsengröße bis zum feinsten Gries, während in Ober- und Niederösterreich die größten der noch heute in Massen bewegten Geröllstücke über faustgroß, die gewöhnlichen zwischen Ei- und Kirschengröße sind. Mehliger Silt ist hier gegenwärtig nur in geringer Menge im Wasser suspendirt; das feinste Material ist doch immer mehr körnig und splitterig, da es fort und fort sich nur aus den harten Gesteinen der Ge-

schiebe ergänzt. Die alten Uferbänke (Diluvium?) haben aber auch hier vielfach noch sehr milden Silt. *)

Es ist nun selbstverständlich, daß mit solch' leichtem Material des Flußgebietes und seiner Böschungen die mächtige Strömung leichteres Spiel hat, als einerseits in den oberen Gegenden, wo sie mehr als doppelt so große und theilweise viel schwerere Gerölle vorfindet, während andererseits in den noch weiter unten gelegenen Gegenden zwar das Material noch feiner, aber auch der Strom weit ruhiger und gleichmäßiger wird. **)

Die Wirkungen der nun betrachteten Factoren: — große Weitung, starkes, rasch wechselndes Gefälle, große Geschwindigkeit in den vielen Krüm-

---

*) Das Gesagte gilt von jenen Geschieben, die noch heutzutage regelmäßig vom Wasser verschoben und getragen werden und den Wechsel der Bänke bedingen. Es giebt aber auch Geschiebehaufen aus älterer Zeit, wo das Wasser gleichfalls hier noch größere Steine bewegen konnte. Diese nun unverrückt liegenden Bänke, die, so weit sie mir bekannt wurden, in der Karte eigens bezeichnet sind, bestehen aus doppelt bis dreimal so großen, vorwiegend flach ellipsoidischen Geschieben und Scherben; etwa ein Drittheil davon ist 5—7" lang, 3—4" breit und 2—3" dick; ein zweites Drittel ist beiläufig faustgroß; das dritte Drittel meist eigroß mit Beimengung von kleinerem Grus und Sande. Es sind weiße und gelbe, öfter avanturin-ähnliche Quarze, wenige hornblendehaltige Gesteine, noch weniger Kalke. Gewöhnlich stecken sie schief gegen die Wasserfläche sehr fest in einander verkeilt, so daß sie sehr schwer anzupacken sind.

**) Der Vergleichung wegen sind hier die mehrfach angeführten drei vorzüglichsten Weitungen nach den wesentlichsten Bestimmungsstücken zusammengestellt.

	Länge in Meilen.	Breite des Innundationsgebietes in Meilen.	Gefälle auf je 100 Klafter.	Größte Wechsel des Gefälles.	Geschwindigkeit des Stromstriches in Fuß.	Geschiebe.
Weitung von Aschach bis Ottensheim.	2½	⅓	2" 3‴ bis 4"	Von 2" 3‴ auf 4" und 4"—2" 6‴	3—7'	Größte fast doppelt faustgroß, meist eigroß.
Weitung Wallsee-Ardacker.	2	¼—⅓	2" bis 4" 10‴	3" 5‴—1" 2‴ 2" 3‴—4" 10‴ 4" 10‴—2" 6‴	4'	Vorwiegend faustgroß bis eigroß.
Weitung Vischdorf-Asvany.	6½	links 1½—5 rechts ½—2	1" 3‴ bis 4" 6‴	Von 2" 7‴ auf 4" 2‴ und wieder 2" 3‴. Dann von 3" 5‴ auf 1" 3‴	3' 9" bis 4' 9" (nach der Karte). Selbst beobachtet auch 6'—11'.	Größte nußgroß. Im Mittel bohnengroß. Viel Triebsand und Gries.

mungen, leicht tragbares Material am Grunde — reduciren sich hauptsächlich auf folgende: einseitige, höchst ungünstige Profile der Flußarme und damit Einstürzen der Ufer an der convexen Stromseite; Bildung vieler Nebenarme und dadurch Zersplitterung des Wassers; Entstehung zahlreicher mächtiger Sandbänke an den concaven Seiten der Krümmungen (Uferhaufen) und vor und hinter den stellenweise auftretenden Verengerungen (Mitterhaufen); fortwährendes Verschieben und Zertheilen der einmal gebildeten Haufen bei jedem Wechsel des Wasserstandes.

Nirgend ist die Gestalt des Donaubettes an so vielen rasch aufeinander folgenden Stellen so weit entfernt von den bekanntlich günstigsten Dimensionen des Profils (wobei die größte Tiefe und so auch der Stromstrich in der Mitte einer symmetrisch geformten Rinne zu liegen käme), wie innerhalb der von uns betrachteten Weitung. Fast überall finden wir der vielen Krümmungen wegen entweder den Stromstrich hart an dem e i n e n Ufer hinfluthend (vergleiche Profil I—II auf der Karte), oder das Hauptwasser durch einen Mitterhaufen, der oft auch ganz unter Wasser liegt, in zwei Theile getheilt (Profil IX—X), wovon bald der eine bald der andere sich zum prakticablen Fahrwasser gestaltet, oft aber keiner von beiden hinlänglich viel Wasser und genügende Breite behält, um die Schleppschifffahrt in gehöriger Ausdehnung zuzulassen. *) Erst gegen Gönyö erhält der Querschnitt des Flußbettes wieder eine richtigere Gestalt (Profil XX—XXI).

Die Selbstcorrection des Flusses ist dadurch erschwert, daß das Wasser sich außer der Hauptströmung — von der es oft schwer ist anzugeben, wo sie eigentlich liegt — in mehrere sehr bedeutende, weit von einander divergirende Arme theilt, so daß nirgend auf der ganzen Strecke die ganze Wasserkraft beisammen ist. Diese Nebenarme beeinträchtigen den Hauptstrom nicht nur durch die Entziehung von Wasser, sondern auch noch durch die fortwährenden Neubildungen, die an den Stellen der Wiedereinmündung, wo also zwei oder mehrere verschiedene Stromrichtungen zusammentreffen, vor sich gehen. Abgesehen von der sogenannten kleinen Donau, die mit der großen Donau die Insel Schütt bildet, giebt es zwischen dem Wolfsrüssel (oberhalb Pischdorf) und Szap (unterhalb Asvany) nicht weniger als zehn Nebenarme ersten Ranges, welche theilweise früher die große Donau bildeten und sie später wieder bilden werden, bei etwas höherem Wasserstande auch gegenwärtig den Dampfschiffen genug Fahrwasser bieten und hunderte von großen Fluß-

*) Ich habe viele solcher Profile ausgeführt; hier genügt es aber, nur einige als Repräsentanten ihrer auf dieser Strecke gewöhnlichen Gestalt vorzuführen. Auf der Karte sind die von mir profilirten Stellen mit markirten Linien und Buchstaben bezeichnet.

mühlen treiben. Beim Wolfsrüssel zweigt sich zunächst am linken Ufer der Pischdorfer Arm ab, welcher (beim Nullstande des Pegels) beiläufig 3600 Cubikfuß Wasser, etwa ein Zehntel der gesammten Strommasse, abzapft, *) sein gesondertes Bett mit einer Geschwindigkeit von 5—6 Fuß pr. Secunde betritt und, nachdem er in einem $^{3}/_{4}$ Meilen langen Bogen sich eine Drittelmeile nordwärts von dem nach Osten laufenden Hauptstrome entfernt und auf seinem Wege mehrere kleine Zuflüsse vom Lande her empfangen, ca. 4800 Cubikfuß pr. Secunde in die große Donau zurückbringt. Dieser Arm war zu wiederholten Malen, so 1836—1840, das Hauptfahrwasser, während das gegenwärtige noch nicht wegsam war.

Eine Drittelmeile unterhalb seiner Rückmündung geht der Szemether Arm mit ca. 3000 Cubikfuß pr. Secunde ebenfalls linksseitig ab und bringt nach einem Laufe von einer starken halben Meile gegen 2800 Cubikfuß wieder zurück. Auch er spielte früher, so zwischen 1854 — 1857, mehrmals die Rolle des großen Fahrwassers. Seiner Rückmündung gegenüber verliert die Donau sogleich wieder nahe an 2000 Cubikfuß pr. Secunde durch den langen rechtseitigen Wieselburger Arm und wenige hundert Schritte weiter stromabwärts andere 3600 Cubikfuß durch einen links gegen Guttor hin ziehenden, über eine Meile langen Arm, der kaum 2000 Cubikfuß wieder erstattet. Dieses Quantum geht aber sogleich wieder verloren durch einen rechts gegen Frauendorf und einen links nach Körtvelyes fließenden Nebenarm.

Unmittelbar nach der Wiedervereinigung der letzteren fließt ein mächtiger Arm mit ca. 9800 Cubikfuß pr. Secunde links gegen Dobrogaz, und bringt nach einem fast eine Meile langen Laufe nur noch 5000 Cubikfuß zurück. Jedoch schon früher entzieht ein rechtsseitig zur „Ros'l" abgehender Arm abermals über 3000 Cubikfuß, die dann $^{1}/_{2}$ Meile weiter stromabwärts beinahe unvermindert (da ihm mehrere seitliche Zuflüsse zugehen) beim „Denk-Paul" wieder zurückkommen. Durch diesen Arm ging lange Jahre hindurch der große Stromstrich und lief nach der jetzigen Rückmündungsstelle beim Denk-Paul in gerader Richtung weiter, während er nun einen weiten Bogen nach Norden beschreibt.

Eine kurze Strecke weiter abwärts folgt dann der Arm von Nagy-Bodogh mit mehreren Einlässen, von dem sich, da er durch sehr viele kleine

---

*) Da diese Nebenarme bisher nicht hydrographisch untersucht, nicht profilirt und geaicht waren, habe ich besondere Mühe darauf verwendet, diese Messungen anzustellen. Ueberall wurde an den Ein- und Ausmündungen von 2 zu 2 Klaftern sondirt und die Geschwindigkeit gemessen, so daß die Menge des durchfließenden Wassers berechnet werden konnte.



Nebenrinnen mit dem Hauptstrome communicirt, oft nicht sagen läßt, wo das Wasser hinein und wo es heraus kommt.

In der Gegend seiner Rückmündung zweigen zwei weitere Arme ab: ein mächtiger links gegen Baka mit 8500 Cubikfuß gegen 5000 Cubikfuß Rückerstattung, der um 1837—1840 das große Fahrwasser bildete; und ein ebenfalls ziemlich bedeutender rechts gegen Asvany, der gegen 7000 Cubikfuß mitnimmt. Es ist begreiflich, wie gerade dort, um Lipolt herum, der größte Wassermangel auf der ganzen Strecke zu herrschen pflegt. Nachdem diese beiden Arme — der letztere erst gegen Szap hin, — zum Hauptstrome zurückgekehrt sind, hören die großen Abzweigungen auf, gerade dort, wo das Gefälle geringer und stetiger wird und das compactere Diluvium wieder unmittelbar an den Hauptstrom herantritt.

Außer den genannten großen Armen giebt es noch eine stets wechselnde Anzahl von 30—50 kleineren Rinnsalen, wovon jedoch eines oder das andere ebenfalls von Zeit zu Zeit zum Hauptstrom sich erweitert, während andere verlanden, alle mitsammen aber ihre Gestalt fortwährend ändern.

Die großen Nebenarme haben alle einen gemeinschaftlichen Charakter darin, daß sie vom Hauptfahrwasser, welches mehr oder weniger in der Mitte der Alluvialweitung verläuft, schief gegen die Diluvialgrenzen der Weitung hinstreben, dann längs derselben in einem Bogen hinlaufen und endlich nach einer Gesammterstreckung von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Meilen oft in mehrere kleine Arme getheilt zum Hauptstrome zurückkehren. Je weiter entfernt vom Hauptwasser, desto regelmäßiger und ruhiger ist ihr Lauf; in der Mitte dieser großen Nebenwässer, wo sie das Diluvialufer der Weitung erreicht haben und nur noch an einer Seite vom Alluvium begrenzt sind, kommen selbst in Jahren sehr wenige Veränderungen vor; ein Fingerzeig, wie viel durch eine selbst nur geringe Verfestigung der Ufer zur Correction auch des Hauptstromes beigetragen werden könnte.

Eine andere gemeinsame Eigenschaft der großen Nebenarme ist die, daß sie alle beim Abströmen vom Hauptwasser eine große Geschwindigkeit in einem schmalen Bette besitzen, bei der Wiedervereinigung mit der großen Donau aber in einem weiten und oft auch sehr tiefen Bette ganz langsam sich bewegen, so daß meistens die Wassermenge, die in den Strom zurückkehrt, geringer ist, als diejenige, welche in derselben Zeit vom Strome sich abzweigt. Der größte Verlust kommt bei niedrigem Wasserstande (von 2—3" über Null abwärts) auf Rechnung der Verdampfung, da der retentive Letten, welcher von diesem Niveau nach abwärts das Bett aller Arme auskleidet, ein seitliches Entweichen von Wasser unmöglich macht. Erst über der genannten Höhe kann Seichwasser einerseits weiter in's Land hinein, andererseits durch

die Inseln und Auen seitlich wieder in den Hauptstrom kommen und so eine verdeckte Communication der Gesammtwassermasse herstellen. Es folgt daraus, daß gerade zur Zeit, wo der Wassermangel am größten ist, die Nebenarme am entschiedensten das dem Hauptstrome entzogene Wasser festhalten und demselben nur einen durch Verdampfung und weite Verzettelung sehr verringerten Antheil wieder zurückerstatten.

Dies ist die Rolle der großen Nebenarme. Ueber das Treiben der Geschiebe ist es wohl kaum nöthig, hier, nach dem bereits Gesagten, noch nähere Details anzuführen.

Fassen wir die nun skizzirten Uebelstände der Profilgestaltung, der Stromtheilungen und der Alluvionen-Bildungen zusammen, so können wir wohl sagen, daß hier der größte Strom des civilisirten Europa, mitten im Gebiete seiner Schiffbarkeit, als ein ganz und gar wildes Wasser, als ein riesiger roher Wildbach sich geberdet.

Da zur Regulirung dieser Strecke bisher noch fast gar nichts geschehen ist — die vor Jahren nach einem ganz verfehlten System heroisch in den Strom hineingesetzten Buhnen, die seither ausnahmslos vom Wasser weggerissen wurden, sind eher Hindernisse als Corrections-Objecte geworden — drängt sich die Frage auf, wie dem Uebel in einer seiner Natur angemessenen Weise abgeholfen werden könnte.

Wir wollen hierbei nicht in die uns ferner liegenden Details der Baulichkeiten eingehen, sondern, so wie wir die Natur des Uebels nach hydrographischen Gesichtspuncten betrachtet haben, so auch nur die hieraus sich ergebenden Gegenmittel andeuten, die Ausführung dem eigentlichen Bautechniker überlassend.

Daß das System der allmälich aber sicher wirkenden und haltbaren Parallel-Bauten, mittelst welcher bereits in Ober- und Niederösterreich das Fahrwasser der ein- und zweiseitigen Weitungen so bedeutend verbessert wurde, in Anwendung gebracht werden müsse, ist an leitender Stelle auch für diese verwilderte Stromstrecke schon in Aussicht genommen und verspricht jedenfalls bei consequenter Anwendung auch hier die besten Erfolge.

Es werden aber hierbei außer den Uferbeschlächten besonders noch einige Correctionen des Gefälles und die Abdämmung mehrerer Nebenarme in's Auge zu fassen sein. In dem raschen Wechsel des stellenweise noch bedeutenden Gefälles und in den vielen und scharfen Krümmungen liegen eben die Hauptursachen der Schifffahrtshindernisse und zugleich jene Ursachen, welche durch Kunst beseitigt werden können, während das Gesammtgefälle der ganzen Gegend, die vorhandene Wassermenge, die Beschaffenheit des Alluvial-Materiales unabänderlich gegeben sind. Ohne bedeutende Durchstiche und Ab-

tragungen zur Geradestreckung des Laufes und zur Sänftigung vieler Krümmungen, ohne Baggerungen zur Verlegung des Stromstriches in die Mitte des neuen Bettes werden die Arbeiten hier nicht genügenden Erfolg haben können, während in Ober- und Niederösterreich, wo die zu corrigirenden Ausschreitungen niemals so excessiv waren, Uferbeschlächte und Abdämmungen so ziemlich die ganze Taktik im Kampfe gegen das Element ausmachten.

Eine der wichtigsten Aufgaben aber wird der theilweise Abschluß der Nebenarme ausmachen. Daß derselbe nothwendig sein wird, dürfte nach allem Gesagten kaum mehr zweifelhaft sein; allein diese Nothwendigkeit wird nur für die Wasserstände, die unterhalb der Oberfläche des blaugrauen Lettens liegen, vorhanden sein; die Abschlußdämme werden also nur bis zum Niveau von 3—4 Zoll über dem Nullpuncte reichen dürfen. Bei diesen Wasserständen tritt nämlich, wie früher nachgewiesen, die Nothwendigkeit des Beisammenhaltens der ganzen Wassermasse erst entschieden ein, und ist es auch dann erst möglich, das Wasser in einem bestimmten Bette, ohne Verlust durch Seichwasser, zu erhalten. Bei allen Wasserständen über der Lettenlage hingegen würden sich die Nebenarme, wenn nur ihre Sohle tiefer liegt als die Oberfläche des Lettens, in Folge des seitlichen Abflusses durch die permeablen Alluvial-Schichten selbst dann füllen, wenn die Einmündungen dieser Arme noch so hoch abgedämmt wären.

Außer den Strombauten, ja als Mittel zur Beurtheilung ihres nothwendigen Zusammenhanges, so wie ihrer Wirkungen, erscheint es aber auch nothwendig, die vortreffliche Schifffahrtskarte der Donau (abgesehen von den ganz localen Plänen, die sich auf Neubauten beziehen) für diese Strecke fortwährend zu corrigiren. Nur so wird diese Karte auch für diesen Abschnitt des Stromes ihren Namen verdienen und ihren Zweck erfüllen.

Sie hat den Titel „Schifffahrtskarte". Wir fragen also natürlich zuerst: dient sie vorzüglich der Schifffahrt? — Wir müssen zwischen einer Schifferkarte und einer Schifffahrtskarte unterscheiden. Eine Schifferkarte wäre eine solche, nach welcher der Schiffer bei jeder einzelnen Thal- oder Bergfahrt sein Fahrwasser finden, seinen Weg sich verzeichnen könnte. Solche Karten kann es aber für Flußstrecken wie die ganze Donau, so weit sie österreichisch ist, gar nicht geben. Fast durchgehend ist da die Geschwindigkeit so groß, daß der Steuernde bei der Thalfahrt nicht die Zeit hat, erst die Karte über das Fahrwasser zu consultiren; ferner handelt es sich bei manchen Wasserständen an sehr vielen Orten um Distanzen von wenigen Klaftern oder selbst Fußen, die aus der Karte gar nicht hinreichend abzunehmen sind; der erfahrene Flußschiffer hat an dem bloßen Ansehen des Wassers und den vielen Nuancen seiner Oberflächenbewegung in der Regel

Anhaltspuncte genug, um sich sein Fahrwasser herauszuschauen. Jede einzelne Fahrt fordert ihre eigene unausgesetzte Wasserschau mit Anknüpfung an die bei den letzt vorhergegangenen Fahrten gemachten Wahrnehmungen. Die Lootsen oder Nauführer haben großentheils eine ausgezeichnete Sicherheit hierin; und diese könnte durch Abrichtung auf Karten nur beirrt, keineswegs gesteigert werden. Die Donauschiffer werden nie nach einem gezeichneten Fahrwasser steuern, und eine Schifferkarte könnte für unser Gebiet keine praktische Anwendung finden, selbst wenn die Ausführung einer solchen Karte für ein in seinen Details so veränderliches Wasser möglich wäre. — Eine Schifffahrtskarte hingegen soll nicht dem einzelnen Schiffer für jede einzelne Fahrt dienen, sondern den Betriebsleitungen der Schifffahrtsunternehmungen und allen, welche an den hydrographischen Bedingungen und statistischen Verhältnissen einer ganzen größeren Schifffahrtslinie Interesse haben, diese Bedingungen und Verhältnisse so darstellen, daß daraus möglichst fruchtbare praktische Folgerungen gezogen werden können. Eine solche Karte muß den Betheiligten höchst wünschenswerth sein; sie ist auch möglich, — ja sie ist in der erwähnten Donaukarte theilweise schon verwirklicht und kann durch Aufnahme jener weiteren Arbeiten, die in der Consequenz der bisherigen liegen, auch völlig verwirklicht werden. Jene Karte enthält in Bezug auf die Schifffahrt zweierlei Daten.

Erstens solche, die sich gar nicht oder in der Regel nur sehr langsam ändern, also relativ beständige; zweitens solche, die ihrer Natur nach gar nicht beständig bleiben können, sondern in einem steten Wechsel begriffen sind.

Zur ersten Kategorie gehören die Positionen und Distanzen der Ortschaften, Landungsplätze, Werften, Winterhäfen, das entferntere Ufer-Terrain außerhalb des Inundations-Gebietes, ein Theil der Uferbauten, Treppelwege, Ueberfuhren, Flußmühlen u. s. w.

Allein was die Schifffahrt vor allem interessirt, ist doch die Frage: wo fährt man und wo kann man fahren und wo nicht? und unter welchen Bedingungen? Es ist dies nicht die — durch eine Karte nicht wohl zu beantwortende — Frage, welche den einzelnen Schiffer für jede einzelne Fahrt interessirt, nämlich die Frage nach den Details des Fahrwassers an jedem Puncte der Fahrlinie, sondern die Frage nach den Hauptzügen der hydrographischen Schifffahrtsbedingungen, von denen diejenigen, welche den Betrieb einer Fahrlinie zu leiten berufen sind, sich im Zusammenhange und in jedem Momente ein klares Bild zu entwerfen im Stande sein sollten. Es handelt sich also hierbei natürlich nicht überall um die äußersten Einzel-

heiten innerhalb der fahrbaren Hauptarme, sondern um diese Hauptarme selbst und ihren gewöhnlich durch längere Zeit im wesentlichen gleich bleibenden Charakter; um die Vortheile und Nachtheile, welche mit ihnen verbunden sind; um die Art und Bedeutung der dort vorkommenden Schifffahrtshindernisse; um die Rolle, welche dieselben bei den verschiedenen Wasserständen spielen; um die Möglichkeit ihrer künstlichen Beseitigung oder ihres natürlichen Aufhörens; um die Aussichten auf vortheilhaftere Gestaltung der Wasserbahnen u. s. w. Nur von solchen Stellen, bei denen schon die kleinste Aenderung in der Gestalt des Fluß-Querprofiles die Gefahr einer Unterbrechung der ganzen Fahrtlinie mit sich bringt und deren es insbesondere zwischen Preßburg und Gönyö fortwährend mehrere, oft jährlich andere giebt, wäre die stete Evidenzhaltung aller einschlägigen Details angezeigt. Das sind Dinge, deren zusammenfassende Kenntniß für die ganze Fahrtlinie einer Unternehmung, wie z. B. der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, über die Aufgabe des einzelnen, wenn auch noch so tüchtigen Lootsen hinausgehen. Sie gehören aber für alle jene Strecken, wo der Fluß in Weitungen auf und zwischen beweglichem Detritus sich durchwindet, zur Kategorie der höchst veränderlichen Daten. Selbst die Uferbauten, wenngleich sie jetzt nach einem angemesseneren Systeme nicht mehr dem Strome sich geradezu entgegensetzen, sondern als Parallelbauten ihn nur allmälich abweisen und zusammenhalten, können die Natur der Alluvial-Weitungen nicht wesentlich umändern. Detritus wird jedenfalls vom Flusse mitgebracht und muß in den Weitungen abgesetzt werden, folglich fortwährend „Haufen" bilden; es handelt sich nur darum, an welchen Theilen des Flußbettes sie abgelagert werden, und ob sie das Fahrwasser mehr oder weniger abdrängen; unverändert kann es einmal auf solchen Strecken nicht bleiben.

Es folgt daraus, daß unsere Schifffahrtskarte für alle diese Strecken eine ganz andere Rolle spielt, als für jene mit engerem, mehr regelmäßig rinnenförmigem und fest begrenztem Bette. Ihrem Maßstabe nach ist sie eine Plankarte; man kann darauf einzelne Häuser, Mühlen u. s. w. noch darstellen, und die Genauigkeit der Distanzen und Richtungen der wirklich fixen Puncte ist dieselbe, wie es eine Plankarte verlangt. Diese Rolle kommt ihr auch für die Strecken des stetigen Laufes in Bezug auf das Flußbett selbst zu; und wenn der Flußschiffer wie der Seefahrer seine Bahn nach einer Karte suchen und sie nicht vielmehr von Augenblick zu Augenblick sich „ausschauen" müßte, so wäre in solchen Strecken auch die Fahrwasserlinie der Karte für ihn maßgebend. In den Alluvial-Weitungen hingegen wird die Karte für alles, was zwischen den beiden Rändern des Inundationsgebietes oder wenigstens des Flußbettes liegt, zur bloßen Charakter-

Karte, d. h. es bleibt im allgemeinen wahr, was sie sagt, ändert sich aber in allen Besonderheiten fortwährend ab.

Wir können also dort, wo die Karte große Strombreite oder weite Krümmungen oder eine Masse von Inseln zeigt, erwarten, daß wir wirklich dort große Strombreite, weite Krümmungen oder eine Masse von Inseln finden werden, allein wir finden nicht mehr diese Breite, diese Krümmungen, diese selben Inseln, welche die Karte enthält. Dasselbe gilt aber nicht allein von den in der Karte dargestellten Vertheilungsverhältnissen von Wasser, Land und Alluvialmaterial, sondern auch von allen hydrotechnischen Bestimmungsstücken. Wie sich mit der Verlegung des Materials oder des Stromstriches der Querschnitt jeder Stelle ändert (und das geschieht, wie wir zur Genüge gesehen haben, in der allergrößten Ausdehnung), so ändert sich auch das Gefälle und jedenfalls die Geschwindigkeit sowohl an der Oberfläche als auch in den verschiedenen Tiefen und Entfernungen vom eigentlichen Stromstrich. Es ist also eigentlich gar wenig mehr wahr von allem dem, was die Karte über das eigentliche Flußbett, über das eigentliche Object der Schifffahrt an Detail angiebt; sie ist in allen hydrotechnischen Beziehungen für die Alluvialweitungen nur Charakterkarte. In dieser Eigenschaft aber hat sie für die Schifffahrtsunternehmungen und Interessenten gar nicht mehr jene praktische Bedeutung, die sie haben könnte und sollte; denn um die jedesmaligen hydrographischen Schifffahrtsbedingungen in einem klaren Bilde zusammenfassen zu können, muß man den neuesten Stand der Bestimmungsstücke kennen, zugleich aber in der Lage sein, den gegenwärtigen Stand auf die früheren Verhältnisse zurückzuführen und die nächstkünftigen mit möglichster Sicherheit vorauszusehen, d. h. es muß das, was sich von veränderlichen Daten in einer Schifffahrtskarte überhaupt darstellen läßt, stets berichtigt werden; die Karte darf nie veralten.*)

*) In richtiger Würdigung dieses Gegenstandes hat der k. k. M. R. v. Streffleur schon bei der ersten Anregung zur Anfertigung der Schifffahrtskarte auch den Antrag gestellt, es sollten zur Vervielfältigung Kupferplatten gewählt, in dieselben die wichtigen Veränderungen in angemessenen Zwischenzeiten nachträglich gravirt und so die Herausgabe von stets correcten Auflagen ermöglicht werden. Auf Kupferplatten kann man nämlich beliebige gravirte Stellen durch einen Niederschlag wieder ganz ausgleichen und darauf neu graviren. Auf Steinen geht diese partielle Correctur ohne Umdruck nicht an, da man durch theilweises Ausschleifen fast immer zu tiefe Höhlungen im Steine bekommt; und damals war der Umdruck in seiner gegenwärtigen Anwendung wohl noch nicht bekannt.

Wenn nun, nachdem schon vor so vielen Jahren für Eintragung der Veränderungen in die Donau-Karte gesprochen wurde, auch heute wieder daran erinnert

Schließlich glauben wir noch darauf hinweisen zu sollen, daß es für Strecken, wie die in Rede stehende, wichtig sei, Fortschritte in der Kunst zu machen, welche die bevorstehenden Veränderungen im Flußbette, die günstigen so wie die ungünstigen, rechtzeitig voraussehen lehrt, um die entsprechenden Maßregeln vorkehren zu können. Es wird nämlich für solche Strompartien wohl niemals ein Zustand eintreten, bei dem nicht noch fortwährend Aenderungen von größerer Tragweite unabweislich vor sich gehen werden. Bezüglich der Voraussicht solcher Aenderungen begegnet man zweierlei entgegengesetzten Einwürfen. Die einen sagen: Wir kennen ja bereits die Gesetze, nach denen die Veränderungen eines Flußbettes vor sich gehen; längst sind die Formeln gefunden, nach denen für jede Gestalt des Querschnittes bei bekannter Geschwindigkeit des Wassers auch die Flußmenge, die Geschwindigkeit in den verschiedenen Tiefenschichten und Uferabständen, die bewegende Kraft des Wassers und seine Fähigkeit, Detritus-Massen von gegebenem specifischen Gewichte zu tragen oder Ufer und Bauten anzupacken, berechnet werden kann; längst weiß man, welche Gestalt der Querschnitt bei Krümmungen, vor und hinter Verengungen u. s. w. annimmt; hierauf beruhen aber sämmtliche Veränderungen im Inundationsgebiete, und man bedarf daher keiner weiteren Studien.

Diese Behauptungen sind richtig, aber der Schluß daraus ist fehlgegriffen. Denn es handelt sich nicht um allgemeine Lehrsätze, sondern um concrete Regeln, nach denen sich der Praktiker richten kann; es ist die Rede von der Donau und von bestimmten Strecken ihres Laufes. Um rechnen zu können, muß man die Elemente, mit denen gerechnet werden soll, kennen; es muß, um bei den eben angeführten Formeln zu bleiben, der Querschnitt, die Geschwindigkeit des Wassers, die Beschaffenheit der Sinkstoffe, oder wenn der Querschnitt unbekannt ist, die Gestalt der Flußkrümmung oder der Weitung und Verengung im Detail bekannt sein, um hieraus den Querschnitt (übrigens auch nur ganz beiläufig) ableiten und das weitere berechnen zu können. Eben diese Daten kennt man aber selbst mittelst der vorliegenden Donaukarte noch nicht hinreichend, da, wie schon früher erwähnt, alle in der Karte angegebenen hydrotechnischen Details schon nach

---

wird, liegt dabei nur die Absicht zum Grunde, darauf hinzuweisen, wie das, was bereits vor der Inangriffnahme der Karte als nöthig erschien, jetzt, nachdem die Karte vollendet ist und man ihre Beziehungen zur Schifffahrt besser überschauen kann, um so nothwendiger erscheint. Es wird das zwar nicht direct den Strom corrigiren, aber es wird dadurch der Ueberblick gewonnen, der zur richtunggebenden hydrographischen Beurtheilung der Correctionen in ihrem Zusammenhange erforderlich ist.

kurzer Zeit nicht mehr richtig sind, Querschnitte wichtiger Stellen aber und Unterscheidungen im Detail dort gar nicht vorkommen.

Gerade deshalb also, weil jene allgemeinen Lehrsätze uns zur Verfügung stehen, ist die Erhebung der noch fehlenden Daten von Belang, weil wir dann erst von jenen Sätzen Anwendung auf unser Object, auf die Donau oder auf bestimmte wichtigere Strecken ihres Laufes machen können. Bemerkt muß auch noch werden, daß bei den bekannten hydrotechnischen Formeln fast immer eine regelmäßige Gestalt der Flußrinne, wie sie bei regulirten und in feste Ufer gefaßten Flüssen, nicht aber auf unserer Strecke stattfindet, vorausgesetzt wird.

Der andere Einwurf lautet: man wird ungeachtet aller Lehrsätze, Formeln und Erhebungen doch nie dahin kommen, die Veränderungen im Flußbette mit Sicherheit vorherzusagen. Die möglichen Fälle sind zu mannichfaltig, die Wirkungen zu rasch und von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß man darauf verzichten muß, in einem nicht regulirten Flußbette die Veränderungen in Wasser und Schuttmaterial zu prophezeien. Gegen die Leugner von Möglichkeiten ist es immer gut, Göthe's Rath zu befolgen: „Leugnet dir einer die Bewegung, so geh' ihm vor der Nase herum.“ Wir sind zwar noch nicht in der Lage, durch ein vollendetes System des Wasserprophezeiens die Möglichkeit desselben zu beweisen, aber einige Grundzüge dürften genügen, um zu zeigen, daß die weitere Verfolgung solcher Arbeiten brauchbare Resultate verspreche.

Vor allem muß das „Divide et impera“ auch auf die zu beherrschenden Naturmächte, hier also auf den Fluß angewendet werden. Der ganze Fluß bildet freilich ein zu großes Wirrsal von Möglichkeiten dar, denen gegenüber einem leicht der Muth entschwindet. Aber der Fluß theilt sich von selbst in natürlich begrenzte Strecken, deren jede sich so zu sagen wie eine „hydrographische Individualität“ verhält, indem sie ganz bestimmte Charaktere in Bezug auf Gefälle, vorfindiges Schuttmaterial, Ufergestaltung, Krümmungstendenzen, Gestalt der Querschnitte u. s. w. besitzt; — Charaktere, die sammt ihren detaillirteren Consequenzen innerhalb bestimmter Grenzen ziemlich constant bleiben. — So giebt es Stromengen und Stromweitungen, jede entweder mit festen oder mit beweglichen Ufern, jede entweder mit starkem oder mit geringem Gefälle, mit Bänken von leichter oder schwerer tragbarem Material u. s. w. Soweit dieselbe Combination dieser selben Factoren gleich bleibt, also in jeder natürlich abgegrenzten Stromstrecke, haben auch die vor sich gehenden Veränderungen einen ganz bestimmten Charakter. — Es wäre also vor allem der Fluß in solche natürlich charakterisirte Strecken zu theilen, die man nach Umständen noch weiter untertheilen würde.

Von diesen Strecken wollen wir hier nur diejenigen im Auge behalten, die als Weitungen mit noch ziemlich großer Geschwindigkeit und leicht beweglichem Material die gefährlichsten sind. Selbst in derlei Alluvialweitungen habe ich immer zweierlei Auen und Haufen gefunden: solche, die vermöge der Größe und des Gewichtes ihrer Elemente und vermöge ihrer weniger compacten Lagerung der Veränderung durch die verschiedenen Wasserstände der Gegenwart zugänglich sind; dann aber auch solche, die, wenngleich sie dem Anfalle der gegenwärtigen Strömungen ausgesetzt sind, doch gar nicht oder nur unbedeutend angepackt werden, weil sie Ablagerungen aus früheren — vielleicht noch aus den diluvialen — Zeiten sind, wo der mächtigere Strom auch noch mächtigere Geschiebe bis in jene Gegenden tragen konnte, wohin jetzt nur noch kleineres Gerölle gelangt. Die Schiffleute haben diesen Unterschied längst herausgefunden und nennen solche, dem heutigen Wasser unangreifbare Bänke „alte Haufen." Diese wären also mit den anderen unbeweglichen, aus festem Gestein bestehenden Inseln und Ufergeländen zu unterscheiden von den heutzutage noch beweglichen. Hierdurch vermindert sich schon die Menge der in Evidenz zu haltenden Objecte und vereinfacht sich die Aufgabe, indem ein guter Theil der in der Karte verzeichneten Haufen, Auen u. s. w. als fix zu betrachten sein wird.

Bleiben wir bei den veränderlichen Haufen und Ufern jeder Stromstrecke. Dieselben unterliegen zwar verschiedenen Schicksalen, aber diese sind doch nicht unübersehbar, und es kommen nicht in jeder Stromstrecke alle möglichen, sondern nur gewisse, gerade für diese Strecke charakteristische Veränderungen vor. Die Entstehung neuer Haufen und Auen läßt sich zurückführen auf die Umgehung von Uferland, auf die Theilung älterer Alluvionen, auf das Niederfallen von Sinkstoffen im Flußbette, herbeigeführt entweder durch Erweiterung des Bettes, oder durch Rückstauung, Kreuzung zweier Stromrichtungen, local auch durch Baumstrünke, die sich im Grunde festgerannt haben, dann durch Verschiebung der bereits vorhandenen Haufen in der Stromrichtung u. s. w.

Die natürliche Beseitigung von Alluvialmassen hingegen erfolgt hauptsächlich in Folge von Trennung derselben mittelst sogenannter wilder Schleusen, dann durch Unterwühlen und Einstürzen, durch einfaches Wegspülen u. s. w. Anders sind die Wirkungen während eines Hochwassers und nach der Culmination desselben beim rascheren Abfließen der früher gestauten Fluthen.

Wenn man nun diese entscheidenden Gesichtspuncte festhält und nach ihnen den beweglichen Theil der Alluvionen fortlaufend beobachtet, dürfte es wohl möglich sein, die unter den verschiedenen Umständen in jeder Strom-

strecke bevorstehenden Veränderungen mit einer dem praktischen Bedürfnisse genügenden Sicherheit voraus zu bestimmen.

Schließlich scheint uns auch eine pragmatische Geschichte der Donau, wo möglich in graphischer Darstellung der bereits seit vielen Jahren vorgekommenen und bisweilen von den Bauämtern einregistrirten Aenderungen des Flußlaufes ein wichtiges Mittel, um zur übersichtlichen Kenntniß praktisch verwerthbarer Regeln für bestimmte Strecken zu gelangen.

Nur gestützt auf die Hydrographie wird die Bautechnik im Stande sein, die ganz eigenthümlich großen Schwierigkeiten solcher Gebiete, wie jenes zwischen Preßburg und Gönyö, zu überwinden.

---

*) In der beigehefteten Karte sind überall, wo dies aus übereinstimmenden Aussagen mehrerer verläßlicher Lootsen zu entnehmen war, auch die früheren Richtungen des Fahrwassers, von den dreißiger Jahren angefangen, ersichtlich gemacht. Es bleiben aber hierbei allerdings noch manche Zweifel, wie z. B. über den Lauf 1837 zwischen Süly und Asvany u. s. w.

Zur Geschichte des Concertwesens in Wien.

Von Dr. Eduard Hanslick, k. k. Universitäts-Professor.

II.

Wohlthätigkeits-Akademien. (1800–1820.)

Den guten Ruf der Wohlthätigkeit hat die Wiener Bevölkerung von jeher verdient und besessen. Als eines der erfolgreichsten Mittel, die allgemeine Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, war in Wien, seit es Musik giebt, die Musik verwendet. Wir erinnern, daß bei der Gründung der „Gesellschaft der Musikfreunde" der humanitäre Zweck ihrer musikalischen Bestrebungen beinahe eben so stark als der künstlerische betont wurde; eine Rücksicht, die sich im Laufe der Jahre, und zwar nicht vieler Jahre, allerdings verlor, da die erste Sorge der Gesellschaft doch die sein mußte, selbst fortzubestehen und die Kosten ihrer großen Aufführungen aus dem Ertrag zu decken. Einem Wohlthätigkeitszwecke, der allerdings die Mitwirkenden unmittelbar anging, verdankte auch Gaßmann's Tonkünstlerverein seine Entstehung. Für besondere Wohlthätigkeitsanstalten fanden aber stets zahlreiche Concerte statt oder, wie man sie nannte, „Akademien." Der Name „Concert" kommt spät vor, zuerst bei den „Concerts spirituels" und den „Gesellschaftsconcerten", viel später bei den Virtuosenconcerten; die Wohlthätigkeitsconcerte haben noch heutzutage die „akademische" Bezeichnung beibehalten. Bis in die dreißiger Jahre trugen sie, ihren vielfältigen Inhalt andeutend, meist den pompösen Titel: „Musikalisch-declamatorisch-mimisch-plastische Akademie", denn alle Künste mußten bei solchem Anlaß zur Heranlockung des Publicums zusammenwirken.

Gewisse, besonders begünstigte Wohlthätigkeitsinstitute finden wir alljährlich mit einer „Akademie" bedacht. Die Akademie für die „öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten" im Burgtheater fiel regelmäßig auf den 15 November, die für das Bürgerversorgungshaus von St. Marx im großen Redoutensaal auf den 25 December; die „Gesellschaft der adeligen Frauen" gab im Kärnthnerthortheater zum Besten der Findlinge alljährlich ihre Akademie am Ascher-

mittwoch. Man ersieht daraus, daß man in kirchlicher Hinsicht in Wien früher weit liberaler war, als gegenwärtig; Akademien am Ostersonntag, am ersten Weihnachtsfeiertag (25 December), sogar am Weihnachtsabend selbst, am Aschermittwoch u. s. w. fanden in den zwanziger und dreißiger Jahren regelmäßig statt. Da an diesen Tagen alle Schauspiele geschlossen waren, konnten die Wohlthätigkeitsinstitute auf eine gute Einnahme zählen. Akademien für arme Kranke aus dem Handelsstand, für die Hoftheater-Armen u. a. finden sich gleichfalls ziemlich regelmäßig. Diese Akademien fanden meistens in den Hoftheatern oder dem großen Redoutensaal statt, da der kaiserliche Hof diese Localitäten unentgeltlich für die gedachten Zwecke an theaterfreien Abenden überließ. Auch im Universitätssaal, im landständischen Saal und im Wiedner Theater kamen Wohlthätigkeits-Akademien vor.

Das Programm dieser Akademien war so gemischt als möglich. Den Anfang machte eine Ouverture, es folgten Virtuosenproductionen und Gesangstücke, Declamationen waren unerläßlich, vom Jahr 1812 an finden wir „Tableaux" oder „mimisch-plastische Darstellungen" beinahe als regelmäßigen Schmuck.

Wir führen die Hauptbestandtheile einiger der interessantesten dieser Akademien zur Charakteristik auf:

15 November 1808. (Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten.) Akademie, wobei eine Symphonie, Ouverture und ein Clavierconcert von Beethoven, von ihm selbst dirigirt.

25 December 1808. (Bürgerversorgungshaus in St. Marx.) Die Rückkehr des Vaters, Cantate von Seyfried.

8 September 1809. (Theater-Armen.) Akademie; dabei Es-dur-Symphonie von Beethoven; Violinconcert, componirt und gespielt von Clement; Terzett und Quartett aus Mozart's „Villanella rapita".

27 April 1810. (Theater-Armen.) Ouverture „Coriolan"; Clavier-Concert von Dussek, gespielt von Frl. Tratti; Potpourri auf dem „Panmelodikon" von C. Kreutzer; Violinconcert, componirt und gespielt von Mayseder.

15 November. (Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten.) Ouverture „Titus"; Symphonie von Haydn; Violinconcert von Spohr, gespielt von Mayseder; Arien von Herrn und Madame Campi, Herrn Siboni.

28 Februar 1811. (Gesellschaft adeliger Damen.) Ouverture „Coriolan"; Fagott-Concert von Bärman, k. preuß. Kammervirtuosen; Declamationen von Frl. Adamberger und Hrn. Brockmann (Stücke aus Klopstock's „Messias", Gedichte von Schiller rc.); italienische Arien, gesungen von Siboni, Rabichi, Frl. Buchwieser rc.; drei Tableaux: „die Königin von Saba", nach Raphael; „die Ohnmacht der Esther", nach Poussin; „die Verhaftung des Haman", nach Vincenz Troyes. Der „Sammler" nennt diese Tableaux nach berühmten Meistern „ein Schauspiel, welches auf der hiesigen Bühne zum ersten Mal gegeben und für den größten Theil der Zuseher ganz neu war." (Jahrgang 1812, vom 12 Februar).

15 November 1811. (Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten.) Ouverture „Anakreon"; Concertstücke für Cello (Krafft), Harfe (Longhi), Horn (Bellonci); italienische Gesangstücke mit Velluti, Siboni, Marianna Sessi rc.

12 Februar 1812. (Gesellschaft adeliger Damen.) Clavierconcert in Es von Beethoven (Carl Czerny); Violin-Variationen (Mayseder).

18 April 1813. (Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten.) Moscheles spielt ein Hummel'sches Concert; Bärman ein Clarinettconcert; Declamation.

26 Mai 1814. (Theater-Armen.) Mayseder, Flötist Gebauer; Beethoven's Egmont-Ouverture und Schlacht bei Vittoria (von ihm dirigirt).

25 December 1814. (Bürgerversorgungshaus in St. Marx.) Beethoven's 7. Symphonie, von ihm selbst dirigirt; Mayseder, Polonaise; Oesterreichs Jubeltag, Cantate von J. v. Seyfried.

19 Februar 1817. Gesellschaft adeliger Damen.) Declamation, Gesang, Tableaux; Concertino von Rovelli; Clavier-Rondo, componirt und gespielt von Worzischek; Ouverture „Lodoiska".

15 November 1817. (Oeffentliche Wohltbätigkeitsanstalten.) Beethoven's Phantasie mit Chor (Herr A. Halm); Cantate von Mozart; Psalm von Stadler.

25 December 1818. (Bürgerversorgungshaus in St. Marx.) „Eine neue große Symphonie von Beethoven, von ihm selbst dirigirt", und die „Israeliten in der Wüste", Oratorium von Ph. Em. Bach.

2 April 1820. (Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten.) „Musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung mit Gemäldevorstellung." Concert von Ries, erster Satz, gespielt von Schunke; Variationen auf der Mandoline (Vimercati); Gesangstücke (darunter drei Nummern von Rossini), vorgetragen von den Sängerinnen Grünbaum, Canzi, Wranitzky, Herrn Jäger rc.

Man sieht, daß diese Wohlthätigkeits-Akademien, so sehr sie auf Buntes bedacht waren, doch in den Jahren 1800—1820 auch Treffliches vorführten, daß sie mitunter sogar die Stätte bildeten, auf welcher neue Werke Beethoven's ihren ersten Einzug in die Welt hielten. Da der Charakter dieser Akademien sich im wesentlichen gleich bleibt, geben wir keine weiteren Programme. Was daselbst wichtiges vorkam, wird an anderen Stellen seine Würdigung finden. 1 bis 2 Orchesterstücke, 1 Clavierstück mit Orchester, 2—3 Solostücke für Geige, Flöte, Cello u. a.; Duetten und Arien (am liebsten italienische), endlich Declamationen und die unvermeidlichen Tableaux bilden fortan für lange Zeit die Schablone dieser Art Concerte; mit Ausnahme der Tableaux (wir begegnen ihnen noch Anfangs der vierziger Jahre) sind sie es noch heute. Nur büßten sie immer mehr von ihren guten, tüchtigen Eigenschaften ein, wurden immer oberflächlicher und äußerlicher zusammengestoppelt. Diese Wohlthätigkeitsconcerte und ihnen verwandte „große Akademien" waren auch der musikalische Resonnanzboden, den die großen politischen Erschütterungen des Landes, leid- und freudvolle, vibriren machten. Die Programme der „musikalischen Akademien" in solchen Zeiten hoher politischer Erregung sind interessante historische Documente. Die erste Concert-Demonstration dieser Art finden wir im Jahre 1794 (21 Januar), wo im Burgtheater eine von Frl. Therese von Paradies componirte Trauercantate unter dem Titel: „Deutsches Monument Ludwig des Unglücklichen" nebst einer „großen Trauermusik" für die Wittwen und Waisen der vor dem Feind gebliebenen k. k. Soldaten aufgeführt wurde. Im Jahre 1797 (am 12 Februar) wurde in allen

Theatern Wiens zum ersten Mal die Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ gesungen. Bis in den Anfang der vierziger Jahre, wenn wir nicht irren, hat sich die Sitte, insbesondere in den Provinzen, erhalten, am Vorabend des Namenstages des Kaisers in den Theatern die Volkshymne anzustimmen.

Im Jahre 1799 gab man im Burgtheater eine Akademie zum Besten der durch Kriegsverheerung verunglückten Tiroler, wozu eigens eine Cantate: „Der Tiroler Landsturm“ von Ratschky gedichtet, von Salieri componirt wurde. Die Kriegsjahre 1808, 1809 bewegten die Bevölkerung so mächtig, daß selbst die Concertzettel davon zu erzählen wissen. „Die Rückkehr des Vaters“ hieß eine anspielungsvolle Cantate von Seyfried, die zuerst am 25 December 1808 in einer Wohlthätigkeits-Akademie im großen Redoutensaal gegeben und in folgenden Jahren häufig wiederholt wurde. Das Jahr 1809 brachte die berühmten patriotischen Lieder von Herrn von Collin und Weigl, zuerst im Burgtheater am 25 und 28 März gesungen. Am Ostersonntag 1809 fand im großen Redoutensaal eine Wohlthätigkeits-Akademie statt, „wobei Collin's Landwehrlieder und einige andere dem Zeitgeist angemessene Lieder“ gesungen wurden. Diese Akademie wurde am 16 April wiederholt. Der Eindruck war ein ungeheurer.*) Der bald darauf erfolgte Tod des patriotischen Dichters Collin wurde öffentlich betrauert, u. a. durch eine im Burgtheater arrangirte „Feier Collin's“ am 4 April 1812. Man sang Chöre aus Collin's Tragödie: „Polyxena“, von Abbé Stadler componirt; ein Chor „Klage“ und Trauermarsch vom Grafen Moriz Dietrichstein folgte; den Schluß bildete ein allegorisches Tableau (der Genius der Poesie die Büste Collin's bekränzend), wozu Matthäus v. Collin das Gedicht, Graf Dietrichstein und Mosel die Musik geschrieben hatten. Weigl dirigirte.

Es folgten die Befreiungskriege. Im Kärnthnerthortheater erklangen zwischen Ballets und Operetten Joseph Weigl's „Wehrmannslieder“; „militärische Chöre“ und Zeitgedichte fehlten fast in keiner Akademie. Das große Musikfest in der Winterreitschule am 11 und 14 November 1813 („Timotheus“ von Händel) fand zum Besten der Hinterbliebenen der österreichischen Soldaten und Landwehrmänner statt.

---

*) Jos. Fr. Reichhardt, der sich im Jahre 1809 in Wien aufhielt, schildert eine dieser patriotischen Aufführungen, welche durch die prachtvolle große Stimme der Milder einen erhöheten Glanz erhielten, also: „Im großen Redoutensaal wurde am 28 März die Ausführung der Collin'schen und Weigl'schen Volkslieder mit großer Feierlichkeit wiederholt. Die Versammlung war die glänzendste und zahlreichste, die ich hier gesehen. Es war ein großer, feierlicher Anblick, alle diese Menschen, schon im voraus voll des erwarteten Gegenstandes, mit den Liederbüchern in der Hand, in hoher Spannung zu sehen; und mit welchem Enthusiasm die kräftigen Lieder Collin's aufgenommen wurden! In dem „Kriegseid“ schließt jede Strophe mit: Wir schwören! Unzählige Stimmen aus dem Publicum stimmten in dieses „Wir schwören!“ mit ein. Eben so in dem Liede, „Mein“ überschrieben, in welchem der glückliche Oesterreicher alle seine reellen Besitzthümer hernennt und dem Feinde am Schluß jeder Strophe zuruft: „Doch bleibt es mein!“ ward das doch häufig mitgerufen. Und nun gar in dem Liede: „Oestreich über Alles!“ da stieg der Enthusiasm auf's höchste. Ich habe nie eine größere Sensation erlebt.“

„In den Melodien, fügt Reichhardt hinzu, hat sich's Weigl mehr angelegen sein lassen, recht populär zu sein, als den Sinn und Geist des Dichters zu ergreifen und ganz wiederzugeben. Weigl kennt sein Publicum und ist für die Oesterreicher wie unter ihnen geboren.“ (Vertraute Briefe. II. S. 84.)



Die „Tonkünstler-Gesellschaft" gab im Burgtheater eine Cantate: „Die Schlacht bei Leipzig" von Paul Maschek, und Beethoven am 8 und 12 December 1814 im Universitätssaal seine berühmte „Schlacht bei Vittoria." (Siehe die interessanten Details dieser Aufführung bei A. Schindler.) Die „Schlacht bei Vittoria" wurde in den folgenden Jahren häufig wiederholt. Das Theater an der Wien gab ein Gelegenheits-Singspiel von Hummel (Text von Dr. Emanuel Veith): „Die Rückfahrt des Kaisers". (1814.) Im selben Jahre fanden daselbst Akademien statt „für die Angehörigen des Regiments Deutschmeister", „für die bei Kulm Verwundeten" ꝛc. ꝛc. Patriotische Lieder von Em. Veith und Caroline Pichler, mit Musik von Weigl, Salieri u. a., auch „Patriotische Tableaux" mit erklärenden Sonnetten von Fr. Treitschke waren daselbst an der Tagesordnung. Ein Nachklang dieser Ereignisse war noch die Cantate von F. W. Berner: „Die Feier des allgemeinen Friedens", welche zu Weihnachten 1818 im Burgtheater gegeben wurde. Von da schweigen die politischen Klänge gänzlich bis zum März 1848.

Privatconcerte.

Eine Concertgattung von eigenthümlicher Physiognomie, welche vom Anfang unseres Jahrhunderts bis gegen die dreißiger Jahre einen sehr beträchtlichen, mitunter überwuchernden Bestandtheil des Wiener Musiklebens bildete, waren die verschiedenen „Privatconcerte", „Privatunterhaltungen", „Musikalische Morgen-, Mittags- und Abend-Unterhaltungen." Durch eine genaue Definition läßt sich dies Genre nicht abgrenzen; im allgemeinen war es der musikalische Klein- und Detailhandel. Häufig führten sich unter dem bescheidenen Titel wirkliche Virtuosenleistungen und gediegene Productionen ein, viel häufiger aber diente der bescheidene Titel als eine Art Entschuldigung für unbedeutende Gaben. Die Zahl dieser Privatconcerte (die natürlich für Geld jedermann zugänglich waren), belief sich, namentlich von den Jahren 1807 und 1808 an, sehr hoch. Da war es zunächst Sitte, daß so ziemlich jeder tüchtige Orchester-Solospieler und einheimische Pianist jährlich sein „Privatconcert" oder deren mehrere gab, die Zahl seiner Schüler, Freunde, Bekannte bot hinreichende Garantie für die Abnahme der Billette. Während heutzutage in der Regel doch nur namhafte Virtuosen es wagen auf die Concertliebe des Publicums zu speculiren, glaubten vor 40 und 50 Jahren die ersten Flötisten, Oboisten, Cellisten der Wiener Orchester eine alljährliche musikalische Besteuerung ihrer lieben Freunde und Bekannten als Gewohnheitsrecht einführen und aufrecht halten zu müssen. „Privatconcerte" durften nicht durch Anschlagzettel bekannt gemacht werden; Billette oder Subscriptionsbögen lagen in ein bis zwei Musikhandlungen auf, noch mehr wurden sie im Freundeskreise (den man weit genug zu dehnen verstand) colportirt. Ein Nachklang des musikalischen Protectorates der Adeligen und Reichen kam den Concertgebern noch in dieser Form zu statten. Die Bezeichnung einer Production als Privatconcert scheint außer dem Schutze bescheidener Erwartungen auch noch hauptsächlich den Vortheil geringerer Auslagen und polizeilicher Erleichterung gewährt zu haben, überdies war dem bis 1848 bestandenen Theater-Privilegium, daß zur Abend-

stunde kein Concert stattfinden dürfe, wohl nur durch den angeblich „privaten" Charakter desselben zu entgehen. Wir finden (namentlich von 1810 an) einen nicht kleinen Theil dieser Privatconcerte des Abends (7 Uhr). Am beliebtesten war jedoch die Mittagsstunde, namentlich an Sonntagen, welche, wie bis heute noch, „Concerttage" κατ ἐξοχήν heißen dürften. Wir finden in den Jahren 1810—20 oft drei und mehr Concerte an einem Sonntage. „Am 25 März 1817", klagt die Wiener Musikzeitung", gab es so viele Concerte und Unterhaltungen, daß man in Verlegenheit gerieth, für welches sich zu entschließen." Außer verschiedenen Morgen-, Mittags- und Nachmittagsconcerten gab es an diesem Normatage um die Theaterstunde drei Wohlthätigkeitsconcerte in den Theatern an der Wien, in der Josephstadt und Leopoldstadt.*) J. F. Reichhardt schreibt in seinen „vertrauten Briefen aus Wien" vom Jahre 1808 (I. p. 198): „Da hier das ganze Jahr hindurch alle Abende mehrere Theater spielen, so bleibt dem fremden und einheimischen Musiker nichts anderes übrig, als am hellen lichten Tage seine Concerte zu geben. Dieses geschieht gewöhnlich um die Mittagsstunde, von 12 bis 2 Uhr, im kleinen Redoutensaale. Aber Morgens und beim Tageslicht nimmt sich doch eigentlich für die Phantasie kein Concert gut aus, es behält immer etwas Nüchternes und Frostiges. Concerte werden auch von der großen Welt wenig besucht und sind selten recht angefüllt." Letztere Bemerkung deutet einerseits schon auf eine zu große Menge von Concerten, andererseits erklärt sie sich aus dem überwiegenden Interesse, das damals dem Theater vor jeder Concertmusik zugewendet war. Nr. 13 der Wiener „Allgemeinen Musikzeitung" von 1818 bringt „Andeutungen zu einer derzeit sehr nöthigen Abhandlung über das gegenwärtige Concertunwesen." Diese Klagen über zu häufige und unberechtigte Concerte schließen mit der richtigen Bemerkung: „Die gar zu häufigen kleinlichen Akademien, Privat-, Morgen-, Mittags- und Abendunterhaltungen mit ihrer oft dem schlechten Local anpassenden Musik, haben den Geschmack verdorben und den Sinn für Großes einschlummern lassen." Richtiger gesagt, war der Sinn für Großes im Gebiete der reinen Instrumentalmusik noch eigentlich gar nicht wach gewesen. Als durch und nach Beethoven große Orchesterconcerte zum Bedürfnisse wurden, und auch im Fache der Virtuosität nur das entschieden Hervorragende, Ungewöhnliche Antheil fand, verschwanden jene kleinen musikalischen Mückentänze.

Als „wahrscheinliche musikalische Witterung im Jahre 1819" prophezeit die Wiener Musikzeitung (Nr. 43 von 1818): „In diesem Jahre wird es noch mehr Concerte und Akademien regnen, als im vergangenen. Diese Regengüsse bringen Morgens-, Mittags und Abends durch die Fensterritzen in das Haus!" Die Prophezeiung traf zu. Im Jahre 1819 (Nr. 3) bemerkt die Musikzeitung aus Anlaß einer schwach besuchten Akademie, daß in Wien „schon mehrere Jahre, jedes Jahr circa

---

*) Die an diesem Abend im Josephstädter Theater gegebene Akademie (zum Vortheil des Musikdirectors Alois Merk) brachte u. a. ein „Tongemälde über die Zerstörung der Raubstadt Algier und Verbrennung ihrer Flotte" von F. Kauer, dann ein „Türkisches Rondo für Orchester", wobei „ein Transparent, den Herren Gönnern der Musik gewidmet, als Luftballon aus den Wolken hervorkam." Gewiß eine recht heitere Auffassung von der Würde der Instrumentalmusik! —



Einhundert große und kleine Concerte gegeben werden." Ist die Angabe richtig, dann haben sich in unseren Tagen, so sehr man manchmal das Gegentheil glaubt, die Concerte in Wien vermindert. Wir können für das Decennium 1854—64 als Durchschnittszahl jährlich 70 bis 80 Concerte annehmen. Die Zahl der Concerte hat also abgenommen, ihr künstlerischer Werth, Reichthum und Einfluß ist um das Zehnfache gewachsen. — Im Jahre 1821 avisirt die Wiener Musikzeitung (Nr. 38) ihre Leser: „Die große Menge von Concerten, Akademien und Privatunterhaltungen, welche in der Fastenzeit gewöhnlich in Wien stattfinden, mache es unmöglich, ihre Anzeige so schnell folgen zu lassen, als die Leser es vielleicht wünschen." Im Jahre 1823 bringt dasselbe Blatt (Nr. 7) eine förmliche Warnung für Virtuosen, die es „nur mit vieler Mühe erreichen werden, nicht ihr eigenes Geld zur Deckung der Concertkosten ausgeben zu müssen." Ebenso giebt ein Leitartikel (in Nr. 2 vom J. 1824) — ebenfalls aus der Feder Kannes — die Warnung: „Nur ein ganz außerordentliches Kunsttalent, dessen hervorragende Vollkommenheit außer allem Zweifel steht, würde in dieser Concertzeit durch Veranstaltung von Concerten seinen Vortheil finden."

Die Säle, welche zu jener Zeit für Concerte verwendet wurden, waren: der kleine Redoutensaal, hauptsächlich für fremde Virtuosen, die auf ein größeres Publicum zählten; der Universitätssaal, für Wohlthätigkeitsakademien und größere Productionen (mit Orchester) einheimischer Künstler oder Gesellschaften, desgleichen der landständische Saal in der Herrengasse. Der k. k. große Redoutensaal wurde nur sehr selten und zwar von Celebritäten ersten Ranges zu Concerten benutzt; von Paganini, der Catalani ꝛc. Außerdem war er nur der „Gesellschaft der Musikfreunde" zu vier jährlichen Concerten eingeräumt. Die kleineren „Privatconcerte und musikalischen Unterhaltungen" suchten vorzüglich den Gasthaussaal „zum römischen Kaiser" auf der Freiung auf (während des Faschings als Tanzsaal benutzt), den Gasthaussaal zur Mehlgrube" am neuen Markt, den Saal „zum rothen Igel" (Wildpretmarkt), *) und eine Zeitlang auch den Saal „im Müller'schen Gebäude" (Rothenthurmstraße). Diese Localitäten sind seit etwa 30 Jahren gänzlich außer musikalischem Gebrauch.

Nachdem wir im vorigen Bande der Oesterr. Revue die Anfänge des Wiener Concertwesens bis zum J. 1800 skizzirt und die größeren Concertinstitute (Gesellschaft der Musikfreunde, Concerts spirituels ꝛc.) bis zum Jahre 1825 verfolgt haben, setzen wir hier die Betrachtung der verschiedenen Virtuosenconcerte und kleineren Akademien vom Jahre 1800 an fort. Natürlich müssen wir uns auf das Wichtigere beschränken und als wichtig dasjenige ansehen, was in der Musikgeschichte überhaupt epochemachend oder für die Physiognomie der früheren Wiener Musikzustände bezeichnend war.

Virtuosenconcerte von 1800 bis 1810.

In den neunziger Jahren und der ersten Hälfte dieses Decenniums begegnen wir im Burgtheater alljährlich einer Akademie der Pianistin Frl. Auernhammer,

---

*) Der Saal zum rothen Igel war der gegenwärtige „Musikvereinssaal" vor dem Umbaue.

einer vielgenannten Wiener Persönlichkeit, die namentlich ihrer näheren Beziehung zu Mozart ein Stückchen Unsterblichkeit verdankt. (Vergl. O. Jahn's „Mozart“, Bd. III. S. 133.) *)

In den Zwischenacten producirten sich im Burgtheater unter andern der Geiger Lafont (1808), der junge Pianist Ignaz Moscheles (8 August 1809. Duo mit der Harfenvirtuosin Dlle. Longhi) und L. Mälzl mit seiner „mechanischen Trompete“ (1809).

Das Theater an der Wien brachte jährlich drei bis sechs Akademien. Es producirten sich da unter andern der Waldhornist Punto (25 und 31 März 1801), der Flötist Bayr, der Violinspieler und Orchesterdirector F. Clement, der jährlich das Benefice einer eigenen Akademie hatte.

Diese Akademie fand fast regelmäßig an dem theaterfreien Abend des 23 December statt und zeichnete sich durch verhältnißmäßig gediegene interessante Programme aus. Wir wollen zwei derselben namhaft machen.

7 April 1805. Ouverture zu „Anakreon“ von Cherubini (neu); Scene aus „Kleopatra“ von Nasolini; neues Violinconcert von Clement; Sturmchor von Joseph Haydn; neue große Symphonie von Beethoven (Eroika), von ihm selbst dirigirt. Terzett und Quartett aus Cherubini's Anakreon; Freie Phantasie von Clement; Ouverture von Clement.

23 Dec. 1806. Ouverture von Clement; neues Violinconcert von Beethoven, gespielt von Clement; Arie von Mozart; neue Ouverture und Vocal-Quartett von Cherubini; freie Phantasie Clement's und „Sonnate auf Einer Saite mit umgekehrter Violine.“

Wie der Orchesterdirector Clement, so hatte auch der Bassist und Opernregisseur des Theaters an der Wien, Sebastian Meyer, das Benefice einer jährlichen „Akademie“, welche an einem Normatage (fast regelmäßig in den letzten Tagen des März) stattfand. Wie Clement, so hat für uns auch Meyer, der erste Darsteller des „Pizarro“ durch seine Verbindung mit Beethoven eine erhöhete Wichtigkeit. Von dieser künstlerischen Beziehung geben auch die Meyer'schen Akademien mitunter Zeugniß. So lautete z. B. das Programm vom 27 März 1803:

1. Abtheilung: Symphonie in D von Beethoven; Scene von Cherubini, eigens componirt für Madame Milder; Violinconcert von Viotti, gespielt von Clement.
2. Abtheilung: „Christus am Oelberg“, Oratorium von Beethoven.**)

Beethoven selbst gab mehrere Concerte im Wiedner Theater, so am 5 April 1803 „Christus am Oelberg.“ Der anonyme Correspondent der Leipziger Allg. Musik-Zeitung schreibt darüber: „Herr Beethoven ließ sich die ersten Plätze doppelt, die gesperrten dreifach, jede Loge statt 4 fl. mit 12 Ducaten bezahlen.“

---

*) „Noch im Jahre 1813 trat sie, „die einstens in Wien als Clavierspielerin excellirte,“ öffentlich mit ihrem „fertigen und schulgerechten, aber kalten und veralteten Spiel“ auf. (Allgemeine Musikzeitung XV.)

**) Nach Sonnleithner's Aufzeichnungen wäre dies die erste öffentliche Aufführung dieses Oratoriums. Die Leipziger Allgemeine Musikzeitung giebt den 5 April als das Datum der ersten Aufführung.



Am 22 Dec. 1808 gab Beethoven in einer eigenen Akademie im Theater an der Wien: die Pastoralsymphonie, die C-moll-Symphonie, das Kyrie, Gloria und Sanctus aus der C-dur-Messe, die Clavier-Phantasie mit Chor und Orchester. Es war dies jene berühmte oder berüchtigte Aufführung, von der uns J. Fr. Reichhardt ausführlich berichtet; das Orchester warf einmal in der Clavier-Phantasie um, Beethoven, darüber erbost, klopfte wie bei einer Probe am Pulte ab und ließ das Stück von vorne neu anfangen.

Das Theater an der Wien war auch der Haupttummelplatz von Abbé Vogler's wunderlichen Productionen. Vogler war (wie später Beethoven) durch eine Opernaufführung mit dem Theater an der Wien in persönliche Berührung gekommen. Vogler's große heroische Oper „Samori" war am 17 Mai 1804 zum ersten Male im Wiedner Theater gegeben und fand Beifall. Am 26 März 1803 und 1804 gab Vogler große „geistliche Akademien" im Wiedner Theater, ausschließlich aus seinen Compositionen zusammengesetzt. Das Programm des ersten Concerts lautete: Symphonie („im Finale die Scala"); Terzett an die Sonne um Mitternacht in Lappland; Benedictus, Hymnus, 83. Psalm, Trychordium für Chor und Orchester; Ouverture zu den „Kreuzfahrern", Pianoforte-Variationen mit Pedal, von Vogler gespielt.

Im Burgtheater hatte Abbé Vogler im J. 1803 seine Oper: „Castore e Polluce" als Akademie und im folgenden Jahre seine Chöre zu Racine's „Athalie" (italienische Uebersetzung) aufgeführt; in den verschiedenen Kirchen erbrausten seine Orgelphantasien und kindisch-bombastischen Tongemälde. In dem ersten Band von C. M. Weber's Biographie (von Max v. Weber, 1863) wird uns das Aufsehen, das Abbé Vogler damals in Wien erregte, auf das lebhafteste in's Gedächtniß gerufen (S. 81). Das große Publicum staunte mit einer Art verblüffter Bewunderung den kleinen, wunderlichen Abbé an, dessen unleugbare geistige Begabung durch einen gewissen Nimbus der Charlatanerie in den Augen der Menge und einzelner begeisterter Jünger noch erhöhet wurde.

Eine Concertanzeige, die man nicht ohne Rührung lesen kann, ist folgende: „Mozart's Wittwe hat die Ehre, hiermit zu benachrichtigen, daß ihr dreizehnjähriger Sohn Wolfgang Gottlieb Mozart am 8 April im Theater an der Wien eine Musikalische Akademie halten wird. Er versuchte zu diesem Ende seine Kräfte an der Composition einer Cantate auf den 73. Geburtstag des Herrn Capellmeisters Joseph Haydn, überzeugt daß er seine Laufbahn nicht würdiger, als mit der einem so großen Muster gebührenden Huldigung eröffnen konnte."

In dem Winter 1806—7 und 1807—8 fanden im Universitätssaale um die Mittagsstunde große Orchesterconcerte von der „Gesellschaft des Liebhaberconcerts unter Protection des Fürsten Trautmannsdorf" statt. Die oberste artistische Leitung besorgte dabei der kunstsinnige Graf Moriz von Dietrichstein, dessen mündliche Mittheilungen uns hier theilweise zu statten kommen.

Es fanden in jedem der genannten zwei Winter vier bis fünf solcher Concerte statt gegen ein geringes Abonnement, welches die bedeutendsten Kosten decken sollte. Diese Concerte waren so ziemlich die letzte große, öffentliche Bethätigung des österreichischen Adels an der Musik. Die politisch gedrückte Stimmung, der Einmarsch der Fran-

zosen im Jahre 1809 mochte die Fortsetzung dieser Concerte vereitelt haben. Der „Sammler" von 1809 klagt: „Allgemein vermißte man in diesem Winter die im vorigen Jahr von einer so gewählten als zahlreichen Gesellschaft besuchten Liebhaberconcerte im Universitätssaal." Die Bemühungen der vornehmen Veranstalter seien damals „mit dem Dank von fast tausend Zuhörern gelohnt" gewesen.*) Die letzte öffentliche Musikaufführung, bei welcher Haydn (als Zuhörer) zugegen war, ist auch die letzte dieser adeligen Gesellschaft gewesen. Es war dies die berühmte Aufführung der „Schöpfung" im Universitätssaal am 27 März 1808, welche durch den Eindruck der Musik und der enthusiastischen Ehrenbezeigungen den alten Mann auf das tiefste ergriff und erschütterte.

Die Wohlthätigkeits-Akademien gingen in der früher erwähnten Weise ihren Gang. Die in den Akademien für das „St. Marxer Bürgerspital" regelmäßig und mit Auszeichnung thätigen Gesangskünstler Weinmüller und Anna Milder erhielten wohlverdiente Anerkennungen. Der Wiener Magistrat ertheilte nämlich 1810 „dem Hofsänger Weinmüller das Bürgerdiplom," die „Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission" im selben Jahre der „Sängerin Frl. Milder den goldenen Salvatorpfennig." Außer dem Auftreten des Geigers Lafont und des jungen Moscheles ist auf dem Felde der eigentlichen Virtuosität kaum Erhebliches aus diesem Decennium zu melden. Am Ausgang dieses Jahrzehnds stehen als denkwürdige Marksteine der Tod Haydn's und die (auch im Theater- und Concertleben widerhallende) patriotische Begeisterung des Jahres 1809.

1810—1820.

a) Augarten und Universitätssaal.

Mit Anfang dieses Decenniums erhielten durch Schuppanzigh die Concerte im Augarten einen neuen Aufschwung. Es waren meist Morgenconcerte; sie fanden im Frühling und Sommer an Donnerstagen um halb acht Uhr früh im Augartensaal (nicht im Freien) statt.**) Es wurden Abonnements für zwei Cyklen dieser Concerte angenommen; der zweite Cyklus begann im August. Auch einzelne Mittagsconcerte finden wir daselbst; eines, am 6 Mai 1810 von Schuppanzigh veranstaltet, enthielt eine Ouverture, eine Arie und eine Symphonie von Beethoven, ein Zeichen, daß selbst da, wo vornehmlich auf die elegante Welt gezählt wurde, Beethoven's Compositionen schon als wesentlicher Bestandtheil und werthvollster Schmuck der Programme anerkannt waren. Bei dem Augartenconcert am 2 August 1810 ließ sich zum ersten Mal Herr Linke („in Diensten des Grafen Razumowsky") öffentlich mit einem Romberg'schen Celloconcerte hören, um fortan durch eine Reihe von Jahren ein thätiger und beliebter Factor des Wiener Concertlebens, insbesondere der Quartett-

*) Von vielem Nutzen war den Leitern dieser „Cavalier-Concerte" der junge Pianist Conradin Kreutzer, später als Componist des „Nachtlagers" berühmt. Er füllte mit Claviervorträgen viele, oft plötzlich entstandene Lücken aus; auf ihn konnte man stets mit Sicherheit zählen.

**) Die k. k. Wiener Zeitung von 1802 und 1803 bringt Anzeigen von Schuppanzigh'schen Akademien im Augarten „um 7 Uhr früh." — Sie begannen schon in den neunziger Jahren.

musik, zu bleiben. Im Augartensaal waren ferner der glänzend auftauchende junge Geiger Mayseder, der Flötist Bayr, die Hofharfenspielerin Mad. Müller und andere einheimische Künstler zu hören. Am beliebtesten und elegantesten war das Augartenconcert, welches Schuppanzigh alljährlich am 1 Mai Früh veranstaltete. Die Programme waren natürlich auf Abwechslung bedacht, brachten aber dabei stets ein bis zwei bedeutendere Orchesternummern. (Programm vom 1 Mai 1813: Beethoven C-moll-Symphonie; Arie von Liverati, gesungen von Frl. Hensler; Potpourri, componirt und gespielt von Linker; Declamation von Frl. Adamberger; Marsch von Beethoven.) Die Augartenconcerte mit ihrer Verschmelzung von Kunst- und Naturgenuß, Glanz der Virtuosität und der Toiletten, waren eine Wiener Specialität, deren Ruf sich bald weiter verbreitete. Als der Geiger Joseph Böhm aus Wien, gemeinschaftlich mit dem Pianisten Peter Pixis auf einer größeren Kunstreise im Juni 1818 Triest berührte, verkündigten die Anschlagzettel: „un' Accademia musicale di mattina che verrà data nella campagna del Sign. Lombardo accanto al così detto Augarten, o giardino Tedesco." Der Anfang war um acht Uhr Morgens, eine in Italien gewiß ungewöhnliche Concertstunde.

Während Schuppanzigh's Abwesenheit von Wien veranstaltete im Sommer 1813 der „Hoftraiteur" Jan in Gesellschaft mit dem Orchesterdirector des Hofoperntheaters Wranitzky „sechs abonnirte Morgenconcerte im Augartensaal;" diesmal „mit schwachem Erfolg," wie die Wiener Musikzeitung (Nr. 30) meldet, und „sehr geringfügigem Inhalt." Gehaltlose Instrumental-Soli hatten zu sehr die Oberhand. Am 21 September 1817 (Mittags) findet sich eine Wohltbätigkeits-Akademie „im neuerbauten Festsaale im Augarten" verzeichnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein improvisirter großer Bau. Weigl dirigirte, Mayseder, Moscheles, Giuliani, dann mehrere italienische Sänger wirkten mit. Die Akademie wurde daselbst mit verändertem Programm am 12 October wiederholt. Gegen das Jahr 1825 schien der Besuch des Augartens sehr abzunehmen; wir finden Concerte daselbst selten und vereinzelt. Nur für den 1 Mai blieb der Augarten noch eine Reihe von Jahren das unerläßliche Rendezvous der eleganten Welt. *)

Bildeten die Augartenconcerte ein elegantes Compromiß zwischen geselligem und musikalischem Interesse, so war der große Universitätssaal in dem Decennium 1810—20 sehr häufig der Schauplatz einer anderen Mischgattung. Wir meinen die Musikproductionen bei der feierlichen Enthüllung von Bildnissen berühmter Professoren. Musikalisch von geringer Bedeutung, erscheinen doch diese Mitteldinge zwischen Concert und Universitätsfeier als eine sehr ernsthaft betriebene Wiener Specialität „von dazumal" einer flüchtigen Erwähnung werth. Zu einer solchen „Feier der Bildnißaufstellung des Prof. Dr. Georg Scheidlin (1814) und des Prof. Franz v. Egger

*) „Am 1 Mai 1820 gab Herr Pechatschek ein Morgen-Concert im Augarten. Es ist eine uralte Gewohnheit unserer eleganten Welt, sich am Morgen des ersten Mai im Augarten zu versammeln, welcher sonst an den schönsten Tagen unbesucht bleibt. Herr Pechatschek fuhr bei dieser ungünstigen Witterung nicht übel; er bekam ein volles Haus, denn selbst die Nichtverehrer der Musik strömten haufenweise herein, um sich für 3 Gulden — wenigstens zu wärmen." (Wiener Allgemeine Musikzeitung, Mai 1820.)



(1815) hatte Gyrowetz „Weihgesänge" componirt; die Texte waren stets von irgend einem Studirenden verfaßt. Eine Cantate „Hermes und Flora" von Emanuel Veith, componirt von Mosel, erscholl nebst vielen andern Musikstücken bei der Bekränzung der Porträts von Dr. Frhr. v. Jacquin und von dessen Vater, dem berühmten Botaniker (1812).

Am 16 August 1812 stellten die Rechtshörer im Universitätssaale das Bildniß des Hofrathes (früheren Professors) v. Fölsch auf; der Gefeierte wurde abgeholt, mit Tusch empfangen und durch ein Concert geehrt, bei welchem die Sänger Forti, Wild, Frl. Buchwieser, der Flötist Dreßler, der Geiger Pechatschek u. A. mitwirkten. Die Hauptnummer bildete eine von Seyfried componirte Gelegenheits-Cantate mit dem nicht zopflosen Titel: „Die Dankbarkeit im Tempel der Themis." Diese Feierlichkeiten scheinen gegen die zwanziger Jahre verschwunden zu sein, wenigstens nahmen die Zeitungen von dem musikalischen Theil derselben keine Notiz mehr.

Einige Classen von Concerten hingen durch ihre Widmung stabil mit dem „herrlichen, der Musik so günstigen" Universitätssaal zusammen; dahin gehörte insbesondere die alljährlich veranstaltete „Akademie zu Gunsten der Wittwen von Mitgliedern der Wiener juridischen Facultät." *) Diese Concerte, welche um das Jahr 1817 ihren Anfang nahmen, waren künstlerisch sehr sorgfältig ausgestattet; Orchesterstücke wechselten mit Arien, Instrumentalsolo's und Declamationen. Die Mitwirkenden waren größtentheils Dilettanten, der Dirigent meist Hofsecretär v. Mosel. In der Anführung dieser Mitwirkenden waren die Concertzettel sehr artig. „Eine Cavatine, gesungen von dem Fräulein Cäcilie v. Mosel, Tochter der Frau k. k. mähr. schles. Oberfeldkriegscommissärs-Wittwe"; „Variationen von Worzischek, gespielt von der Frau Gemahlin des Herrn Doctors und Notars Cibbini, gebornen Koželuch" (1819) u. dgl. Ein besonders glänzendes Concert für die „juridischen Wittwen" war das vom 17 Januar 1819, wo Beethoven selbst seine A-dur-Symphonie dirigirte und bei seinem Erscheinen mit allgemeinem Applaus und Zuruf begrüßt wurde.

Auch die durch eine Reihe von Jahren alljährlich für das „Handlungs-Kranken-Institut" (mittellose Kranke aus dem Handelsstande) gegebene Akademie hatte ihr Asyl im Universitätssaal; mehrmals kam dabei Gyrowetz' Gelegenheits-Cantate „Lob der Wohlthätigkeit" zur Aufführung (1811 mit Weinmüller, Ehlers und der Milder). Am 15 December 1811 veranstaltete Graf Moriz Dietrichstein im Universitätssaal eine „musikalisch-declamatorische Akademie zur Feier des verstorbenen Dichters Collin." Der Universitätssaal erschloß sich fast ausnahmslos nur „wohlthätigen" Productionen. Mitunter las man auf den Anschlagzetteln solcher Aka-

*) Die „juridische Wittwen- und Waisen-Pensionsgesellschaft" wurde im Jahre 1760 gegründet. Durch die Entwerthung der Bancozettel und durch das Finanzpatent von 1811 wurden ihre Einkünfte so sehr geschmälert, daß man die Pensionen bedeutend vermindern mußte. Deshalb wurden von Zeit zu Zeit durch die Decane diese Concerte veranstaltet, deren Reinertrag zur Unterstützung der dürftigsten Pensionisten verwendet wurde. Das letzte dieser Concerte fand (im Universitätssaal) am 20 April 1840 statt. Seither hat sich durch eine einsichtsvollere Verwaltung die Lage dieser Gesellschaft so wesentlich gebessert, daß derlei außerordentliche Einnahmequellen nicht mehr nöthig sind.



demien: „Die unterzeichnete Direction wird es nie wagen, einen Preis für den Eintritt zu bestimmen."

b) Virtuosen.

Von den fremden Virtuosen, die in dem Jahrzehnd 1810—20 in Wien concertirten, erscheinen als die wichtigsten Ludwig Spohr, Carl Maria Weber und die Catalani.

L. Spohr, gothaischer Concertmeister, spielte am 17 und 24 December 1812 im kleinen Redoutensaale; seine Gattin wirkte als Harfenvirtuosin mit. Das Publicum gewann ihn lieb, die Kritik behandelte ihn mit großer Achtung. Wichtiger als sein Concerterfolg war für Spohr die Anerkennung, die von da an seine Compositionen sich allmälich errangen. Die Tonkünstlergesellschaft führte am 21 und 24 Juni 1813 Spohr's „Jüngstes Gericht" auf; Salieri dirigirte, Spohr führte die Violinen. Mit seinem Bruder Ferdinand spielte Spohr ein Doppelconcert in der Tonkünstler-Akademie (Burgtheater) zu Weihnachten desselben Jahres. Am 19 December 1814 finden wir abermals ein von Spohr veranstaltetes eigenes Concert, unter Mitwirkung seiner Frau und seines Bruders im kleinen Redoutensaale. Ausführliches über seinen Aufenthalt in Wien und seine Thätigkeit als Virtuose, Componist und Capellmeister hat Spohr in seiner Selbstbiographie niedergelegt, auf die wir somit verweisen können.

Im Frühling 1813 kam Carl Maria Weber (damals Capellmeister in Prag) nach Wien und gab am 25 April ein Concert im kleinen Redoutensaal. Er spielte sein Clavierconcert in Es und dirigirte seine Ouverture „Beherrscher der Geister." Weber gefiel, die Kritik erkannte die Originalität seiner Compositionen; eine durchgreifende Wirkung schien aber dem Componisten, der den „Freischütz" noch nicht geschrieben, und dessen Clavierspiel nicht mit dem höchsten Maßstab der Virtuosität gemessen werden konnte, diesmal noch nicht beschieden. Im Jahre 1822 werden wir Weber unter glänzenderen Auspicien in Wien wieder finden.

Im Sommer 1818 kam die berühmte Catalani nach Wien und gab fünf öffentliche Concerte. Das erste fand am 16 Juni im großen Redoutensaale Abends 7 Uhr statt, gegen ein Entree von 12 fl. W. W.; lauter Umstände, welche eine ganz ungewöhnliche und ihres Erfolges sichere Erscheinung andeuteten. Angelica Catalani sang in dem ersten Concerte drei italienische Arien und zwei Strophen der Volkshymne „Gott erhalte" (italienisch); Salieri dirigirte das Orchester. Ihr zweites und drittes Concert fand am 18 Juni und 2 Juli im Wiedner Theater statt; das letzte (22 Juli) wieder im großen Redoutensaal zum Vortheile der Wohlthätigkeitsanstalten. Das Publicum zahlte und schwärmte, in der besonnenen Kritik regte sich einige Opposition, welche dies und jenes bemängelte, ohne gerade den Grundmangel der Catalani beim Namen zu nennen: daß nämlich die Natur vergessen, in die Nähe dieser wunderbaren Kehle ein Herz zu setzen. Von Wien aus beglückte die Catalani auch einige der größeren Provinzstädte, in Prag sang sie im Theater (die Loge kostete 100 und 80 fl., der Sperrsitz 12 fl., das Parterre 7 fl., der letzte Platz 3 fl.). Ihr Gemahl Mr. Valabrègue, saß an der Cassa und verkaufte die Billets. Der sonst so rigorose

W. J. Tomaschek schrieb aus Prag entzückte Berichte an die Wiener Musikzeitung, worin er die Catalani gegen alle Ausstellungen (namentlich gegen die Behauptung, sie sei nicht fest musikalisch) enthusiastisch in Schutz nahm. *)

Zu den thätigsten und beliebtesten Virtuosen dieses und des folgenden Decenniums (1810—30) gehörte der Pianist Ignaz Moscheles. In den Jahren 1813, 14, 15 wurde er beinahe den einheimischen Künstlern beigezählt; in eigenen Concerten, in den Augarten-Productionen, in Wohlthätigkeits-Akademien finden wir ihn äußerst thätig. Seine größten Erfolge feierte er allerdings erst, nachdem England, Frankreich und Italien ihm das Siegel europäischen Rufes aufgedrückt, im Jahre 1823, wo er von seiner großen Kunstreise zurückgekehrt in Wien wieder concertirte. Anfangs huldigte Moscheles auch den landläufigen seichten Virtuosenstücken und mußte die „Oberflächlichkeit" einiger seiner öffentlich vorgetragenen Compositionen tadeln hören. „Wir sind seit einiger Zeit" (sagt die Wiener Musikzeitung Nr. 20 von 1813 bei diesem Anlasse) „so reichlich mit sogenannten Potpourris beschenkt, daß wir ihnen im Concertsaal kaum mehr einiges Interesse abgewinnen können." Es ist bekannt, welch' kräftigeren, höheren Flug Moscheles später in seinen Clavierconcerten wagte. Moscheles (der schon im Jahre 1809 in einem Concert der Harfenspielerin Longhi öffentlich spielte) gab im Jahre 1817 einige Concerte gemeinschaftlich mit dem gefeierten Guitarrespieler Mauro Giuliani. Im Jahre 1818 vereinigte sich Mayseder mit den Beiden zu einer Reihe von „Musikalischen Unterhaltungen im landständischen Saale" (an vier Donnerstagen hinter einander). Diese Concerte, von einem tüchtigen Orchester und guten Sängern unterstützt, boten recht anziehende Programme (in welchen allerdings Mayseder'sche „Variationen" und „Potpourris" eine große Rolle spielten) und durften sich der angenehmen Bezeichnung „Ducatenconcerte" rühmen. Eine Lieblingsnummer darin, welcher wir durch mehrere Jahre hindurch auch in anderen Wiener Concerten begegnen, war die Romanze „Der Abschied des Troubadours" für eine Sopranstimme, Guitarre, Violine und Clavier. Moscheles, Mayseder und Giuliani (alle drei waren als Väter des „Troubadours" genannt) führten das meist von Frl. Wranitzky gesungene Stück oft und mit großem Beifall vor. Im Mai 1819 gab

*) Die allgemeine, lebhafte Bewegung, welche das Erscheinen der Catalani in Wien hervorbrachte, fand bald ein Echo auf der Volksbühne, nämlich in der parodirenden Posse: „Die falsche Catalani" von A. Bäuerle (Musik von Ignaz Schuster). Diese Posse, welche im Leopoldstädter Theater unter Huber's Direction 61 Mal gegeben wurde und unter jeder folgenden Direction bis auf die neueste Zeit sich erhalten hat, machte den Anfang einer Reihe von Parodien aus der Opernwelt. Die Oper war von jeher ein so mächtiger Factor des geselligen Lebens in Wien, daß wenige epochemachende Opern-Novitäten ohne irgend eine Volkstheater-Parodirung davonkamen. Wir erinnern an die berühmtesten:

Im Leopoldstädter Theater: „Alceste die Neue" von Perinet und Wenzel Müller, „Tancredi" von Bäuerle und Wenzel Müller; „Die travestirte Zauberflöte" von Meisl und W. Müller; „Julerl, die Putzmacherin" (Parodie der Vestalin) von Meisl und W. Müller; „Robert der Teuxel" von Nestroy; „Tannhäuser" und „Lohengrin" von Nestroy.

Im Theater an der Wien: „Der Barbier von Sievering" (Musik von Adolph Müller, 1828); „Der Blaubart in Wien" (von Hopp und Franz Gläser, 1829.)

Im Josephstädter Theater: „Othellerl" (1826); „Der Postillon von Stadel-Enzersdorf" (1837) 2c. In neuester Zeit (1863) wurde noch Adelina Patti als „Abällina" an der Wien mit vielem Erfolg parodirt. —



Moscheles ein Morgenconcert im Augarten, im December ein Concert im großen Redoutensaal u. s. f.

Von fremden Virtuosen concertirten in dem Zeitraume 1810—20 in Wien:

Anton Romberg, Fagottist; Bärman, Fagottist; Mazas, Violinspieler aus Paris (sämmtlich 1811 im Burgtheater); die Brüder Max und Anton Bohrer; der Geiger Pollebro (1811, kl. Redoutensaal); Spohr sammt Gattin; Fagottist Fr. Brandt; Oboist Westenholz aus Berlin (1812, kl. Redoutensaal); Violinist Rode aus Paris (1813 im großen und kleinen Redoutensaal); die Harfen-Virtuosin Louise Pascal; der Violinist Seidler; C. M. Weber; J. Moscheles (1813, im kl. Redoutensaal); die Geiger Tomasini, Fränzel, Friedr. Pixis (1814); Violinist Jansen und Waldhornist Rauch aus München (1815, im kl. Redoutensaal); der Geiger Pietro Rovelli; Guitarrespieler Giuliani (1817, im kl. Redoutensaal); der Geiger Bernhard Molique, Schüler Rovelli's (1817, im römischen Kaiser); Madame Catalani (1818); die Sängerin Madame Feron (begleitet vom Componisten Pucitta) aus Paris (1819, zweimal im großen Redoutensaal; zweimal im Theater an der Wien); Geiger Wiehle aus Stuttgart; Sängerin Hartmeyer aus Zürich (1819, im kl. Redoutensaal) u. A.

Die Concerte und Privatunterhaltungen einheimischer Künstler hatten weitaus die Oberhand. Obenan sind die trefflichen Geiger Mayseder und Jos. Böhm zu nennen. Wir müssen sie uns im folgenden Decennium und darüber hinaus fortwährend und erfolgreich thätig denken. Mayseder beherrschte überdies durch seine eleganten aber flachen Compositionen (er spielte fast niemals Fremdes) die Concertrepertoires durch 20 Jahre. Der Contrabassist Hindle, die Flötisten Bayr und Sedlaczek, der Oboist Sellner, die Cellisten Linke und Merk, Hoftrompeter Weidinger, die Geiger Pechatschek, Georg Hellmesberger und Ed. Jaell, die drei Brüder Khayll (Flöte, Oboe, Trompete), der Waldhornist des Kärnthnerthortheaters Hradetzky u. A. gaben häufig Privatconcerte, meist im römischen Kaiser oder im Müller'schen Gebäude. Als Clavierspieler waren (abgesehen von Moscheles) thätig und beliebt: Ignaz Leidesdorf (sehr gesuchter Clavierlehrer), Carl Czerny (spielte am 12 Februar 1812 zum ersten Male Beethoven's Es-dur-Concert öffentlich), Hugo Worzischeck und Anton Halm. Am 8 April 1817 trat der fünfzehnjährige Carl Maria v. Bocklet zum ersten Mal (im kleinen Redoutensaal) auf und zwar — als Violinspieler. Ein seltenes Doppeltalent befähigte Bocklet später als Clavier- und Violin-Virtuose aufzutreten. Sein Debüt in der musikalischen Welt machte er nur in letzterer Eigenschaft, mehrere Jahre hindurch vereinigte er beide Kunstfertigkeiten in ein und demselben Concert, bis er endlich seine ganze Kraft ausschließlich dem Clavierspiel zuwandte. Er glänzte bekanntlich durch seinen Vortrag Beethoven'scher Werke und durch freies Phantasiren über gegebene Motive und hat bis in die vierziger Jahre eine einflußreiche und sehr geachtete Stellung im Wiener Musikleben eingenommen. (Bocklet lebt noch in Wien.) Im Jahre 1819 sehen wir zum ersten Mal den Namen Leopoldine Blahetka auftauchen; die achtjährige, talentvolle Pianistin, Schülerin Joseph Czerny's, gab ihr erstes Concert am 28 März im landständischen Saal. Von da an finden wir durch eine Reihe von Jahren alljährlich ein Concert Leopoldinen's, welche anmuthig

und liebenswürdig, wie sie sich entwickelt hat, bald zu den Lieblingen des Wiener Publicums gehörte.

Das Theater an der Wien fuhr auch 1810—20 fort, jährlich zwei bis drei „Akademien" zu geben und reisenden Virtuosen einige Zwischenacte als musikalisches Asyl zu gewähren. Der Sänger und Regisseur Seb. Mayer und der Orchesterdirector Clement behielten ihre jährlichen Benefice-Akademien. Dazu kam eine „Musikalisch-declamatorische Akademie für die Theaterarmen" (meist zur Osterzeit) und mitunter für den „Pensionsfond". Im Jahre 1819 und 1820 gab auch der zweite Orchester-director Franz Pechatschek eine „Akademie."

Von fremden Virtuosen producirten sich in Zwischenacten: Waldhornist Bode aus Mecklenburg (1812), Frau Simonin-Pollet, Harfenspielerin (1812, an drei Abenden). Ihr sechsjähriger Sohn Carl spielte mit ihr ein Duo zu vier Händen auf Einer Harfe! L. Spohr und Flötist Bayer (auf der von ihm verbesserten Flöte „Paneylon") 1813. Das Jahr 1814 brachte patriotische Akademien; eine derselben (für die Angehörigen des Regiments Deutschmeister) dirigirten Hummel und Spohr. In einer Wohlthätigkeits-Akademie vom 25 März 1817 spielte der eilfjährige Ferdinand Stegmayer (der in späteren Jahren wieder in die Wiener Musikzustände thätig eingriff und am 6 Mai 1863 hier starb) den Clavierpart eines Sextetts von Eberl. In Clement's Akademie vom 22 December 1817 kam Beethoven's Ouverture „Ungarns Wohlthäter" zur ersten Aufführung. Die Sängerin Coba aus Bologna sang 1818 in Zwischenacten; im selben Jahre gab die Catalani drei Concerte im Wiedner Theater. Die Sängerinnen Madame Borgondio-Gentile, Demoiselle Hartmeyer und Madame Féron ließen sich (1819) in Zwischenacten hören.

1818 begann der Capellmeister Ignaz Ritter von Seyfried seinerseits den Versuch mit einer jährlichen Akademie im Theater an der Wien und setzte ihn durch mehrere Jahre erfolgreich fort. Er liebte es, Clavier- oder Kammercompositionen von Mozart für ganzes Orchester instrumentirt vorzuführen. Welches Ragout damals noch in solchen Akademien beliebt war, zeigt beispielsweise das Programm von Seyfried's Concert am 6 April 1819: drei Sätze aus einer Messe von Seyfried; Variationen auf dem Waldhorn; „Concertante" für Oboe, Flöte, Fagott und Horn, Declamationsstücke, Tableaux ꝛc. ꝛc. — —

Zur Charakteristik dieses Jahrzehnds recapituliren wir aus dem ersten Aufsatz, daß zu Anfang desselben Schuppanzigh, dann Jos. Böhm (1816 im „römischen Kaiser," 1821 im Prater) Quartettproductionen gegen Abonnement einführten und so die Schätze der Kammermusik zum ersten Mal dem zahlenden großen Publicum zugänglich machten. Die Gründung der „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde" (1813), welche vom Jahre 1815 regelmäßig vier Orchesterconcerte und außerdem meist zwei Oratorien gab, schuf einen bleibenden Mittelpunct aller gediegenen Musikbestrebungen in Wien. Diesen bedeutsamen Regungen einer ernsten Musikauffassung und Thätigkeit gesellte sich als bestärkendes literarisches Symptom die Gründung der Wiener „Allgemeinen Musikzeitung" zu.

Declamation gehörte nicht nur unumgänglich zu jedem Concerte, es traten auch häufig Declamatoren selbst als Concertgeber auf. Heutzutage ist den Declama-

tionsstücken nur ein bescheidenes Plätzchen in gewissen Wohlthätigkeits-Akademien geblieben, welche die Namen einiger Hofburgschauspieler als besonderer Magnete nicht entbehren wollen.

Viel Aufsehen machten die „Kunstdarstellungen" der Madame Hendel (am 17 und 24 Februar 1809 nach 9 Uhr Abends im kleinen Redoutensaal). Mit einer weißen Tunica bekleidet und abwechselnd einen weißen und grünen Shawl zur Drapirung verwendend, stellte die schöne Frau plastische Meisterwerke aller Zeiten und Schulen dar. „Man kann," sagte der „Sammler", „diese Darstellungen eine kurze Geschichte der bildenden Künste nennen." „Darsprech-Unterhaltungen" nannte der Dichter und Officier Theodor v. Sydow einige Declamations-Abende, die er im Jahre 1814 und 1815 im „römischen Kaiser" gab, weder zur großen Befriedigung des Publicums, noch der Kritik. (Am 14 März 1814 gab Sydow eine „declamatorische Unterhaltung" als Trauerfeierlichkeit für Theodor Körner.)

Sophie Schröder gab am 3 November 1816 eine „declamatorisch-dramatisch-mimisch-plastische Mittagsunterhaltung" im Kärnthnerthortheater. Sie spielte zwei Scenen aus Goethe's Faust im Costüm (mit Korn und Küstner), stellte in den Tableaux die Medea, Niobe, Agrippina 2c. dar und sprach zum Schluß eine „Dankrede." „Declamatorische Unterhaltungen" der Schauspieler Korn, Heurteur, Reil u. A. kamen mitunter vor. Bemerkenswerth ist noch, daß im Jahre 1810 Friedrich Schlegel seine „Vorlesungen über die neue Geschichte" (30 fl. der Cyklus) hielt und im Jahre 1814 Chladni 12—14 Vorlesungen „über Akustik und Meteormassen," im Universitätsgebäude, von ½ 1 bis ½ 2 Uhr. (Honorar 20 fl. W. W.)

1820—1830.

a) Virtuosen.

Der Anfang dieses Decenniums lief in musikalischer Hinsicht fast ununterscheidbar mit dem Ausgang des vorigen zusammen und in gleichem Flußbett weiter. Wohlthätigkeitsconcerte, eine Masse von Privatconcerten, Concerte im Prater und Augarten, Böhm's Quartette, fremde Virtuosen jedes Instrumentes und allerlei Calibers in den Zwischenacten oder im kleinen Redoutensaale.

Als Stern ersten Ranges glänzte über dem kleinlichen Gefunkel J. N. Hummel. Er ließ zuerst (am 5 April 1820) sein Talent in aristokratischer Weise vor einem kleineren Publicum „am Minoritenplatz Nr. 30" leuchten, aber zu dem ungewöhnlich hohen Preise von 10 fl. W. W. für das Billet. Ein zweites großes Concert (zur Hälfte dieses Preises) folgte am 14 Mai im landständischen Saale; das H-moll-Concert und zum Schluß eine Production „freier Phantasie" versetzten Kenner und Laien in Entzücken. Neben Moscheles (und künstlerisch über demselben) war Hummel der einzige Pianist von erstem Rang und europäischem Ruf, welcher seit Mozart und Beethoven in Wien concertirt und hier epochemachend gewirkt hatte. Beide Meister sind zugleich als die letzten großen Repräsentanten der älteren classischen Schule der Claviervirtuosität zu betrachten. Bald nach Hummel's Abreise erschienen die Anzeichen einer neuen Richtung des Clavierspieles und einer ungeahnten Glanzperiode

der Virtuosität. Drei junge Leute unbekannten Namens tauchten aus den Wiener Concertfluthen auf, um bald darauf als souveräne Herrscher in ihrer Kunst von ganz Europa genannt und bewundert zu werden. Diese drei jungen Leute waren Lißt, Thalberg und Chopin.

„Am 1 December 1822," meldet die Wiener Allgemeine Musikzeitung Nr. 98, „gab ein aus Preßburg hierher gekommener sehr talentvoller Knabe mit Namen Lißt im landständischen Saale ein Concert und erregte allgemeine Bewunderung." Er debutirte mit dem A-moll-Concert von Hummel. Im selben Monat producirte er sich in einem der damals häufigen Concerte, welche im Hofoperntheater vor dem Ballet gegeben wurden, um der kurzen Dauer und der Eintönigkeit der Balletproductionen zweckmäßig aufzuhelfen. Vor dieser Balletvorstellung („Margarita von Cattaneo") producirte sich außer dem Guitarrespieler Legnano und dem dänischen Cellisten Funke „der eilfjährige Franz Lißt" mit einem Rondo von Ries. Am 13 April 1823 gab Lißt noch ein eigenes Concert im kleinen Redoutensaale, wobei er Hummel's H-moll-Concert, Variationen von Moscheles und zum Schluß eine freie Phantasie über aufgegebene Themen spielte. Letzteres wohl etwas verfrühtes Wagstück kam zwar bei der Kritik nicht ganz glatt weg; dafür erntete die Virtuosität das größte Lob und „der Kleine erfreute sich einer guten Einnahme." (Wiener Musik-Zeitung Nr. 34.) Wie „der Kleine," der sich hierauf nach Paris begab, später als Großer und Größter wieder in Wien einzog, werden wir im Verlaufe zu erzählen haben.

Den Pianisten Sigismund Thalberg (geboren 1812 in Wien, Schüler Hummel's) sehen wir gegen das Ende der zwanziger Jahre bereits mit entschiedenem Erfolg wiederholt öffentlich auftreten. Am 6 Mai 1827 spielte er mit unbestrittenem Succeß im Universitätssaal (bei einer Wohlthätigkeitsakademie) das Adagio und Rondo des Hummel'schen H-moll-Concertes, des gefeiertsten Repertoirestückes der damaligen Clavierperiode. Im März 1830 gab er, gleichsam als musikalisches Adieu, Beethovens C-moll-Concert im Spirituel-Concert und begab sich auf Reisen, um bald in halb Europa als einer der größten Meister seines Instrumentes anerkannt zu sein.

Eine exclusivere, tiefere, zartere Natur als diese beiden Feldherren der Virtuosität war der Pole Friedrich Chopin, der am 11 August 1829 im Kärnthnerthortheater debutirte. „Wir lernten in Herrn Chopin einen der ausgezeichnetsten Clavierspieler kennen, voll Zartheit und tiefster Empfindung," berichtet der „Sammler" in seiner Nr. 104. Chopin lebte einige Zeit, ohne zu concertiren in Wien, und gab nur vor seiner Abreise nach Paris (1831) noch ein Abschiedsconcert. Seiner sensitiven Natur hat übrigens der glänzende Tumult des eigentlichen Virtuosenthums wenig zugesagt; einer der wunderbarsten Poeten des Claviers, ist er der musikalischen Welt doch mehr geworben durch das was er schrieb, als was er spielte.

Eine Chopin verwandte Natur streckte fast gleichzeitig ihr Kinderköpfchen an die Oeffentlichkeit: der „dreizehnjährige Pianist Stephan Heller" gab am 27 Jannar 1828 sein erstes Concert im landständischen Saale. Trotz der höchst ermunternden Aufnahme fühlte der junge Künstler doch selbst die Nothwendigkeit strenger methodischer Studien und ging zu seiner weiteren Ausbildung nach Deutschland. Bald hatte er sich bleibend in Paris niedergelassen, von wo uns aber seither jedes seiner sinnigen

Clavierstücke wie ein Liebesgruß die Versicherung bringt, daß er in Kopf und Herzen deutsch geblieben.

Nicht bloß auf dem Gebiete des Clavierspieles finden wir gegen das Ende der zwanziger Jahre das häufige Aufsprossen jugendlicher, vielversprechender Künstler, die das Anbrechen einer neuen, blendenden Virtuosenzeit ankündigen.

Der zwölfjährige Geiger Heinrich Ernst, ein Schüler des trefflichen Böhm, producirte sich zum ersten Male in einem öffentlichen Prüfungsconcert der Conservatoriumszöglinge, am 1 September 1825, im landständischen Saale. Die glänzenden Prophezeiungen, die man damals dem talentvollen Knaben mitgab, haben spätere Jahre vollständig gerechtfertigt. Auch Ernst werden wir später als vollendeten Meister in Wien, dem Ausgangspuncte seiner Kunst und seines Ruhmes, wieder begegnen.

Außer den hier Genannten, die mit Ausnahme Hummel's erst in einer späteren Zeit den Lorbeerkranz empfingen, ohne welchen wir sie jetzt uns kaum mehr denken können, haben folgende berühmte Virtuosen in den Jahren 1820 — 1830 in Wien concertirt:

Von Clavierspielern: Carl Maria Weber, der im Jahre 1822 unter ganz anderen Auspicien, als neun Jahre zuvor, in Wien auftrat. Der Ruhm des „Freischützen" ging nun siegreich vor ihm her. In einem Concert im kleinen Redoutensaal (19 März 1822) dirigirte Weber seine Jubelouverture, spielte sein „Concertstück," das bald zu den geschätztesten Juwelen des modernen Clavier-Repertoires gehören sollte, und schloß mit der damals fast unumgänglichen Production im „freien Phantasiren". (Die Wiener Musikzeitung rühmt den geist- und gefühlvollen Vortrag, bemängelt aber die Bravour, namentlich der linken Hand.)

Weber's Anwesenheit gab natürlich einen neuen Impuls zur Aufführung mancher seiner Compositionen auch in andern Concerten. Wir begegnen mehrmals der „Jubelouverture," dem „Clarinettconcert," vorzüglich aber den Männerchören aus „Leier und Schwert".

Fr. Kalkbrenner, dessen Compositionen bereits in Wien zu den Lieblingsstücken gehörten, trat nur ein einziges Mal (am 25 Januar 1824 im kleinen Redoutensaal) und zwar mit außerordentlichem Erfolg auf; Privatverhältnisse zwangen ihn unverweilt nach London zu eilen.

Wenn wir beifügen, daß auch in den zwanziger Jahren Moscheles seine Thätigkeit mit unbestrittenem Erfolg in Wien fortsetzte, so haben wir die Claviervirtuosen von europäischem Ruf vollständig aufgezählt. Das Repertoire der bessern Claviervirtuosen bestand vorzüglich aus den Compositionen Hummel's, Ries', Kalkbrenner's, Moscheles', dann Beethoven's und C. M. Weber's. Um das Jahr 1827 begann Henri Herz in Wien modern zu werden und grassirte mit Rondo's, Divertissements und Variationen Jahrelang auf das gewaltigste.

Die Violinvirtuosität ward in Wien in dieser Periode durch ihren berühmtesten und weitaus mächtigsten Beherrscher, durch Paganini repräsentirt. Paganini's erstes Concert fand am 29 März 1828 im großen Redoutensaale statt. Daß er sechs Concerte im großen Redoutensaale zu sehr hohen Preisen geben konnte, und der Saal stets als „übermäßig voll" geschildert wird, liefert den besten Maßstab

für die Erfolge dieses genialen, zwischen Kunst und Charlatanerie wunderlich hin- und herschlendernden Virtuosen. Paganini spielte außerdem zweimal im Burgtheater in den Zwischenacten eines Lustspiels und schloß am 24 Juli im gr. Redoutensaale mit einem Concert für die Wohlthätigkeitsanstalten. Paganini trug ausschließlich seine eigenen Compositionen vor; mehrmals gab er zum Schluß noch die österreichische Volkshymne und variirte sie aus dem Stegreif. Die Berichte über Paganini und seine „gigantische Unübertrefflichkeit" (insbesondere im „Sammler" und der „Theaterzeitung") gehören zu dem Ueberschwänglichsten, was die Wiener Journalistik auf musikalischem Felde zu Stande gebracht hat. Die letzte Weihe der Popularität, die Parodie, blieb auch für Paganini nicht aus; schon am 22 Mai 1828 spielte Wenzel Scholz im Wiedner Theater den „Virtuosen Streicherl" in der neuen Posse: „Der falsche Virtuos oder das Concert auf der G-Saite." Drei Jahre später (1831) erschien noch eine zweite parodirende Posse im Leopoldstädter Theater „Nicolo Zaganini, der große Virtuos." Just excellirte in der Nachäffung des Gefeierten. Für die Programme der Violinvirtuosen dieser Periode bildeten Spohr, Rode und Mayseder den Hauptstamm. Die Violoncellisten dienten fast ausschließlich den beiden Romberg's.

Von berühmten Virtuosen concertirten ferner: Vimercati (Mandoline), dall' Occa (Contrabaß), Drouet (Flöte) *), Louis Maurer (Violine), Bärmann (Clarinette), Bernhard Romberg (Cello) vier Concerte im landständischen Saale 1822; die Brüder Bohrer (Violine und Cello) 1822, Alexander Boucher (Violine) 1822. Dieser Pariser Geiger (nebenbei durch seine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon bekannt) gab eine Reihe von Concerten theils im landständischen Saale, theils im Wiedner Theater. Er wird von der Wiener Musikzeitung (Nr. 27 von 1822) als ein „merkwürdiger Schwärmer" geschildert; seine Virtuosität sei so halsbrecherisch, „daß sie einen halb komischen Charakter annimmt." Napoleon sagte von ihm: er beherrscht die Violine wie ich die Franzosen.

Boucher's Gattin producirte sich in seinen Concerten auf der Pedalharfe. Im Jahre 1824 concertirte im landständischen Saale der k. württembergische Kammermusikus Gottfried Schunke (Waldhorn) mit seinen beiden Söhnen; der ältere, Ernst Schunke, blies das Waldhorn, der eilfjährige Ludwig Schunke (später R. Schumann's Herzensfreund) spielte Hummel's Clavierconcert in A-moll.

Die seit Giuliani's Abreise verwaiste Guitarre fand einen neuen geschmackvollen Virtuosen in Luigi Legnani, der eine Reihe von Concerten gab (1822 im landständischen Saale, später wiederholt im Theater 2c.) und allgemeines Lob erntete. Dennoch konnte man sich endlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß dies dürftige Instrument gar nicht in's Concert gehöre. Schon im Jahre 1824 berichtet die Wiener Musikzeitung über ein Concert des Guitarristen Carl Gärtner (10 März): „Die Zeit, wo man Guitarreconcerte frequentirte, ist vorüber, — da schon der berühmte Legnani seine Rechnung hier nicht fand." Ein achtjähriger Guitarrevirtuose

---

*) Drouet gab drei Concerte im landständischen Saal, drei im Wiedner Theater. Seine „Unfehlbarkeit" wurde gerühmt, seine seichten Compositionen gerügt.



Leonhard Schulz hatte natürlich auch kein größeres Glück. Gegen Ende der zwanziger Jahre sehen wir — ohne Bedauern — die Guitarre aus den Concerten verschwinden.

Ein neues Instrument tritt dafür zu Anfang der zwanziger Jahre auf den musikalischen Schauplatz: die Physharmonika. Nr. 30 der Wiener Musikzeitung vom J. 1821 meldet zuerst die Erfindung dieses Instrumentes durch den Wiener Instrumentenmacher Anton Hackel. Hieronymus Payer, Componist und Clavierlehrer in Wien, producirte die Physharmonika zuerst öffentlich, und zwar mit eigens dafür von ihm componirten Stücken (Phantasie und Variationen) in der Wohlthätigkeits-Akademie im Kärnthnerthortheater am 15 November 1824. Payer's Spiel gefiel sehr, er wurde gerufen und führte den Erfinder A. Hackel mit heraus. Bald darauf verlegte sich Joh. Georg Lickl auf die Physharmonika und ließ sich mit einer selbst componirten „Serenade" am Pfingstsonntag 1823 im Kärnthnerthortheater zum ersten Male öffentlich hören. Seitdem ist in Wien die Physharmonika Lickl's künstlerisches Monopol geblieben; trefflicher Virtuose auf diesem Instrument, hat er zugleich eine förmliche Literatur für dasselbe, um nicht schlechtweg zu sagen „die Literatur desselben" geschaffen. Indeß hat weder die ältere Physharmonika noch das von Alexandre vervollkommte Harmonium jemals eine bedeutendere Rolle in Wien gespielt; auf die Zimmer einiger schwärmerischer Dilettanten beschränkt, wagt sie sich nur selten vor die Oeffentlichkeit. Wir können darin nur ein Symptom des gesunden musikalischen Sinnes der Oesterreicher erkennen.

Die in Wien ansässigen Instrumentalvirtuosen bewährten sich auch in den zwanziger Jahren als fleißige Concertgeber. Im kleinen Redoutensaal und landständ. Saal (wenn sie auf ein größeres Publicum zählten) oder in den bescheideneren Räumen des „römischen Kaiser" 2c. strömte eine Fluth von Concerten und „Privatunterhaltungen." Letztere beginnen jedoch gegen das Jahr 1830 hin seltener zu werden. Durch eine Reihe von Jahren begegnen wir fast jährlich den stereotypen Concerten der Pianistinnen Leopoldine Blahetka und Fanny Sallamon (beide 1822 „eilfjährig"), später der jungen Nina Rehaczek; den Productionen der Violinspieler Pechatschek, G. Hellmesberger, Clement, des Cellisten Merk, der Hornisten E. und J. Lewy, des Contrabassisten Hindle, der Brüder Khayll, der Flötisten Sedlaczek und Bayer (der „Doppeltöne" auf der Flöte blies), des beim Wiedner Theater angestellten jungen Geigers Leon de St. Lubin, des Ehepaares Krähmer. Letzteres war in seiner Vielseitigkeit seltsam genug, Ernst Krähmer blies die Oboe und den Czakan, seine Frau (geb. Schleicher) spielte Violine und Clarinette; sie gehörten zu den hartnäckigsten „alljährlichen Concertgebern." Ein Violinspieler, der später eine bedeutende Rolle im Wiener Musikleben als Virtuose und Lehrer gespielt, trat Anfangs der zwanziger Jahre als hoffnungsvoller Anfänger auf: Leopold Jansa. — Eines anderen Violinspielers muß rühmend gedacht werden, den ein früher Tod wahrscheinlich den höchsten Ehren der Kunst entriß: Joseph Slawjk aus Prag. Er concertirte in den Jahren 1826 und 1828 im landständ. Saal, auch im Redoutensaal, und wurde vom Publicum und der Kritik als der künftige Nachfolger Paganini's gefeiert, — seine Laufbahn war zu kurz, um bis zu diesem Ziel zu führen.

Unter den Concerten jeder Saison waren stets einige, welche von dem Unternehmer zu dem Zwecke veranstaltet waren, seine eigenen Compositionen dem Publicum vorzuführen. Diese „Componistenconcerte" sind somit keine neue Gepflogenheit, wie häufig geglaubt wird, sie waren in Wien in den ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts ungleich häufiger als heutzutage. Das Componiren war leichter (oder man machte es sich doch leichter), die Ansprüche geringer, genug daß eine ziemliche Anzahl von „Componisten" (mitunter in regelmäßig jährlichen Concerten) öffentlich vortrat, von denen man heutzutage kaum mehr den Namen kennt. Wir wollen daraus die in den Wiener Musikkreisen seinerzeit am meisten Genannten hervorheben und greifen bis zum Anfang des Jahrhunderts zurück.

Franz Weiß, zweiter Violinspieler in Schuppanzigh's Quartett, gab fast jährlich ein Concert im „römischen Kaiser", wo er Kammermusik und Violinpiecen eigener Composition vortrug.

Dieselbe Ambition hatten die Componisten Emanuel Förster, Hieronymus Payer, Joachim Hoffmann*), Carl Stein (Sohn des Claviermachers Andreas Stein), Franz Schoberlechner (zugleich Claviervirtuose); im Anfang seiner Laufbahn Georg Hellmesberger u. v. A.

Ein Concert zum Theil aus eigenen Compositionen gab am 2 Mai 1820 Mozart's Sohn, dessen bei redlichstem Streben verunglückte Künstlerlaufbahn einen wehmüthigen Eindruck macht. Die Last seines großen Namens drückte ihn nieder. Die Wiener Musikzeitung (Nr. 38 vom J. 1820) bespricht das Concert Mozart's und klagt bitter, daß kaum hundert Zuhörer sich eingefunden, „ihre Achtung den Manen des geliebten Todten zu bezeugen." Sie findet es ferner unwürdig, daß Mozart's Sohn das Orchester bei seinem Concert zahlen mußte. „Was soll man nun von Wiens vielen Künstlern denken?" —

Conradin Kreutzer, Capellmeister am Kärnthnerthortheater, gab am 22 Mai 1823 eine Morgenunterhaltung im Augarten, wobei er eigene Compositionen (Ouverture, Clavierconcerte &c.) aufführte.

Die Concerte, welche 1820—30 im Theater an der Wien stattfanden, sind an Zahl und Bedeutung unerheblich. Zu Anfang dieser Periode finden wir noch Beneficeconcerte der Geiger Clement und Pechatschek, des Flötisten Bayr, des Capellmeisters J. v. Seyfried. — Später finden wir zwischen den Schauspielacten einige Productionen des Flötisten Th. Böhm, des Sängers Fischer, der Sängerin Clara Metzger (sämmtlich aus München), Concerte der Sängerin Marianne Sessi, des Flötisten Drouet, der Violinspieler Alex. Boucher und Mazas.

Nach den Productionen des Letztgenannten (1826) verschwindet jede Spur von Concerten im Wiedner Theater bis zur Mitte der dreißiger Jahre, wo deren zwei bis drei sporadisch auftauchen. Die vielen Calamitäten dieses Theaters, das nach häufigem Directionswechsel im J. 1826 versteigert wurde und vom 16 December 1826 bis 27 Juli 1827 geschlossen blieb, verscheuchten die Musen; die nun folgende Direc-

*) Die Wiener Musikzeitung (Nr. 26 von 1820) tadelt Hoffmann, daß er „dem genialen Beethoven nicht allein nachfliegen, sondern ihn sogar überfliegen will." —



tion des Komikers Carl war nur auf Hebung der Posse und auf Einschränkung aller musikalischen Mittel bedacht. Unter Pokorny's Direction (1845) wurden Concerte im Wiedner Theater wieder recht häufig.

b) Zur Charakteristik der früheren Virtuosenconcerte.

Einige Bemerkungen über charakteristische Eigenheiten der damaligen Virtuosenconcerte mögen hier Platz finden. Die erste dieser Bemerkungen schließt sich an die früher gegebene Notiz von den häufigen „Componisten-Concerten" in den Jahren 1810 bis 1830. Es war damals jeder halbwegs reputirliche Virtuose Componist oder glaubte es zu sein, oder meinte es wenigstens heucheln zu müssen. Die Virtuosen jener Zeit spielten überwiegend eigene Compositionen; ein Virtuose, der gar nichts von eigener Mache vorgetragen hätte, ist uns in den Wiener Concertprogrammen bis zum J. 1830 nicht vorgekommen. Während man heutzutage selbst den virtuosesten Spielern ihre schlechten Compositionen nur ungern und mit möglichster Einschränkung gestattet, galt es vor 30 und 40 Jahren für eine Ehrensache, daß selbst der mittelmäßigste Spieler, wenn er ein Concert gab, zugleich als Componist sich zeige. Solche Concertgeber begnügten sich keineswegs mit der Vorführung von Solostücken, die sie für die Eigenthümlichkeiten ihrer Bravour sich „auf den Leib" geschrieben, — wer nur irgend konnte, eröffnete das Concert auch mit einer Ouverture oder dergleichen eigener Factur, jedenfalls spielte er ein selbstcomponirtes „Concert" mit ganzem Orchester. Dabei kam den im Schweiß ihres Angesichts componirenden Virtuosen allerdings die frühere Sitte zustatten, nur den „ersten Satz" des Concertes zu spielen, wie man denn auch Symphonien (in „Akademien" und „Virtuosenconcerten") lange Zeit nur stückweise oder zerstückt brachte. Wir hegen den entschiedensten Verdacht, daß von den zahllosen Violin-, Clavier- und anderen „Concerten" deren „erster Satz" in den Jahren 1800—1830 vom Componisten vorgetragen wurde, nur sehr wenige einen zweiten oder dritten Satz überhaupt besessen haben. Gedruckt wurden diese Dinge ohnehin nicht. *)

Nicht unerläßlich, aber sehr empfehlend war es ferner für den Virtuosen, sich im „freien Phantasiren" zu zeigen. Bei den Claviervirtuosen der zwanziger Jahre war eine „freie Phantasie" (meist über aufgegebene Motive) eine Zeitlang förmlich Mode. J. N. Hummel's Bravour, Eleganz und Geistesgegenwart im „freien Phantasiren" hatte zuerst die allgemeine Bewunderung erregt. Diese mehr für süße Heimlichkeit oder traulichen Freundeskreis als für die Oeffentlichkeit geeignete Gabe war dem großen Publicum ein neues Reizmittel; in Hummel's Concerten bildete die freie Phantasie regelmäßig den Schluß. Die anderen Claviervirtuosen glaubten nun, ohne engherzige Rücksicht auf ihre Begabung, es ihm nachmachen zu müssen. Mit unleugbarem Beruf und Erfolg haben außer Hummel unseres Wissens nur Moscheles und C. M. Bocklet die „freie Phantasie" im Concertsaal geübt. Wir finden in den Concert-

*) Noch im Jahre 1827 sehen wir den „Sammler" (Nr. 130) dem Violinspieler M. Maurer ein besonderes Lob darüber spenden, daß er ein ganzes Concert (eigener Composition) spielte, „während wir gewöhnlich nur Ein Stück davon zu hören bekamen." —



programmen der zwanziger Jahre (außer den eben Genannten, Hummel, Moscheles Bocklet) mit „freien Phantasien“ erscheinen: L. Schunke, den eilfjährigen Lißt, C. M. Weber, F. Clement u. A. Die Mode hat sich in neuerer Zeit gänzlich verloren; ein wahrhaft originelles und reiches Talent des Improvisirens ist sehr selten, und der bloße Schwindel wird jetzt leichter durchblickt und strenger beurtheilt. Lißt pflegte in den vierziger Jahren manchmal, wenn er wiederholt gerufen und zur Repetition eines Stückes stürmisch aufgefordert wurde, die Haupt-Motive desselben in freier Improvisation zu verarbeiten. Wenn er gut disponirt war, leistete er in solchen Improvisationen Außerordentliches. Doch hat er, als gereifter Künstler, eine „freie Phantasie“ nur sehr selten auf dem Programme angesetzt.

Wer die Concertprogramme von 1800 bis 1830 durchsieht, dem wird endlich eine dritte Eigenthümlichkeit auffallen. Während nämlich heutzutage das Concertiren sich fast ausschließlich auf zwei Instrumente, auf das Piano und die Violine, zurückgezogen hat, und Virtuosen auf anderen Instrumenten nur sporadisch und selten mit anhaltendem, durchgreifendem Erfolg concertiren, wimmelte es in jener Periode von reisenden Virtuosen auf der Flöte, Oboe, Clarinette, Harfe, dem Violoncell, Waldhorn, ja selbst der Trompete, dem Contrabaß, der Guitarre u. s. w. Ja, man kann sagen, daß die Concerte auf der Violine und dem Clavier gegen die Summe der Productionen auf den übrigen Instrumenten bis gegen den Ausgang der dreißiger Jahre in der Minorität waren. Seit zwanzig Jahren ist sogar das Violoncell, das nach der Geige noch den meisten Beruf zu selbständig concertirendem Auftreten hat, als Concertinstrument in außerordentlicher Abnahme.

Wir können auch in diesem Fall nicht anders, als den Anwalt unserer Zeit machen, welche einerseits der bloßen technischen Virtuosität eine sehr bedingte und verminderte Theilnahme entgegenbringt, andererseits erkannt hat, daß Oboe, Flöte, Clarinette 2c. Orchesterinstrumente sind, denen zum selbständigen Auftreten der Reichthum an Ausdrucksmitteln und eine gediegene Literatur fehlt.

Die Virtuosenprogramme jener Zeit bestanden auch zumeist aus schaler, conventioneller Unterhaltungsmusik. Bis gegen den Ausgang der dreißiger Jahre bildeten die Potpourri's, Divertissements, Rondo's und Variationen den überwiegenden Inhalt der Virtuosenprogramme.

c) Gesangskünstler.

Eine köstliche Bereicherung gewannen die Wiener Concerte mit Anfang der zwanziger Jahre durch einige junge Sängerinnen von ungewöhnlicher Stimme und Kunstfertigkeit, die fast gleichzeitig auftauchten und eine Reihe von Jahren in Wien wirkten: Wilhelmine Schröder, Caroline Unger, Henriette Sonntag, Therese Grünbaum. Kamen auch diese, später so berühmten Sängerinnen vorzüglich und zunächst der Oper zu statten, so waren sie doch nebenbei in Concerten, Oratorien und Akademien sehr thätig. An Beethoven's berühmte Akademie im Kärnthnerthortheater (7 Mai 1824), wobei die Unger und Sonntag die Soli in der neunten Symphonie sangen, brauchen wir kaum zu erinnern. Natürlich strebten diese jungen Sängerinnen

bald in die weite Welt, sich einen Ruhm in größerem Styl zu gründen. Henriette Sontag gab ihr Abschiedsconcert am 17 April 1825 (Mittags im großen Redoutensaal), Caroline Unger das ihre am 10 März desselben Jahres (im kleinen Redoutensaal) vor ihrer Abreise nach Neapel. Wilhelmine Schröder war am 21 Januar 1821 zum ersten Mal im Hofoperntheater (als Pamina in der „Zauberflöte") aufgetreten; obgleich auch sie Wien bald verließ, war ihr Wirken daselbst doch epochemachend. — In den größeren „Wohlthätigkeits-Akademien" wirkten diese drei Sängerinnen und die anmuthige, virtuose Coloratursängerin Mad. Grünbaum (Tochter Wenzel Müller's) sehr fleißig mit.

Von 1820 an finden wir mehrere Jahre lang irgend eine Arie oder ein Duett von Rossini fast in jeder Akademie. Der Vortrag der Arie aus dem „Barbier von Sevilla" durch die Grünbaum (Ostersonntag-Akademie 1820) glich einem Triumph; auch Henriette Sontag glänzte gern mit dem Zierrath Rossinischer Coloraturen.

Von fremden Sängerinnen war die Catalani zu neuen Siegen nach Wien gekommen; sie gab zwei Concerte im landständ. Saal (14 und 21 August 1820 Abends) und drei Concerte im großen Redoutensaal (22 und 29 Januar, 6 Februar 1821 Abends).

Die Sängerin Caterina Canzi (eigentlich „Kanz") gab vier Concerte im Jahr 1820; ihre Virtuosität fand Anerkennung, ihr seelenloser Vortrag und die Wahl von lauter seichten italienischen Arien Tadel. — Die berühmte Pasta spielte 1829 einzelne Scenen (aus Rossini's „Othello", „Tancred" ꝛc.) im Kärnthnerthortheater, eine Art dramatischen Concerts. Ihre Kunst wurde auf das höchste gepriesen, namentlich die Kraft und Schönheit des dramatischen Ausdrucks; daß ihr Organ „in der Tiefe rauh, in der Höhe verschleiert" genannt wurde („Sammler" von 1829 Nr. 29) möchten wir vorübergehenden Einflüssen zuschreiben, denn ihre Stimme war damals noch keineswegs im Niedergang begriffen; sie klang noch in Bellini's „Norma", also zehn Jahre später, voll und kräftig.

Neben den früher genannten trefflichen Wiener Sängerinnen wirkte von 1820 an auch der geist- und gefühlvolle Sänger Michael Vogl häufiger in Concerten mit.

d) Fr. Schubert. — Beethoven.

Bekanntlich verdankt man Vogl die erste Einführung Schubert'scher Lieder; zunächst in Freundeskreisen, dann auch in der Oeffentlichkeit. Letzteres freilich noch in sehr beschränktem Maße, denn die Pflege des deutschen Liedes in Concerten ist von weit späterem Datum; zu Schubert's Lebzeiten herrschte noch unbestritten die Arie und zwar die italienische. Wir finden schon in einem Wohlthätigkeitsconcert vom 7 März 1821 (Kärnthnerthortheater, „Gesellschaft der adeligen Damen"), worin auch die Schröder und Unger sangen, den „Erlkönig von Franz Schubert", vorgetragen von Vogl, accompagnirt von Anselm Hüttenbrenner. Im J. 1821 sang Vogl den „Erlkönig" (von L. Schunke begleitet) im Kärnthnerthortheater; 1827 finden wir einmal „Normanns Gesang" und „im Freien" (von Tietze gesungen). Etwas häufiger als Lieder- und Instrumentalcompositionen von Schubert hörte man

in öffentlichen Concerten seine Vocalquartette; sie kommen in den Concerten von 1821—26 wiederholt vor und wurden meistens von den Herren Barth, Tietze, Nejebse und Nestroy (dem nachmals berühmten Komiker) vorgetragen. („Das Dörfchen", „die Nachtigall" ꝛc.) Von der in den Spirituel-Concerten gegebenen Hymne und Symphonie, von dem bei Schuppanzigh gespielten Quartett (1824), von dem Vortrag der „Phantasie" durch Slawjk und Bocklet (1828) haben wir gesprochen; viel größer dürfte das Repertoire der öffentlich gehörten Schubert'schen Sachen nicht gewesen sein. Sein Name war ein seltener Gast auf den Concertprogrammen, und auch dann meist nur durch Kleinigkeiten vertreten.

Am 26 März 1828 entschloß sich Schubert, in einem eigenen „Privatconcert" (Abends im Musikvereinssaal) sich als Tondichter vorzuführen. Das Programm enthielt bloß Schubert'sche Compositionen: Erster Satz eines Streichquartetts; Claviertrio in Es (Bocklet, Böhm, Linke); Lieder, gesungen von M. Vogl; „Ständchen", gesungen von Frl. Fröhlich; „Schlachtgesang" von Klopstock. — Als Schubert im selben Jahre starb, wußte man kaum, was man an ihm verloren hatte; auch lange Zeit nachher erfuhr man es erst allmälich. Ein Kreis von Freunden (Frl. Anna Fröhlich an der Spitze) veranstaltete im Musikvereinssaal ein „Concert für Franz Schubert's Grabmal", am 30 Januar 1829 (wiederholt am 5 März). Das Programm enthielt von Schubert's Composition: Es-dur-Trio und einige Lieder (gesungen von Tietze und Schoberlechner), dann Flötenvariationen von Gabrielsky (!) und das erste Finale aus „Don Juan." Wir werden in unseren Mittheilungen noch ziemlich weit vorrücken müssen, ehe wir zu dem Zeitpunct einer allgemeinen und gerechten Würdigung Schubert's gelangen.

Der Ausgang des Jahrzehnds 1820—30 traf die Tonkunst und speciell das Wiener Musikleben mit zwei erschütternden Schlägen: es starben Beethoven (1827) und F. Schubert (1828). Wir haben gesehen, daß Schubert eben erst auf dem Wege war, in Wien einigermaßen bekannt zu werden und das große Publicum zu gewinnen, nachdem er so viele Familienkreise gewonnen und erfreut hatte, — da raffte ihn der Tod in der ersten Blüthe des Mannesalters hinweg. Wenn wir die Erfolge Beethoven's bei seinen Lebzeiten in Wien prüfen, so machen wir ungleich erfreulichere Wahrnehmungen. Es ist in der That etwas wie eine „Rettung", was wir hier der künstlerischen Ehre Wiens schuldig sind. Gedankenlose Sentimentalität und Tadelsucht ergehen sich noch immer gern in aufwiegelnden Schilderungen des bittern „Mangels", den Beethoven litt, des Mangels an Geld und an Anerkennung; es sind crasse Uebertreibungen. Der erste Punct gehört streng genommen nicht zu unserer Aufgabe, doch müssen wir ihn wegen des Zusammenhangs mit dem zweiten kurz berühren. Daß man Beethoven darben ließ, ist eine Fabel. Eine eben solche Fabel, als daß Schiller und Mozart verhungert sind. Mozart besaß viel weniger als Beethoven und hatte eine Familie zu versorgen; er genoß nicht die Hälfte des Einkommens und der Anerkennung, die Beethoven bei Lebzeiten wurde. Durch Jahn ist vollständig nachgewiesen, daß Mozart, wenn auch kein reichliches, doch ein hinreichendes, anständiges Einkommen besaß, das bei einer geordneten Wirthschaft keinen Mangel zugelassen hätte. Bei Beethoven war das Einkommen und die Unordnung viel größer. Die Honorare,

die Beethoven für seine Compositionen erhielt, erscheinen für jene Zeit sehr bedeutend; schon in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes konnte er den Verlegern Bedingungen vorschreiben. Tobias Haslinger legte, um sich vorhinein den Verlag aller Beethoven'schen Werke zu sichern, dem Tondichter einen „Tarif" vor, nach welchem Beethoven für jede Symphonie 60—80 Ducaten, für eine Sonate 40, für ein Quartett 80, für eine große Messe 130 Ducaten erhalten sollte. Und dennoch nahm Beethoven diesen Tarif nicht an. Die Pension, welche ihm vom 1 März 1809 an seine aristokratischen Freunde und Verehrer (ohne jede Gegenleistung, bloß um ihn an Wien zu fesseln) auszahlten, betrug jährlich viertausend Gulden. Nach dem unglücklichen Finanzpatente schmolz diese Summe freilich auf 900 fl. C. M. oder 600 Thaler zusammen. Beethoven, der arm nach Wien gekommen, war bald ganz unabhängig gestellt, er brauchte keine Concertreisen zu machen, keine Lectionen zu geben, keinen Capellmeisterstab zu schwingen. Sein Nachlaß betrug nach Berichtigung aller Passiven, Krankheits- und Leichenkosten beinahe 10,000 fl. C. M. Davon hatte Beethoven einige Bankactien für seinen Neffen bestimmt und sie deshalb nie antasten wollen, — eine Selbstverleugnung, die man an Beethoven ehren, aber unmöglich seinen Zeitgenossen zur Last legen darf. Danach sind die Gehässigkeiten eines neueren Biographen (W. v. Lenz) zu beurtheilen, der versichert, Beethoven sei am „deutschen Undank" und „an der Wiener Freundschaft" gestorben.

Auch über einen auffallenden Mangel an Anerkennung hatte Beethoven weit weniger zu klagen, als sonst so eigenthümliche und ihrer Zeit vorauseilende Genies. Die Verlegerhonorare sind das beste Thermometer für die Wärme der allgemeinen Anerkennung. Wer über den Erfolg Rossini's und der italienischen Sänger in Wien entrüstet die Hände zusammenschlägt, der verräth einen Mangel an jeglicher Einsicht. Das Publicum, welches bei dem ersten Anbrechen des Rossini'schen Melodienfrühlings kalt bleiben und ihm die D-Messe oder die fünf letzten Quartette von Beethoven vorziehen sollte, ein solches Publicum hat es nie gegeben und wird es nie geben. Es wäre gegen das Naturgesetz von der unmittelbaren Wirkung der sinnlichen Schönheit.

Genug, daß die erste Aufführung der neunten Symphonie eine Brutto-Einnahme von mehr als 2200 fl. abwarf und für den Meister, inmitten des größten Rossini-Taumels, zum wahren Triumph wurde. Der ernste, erhabene, schwerfaßliche Meister muß stets zufrieden sein, wenn er neben dem sinnlich reizenden sein Publicum hat. Und daß dies mit Beethoven der Fall war, hat uns neuerdings das Studium der Wiener Concertzettel und Zeitschriften aus den Jahren 1800 bis 1827 bestätigt.

Nicht erst nach des Meisters Tode oder in seinen letzten Lebensjahren, sondern schon zwei Decennien früher nahmen Beethoven's Werke (von den letzten, schwerfaßlichen der dritten Periode immer abgesehen, für welche ein allgemeineres, tieferes Verständniß erst nach dem Jahre 1830 anbrach) einen hervorragenden und gesicherten Platz in den Wiener Concertprogrammen ein. Nicht bloß die ernsteren Concertinstitute (Gesellschaft der Musikfreunde, Spirituel-Concerte, Schuppanzighs Quartett ꝛc.) ließen sich Beethoven's Schöpfungen angelegen sein; auch die viel gemischteren, weltlicheren Productionen thaten es in ihrer Weise. Wir finden wenige unter den größeren Wohlthätigkeits-Akademien, Virtuosenconcerten mit Orchester, Augarte nproductionen

u. dgl., die nicht ein Instrumentalstück (meistens eine Ouverture) von Beethoven gebracht hätten.

Noch bemerkenswerther erscheint uns der Ton unbedingter Hochachtung und Ehrfurcht, in welchem schon zu Beethoven's Lebzeiten die besseren Wiener Journale von ihm und seinen Werken sprechen. Man pflegt, um das Gegentheil recht grell hervorzuheben, zwei bis drei lächerliche Urtheile ganz unbedeutender Scribler immer und immer zu citiren: den Tadel des „Posthorn-Solo's" in der großen Leonore-Ouverture und ähnliches. Als ob es nicht zu jeder Zeit unwissende Notizler und Correspondenten gegeben hätte, welche das Geniale mit dem kleinsten Maßstabe und der größten Oberflächlichkeit messen! Man braucht nur unbefangen die Beethoven-Kritiken durchzusehen, die der sehr pessimistische Lenz aus der Leipziger Musikzeitung auszieht, um zu dem Resultate zu gelangen, daß die lobende, mitunter begeisterte Anerkennung den leichtfertigen Tadel überwiegt. Noch weit mehr wird man dies in den Wiener Journalen, vor allem in der „Musikzeitung" (auch im „Sammler") finden. Die „Musikzeitung", welche doch äußerst conservativ und mit den reactionärsten Tempelhütern der Wiener Musik sehr liirt war, spricht von Beethoven, selbst wo sie ihn im Großen nicht versteht oder einzelne Ausstellungen wagt, in einem Ton der Ehrfurcht, wie man ihn nur für die anerkannt größten Meister zu brauchen pflegt. In zahlreichen Kritiken, schon 10 und 20 Jahre vor Beethoven's Tode, reiht sie Beethoven neben Mozart und Haydn. Wenn man erwägt, welcher Cultus den beiden verewigten Meistern in Wien dargebracht wurde, denen gegenüber der jüngere Beethoven doch als Revolutionär galt, so kann man solche Gerechtigkeit zeitgenössischen Urtheils kaum hoch genug anschlagen.

Am 17 Januar 1819 dirigirte Beethoven im Universitätssaal seine A-dur-Symphonie. „Beethoven erschien," meldet die Wiener Musikzeitung (Nr. 6), „und alle Hände regten sich, Bravo's erfüllten den Saal. Das Auge der Kunstjünger wurde feucht rc." Der Kritiker nennt Beethoven's Symphonie „das erste Instrumentalstück unserer Zeit" und schließt mit den Worten: „Heil ihm und uns! Wir nennen ihn den Unsern, den größten Tonsetzer Europa's, und Wien erkennt dankbar, was es an Ihm besitzt."

Ueber Beethoven's „Akademie" im Kärnthnerthor schreibt die Wiener Musikzeitung (Nr. 40 vom Jahre 1824) im Tone der höchsten Bewunderung und stellt den Meister neben Shakespeare und Goethe. Der Verfasser (Kanne) verschweigt nicht den mitunter befremdenden Eindruck, den die neunte Symphonie in ihrer absoluten Neuheit auf das Publicum üben mußte. „Allein," fügt er hinzu, „Beethoven hat bereits per praescriptionem regularem, d. h. seit 30 Jahren der Welt die Gefälligkeit angewöhnt, sich in seine Launen zu schicken." Dieser Jahrgang der Musikzeitung brachte Beethoven's Porträt als Kunstbeilage. In einem Aufsatz vom 5 April 1820 (aus Mosel's Feder) begrüßt die Musikzeitung in der Gründung der Spirituel-Concerte ein neues Asyl für „die Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven."

Dieser für jene Zeit sehr bemerkenswerthen Zusammenstellung Beethoven's mit Haydn und Mozart begegnen wir sehr oft, nicht bloß in Worten, auch in der That. So gab die Gesellschaft der Spirituel-Concerte im Jahre 1824 drei Akademien,

von denen die erste ausschließlich Haydn'schen, die zweite Mozart'schen, die dritte Beethoven'schen Compositionen gewidmet war. Keinem zweiten lebenden Meister wurde diese Auszeichnung zu Theil und für keinen zweiten hätte man sie in Wien wagen dürfen. Auch an die Adresse müssen wir hier erinnern, welche Wiens Musikfreunde (Fürst Lichnowsky, die Grafen M. Dietrichstein, Palffy, Fries u. A. an der Spitze) im Jahre 1824 an Beethoven richteten, um in Ausdrücken der wärmsten Bewunderung und Verehrung die Publication der neunten Symphonie und der D-Messe von ihm zu erbitten. „Entziehen Sie," heißt es darin, „entziehen Sie dem öffentlichen Genuß, dem bedrängten Sinn für Großes und Vollendetes nicht länger die Aufführung Ihrer jüngsten Meisterwerke!"

Daß Beethoven, namentlich mit seinen größeren Werken, in den zwanziger Jahren nicht so oft auf den Programms erschien, als heutzutage, wo wir mit ganz andern geistigen und materiellen Mitteln an ihn herantreten, liegt in der Natur der Sache. Mit Rücksicht auf die musikalischen Zustände jener Zeit kann man von einer positiven Vernachlässigung oder Unterschätzung Beethoven's in Wien nicht sprechen. Ja, wenn wir die Programme von Schuppanzigh's Quartettproductionen durchgehen und z. B. in den zwei Cyklen von 1824 Haydn mit 10, Mozart mit 8 und Beethoven mit 10 Quartetten vertreten finden, so können wir über dieses Verhältniß (es ist beinahe das der heutigen Quartettprogramme) nur staunen.

e) Concert-Institute.

Von der Thätigkeit der größeren Concert-Institute dieser Periode erwähnen wir, theils hinzufügend, theils recapitulirend, noch folgendes:

1. Die „Spirituel-Concerte" wurden (von Gebauer) 1820 begründet. Unser erster Artikel, S. 190, enthält näheres darüber.

2. Die „Tonkünstler-Pensionsgesellschaft" setzte ihre Oratorien-Aufführungen (alljährlich zu Ostern und Weihnachten) hauptsächlich mit Haydn's Werken fort. (Art. I, S. 159 ff.)

3. Die „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde" verfolgte ihre Concerte (deren Programm von 1813 bis 1825 wir S. 186 des vorigen Bandes mitgetheilt) in der dort geschilderten Weise.*) Dies Institut erhielt eine Ausdehnung und einen Succurs durch die Gründung des Conservatoriums. 1817 wurde die erste Schulclasse (für Gesang) eröffnet. 1819 folgte die Violinclasse**) und eine zweite höhere

*) Daß die „Gesellschaft" noch 10 Jahre nach ihrer Gründung einen gewissen Zug von Geschlossenheit und Häuslichkeit festzuhalten strebte, zeigt folgende Anzeige der „Gesellschafts-Concerte" von 1824—25.

„Mitglieder erheben ihre Eintrittskarte ɪc. Fremde, welche den Concerten beizuwohnen wünschen, können in der Gesellschaftskanzlei Billette gegen Bezahlung erhalten; belieben aber ihre Namen anzugeben. Am Tage der Aufführung kann durchaus keine Eintrittskarte mehr verabfolgt werden.

**) Joseph Böhm zeigt in der Musikzeitung (Nr. 76 von 1819) an, daß die „Gesellschaft der Musikfreunde" ihn zum Professor des Violinspiels ernannte, „mit der Begünstigung auch noch Schüler zu seinem besondern Vortheil aufzunehmen. Die Lection zu 1 fl. W. W." —

Gesangsclasse. Im Jahre 1821 ermöglichte es der Erfolg einer Subscription, den Unterricht auch auf die gewöhnlichen Orchesterinstrumente auszudehnen, und bald war die Ausbildung der Zöglinge so weit vorgeschritten, daß sie in Gesammtproductionen sich konnten hören lassen. Den im landständischen Saale abgehaltenen öffentlichen Prüfungs-Concerten" im Jahre 1823 und 1824 folgte am 30 October 1825 ein Concert der Conservatoriums-Zöglinge (gegen 200 an der Zahl) im Hofoperntheater, „damit auch das große Publicum sich von den Fortschritten des Institutes überzeugen könne." Das Concert fand eine so ausgezeichnete Aufnahme, daß es am 6 November 1825 wiederholt werden mußte. „Selten hörte man die Titus-Ouverture so, besser vielleicht nie aufführen," rühmt der „Sammler." Auch im Jahre 1828 fanden im Kärnthnerthortheater zwei Concerte der Conservatoriums-Zöglinge statt. *)

4. Schuppanzigh's und Böhm's Quartette (vgl. den ersten Aufsatz S. 180 ff.) blühten in den zwanziger Jahren. Als analoges Unternehmen für Blasinstrumente entstand im Jahre 1821 das „Harmonie-Quintett" der Herren Sedlaczek, Krähmer, Mittag, Sedlak und Hrabetzky. Jede dieser „Privatunterhaltungen" (gegen Abonnement, im landständischen Saal) brachte meist 3 Nummern, ein Harmonie-Quintett von Reicha, ein Gesangstück und eine Kammermusik von Mozart, Beethoven, Spohr oder Hummel. Die „Harmonie-Quintette," gelobt und gut besucht, wurden 1822 fortgesetzt.

---

*) Zwei kleinere Zweig-Conservatorien, deren Gründung warme Anerkennung fand, waren 1. die vom Grafen Ferdinand Palffy errichtete Musiklehranstalt des Theaters an der Wien", welche unter der Direction von Schwarzböck auch einige öffentliche „Prüfungs-Concerte" gab (1823), und 2. die „Singschule an der Pfarrkirche St. Carl", welche 12 Knaben unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Eine Gesellschaft von Musikfreunden hatte sie, zur Hebung der Kirchenmusik, 1824 gegründet; der Pfarrer Franz Weber, ein trefflicher Clavierspieler, leitete sie mit großer Sorgfalt.

Canova in Oesterreich.

Von Dr. C. v. Lützow.

(Mit Zeichnungen und Stichen von Professor Louis Jacoby.)

II.

Das Monument der Erzherzogin Christina in der Augustinerkirche zu Wien.

Das berühmte Kunstwerk, welches auf der anliegenden Tafel nach einer neuen Originalaufnahme abgebildet ist, gilt wohl unbestritten für das bedeutendste plastische Denkmal dieser Art in der an öffentlichen Monumenten keineswegs armen Kaiserstadt. Aber auch abgesehen von dieser seiner localen Rangstellung darf dasselbe, als eines der eigenthümlichsten unter Canova's Werken, welches alle Charakterzüge der Uebergangszeit, in der es entstand, mit ganz besonderer Schärfe an der Stirne trägt, bei den Freunden der Kunst auf ein stets reges Interesse zählen. Einer von diesen Charakterzügen ist der oft betonte Zwitterstyl, jene Mischung von plastischen und malerischen Elementen, das offenbare Schwanken des Künstlers zwischen dem von ihm selbst wiedererkannten Ideale des Griechenthums und dem anerzogenen, angewohnten Naturalismus der Rococcozeit. Wenn man um dieser Eigenschaft willen auch immer anstehen wird, Canova's Christina-Denkmal den ewigen Mustern des reinen plastischen Styles beizugesellen, so wohnt demselben doch, und vielleicht gerade eben deshalb, jener eigenthümliche Reiz inne, welchen alles Werdende, noch Unvollendete und Unklare auf den historisch gebildeten Sinn zu üben pflegt. So mag es denn sich wohl rechtfertigen, wenn auch wir, selbst auf die Gefahr hin, Manchem einzelnes früher schon Hervorgehobene nur in's Gedächtniß rufen zu können, dem Christina-Denkmal eine genaue Betrachtung widmen.

Von den historischen Umständen, unter denen das Monument entstand, ist vor allen der nicht zu vergessen, daß der Entwurf im Großen und Ganzen bereits vorlag, als Canova vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen den Auftrag erhielt, seiner edlen



Gemahlin, der Erzherzogin **Christina**, Tochter Maria Theresia's, ein Denkmal zu errichten. Mehrere Jahre vor 1796, um welche Zeit Canova diese Bestellung auszuführen begann, hatte nämlich die Republik Venedig die Absicht, dem **Tizian** in der Kirche de' Frari ein Denkmal zu setzen, und hierzu entwarf **Canova** damals nachfolgenden Plan: Der Genius der Kunst, gefolgt von den Allegorien der drei bildenden Künste, Architektur, Plastik und Malerei, trägt die Urne mit der Asche des Todten dem Eingang einer auf Stufen erhöheten Pyramide zu, welche durch die am Thürsturz angebrachte Inschrift „Titiano" als das Grab des großen Malers bezeichnet ist. Dieser einfach schöne, trotz den stets mißlichen Allegorien leicht verständliche Entwurf, dessen Ausführung leider durch den Krieg verhindert wurde, mag dem Künstler besonders lieb und werth geblieben sein; vielleicht ist er auch dem Herzoge zu Gesicht gekommen und von ihm ausgewählt worden — genug, **Canova** legte ihn der Composition des Christina-Denkmals zu Grunde, indem er den Gedanken eines der Gruftpyramide sich nähernden Zuges beibehielt und nur die Personen dieses Zuges entsprechend änderte. Allerdings hat bei dieser Umwandlung die unmittelbare Verständlichkeit der Composition in etwas gelitten. Aber es fragt sich doch, ob deshalb dem Ganzen, als Kunstwerk betrachtet, ein so schwerer Vorwurf gemacht werden darf, wie namentlich **Fernow** in seiner sonst so trefflichen Schrift ihn dagegen erhoben hat. Um uns hierüber klar zu werden, müssen wir zunächst den inneren Zusammenhang des Werkes darzulegen suchen.*)

Den Gipfelpunct des Ganzen, ideell wie formell genommen, bildet das von einer schwebenden weiblichen Gestalt getragene Medaillon, zu welchem links ein kleiner geflügelter Genius mit einem großen Palmenzweige sich emporschwingt. Das entschieden lebenswahre, auf griechische Art frisirte Frauenbild wird durch die oben umlaufende Inschrift:

MARIA CHRISTINA AUSTRIACA

als das Porträt der Gefeierten gekennzeichnet. Man beachte den Rand, der als in sich zurücklaufende Schlange gestaltet ist: er soll ein Symbol der Ewigkeit sein, in welche die Verblichene eingegangen ist. Dieses Abgeschiedensein wird sinnlich auch dadurch ausgedrückt, daß nur der Kopf und seine Rückfläche aus weißem Stein gearbeitet sind, so daß sie sich von der hellgrauen, aus geringerem Stoff bestehenden Umgebung energisch abheben.

Mit jenem Schlangensymbol der Unsterblichkeit sind wir nun freilich tief in's Allegorische hineingerathen. Allegorisch sollen nämlich ferner nicht nur die beiden schwebenden Gestalten zu nehmen sein, von denen die weibliche als **Glückseligkeit**, der kleine Palmzweigträger als Genius des **Ruhmes** bezeichnet wird, sondern auch alle Figuren der unteren Gruppen. Es sind deren, streng genommen, drei, von denen jedoch zwei, die mittlere und die zur Linken vom Beschauer, innerlich eng mit einander verbunden erscheinen. Sie bilden zusammen einen Zug von Leidtragenden, die eigentliche Trauer-

*) In der Benennung der einzelnen Figuren folgen wir zunächst der in deutscher und französischer Sprache abgefaßten, zur Seite des Denkmals aufgehängten Inschrifttafel, von der übrigens wohl keineswegs ausgemacht ist, daß sie auf den eigenen Angaben des Künstlers beruht.

pompa, als deren Ziel das geöffnete Innere der Pyramide, der für den Weihecultus der Todten bestimmte Raum, sich darstellt. An der Spitze des Zuges wandelt, als Höhen- und Mittelpunct für den unteren Theil der Composition, eine matronale, in faltigen Chiton und Mantel gekleidete Frauengestalt. Sie trägt um das lang über Nacken und Schultern herniederwallende Haar einen goldenen Olivenkranz und hält in den Händen den Aschenkrug, auf den das trauernde Haupt sich niedersenkt. Die Blumenguirlande, welche vom Halse der Urne rechts und links herabhängt, stellt die Verbindung der Frau mit ihren beiden Begleiterinnen her, zwei halberwachsenen Mädchen im überschlagenen dorischen Chiton, mit Fackeln im Arm, welche gleichfalls trauergesenkten Hauptes dahinschreiten. Die Eine, rechts, hat sich bereits umgewendet und geht soeben unter dem Thürsturz hindurch, an welchem wir die Widmungsworte:

VXORI. OPTIMAE.
ALBERTVS.

lesen; die andere schreitet links, wenige Schritte hinter der Urnenträgerin her und läßt einen Theil der Guirlande hinter sich auf den Boden herniederfallen. Als gemeinsame Basis dient den Figuren, welche sich sämmtlich, wie das Porträtmedaillon, weiß von der grau gesprenkelten Oberfläche der Pyramide abheben, der ebenfalls aus weißem Marmor bestehende Teppich, den wir von links her über die Stufen ausgebreitet sehen. Er stellt zugleich für das Auge den Zusammenhang zwischen der mittleren Gruppe und den zur Linken heranschreitenden Gestalten her, welche selbstverständlich die nämliche Steinfarbe wie jene tragen. Es sind ihrer wiederum drei, doch in anderer, man könnte sagen, der mittleren Gruppe entgegengesetzter Anordnung; die hervorragendste Figur, eine blühende Mädchengestalt, hat hier den Vortritt, die zweite an Rang, der blinde Bettler, nimmt die äußerste Linke ein, dazwischen bemerkt man die kleinste, ein Kind, welches die bittend gefalteten Hände gegen das gesenkte Kinn erhebt. Auch diese drei Gestalten sind eng mit einander verflochten. Der Greis, den sein Stab allein nicht tragen würde, hat die Linke auf den rechten Arm der Jungfrau gelegt, während sich von dem rechten Arm des Kindes wiederum eine Blumenguirlande zu der linken Hand des Mädchens emporwindet. Die Letztere, in deren gesenkter Hauptstellung und unter der Brust gekreuzten Armen sich ebenfalls jene feierliche Trauer wiederholt, ist ähnlich, nur etwas weniger reich, gekleidet als die Matrone der mittleren Gruppe; sie beide tragen Sandalen, während die Füße der übrigen vier beschriebenen Figuren ganz entblößt sind; ein analoger Unterschied besteht auch in der Haartracht, welche bei den Letztgenannten völlig einfach ist, während sich um das Haar des Mädchens, ähnlich der Frisur auf dem Porträtmedaillon, ein zierliches Bandgeflecht herumwindet. Im Gegensatze hierzu wird der Greis, auch abgesehen von seinem sonstigen kümmerlichen Habitus und seiner zubringlichen Haltung, namentlich durch das struppige Haupt- und Barthaar deutlich als Bettler charakterisirt.

Aber wo bleibt die Allegorie? wird man fragen. Und wir gestehen, daß wir selbst gern ohne dieselbe uns begnügen möchten. Allein die übereinstimmende Tradition leidet dies nicht. Sie bezeichnet die Hauptfigur der Mittelgruppe als die Tugend, welche die sterblichen Reste der Verewigten, gleichsam als ihr geweihtes Eigenthum, in den Händen trägt, und nennt die Mädchengestalt in der Gruppe zur Linken die

Wohlthätigkeit, welche Greis und Kind, als die Repräsentanten der Dankbarkeit oder Hülflosigkeit, an das Grab ihrer Wohlthäterin geleitet. Wir lassen diese Bezeichnungen vorläufig unangetastet und wenden uns zu der Betrachtung der dritten und letzten Gruppe, welche die rechte Seite der Basis einnimmt.

Zunächst finden wir hier, auf dem obersten Absatz hingelagert, eine jener prächtigen Löwengestalten, wie sie Canova auf seinen Grabmonumenten so häufig angebracht hat. Und was eignete sich auch besser für diese Stätten ernster Feier als der König der Thiere mit seinem Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit und Würde! Hier sehen wir ihn, lang am Boden hingebettet, das Haupt mit den finster zusammengezogenen Brauen tief zwischen die vorgestreckten Tatzen drückend, als theilte er den Schmerz des geflügelten Genius, der in sanft hingegossener Stellung an seiner Seite lagert. Sehr schön ist der Gegensatz zwischen dem in sich gehaltenen, finster verbissenen Gram des Löwenhauptes und dieser ganz in Trauer aufgelösten, ihr Gefühl gleichsam in weichen Klagetönen aushauchenden Jünglingsgestalt. Auch hier steht uns die Tradition mit einer allegorischen Deutung zu Diensten. „In dem Löwen", sagt ein früherer Erklärer, „in dem Löwen, welcher gleichsam als Hüter der Gruft und des Wappenschildes am Eingange ruht, hat der Künstler die Seelenstärke der erhabenen Fürstin ausdrücken wollen, und in dem Genius den gefühlvollen, zärtlich trauernden Genius des verwittweten Gatten, der sich sehnsuchtsvoll auf die Stärke der entrissenen Gattin stützt, um in dem schmerzlichen Augenblicke, wo die Asche der Verstorbenen der Gruft überliefert wird, Muth und Trost für seinen Gram in ihr zu finden." Die erwähnte Inschrifttafel schließt sich, wenigstens was den geflügelten Genius anlangt, im wesentlichen dieser Deutungsweise an, jedoch natürlich ohne sich mit jener kleinmeisterlichen Breite darüber zu ergehen. Daß die beiden Wappenschilder zu Häupten und Füßen des Genius in das allegorische Netz mit hineingezogen werden müssen, versteht sich von selbst.*) „Das an die Pyramide gelehnte Wappen Oesterreichs", fährt jener Interpret fort, „befindet sich dort, um anzudeuten, daß das Denkmal einer Fürstin dieses Hauses errichtet ist; und der Löwe, welcher sein Haupt auf diesen Schild lehnt, zeigt deutlich genug, daß er das Symbol des Muthes der Verstorbenen ist. Der sächsische Wappenschild, der auf der Base der Pyramide steht und gegen die Stufen lehnt, nimmt den zweiten Platz ein und zeigt dadurch an, daß das Monument durch einen

*) Da auf unserer Ansicht namentlich das untere Wappen kaum zur Hälfte sichtbar ist, füge ich hier einige erläuternde Bemerkungen bei, deren heraldische Details ich der gelehrten Auskunft meines wappenkundigen Freundes Alfred Grenser verdanke: Albert Casimir, königlicher Prinz von Polen, Herzog von Sachsen-Teschen (1738—1822) führte laut Original-Siegeln quadrirten Schild mit Mittelschild und wegen des Besitzes von Teschen unten eingeschobener blauer Spitze mit goldenem gekröntem Adler; im Mittelschilde der sächsische Rautenkranz; in Feld 1 und 4 der polnische silberne Adler in Roth, in Feld 2 und 3 der lithauische silberne Reiter in Roth, oben rechts, unten links sprengend. Auf dem Christina-Denkmal ist das Wappen des Herzogs quadrirt, mit dem sächsischen Rautenkranz im Mittelschild, welchen die pelzverbrämte herzogliche Krone bedeckt; in Feld 1 und 4 der polnische Adler in Roth, rechts gekehrt, in Feld 2 und 3 der lithauische Reiter, rechts sprengend, in der Rechten das Schwert schwingend, mit der Linken einen runden Schild vor die Brust haltend. Die Spitze mit dem Teschen'schen Adler fehlt auf dem Werke Canova's. Das Wappen der Erzherzogin ist hier durch den kaiserlichen Adler dargestellt, welcher den erzherzoglichen Schild, die silberne Binde in Roth, auf der Brust trägt.



Prinzen des sächsischen Hauses errichtet worden, und damit nichts zu wünschen übrig bleibe, so sind beide Wappen durch die Stärke der Gattenliebe vereint, eine artige und reizende Allegorie, welche nach dem über diese Gruppe bereits Gesagten keiner weiteren Erklärung mehr bedarf."

„Eine artige und reizende Allegorie", in der That! Aber eine sehr unartige und reizlose Kunst, welche solcher Deuteleien bedarf! Und bedarf das Canova'sche Werk denn ihrer auch wirklich? Hat an diesem Gespinnst von sogenannten feinen Zügen, die aber in Wahrheit eben so viele Verstöße gegen den Geist der Plastik sind, der Künstler in dem Grade, wie es der Tradition zufolge den Anschein hat, wirklich Antheil? Die Frage wird sich historisch wohl schwerlich mit Sicherheit beantworten lassen. Allein wir besitzen ein anderes Kriterium zu ihrer Lösung, nämlich die vorurtheilslose Prüfung des Kunstwerkes selbst, und aus dieser ergiebt sich, wenigstens für mich, ein von dem traditionell überkommenen durchaus verschiedenes Resultat.

Zunächst leuchtet ein, daß in der Gesammtheit der Composition zwei Motive zusammen oder vielmehr über einander zur Darstellung gebracht sind: oben die Glorification der Verewigten, unten ihr Todtencultus. An diese Duplicität reiht sich sodann eine zweite an, welche charakteristisch für die Zeit ist, aus der Canova stammte, nämlich der unvermittelte, innerlich wenigstens nicht aufgehobene Contrast einer idealen und realen Gedankensphäre. Aus jener sind die beiden schwebenden Gestalten über der Grabesthür so wie der geflügelte Genius neben dem Löwen genommen, in diese dagegen dürfen wir getrost die sämmtlichen übrigen sechs Figuren versetzen, da weder ein Attribut noch sonst ein symbolisch zu nehmendes Beiwerk sie als ideal gedachte Wesen charakterisirt. Sie sind, kann man sagen, die Leidtragenden κατ' ἐξοχήν, die Repräsentanten des Volkes, das um die geliebte Fürstin trauert, der Armen, die sie pflegte, der Waisen, die sie in ihre Obhut nahm, und aller der edlen, bevorzugten Menschen, die einst im Leben ihre Gesellschaft bildeten. Sie sind es, welchen die Beisetzung der Aschenurne vor allen Andern obliegt, und für deren Dankbarkeit es keine schöneren Symbole giebt als die Blumen, womit sie das Grab zu bekränzen kommen. Ueber dem Zuge schwebt, gleichsam als lautes Gegenbild zu dieser stillen Feier, der Genius des Ruhmes zu der Verewigten hinan, deren Bild von dem langbekleideten Engel getragen wird. Und will man denn auch für die Gruppe zur Rechten der Grabesthür eine bestimmtere Deutung, so liegt hiefür ebenfalls ein augenfälliger Anhalt in den beiden Wappenschildern vor, wonach der Löwe das Machtsymbol des trauernden Oesterreichs, der Genius aber den Abgesandten des in seinem Fürsten tiefbetrübten Sachsenlandes darstellen könnte, der auf die Kunde des Todes beschwingten Flugs herbeigeeilt ist.

Auch das, wird man sagen, sind Allegorien! Allerdings; allein sie ergeben sich unmittelbar aus dem, was plastisch vor jedermann's Augen steht, und können deshalb auch ohne sonderliche Mühe von jedermann verstanden werden. Jene Supposition dagegen, wonach der Genius zur Rechten den Schmerz des Gatten, der Löwe die Seelenstärke der Gattin, die Frau mit dem Aschenkrug die Tugend und jene mit dem Greise am Arm die Wohlthätigkeit veranschaulichen soll, würdigt das Kunstwerk geradezu zum Rebus herab, läßt den Künstler, wie Vischer sagt, „mit dem Beschauer

Versteckens spielen" und verdirbt vor allen Dingen jedem einfach Kunstsinnigen den ganzen Genuß.

Also fort mit allen allegorischen Deuteleien — um uns nun völlig der Prüfung der rein künstlerischen Seiten des Werkes, seiner Gesammthaltung, seiner Composition und der Durchbildung seiner einzelnen Theile hinzugeben. — Ich habe schon bei der Schilderung des Trauerzuges hervorgehoben, wie maßvoll und innig die Stimmung des Ganzen, das Feierliche des dargestellten Momentes und der Grundcharakter des Todtendenkmals überhaupt, vornehmlich in den weiblichen Gestalten zu Tage tritt. Es ist dies ein Zug, der historisch bedeutsam erscheint, wenn man bedenkt, wie äußerlich, schaal und pathetisch die Zeit, auf deren Schultern Canova stand, gerade solche Stimmungsmotive zu behandeln gewohnt war, wie sie Trauer nur wie Zerknirschung, Hingebung nur wie Verzückung darzustellen wußte. Dieser Grundzug ernster Feierlichkeit ist denn auch von jeher als eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Christina-Denkmals anerkannt worden und sichert ihm selbst bei minder empfänglichen Beschauern stets eine bleibende Wirkung.

Die Vorzüge der Composition als solcher anzuerkennen, dürfte nicht jedermann sich so leicht entschließen. Wir sind oder waren zu lange befangen in einseitig classischer Doctrin, um ein Werk der Plastik, welches trotz allen classischen Einzelheiten sich im Ganzen doch so weit von der Anordnungsweise der Alten entfernt, wie die Composition des Christina-Denkmals, ohne weiteres gelten zu lassen. Nur wolle man nicht meinen, dieser Mangel an plastischem Styl sei ein Mangel an Styl überhaupt. Im Gegentheil; gerade in der Composition dieser anscheinend so lose hingestreuten Figuren waltet ein sehr bestimmtes Gesetz, macht sich ein künstlerisches Bewußtsein geltend, welchem kein Billigdenkender den Respect verweigern wird.

Vor allem ist nicht unbeachtet zu lassen, daß die Pyramidenform, welche dem Ganzen als Rückhalt und Grundlage dient, auch durch die Gesammtanordnung der Figuren hindurchklingt. Nicht nur die oberen drei Gestalten, die schwebenden Genien und das Porträtmedaillon, fügen sich dem pyramidalen Zuge der Umrißlinien ein, auch die drei unteren Gruppen bilden miteinander das nämliche Grundschema, dessen klar ausgesprochener Contour endlich noch einmal in dem Verein der drei Figuren vor der Grabespforte wiederkehrt. — Hand in Hand mit dieser pyramidalen Gesammtgruppirung, mit welcher auch das Vorwiegen der Dreizahl innerhalb der einzelnen Gruppen zusammenstimmt, geht das Gesetz einer streng eingehaltenen Symmetrie. Schon in der eben erwähnten Dreizahl spricht sich dasselbe aus; wir brauchen auf die schwebenden Gestalten oben und auf die beiden Gruppen des Zuges nur hinzuweisen, um dies jedem einleuchtend zu machen. Aber auch das Ganze der Composition ist nach derselben Norm disponirt. Die Figuren der einen Seite kommen, wenn auch nicht an Zahl, so doch an plastischem Gewicht, an Masse, denen der anderen Seite gleich; und wir bemerken deutlich, wie der Künstler das Gleichgewicht, das er in den unteren Partien etwas zum Nachtheil der rechten Seite hatte aufgeben müssen, durch Anbringung des größeren schwebenden Genius auf dieser nämlichen Seite oben wieder ausgeglichen hat. Schon durch diesen einen wesentlichen Zug, durch das Vorwalten der symmetrischen Massenvertheilung, erhebt sich Canova hoch über das künstlerische



Niveau der ihm vorangehenden Epoche, welche mit allen übrigen Anforderungen einer strengeren Stylisirung auch dieses Grundgesetz der monumentalen Kunst überhaupt den heranfluthenden Wogen des Naturalismus preisgegeben hatte.

In der Behandlung des Reliefs dagegen und in der vorwiegend malerischen Hintereinanderstellung der Figuren finden wir den Meister total von den Schwächen jener Zeit gefangen genommen. Die schwebenden Genien sind keineswegs Flachreliefs im griechischen Sinn, wonach sie wo möglich mit allen Theilen in derselben kaum zollhoch erhabenen Fläche liegen müßten, sondern sie tragen, wie so viele Reliefs der Barocksculptur, den Charakter halb durchgeschnittener Hochreliefs, die mit ihrer flachen Kehrseite auf die Rückwand geklebt sind. Dabei hebt sich an dem kleinen geflügelten Genius das rechte Aermchen fast frei von der Fläche ab; an der größeren schwebenden Gestalt sind Oberleib, Kopf und beide Arme sogar völlig von der Rückwand losgelöst. Bei den kleinen Reliefs der Wappenschilder ist ein analoges Princip befolgt. — Wenn ferner der strenge plastische Styl eine stricte Nebeneinanderordnung der Figuren verlangt hätte, so daß eine jede derselben uns entweder ganz oder doch in allen wesentlichen Theilen sichtbar geworden wäre, so finden wir hier, wie schon oben berührt, in einigen Puncten das gerade Gegentheil davon. Das Kind an der Seite des Greises wird von Letzterem so weit bedeckt, daß wir über Gestaltung und Bewegung des Körpers gänzlich im unklaren bleiben. Man muß erst links auf die Seite treten, um die Art der Anordnung des Gewandes, welches, beiläufig bemerkt, in einer für das Bettelkind charakteristischen Weise den ganzen Oberkörper der Kleinen freiläßt, so wie den Zusammenhang derselben mit ihren Nachbarfiguren übersehen zu können. Noch größer ist die Freiheit bei der Fackelträgerin, welche den Zug eröffnet. Sie dreht uns gar den Rücken zu. Offenbar ist dem Künstler hier die frappante Wirkung über die Schönheit gegangen; er wollte uns vor allem über das Ziel seiner Trauerpompa nicht im unklaren lassen, und dieser naturalistische Zug, wodurch die reine Zuständlichkeit des plastischen Styls in Darstellung eines momentanen, wirklichen Vorganges umgewandelt wird, ist so recht ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Barocksculptur, welches von Grund aus erst durch Thorwaldsen ausgerottet wurde. Um gerecht zu sein, wolle man jedoch vor allem hier nicht vergessen, daß die Conception des Christina-Denkmals — das zwar erst im Jahre 1805 an seinem jetzigen Ort aufgestellt wurde, aber schon 1798 im Modell vollendet war — anderthalb Decennien vor dem „Alexanderzuge“ liegt. Erst von diesem an darf man das Wiederaufleben des rein plastischen Styles im vollen Sinne des Wortes datiren; für Alles, was vorher, in der Uebergangszeit zwischen 1780—1810, an hellenischem Wesen in der Plastik lebte, ist Canova der alleinige Maßstab, weil er zugleich davon der Urheber ist, und als ein Werk dieser Uebergangszeit ist eben unser Christina-Denkmal zu betrachten.

Es ist charakteristisch für Canova, daß er von Seite der Form an die Regeneration des plastischen Styles heranging, während man Thorwaldsen umgekehrt den Regenerator des Hellenenthums im Geist und in der Wahrheit nennen könnte. Von der Seite der Form betrachtet, enthält denn auch das Christina-Denkmal eine unerschöpfliche Fülle jenes süßen Liebreizes, jener gehaltenen, vornehmen Rhythmik der Linien, welche uns halbe Barbaren stets wie ein sanfter Hauch von hesperischer Luft

bezaubernd anweht. Zu den herrlichsten Gestalten, welche Canova und der modernen Kunst überhaupt gelungen sind, ist namentlich die Mittelfigur mit dem Aschenkruge zu zählen, in der sich etwas von jener stillen Größe der hellenischen Plastik mit Canova's eigenthümlicher Empfindungsweichheit auf höchst anmuthige Weise verbindet. In der Behandlung des Costüms zeigt sich hier derselbe einfache Wechsel gröberer und feingefältelter Stoffe, welchen wir, als ein von Canova wieder an's Licht gezogenes Erbtheil hellenischer Kunstweise, schon bei dem Denkmal von Eisenstadt näher betrachtet haben. Von den Gewandmotiven erinnert vornehmlich das bogenförmige Flattern des Chitons der schwebenden Engelsgestalt an bekannte griechisch-römische Vorbilder. Unter den nackten Partien ist namentlich die Figur des größeren Genius hervorzuheben. Der in jugendlicher Zartheit prangende Körper mit seinen fein ausgemeißelten Flügelschwingen bildet einen reizenden Contrast zu der in derben Massen gehaltenen Löwengestalt. Dieser Contrast wird noch erhöht durch die blendende Weiße des carrarischen Marmors bei der Jünglingsfigur, wogegen der Löwe aus einem hellgrauen Stein gemeißelt ist, welcher zu der noch dunkler grau gefärbten Pyramidenfläche den Uebergang bildet. Weiß sind wiederum die beiden Wappen so wie der Teppich und die sechs Figuren des Trauerzuges. Mit diesem Gegensatze der beiden Marmorfarben hätte sich der Künstler übrigens begnügen können. Die Zusätze von vergoldetem Metall in dem Kranze der Urnenträgerin und den Flammen der beiden Fackeln sind von keiner besonders wohlthuenden Wirkung. — Um noch auf einige charakteristische Einzelheiten hinzuweisen, so darf an der Bettlerfigur, deren dürre Musculatur als Gegensatz der weichen Fülle der übrigen Gestalten vortrefflich ausgeführt ist, ein gewisses Uebermaß des Ausdrucks nicht ungerügt bleiben. Die Bettelhaftigkeit ist nun einmal kein glücklicher Vorwurf für den bildenden Künstler, und Canova hat es nur gar zu oft sich beikommen lassen, sie recht in ihrer ganzen Blöße und Struppigkeit hinzustellen. So auch hier. Gleichsam als Rückschlag gegen dies ungeschniegelte Wesen liebt es dann der Meister, andere seiner Gestalten mit besonderer Sorglichkeit zu frisiren. Dies zeigt sich namentlich bei dem geflügelten Jüngling und bei der Jungfrau, welche den Bettler führt. Beiden ist auch der in die Länge gezogene Kopf mit vorgeschobenem Untergesicht und eiförmig zugespitztem Scheitel eigen, wie ihn Canova in übertriebener Nachahmung gewisser hellenischer Venus- und Musenköpfe so häufig gebildet hat. Unter dem Tadelnswerthen hört man wohl auch die etwas übertriebene Streckung des linken Fußes der Jünglingsfigur betonen; dieselbe dürfte jedoch wohl aus dem oben geschilderten Streben des Künstlers nach Symmetrie zu erklären sein, nämlich um zu dem überhängenden Teppich der anderen Seite das Gegengewicht zu bilden. Allerdings tritt das Ende des Beins beträchtlich über die Fläche der Basis vor, *) was namentlich beim Anblick von der Seite keine sonderliche Wirkung macht.

Der Sauberkeit und Eleganz der technischen Durchbildung ist hier, wie bei Canova gewöhnlich, nur das höchste Lob zu spenden. Bis in die Details der Extremitäten und des Beiwerks überall der gleiche Fleiß und die gleiche Liebe. Auch macht

*) Diese Basis hat eine Länge von 21 Fuß 10 Zoll und ladet etwa um 3 Fuß weiter aus als die Pyramidenfläche am Fuß der Grabespforte. Die Höhe des Ganzen ist gleich der Länge der Basis.

sich keine übertriebene Glätte, kein Haschen nach irgend welchen äußerlichen Effecten bemerkbar. Die Farbe der angewendeten Marmorarten findet sich nirgend merklich modificirt. Polirt ist nur die graue Oberfläche der Pyramide und der Aschenkrug.

Es mag sein, daß die ausführliche Betrachtung, an deren Schluß wir hiermit angelangt sind, der landläufigen Kunstanschauung wenig behagt, welche über Canova's ganze Kunst sich mit Schulausdrücken, wie „Zopf" und „Manierismus" hinwegzuhelfen pflegt. Dem gegenüber vermag indessen gerade das eingehende Studium des Christina-Denkmals zu zeigen, eine wie ernste, sinnige Natur, welch' reges Lebensgefühl und ein wie tüchtiges Können eben diesem Meister zu eigen war. So lange die genannten Tugenden nicht selbstverständlich als in unserer heutigen Künstlerwelt überall vorhanden und als von unserem Publicum allseitig anerkannt gelten dürfen, wird es wohl nicht überflüssig sein, auf Canova's Meisterwerk als auf eine ergiebige Quelle des Genusses und der Belehrung immer von neuem hinzuweisen.

Die Seen der Alpen.

Von Professor F. Simony.

II.

Die Seen des Traungebietes.

Wer im Verlaufe eines Hochwassers die Donau auf der Strecke zwischen Wien und Linz befährt, hat Gelegenheit, alle Grade und Töne von Trübung fließender Gewässer wahrzunehmen. Während der Hauptstrom selbst mehr oder weniger einem verdünnten Lehmbrei gleicht, zeigen die von rechts und links einmündenden Bäche und Flüsse die verschiedensten Mischungen von Weiß, Gelb, Grau und Braun.

Nur ein Fluß bleibt von dieser allgemeinen Trübung frei. Hat das stromaufwärts mühsam arbeitende Dampfschiff sich der Hauptstadt Oberösterreichs auf etwa eine Meile genähert, so überrascht den Beobachter mit einemmale ein eigenthümlicher Anblick. Der Strom scheint in der Mitte seines Rinnsals der Länge nach durch eine unsichtbare Scheidewand in zwei Bette gesondert, in dessen einem die schlammige Donau, in dem anderen ein hellgrüner, halbklarer Fluß ihre Fluthen dahinwälzen. Der letztere ist die auf steierischem Boden entspringende Traun, der Hauptfluß des allbekannten Salzkammergutes, welcher nach einem bei 20 Meilen langen Laufe von der Donau aufgenommen wird.

Oft schon wurden die wunderbare Klarheit und herrliche Farbe der Traun in Versen und Prosa gerühmt und sie als der schönste Fluß der österreichischen Alpen bezeichnet. In der That ist ihr Anblick, namentlich zur Hochsommer- und Herbstzeit, wenn nur einige regenfreie Tage vorausgingen, wahrhaft entzückend. Von den Brücken bei Wels, Lambach und am Traunfall unterscheidet das Auge bis zur Tiefe von 12—15 Fuß jedes Steinchen auf dem Grunde des Bettes; dabei gleicht das Wasser an Farbe dem edelsten, reinsten Smaragd. Aber auch zur Zeit der größten Anschwellungen ist die Trübung eine vergleichsweise geringe und rasch vorübergehende. Selbst im Unterlaufe, wo der Fluß und seine Nebengewässer ausschließlich nur die leicht zerstörbaren Tertiär- und Diluvialmassen des nördlichen Alpenvorlandes durchströmen, genügen wenige Tage, um ihm seine Durchsichtigkeit wieder zu geben.

Zwei Ursachen wirken zusammen, welchen die Traun ihr ungewöhnlich klares Wasser verdankt.

Zunächst zählt sie überhaupt schon zu jenen Flüssen, welche wegen der größeren Widerstandskraft der Bodenmasse gegen die atmosphärische und fluviale Erosion einer größeren Klarheit sich erfreuen, als die Gewässer leicht verwitterbarer Formationen. Von den 78 Quadratmeilen, welche der Flächenraum des Traungebietes zählt, fallen etwa 35 Quadratmeilen, nämlich das ganze obere Quellengebiet, auf die nördliche Kalkzone, beiläufig ein Viertel so viel auf die sie begleitende Sandsteinzone, das Uebrige gehört dem Tertiär-, Diluvial- und Alluvialterrain des Vorlandes an.

In ungleich höherem Grade jedoch ist die Klarheit der Traun dem Umstande zuzuschreiben, daß sie und ihre Zuflüsse gerade in jenem Theile des Gebietes, wo mit dem stärkeren Gefälle Erosion und Transport in höherem Grade thätig sind, durch Seen ihren Lauf nehmen, in welchen alle trübenden Gemengtheile zur Ablagerung gelangen müssen.

Es giebt kaum ein zweites Flußgebiet im weiten Alpenlande, welches auf gleich beschränktem Flächenraume eine so große Zahl von Läuterungsbecken aufzuweisen hätte, wie jenes der Traun. Innerhalb der gebirgigen Hälfte desselben finden sich 37 größere und kleinere Seen derart vertheilt, daß aus einem Areal von eben so viel Quadratmeilen nicht ein Sandkorn in den Unterlauf des Flusses gelangt.

Schon die drei ersten im steierischen Salzkammergute gelegenen Quellbäche der Traun treten jeder aus einem See hervor; die Altausseer Traun aus dem Altausseer See, welchem der Wildensee und Augstsee seine Wasser durch das Innere des Gebirges zusenden; die Grundelseer Traun aus dem Grundelsee, welcher seinerseits die Abflüsse des Toplitz- und Kammersee's, so wie der beiden Lahngangseen', wahrscheinlich auch die unterirdischen Abläufe des Elm- und Brudersee's aufnimmt, endlich die Oedenseer Traun oder der Kainischbach aus dem Oedensee.

Anderthalb Meilen unterhalb dieser Vereinigung mündet die nun schon zum Flusse angewachsene Traun in den Hallstätter See, wo ihre Wasser Zeit genug finden, alle auf dem bisherigen Wege zugeführten und mitgerissenen Geschiebe, Sand- und Schlammmassen abzulagern.

Nach dem Austritte aus dem Hallstätter See (welcher nebst der Traun und dem am Gosaugletscher entspringenden, 3¼ Meilen langen Gosaubache auch noch den Waldbach — den unterirdischen Abfluß des Carls-Eisfeldes, — den Hallstätter Mühlbach, den Leislingbach und eine Anzahl kleinerer Gebirgswässer aufgenommen hat), durcheilt der Fluß mit allmälich vermindertem Gefälle, aber unter fortwährender Verstärkung durch neue Zuflüsse eine 4 Meilen lange Thalstrecke, bis er sein letztes und zugleich größtes Läuterungsbecken, den Gmundner oder Traunsee erreicht hat. Zur Krystallhelle geklärt entrauscht die Traun nun dem nördlichen Seeende, von hier an ihren Weg durch das den Alpen vorliegende Terrassen- und Hügelland nehmend, bis sie nach einem weiteren Laufe von 9 Meilen bei Zizlau in die Donau mündet.

Gleich dem Hauptflusse besitzt auch beinahe jedes seiner bedeutenderen Nebenwässer ein oder mehrere Läuterungsbecken.

Der wasserreichste Zufluß, die bei Lambach in die untere Traun sich ergießende Ager entströmt am Nordrande der Sandsteinzone dem größten Wasserbecken des ganzen Traungebietes, dem dritthalb Meilen langen Atter- oder Kammersee, welchem wieder die See-Ach die Wässer des Mondsees zuführt, während in dem letzteren einerseits der Abfluß des Irr- oder Zellersee's, andererseits jener des Eiben- und Fuschlsee's sich mengen. Mit dem bei Ischl sich in die Traun ergießenden Ischlflusse stehen nebst dem Wolfgangsee, so wie dem in den letzteren abfließenden Krotten- und Münichsee noch drei andere kleine Wasserbecken durch eben so viele Bäche in Verbindung.

Von den übrigen Nebenwässern sind noch die Alm mit vier, die Langbath mit zwei, der Gosaubach mit zwei, der Frauenweißenbach mit einem See betheilt.

Die fluvialen Verhältnisse nicht weiter verfolgend, wenden wir uns nun dem eigentlichen Gegenstande dieser Mittheilung, den Seen des genannten Gebietes zu. Eine vergleichende Uebersicht der Höhenlage und der räumlichen Ausdehnung der verschiedenen Seespiegel möge den weiteren Darstellungen vorausgehen, wozu nur bemerkt wird, daß die Seen nach den einzelnen Fluß- und Bachbezirken, und zwar in der Aufeinanderfolge thalaufwärts, an einander gereiht sind.

Höhenlage und räumliche Ausdehnung der Seen.

	Höhe über d. Meere in Wiener Fuß.	Flächenraum in öst. Joch (= 1600 □ Klaftern).	Größte Länge in Wr. Klaftern.	Größte Breite in Wr. Klaftern.	Mittlere Breite in Wr. Klaftern.
A. Traunfluß.					
Traunsee	1320	4281.8	6450	1560	1062
Hallstätter See	1600	1509.0	4320	1120	559
a) Grundelseer Traun.					
Grundelsee	2216	741.1	3120	496	
Toplitzsee	2254	80.0	940	196	136
Kammersee*) (unterirdisch in den letzteren abfließend)	2275	6.3	175	76	58
aa) Vorderbach (in den Toplitzsee mündend).					
Vorderer Lahngangsee	4699	39.2	460	190	136
Hinterer Lahngangsee	4719	11.55	225	105	82
(beide temporär nur unterirdisch ablaufend)					
bb) Muthmaßlich ihre unterird. Abflüsse der Grundelseer Traun zusendend:					
Brudersee	5125	6.7	130	110	82
Elmsee	5108	6.8	180	75	60
b) Altausseer Traun.					
Altausseer See	2248	384.6	1380	540	446
Ostersee (dicht am vorigen)	2248	2.35	75	70	50

*) Die Höhe des Spiegels, wie auch die räumliche Ausdehnung, welche letztere bei dem steierischen Kammersee und mehreren anderen der kleinen Seen sehr wechselnd ist, wurde hier nach dem mittleren Wasserstande angenommen.

	Höhe über d. Meere in Wiener Fuß	Flächenraum in öst. Joch (= 1600 □ Klaftern)	Größte Länge in Wr. Klaftern	Größte Breite in Wr. Klaftern	Mittlere Breite in Wr. Klaftern
aa) Muthmaßlich d. Altausseer See ihre unterirdischen Abflüsse zusendend:					
Augstsee	5167	1.5	90	35	27
Wildensee	4870	11.9	230	130	83
c) Oedenseer Traun oder Kainischbach.					
Oedensee	2477	35.26	380	180	148
B. Almfluß.					
Almsee	1810	149.2	840	400	284
a) Hetzaubach (mündet in die Alm).					
Großer Oedensee	c. 2100	14.07	360	170	62
Kleiner "		5.68	210	100	43
(beide unterirdisch abfließend).					
b) Laudachbach (mündet in die Alm).					
Laudachsee	2830	20.85	220	170	152
C. Agerfluß.					
Atter- oder Kammersee	1474	8161.3	10520	1680	1241
a) Burgaubach (mündet in den Attersee).					
Wahrscheinlich dem Burgaubache ihre unterirdischen Abflüsse zusendend:					
Mittersee	4220	1.35	60	50	36
Kröllensee	4290	0.15	25	18	13
b) See-Ach (mündet in den Attersee).					
Mondsee	1508	2504.5	5500	1200	728
c) Pfandlbach (mündet in den Mondsee).					
Eglsee	1510	2.00	80	60	40
d) Thalgauer oder Griesler-Ach (mündet in den Mondsee).					
Fuschlsee	2090	479.3	2170	460	353
Eibensee (fließt in den Fuschlsee ab)	c. 3200	2.00	85	60	37
e) Zeller Ach (mündet in den Mondsee).					
Irr- oder Zeller See	1706	606.2	2555	510	380
D. Langbathbach.					
Vorderer Langbathsee	2074	59.0	610	200	154
Hinterer Langbathsee	2275	20.45	330	210	99
E. Frauen-Weißenbach.					
Offensee	2027	103.78	660	440	251
F. Ischlfluß.					
Wolfgang- oder Abersee	1682	2344.5	5440	1110	689
a) Nussenbach (mündet in die Ischl).					
Nussensee	1860	17.8	330	120	86

	Höhe über d. Meere in Wiener Fuß.	Flächenraum in öst. Joch (= 1600 □ Klaftern).	Größte Länge in Wr. Klaftern.	Größte Breite in Wr. Klaftern.	Mittlere Breite in Wr. Klaftern.
b) Nußbach (mündet in die Ischl).					
Haleswiessee (unterirdisch ablaufend).....	c. 2490	3.74	150	68	40
c) Schwarzenbach (mündet in die Ischl).					
Schwarzensee.....................	2280	83.5	730	230	184
d) Dietlbach (mündet in den Wolfgangsee).					
Münichsee (unterirdisch abfließend).......	3948	5.2	110	100	81
e) Krottenbach (mündet in den Wolfgangsee).					
Krotten- oder Patzensee............. ...	1813	15.4	206	164	120
G. Gosaubach (mündet in den Hallstätter See).					
Vorderer Gosausee..................	2855	91.3	800	240	183
Hinterer Gosausee..................	3630	51.25	410	275	200

Räumliche Vertheilung der Seen.

Es wurde schon angedeutet, daß sämmtliche Seen der gebirgigen Hälfte des Traungebietes angehören. Doch liegen, gleich allen bedeutenderen Wasserspiegeln der Alpen, auch hier die größten Seen in oder nahe den Oeffnungen der Thäler in das Vorland.

Der Traunsee und Attersee reichen am weitesten nach Norden, und werden an ihrem unteren Ende schon von den weiten, sie um 150 bis 200' überhöhenden Tertiär- und Diluvialterrassen begrenzt, durch welche sich die Abflüsse Traun und Ager erst allmälich ihr durchschnittlich enges, tiefes, gewundenes Rinnsal ausnagen mußten.

Das drittgrößte Wasserbecken, der Mondsee, ist zwischen die Kalk- und Sandsteinzone eingesenkt und gehört dem Thalsysteme der Ager an; der nahe gleich große Wolfgangsee, schon ganz von den Bergen der nördlichsten Kalkalpenreihe eingeschlossen, erfüllt die obere Hälfte des Ischlthales. Noch tiefer im Gebirge liegt das der Größe nach fünfte Wasserbecken, der Hallstätter See. Er bespült mit seinem oberen Ende den Nordfuß der höchsten und mächtigsten Masse der nördlichen Kalkalpen Oesterreichs, des Dachsteingebirges, welches schon an die centrale Urgebirgszone grenzt. Von den übrigen, kleineren Seen liegen zwei, der Irrsee und Fuschlsee, ganz nahe an flachsattelförmigen, zwischen Bergen eingefurchten Wasserscheiden, der eine von Norden, der andere von Westen sein Wasser dem Mondsee zusendend; ein dritter (Krottensee) ist dicht an einem den schmalen Gebirgsrücken zwischen dem Mond- und Wolfgangsee durchsetzenden Engpasse gebettet. Die Mehrzahl fällt in die oberen Stufen oder in den Hintergrund der meist steilwandig abgeschlossenen, inneren Thäler und Thalbuchten. Vier der kleinsten Wasserspiegel (Elmsee, Brudersee, Wildensee, Augstsee) finden sich in kesselförmigen Vertiefungen auf dem Rücken des weiten Prielgebirges, drei andere

(Münichsee, Mittersee und Kröllensee) sind in ähnliche Kessel an den Abstürzen des Schafbergkammes verborgen.

Landschaftlicher Charakter der Seen.

Die verschiedene Lage in einem nach Bodengestaltung so wechselvollen Gebiete, wie jenes der Traun, wo die mannichfaltigsten Terrainsformen der Ebene, des Hügellandes, des Mittel- und Hochgebirges auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt sind, muß einen entscheidenden Einfluß auf den landschaftlichen Charakter der Seen ausüben. Jeder derselben hat seine eigenthümliche, ihn kennzeichnende Physiognomie, jeder von ihnen gestaltet sich mit seiner näheren und weiteren Umgebung zu einem Bilde, welches das Interesse des Naturfreundes anregt.

Unter den größeren Seen steht in Bezug auf landschaftliche Schönheit der Gmundnersee zweifellos obenan. Für jeden, der, noch unbekannt mit den Wundern der Alpenwelt, nun an der Schwelle derselben angelangt, diesen herrlichen Wasserspiegel bei entsprechender Beleuchtung von der nördlichen Anhöhe bei Gmunden zum ersten Male überschaut, ist der Anblick geradezu bezaubernd. Der weite, bald im intensivsten Himmelblau, bald wieder im tiefsten Schwarzgrün schimmernde See ist von einer Landschaft umschlossen, in welcher der Typus des Großartigen, Wilden und Starren mit jenem des Sanften, Freundlichen und Belebten wetteifert. Während dem östlichen Ufer zuerst der waldbedeckte Grünberg (3500'), dann der nach allen Seiten schroff, gleich einem riesigen Wartthurme sich erhebende Traunstein (5342') entsteigen und dem letzteren sich andere 3000 bis 5000' hohe Kalkmassen anschließen, die größtentheils steil, ja selbst senkrecht aus dem Wasser aufragen, so, daß größere Strecken des Ufers absolut unwegsam sind, zieht sich vom westlichen, mehrfach ausgebuchteten Seerande ein sanft ansteigendes Gelände zu den 2500 bis 3500' hohen Waldhöhen der Sandsteinzone hinan. Erst weiter südwärts treten auch an diese Uferseite Ausläufer des 5000 bis 5700' hohen Höllengebirges heran, von denen der eine mit dem weit in den See vorspringenden Promontorium von Traunkirchen endigt, der andere (Sonnenstein 2278') wieder so steil in den See abstürzt, daß erst durch eine in der neuesten Zeit mit großen Kosten hergestellte Kunststraße die dreiviertel Stunden lange Strecke zwischen Ebensee und Traunkirchen ihre bisherige Unwegsamkeit verlor. Ueber dem Südende des See's, welches durch eine, eine viertel Meile breite Alluvialfläche des Traunthales begrenzt wird, schließt als höchster Punct des Gesichtskreises der 6608' messende Schönberg den Hintergrund ab.

Gestaltet sich in solcher Weise schon durch die wechselvollen Landschaftsformen die ganze Umgebung des Traunsee's zu einem der anziehendsten Bilder der deutschen Alpen, so gewinnt das Gemälde noch an Reiz durch die theilweise Belebtheit der Ufergelände. Am unteren Seerande erhebt sich amphitheatralisch die Stadt Gmunden mit ihren stattlichen Häusern und Villen. Weiter reihen sich an der Westseite des See's das dem letzteren entsteigende Schloß Orth, dann Altmünster, Ebenzweier und das malerische Traunkirchen an, der vielen vereinzelten Ansitze und Häusergruppen nicht zu gedenken, welche zwischen den genannten Orten zerstreut umher liegen. Am oberen Seeende

breitet sich der Salinenort Ebensee (Langbath) aus. Das Ostufer dagegen hat seiner Steilheit wegen keine einzige Ortschaft aufzuweisen. Nur an der Ausmündung der wenigen, die Gebirgsmauern durchziehenden Schluchten haben eine Mühle oder ein und das andere Häuschen Platz gefunden. Am Fuße des Grünberges wird dann der mehr und mehr sich verflachende Ufersaum wieder von einer Reihe Gütchen und Gehöfte in Besitz genommen.

Der Belebtheit der Ufer entspricht die Belebtheit des See's. Er bildet die große Wasserpforte des Salzkammergutes. Vor Eröffnung der Straße zwischen Ebensee und Traunkirchen konnte man, von mühsamen Bergpfaden und sehr weiten Umwegen abgesehen, nur über ihn von Gmunden nach Ischl gelangen. Außer einem während der Sommerzeit regelmäßig fahrenden Dampfer, den Salz- und anderen Transportschiffen (sogenannten Plätten) vermitteln zahlreiche Kähne verschiedener Größe den lebhaften Verkehr auf dieser mitunter gefährlichen Wasserstraße. Gefährlich wird sie namentlich für kleine Fahrzeuge, wenn plötzlich der Bichtauer Wind einfällt, welcher von Westen über die niedrigen Waldberge hereinbrechend an den Wänden des Traunsteins abprallt und nun mit verdoppelter Macht auf den See herabstürzend, diesen in kürzester Zeit derart aufwühlt, daß kleine Schiffe, welche in den gefürchteten Wirbelsturm gerathen, selten ungefährdet davonkommen.

Einförmiger in der Umgebung und weniger belebt, als der vorige, ist der Atter- oder Kammersee. Obgleich doppelt so groß und um die Hälfte länger als der Gmundner See, hat er in seiner ganzen über 6 Meilen messenden Ufererstreckung neben kleineren Häusergruppen und einem Schlosse nur sieben unansehnliche Ortschaften aufzuweisen, welche ziemlich gleichmäßig an beiden Gestaden vertheilt liegen. Nur gegen sein südliches Ende hin wird er auf kurze Strecken von höheren Bergabstürzen begrenzt und gewinnt durch die Massen des 5000—5500′ hohen Leckengebirges und Oesterreichs Rigi, den Schafberg (5630′), welcher zwischen dem Mond-, Atter- und Wolfgangsee sich erhebend, in alle drei Wasserspiegel seine steil abbrechenden Vorhöhen einsenkt, einen alpinen Charakter. Drei Fünftheile des Ufergeländes werden von den auch meist ziemlich steil einfallenden Gehängen der 2500—3800′ hohen Berge der Sandsteinzone gebildet, während ein Fünftheil den anstoßenden Thalflächen und dem nördlich vorliegenden Terrassenlande angehört. Fehlen indeß dem Attersee kühn emporstrebende Bergformen, wie der Traunstein, vermißt man auch die unmittelbare Gegenüberstellung lieblicher, reichbelebter Ufergelände und starrender, wüster Felsmassen, so gestaltet sich doch, besonders vom Nordende aus gesehen, die verhältnißmäßig wenig belebte Wasserfläche mit ihrer vorherrschend waldigen Bergumrahmung, über welcher erst gegen das obere Ende hin höhere Massen den Horizont begrenzen, zu einem anziehenden Gemälde, zu einem Bilde der Abgeschlossenheit, ja Abgeschiedenheit, wie es kaum ein zweiter See von ähnlicher Ausdehnung bietet.

Ungleich heiterer ist der Anblick des Mondsee's. Wird dieser auch, gleich dem Attersee, gegen Süden von den schroff abfallenden Vorhöhen des Schafberges begrenzt, über welche der letztere sich als ein senkrecht abgebrochenes Horn mächtig aufgipfelt, treten auch von der Kalkwand des Drachensteins (4200′) und den nahen Sandsteinmassen ansehnliche Bergflanken dicht an den See heran, so erscheinen dieselben

doch gegen Westen, Norden und Osten von weiten Thalöffnungen durchbrochen, die mit ihren bewohnten Geländen, ähnlich wie am Gmundner See, Leben und Wechsel in das Bild bringen. Besonders ist das nördlich zum Zellersee sanft ansteigende Thal hervorzuheben, aus welchem der ansehnliche Markt Mondsee mit seiner stattlichen Kirche und seinem Schlosse (einst Benedictinerabtei, gegründet im Jahre 748) weit über den See hereinschaut.

Der Wolfgangsee könnte das Ideal eines freundlichen Alpenthalsee's genannt werden. Nach allen Seiten hin ist er von 4000—5600' hohen Bergen umstellt, und selbst in der Thalfortsetzung gegen Osten hin taucht — vielleicht als letzter Rest einer einst vollständigen Abschließung des Thalbeckens — mitten aus dem ebenen Thalgrunde, hart am Seegestade eine ansehnliche Felsenkuppe, das Bürgl, auf. Aber diese Bergumgürtung ist derart zerstückelt, daß sie nun in mehr oder minder isolirte Massen aufgelöst erscheint, zwischen welchen sich über tief eingeschnittenen Thalrissen wieder der Ausblick auf andere Höhen öffnet. Zeigen die umliegenden Berge eine große Verschiedenheit in ihren Formen, so ist die Gestaltung der Ufergelände selbst nicht minder wechselvoll. Während in der oberen Hälfte des durch das weite Delta des Zinkenbaches nahezu vollständig in zwei Becken getrennten See's zum größten Theile steile Felshöhen den letzteren begrenzen, ja auf der Nordostseite die ihres Echo's wegen berühmte Falkensteinwand fast überhängend dem Wasser entsteigt, sind in der unteren Hälfte flache oder nur wenig hohe Gestade vorherrschend. Am Südwestfuße des von hier aus am häufigsten bestiegenen Schafberges erhebt sich auf einer niedrigen Vorterrasse hart über dem Wasser das malerische St. Wolfgang; am Nordwestrande liegt der von der Ischl - Salzburger Straße durchschnittene Markt St. Gilgen, unfern dem Südostende der Ort Strobl; außerdem sind noch eine Anzahl kleinerer Häusergruppen und einzelner Wirthschaften da und dort um den See zerstreut.

Der Hallstätter See ist in Bezug auf landschaftlichen Charakter ganz der Gegensatz des vorigen. Dort bilden die umliegenden Berge einen reichen, vielfach durchbrochenen Kranz mannichfach gestalteter Höhen; hier umstarren überall schroffe Alpenmassen, gleich enge geschlossenen Mauern dicht den See; im Süden der gewaltige Dachsteinstock, über dessen Absturz die 6200—6800' hohen nördlichen Randgipfel seines vier Wegstunden breiten Hochplateau's auf den düsteren Spiegel herniederschauen; die ganze Ostseite entlang die breite 6300' hohe Masse des Sarsteins, in der Westseite das Hallstätter Salzgebirge mit dem Blassen (6172') und der Gosauhals (5200'). Nur das vom unteren Seeende nordwärts, vom oberen ostwärts sich wendende Traunthal, das kurze Echernthal und das schluchtartig ausmündende Gosauthal unterbrechen auf kurze Strecken die himmelanstrebende Umwallung. Außer wenigen zerstreuten Ansitzen belebt nur ein Ort den See, aber ein Ort, so wunderlich in seinem Aussehen, wie kein zweiter — es ist der Salinenmarkt Hallstatt.*) In langer schmaler Reihe kleben die im verschiedensten Styl, bald aus Holz bald aus Steinen erbauten Häuser und Häuschen an dem steilen Abfalle des Salzberges neben und über einander, die

*) Die allgemein eingeschlichene Schreibart Hallstadt ist unrichtig, da der Ort nie eine Stadt, sondern stets nur ein Markt war. Der Name ist zurückzuführen auf: Hallstatt-Salzstätte.

untersten vom See bespült, die obersten vom Buchenwalde des Berges beschattet. Fast jedes hat seine Schiffhütte, denn nahezu aller Verkehr geschieht zu Wasser, da kein fahrbarer Weg in den steilen Gehängen des umliegenden Gebirges und eben so wenig in der einzigen engen Gasse des Marktes Raum gefunden hat. Die alterthümliche katholische Kirche mit dem Friedhofe thront auf einer von Felsenstufen gestützten, hoch aufgemauerten Terrasse, die protestantische, ein Neubau aus Quadersteinen, theilweise auf Piloten. Aus einer Höhe von eilfhundert Fuß über dem Markte blinkt der Rudolphsthurm auf den See herab. Hinter ihm zieht sich das Hochthal des von Knappenhäusern belebten Salzberges gegen den hohen Plassen hinan. Eine keltische Leichenstätte unweit des Rudolphsthurmes, mit nahezu tausend aufgeschlossenen Gräbern *) liefert den Beweis, daß der unterirdische Schatz des Salzberges in dieser schwer zugänglichen Alpenwildniß in vorchristlicher Zeit nicht nur bekannt, sondern auch schon benutzt war.

Wir müßten Gefahr laufen, den freundlichen Leser zu ermüden, wollten wir auch von jedem der vielen kleinen Seen eine Landschaftscharakteristik zu geben versuchen. Es möge daher nur kurz der interessanteren derselben gedacht werden.

Unter den Seen des obersten Traungebietes verdient vor allen der Altausseer See genannt zu werden. Auf seiner Ostseite ist er von der majestätischen Trisselwand (5655'), gegen Norden von dem durch einen ruinenartigen Felsenkopf gekrönten Loser (5750'), begrenzt, nach Westen hin in die freundlichsten Thalgelände auslaufend, wird sein Horizont erst in einem weiteren Halbkreise durch schön geformte Bergmassen abgeschlossen, zwischen welchen hereinleuchtend die Gletscher des Dachsteins den großartigen Abschluß des herrlichen Seegemäldes bilden.

Enger abgeschlossen nach allen Seiten, als der vorige, ist der Grundelsee. Ueber der schmalen, nur theilweise mit menschlichen Wohnungen belebten Uferlehne und den waldigen Bergabfällen ragen kahle Alpenhöhen von 6000—7000' herein, einige der vielen Gipfel des todten Gebirges, welches — eine entsetzliche Felsenwüste — ostwärts vom Altausseer- und Grundelsee in viele Stunden weiter Erstreckung sich bis zum hohen Priel (7945') hinzieht.

Ein Bild tiefsten Ernstes ist der an den letztgenannten sich anreihende Toplitzsee. Steile Wald- und Felsenhänge umgürten ihn, so steil, daß man nur auf einem einzigen, unsicheren Pfade längs dem düsteren Wasserabgrunde zum oberen Seeende gelangen kann. Kein Wind regt je den hoch umschlossenen schwarzen Spiegel auf, selten unterbricht ein Menschenlaut oder ein Ruderschlag das einförmige Rauschen zweier Katarakte, die sich unmittelbar in den See herabstürzen.

Nur durch einen Felsriegel von letzterem geschieden ist der Kammersee, ein kleiner mit Felsentrümmern und umgestürzten Bäumen erfüllter, nach rückwärts von einer mächtigen Felswand beherrschter Wasserkessel, dessen Besuch jedem Maler zu empfehlen ist.

*) Die Entdeckung und Bloßlegung dieser größten aller bisher in Oesterreich aufgefundenen keltischen Leichenstätten ist dem früheren Bergmeister Herrn Ramsauer zu danken, welcher durch mehr als fünfzehn Jahre die Ausgrabungen mit der eingehendsten Sorgfalt und Umsicht leitete und überwachte. Die ganze, mehrere tausend Stücke zählende Sammlung der verschiedensten Gegenstände aus Bronze, Eisen, Gold, Bernstein, Glas, Stein, gebrannter Erde, Bein u. s. w. befindet sich gegenwärtig im k. k. Antikencabinet in Wien.



Bei niedrigem Wasserstande nur unterirdisch mit dem Toplitzsee communicirend, ist für die Periode des Anschwellens zur Zeit der Schneeschmelze ihm ein künstlicher Canal durch den felsigen Querriegel zum Abfluß geöffnet, der schon vor ein paar Jahrhunderten mit einem Klausthore versehen und zum Holztriften benutzt wurde.

Von den höher gelegenen Läuterungsbecken der Traunzuflüsse sind zweifellos die beiden Gosauseen in landschaftlicher Beziehung obenan zu stellen.

Der vielbesuchte vordere Gosausee wird auf seiner nordöstlichen Längsseite durchgängig von schroffen Felsabstürzen 4000—5000' hoher Kuppen, gegenüber dagegen von steilen, großentheils waldbedeckten Trümmerhalden begrenzt, über welche sich die Scharwand (4000—4200') und hinter ihr die wildzerklüfteten Riesenzacken des „Gosausteins" (6000—7800') erheben. Das untere Ende des See's dämmt eine alte hohe Moränenmasse ab, von deren Rücken aus der Blick unbeirrt nach dem imposanten Hintergrunde schweift. Dort thürmen sich die 9300—9500' hohen Felsenzinken des Dachsteingebirges über dem Gosaugletscher auf, dessen Eiszunge sich über kahle abgeschliffene, mit Moränen überschüttete Felsköpfe fast bis zur Krummholzregion herabschiebt — ein Bild voll großartiger Erhabenheit, dessen Eindruck jedem unvergeßlich bleibt, der an einem heiteren Sommertage die Landschaft bei abendlicher Beleuchtung bis zum letzten Verglimmen derselben zu beschauen Gelegenheit hatte.

Der hintere Gosausee, wenn auch von einem engeren Gesichtskreise umringt, als der um 700' tiefer gelegene Vordersee, giebt diesem an pittoresker Schönheit doch nur wenig nach. Gleich ihm ist er auf der einen Seite von steilem Felsgestade, auf der anderen von theilweise überwachsenen Trümmerhalden umsäumt. Am vorderen Ende schließt ihn ein Felsdamm ab, über dessen tiefsten Punct zur Sommerzeit der See in einem ansehnlichen Bache abfließt, während von dem Monate an, in welchem die Schmelzwässer des Gosaugletschers sich zu vermindern beginnen, auch das Niveau des See's immer tiefer sinkt, bis es am Ende des Winters um 30—40' niedriger liegt, als zur Zeit des höchsten Sommerstandes. In dieser Periode findet der Abfluß unterirdisch statt und dauert derart ununterbrochen fort, daß die gewöhnlich schon im December gebildete Eisdecke allmälich beckenartig einsinkt, und die aufgelagerten Schneemassen bald kaum mehr die Existenz eines See's ahnen lassen. Am hinteren Seerande breitet sich eine kleine, mit zwei Alpenhütten belebte Alluvialterrasse aus. Sie besteht aus ähnlichem älteren Moränenschutt, wie solcher auch den Grund des oberen Gosauthales zwischen den beiden Seen ausfüllt, ja, wie er sich selbst noch bis zu dessen Ausmündung am Hallstätter See in einzelnen Resten nachweisen läßt. Ueber Schuttlehnen und waldbedeckten Gehängen, in welchen das freundliche Grün dichter Buchenbestände einen wohlthuenden Contrast zu der Oede der höheren Umgebung bildet, steigen beiderseitig himmelanstrebende Wände auf. Zwischen ihnen aber, wo ganz nahe hinter dem See das Hochthal mit seiner letzten, höchsten und zugleich steilsten Auffstufung unmittelbar in das eine halbe Meile lange Gletscherkar ausläuft, starren die eisumgürteten Riesenmauern der Schneebergwand und des Thorsteins trotzig empor. Ein Wasserfall stürzt über kahle Felsenköpfe und krummholzbedeckte Bergabsätze herab, sich endlich im Buchenwalde verlierend. Aber unten bei den Alpenhütten kommt er wieder als „Kreidenbach" zum Vorschein. Es ist der vom

Kalkschlamm der Grundmoräne weißlich getrübte Abfluß des Gosaugletschers, welcher hier in den See mündet, und ihm jenes unvergleichlich schöne, schwach durchscheinende Chrysoprasgrün verleiht, welches ihn vor allen übrigen Seen des Traungebietes auszeichnet. Der eigenthümlich gefärbte Wasserspiegel ruft zu Zeiten unter entsprechenden Beleuchtungs- und Luftverhältnissen einen merkwürdigen Farbeneffect in seiner höheren Umgebung hervor. Wenn bei untersinkender Sonne schon Alles in Schatten getaucht ist, und nur noch die Zinnen des Dachsteingebirges im Abendroth glühen, erscheinen mit einemmale die grauen Felswände über dem See, insbesondere aber die Schneebergwand von einem grünlichen Lichte umflossen. Doch währt dieses überraschende Schauspiel nur wenige Minuten. Mit dem letzten Verglimmen der Dachsteinspitze verlischt eben so rasch, wie sie gekommen, die Wirkung des Seereflexes, und während noch der Beschauer bemüht ist, das feenhafte Bild seiner Erinnerung einzuprägen, ist der ganze Zauber in der Eintönigkeit der hereinbrechenden Nacht zerflossen.

Noch mögen der Almsee, hintere Langbathsee und Offensee genannt werden, welche, jeder im Hintergrunde eines durch hohe Bergwände abgeschlossenen Hochthales gelegen, durch ihre Umgebung ein entschieden alpines Landschaftsgepräge gewinnen.

Von den kleinen, hochgelegenen Kesselseen, deren drei an den Abstürzen des Schafbergkammes, die übrigen auf dem weiten Rücken des Prielstockes liegen, sind der den ersteren zugehörende Grünsee seiner malerischen Schönheit wegen, dann der Wildensee, Brudersee und Elmsee im todten Gebirge zu erwähnen, welche nicht nur durch ihr Vorkommen mitten in einer wasserlosen, zerklüfteten Felsenwüste überraschen, sondern auch durch ihre eigenthümliche Umgebung, in welcher bei dem Zurücktreten der belebenden Vegetation sich schon die Oede der Hochgebirgsnatur in größerem Grade abspiegelt, zu interessanten Landschaftsbildern gestalten.

Größte Tiefe.

Die allgemein gangbaren, aber trotzdem sehr unwahrscheinlich lautenden, ja zum Theil unglaublichen Angaben über die Tiefe der Seen des Salzkammergutes veranlaßten zunächst den Verfasser, eingehende Tiefen-Messungen in allen bedeutenderen Seebecken des Traungebietes anzustellen, welchen sich dann später auch Untersuchungen über die Temperatur anschlossen. *)

---

*) Diese Untersuchungen fanden in den Jahren 1845—1849 statt, während welcher Zeit in 16 Seen über 2000 Tiefen-Sondirungen nach bestimmten Längen- und Querlinien, dann fast halb so viele Temperatur-Messungen, ausgeführt wurden. Es diente zu diesem Zwecke eine zerlegbare 3½' lange Winde, von welcher bei jeder Umdrehung genau 4 Fuß der Meßschnur abliefen. Bei Seen von weniger als 40 Klaftern Tiefe wurde ein Eisengewicht von 10 Pfund, bei solchen von größerer Tiefe ein Eisengewicht von 20 Pfund als Loth benutzt, welches selbst noch bei mäßigem Winde genügte, die 2 Linien dicke Lothleine straff gespannt und perpendiculär zu erhalten. Die Temperatur-Messungen wurden mit einem entsprechend beschwerten Kapeller'schen Minimumthermometer, und, wo dasselbe wegen der zeitweilig eintretenden Wärmeabnahme der Wasserschichten nach Oben nicht verwendbar war, mit einer, mehrere Maß Wasser enthaltenden, fest verschlossenen Steinflasche bewerkstelligt, welche durch einige Stunden in der zu untersuchenden Wasserschichte eingesenkt blieb.

In der folgenden Tabelle ist die größte Tiefe und zugleich ihr Verhältniß zur räumlichen Ausdehnung der hier nach ihrer Größe an einander gereihten Seen ersichtlich gemacht.

	Flächenraum in österr. Joch.	Größte Tiefe in Wiener Klaftern.	Verhältniß der größten Tiefe zur		
			Fläche.	Länge.	mittleren Breite.
Attersee	8161.3	90.0	1:145,089	1:118	1:13.8
Gmundner See	4281.8	100.7	1: 68,167	1: 64	1:10.6
Mondsee	2504.5	36.0	1:111,311	1:153	1:20.2
Wolfgangsee	2344.5	60.0	1: 62,530	1: 98	1:11.4
Hallstätter See	1509.0	66.0	1: 36,582	1: 66	1: 8.5
Grundelsee	741.1	34.0	1: 34,875	1: 92	1:11.1
Irrsee	606.2	18.0	1: 53,884	1:142	1:21.0
Fuschlsee	479.3	35.0	1: 21,910	1: 62	1:10.0
Altausseer See	384.6	28.7	1: 21,441	1: 48	1:15.5
Offensee	103 8	19.0	1: 8,740	1: 35	1:13.2
Vorderer Gosausee	91.3	36.5	1: 4,002	1: 22	1: 5.0
Toplitzsee	80.0	55.7	1: 2,298	1: 17	1: 2.4
Vorderer Langbathsee	59.0	18.0	1: 5,233	1: 33	1: 8.9
Hinterer Gosausee	51.3	22.0	1: 3,727	1: 19	1: 9.0
Hinterer Langbathsee	20.5	10.0	1: 3,280	1: 33	1: 9.9
Krottensee	15.4	24.0	1: 1,027	1: 9	1: 6.8

Aus den hier gegebenen Verhältnißzahlen läßt sich entnehmen, daß die kleinen, in den höheren Stufen der inneren Alpenthäler gelegenen Wasserbecken im Vergleich mit ihren Flächendimensionen eine bedeutendere Tiefe erreichen, als die großen, den unteren Stufen oder dem Ausgange der Hauptthäler angehörigen Seen. Es möge in dieser Beziehung bloß auf den Krottensee, Toplitzsee und die Gosauseen einerseits, dann auf den Attersee, Gmundner-, Wolfgang- und Hallstätter See andererseits hingewiesen werden. Eben so treten die Beziehungen zwischen der Größe des mittleren Neigungswinkels der unmittelbaren Uferumgebung und der Tiefe der Seen deutlich bei der Vergleichung z. B. des großentheils von sanft ansteigenden Geländen umringten Irrsee's und Mondsee's mit dem vorherrschend steil umrahmten Fuschl- und Wolfgangsee deutlich genug hervor.

Gestalt der Seebecken.

Aus den genau aufgenommenen, zahlreichen Quer- und Längenprofilen der in der letzten Tabelle genannten Seen ließen sich mit genügender Vollständigkeit sowohl die Neigungsverhältnisse der Seiten als auch jene der Bodenfläche der einzelnen Becken abnehmen und zu einem anschaulichen Bilde zusammenfassen.

Während die Seitenwandungen der Becken sehr ungleich und im Allgemeinen den unmittelbaren Uferumgrenzungen, deren directe Fortsetzung unter dem Wasserspiegel sie bilden, analog gestaltet sind, verliert sich nach der Tiefe zu die Unregelmäßigkeit immer mehr und verschwindet endlich ganz in der geebneten Fläche des Bodens.

Am größten zeigt sich die Unregelmäßigkeit in der Gestaltung der Seitenwandungen bei felsigen Gestaden. Da wechseln oft sanft abgestufte Abhänge rasch mit steil einschießenden, nicht selten senkrechten unterseeischen Wänden. Einige derselben bilden gewaltige Abstürze. So erreicht z. B. im Hallstätter See nahe oberhalb des Gosau-Rechens bei einem den Wasserspiegel nur um 30′ überragenden Felskopfe in der Entfernung von 5 Klaftern vom Ufer die Sonde erst mit 234′ den Grund; 10 Klafter von der kleinen Insel, „Reckl" genannt, hat der See schon die Tiefe von 372′. Im Wolfgangsee kommen zwischen der Falkensteinwand und dem Hochzeitkreuz senkrechte Abstürze von 30—55 Klaftern vor. Die höchsten unterseeischen Wände jedoch finden sich im Gmundner See am Sonnstein, dann zwischen Karbach und der Lainaustiege. Oberhalb letzterer traf die Sonde, 10 Klafter von der senkrechten Uferwand ab bereits nahe die Ebene der größten Tiefe, nämlich 592′. So tiefe und schroffe Felsabstürze in den verschiedenen Seen aber auch vorkommen, so zeigt sich doch überall an ihrem Fuße eine, wenn auch kleine Böschung, höchst wahrscheinlich von Schutt gebildet, welche ähnliche Neigungsverhältnisse erkennen läßt, wie die Schuttgehänge an schroffen Felswänden in Thälern mit geebneter Sohle.

Merkwürdig ist die Uebereinstimmung des Neigungswinkels der Alluvialgebilde an den Mündungen der größeren, schuttablagernden Seezuflüsse mit dem Neigungswinkel der Gehänge älterer Alluvial- und Diluvialmassen, wo dieselben unmittelbar den See begrenzen und unter seinem Spiegel ihren Verlauf nehmen. Die vorrückenden Schuttkegel der Traun im Hallstätter und Gmundner See, und mit ihnen alle Schuttdeltas der kleineren Zuflußwässer, zeigen bei der Einmündung zuerst einen Neigungswinkel von 30—35°, weiter seeeinwärts verflachen sie sich zuerst langsam, dann immer mehr und mehr, bis sie endlich in die Horizontale der größten Tiefe übergehen. Ganz ähnlich verhalten sich alle Alluvial- und Diluvialgebilde der unter den Wasserspiegel verlaufenden Thalflächen. Wenn dieselben sich auch manchmal noch auf eine größere Strecke vom Ufer als Untiefen mit kaum merkbar zunehmendem Gefälle unter dem Wasser fortsetzen, so fallen sie doch früher oder später plötzlich in einem Winkel von 20—35° ab, der sich erst gegen den Boden zu wieder allmälich verflacht. Am Atter-, Gmundner, Mond-, Wolfgang- und Hallstätter See zeigt sich diese Erscheinung durchgängig, eben so läßt sie sich auch bei den kleineren, in den engen Seitenthälern gelegenen Gebirgsseen beobachten. Besonders ausgesprochen findet man sie am Offen- und Krottensee. In dem letzteren brechen zwei kleine, fast ganz ebene Alluvialflächen unmittelbar vom Ufer so steil ab, daß kaum 40 Klafter see-einwärts bereits die Tiefe von 144′ zu treffen ist.

Es ist schon in der allgemeinen Besprechung der Alpenseen darauf hingewiesen worden, daß ihr Grund gegen die größte Tiefe zu regelmäßig eine mehr oder weniger ausgedehnte, vollständige Ebnung zeige, und es wurde vorzüglich der Gmundner See als Beispiel angeführt, in welchem auf einer Strecke von 1000 Klaftern Länge und 200—450 Klaftern Breite, d. i. auf einem Areal von nahe 230 Joch (zwischen den Linien Karbach-Traunkirchen und Winkel-Lainau) bei mehr als 40 Messungen das Senkblei nicht über 604′ und nicht unter 600′ Tiefe ergab. Im oberen Attersee vertheilt sich die größte Tiefe von 536—540′ (nordwärts von der Linie Weißenbach-

Unterach) auf eine Fläche von nahe 100 Joch; im Wolfgangsee (356—360′, südlich von der Linie Lueg-Hochzeitkreuz) auf beiläufig 50 Joch; im Hallstätter See (392—396′, nördlich von der Linie Neckl-Steingraben) auf 90 Joch. In gleicher Weise findet man im Irrsee unverändert die Tiefe von 106—110′ innerhalb einer fast unter der Mitte des Wasserspiegels gelegenen Fläche von beiläufig 20 Joch, wie auch im Fuschlsee die Sonde auf eine Strecke von 300 Klaftern Länge und 150 Klaftern Breite die nahezu gleiche Tiefe von 209—213′ ergiebt.

Von den einzelnen Querprofilen läßt sich sagen, daß mindestens ein Viertel oder Fünftel, nicht selten aber über die Hälfte ihrer jedesmaligen Länge eine schon nahezu constante Tiefe ausweiset.

Nur bei den vier größten Wasserbecken, im Atter-, Traun-, Mond- und Wolfgangsee treten bedeutende locale Erhöhungen auf einzelnen Puncten des Seebodens auf, durch welche die einfache Beckengestalt gestört wird. Die größte dieser Erhöhungen findet sich im Attersee in der Nähe von Nußdorf, wo fast in der Mitte des hier 1600 Klafter breiten See's aus dem 480′ tiefen Seegrunde ein ziemlich umfangreicher Hügel bis 192′ unter dem Wasserspiegel sich erhebt. Im obersten Theile des Wolfgangsee's, nordöstlich von der Linie Ochsenkreuz-St. Gilgen, ragen aus dem 48—180′ tiefen, unebenen Seeboden mehrere Felsköpfe bis nahe an den Wasserspiegel auf. Im Gmundner See zeigen sich besonders bei Altmünster, wo der See die Breite von 1270 Klafter hat, bedeutende Unregelmäßigkeiten. Diese verschiedenen Erhöhungen und Untiefen des Seebodens neben den tieferen Stellen lassen sich sogleich durch die lichtere Farbe des Wassers erkennen. Ganz besonders ist dies der Fall bei den zwei letzterwähnten Seen, wenn man sie von einem höheren Standpuncte überblickt.

Stark vorspringende Landzungen, unter dem Wasser fortlaufende Rücken und Schuttdelta's von quer einmündenden Gewässern theilen die Seen in größerer oder geringerer Tiefe in zwei oder mehrere Becken. So wird der durchschnittlich 1200 Klafter breite Attersee am Kienbach bis auf 655 Klafter verengt; seine größte Tiefe beträgt hier bloß 396′, während sie oberhalb dieser Verengung 540′, unterhalb derselben 522′ erreicht. Zwischen den beiden Becken liegt also ein Querrücken, welcher das obere um 144′, das untere um 126′ überragt. Den Wolfgangsee hat das große Schuttdelta des Zinkenbaches von 1000 bereits auf 160 Klafter verengt, und wäre der letztere nicht aus der Mitte des Delta's seitlich und gegen den breiteren, tieferen Theil des See's geleitet worden, so dürfte die vollständige Trennung in zwei Seen in nicht gar langer Zeit erfolgt sein. Die größte Tiefe dieser Enge beträgt nur 66′, während der See oberhalb derselben 360′, unterhalb 222′ erreicht. Auch der Hallstätter See erleidet durch den Gosaubach eine ähnliche Verengerung von nur 90′ Tiefe und 210 Klafter Breite.

Bei der Vergleichung der Längen- und Querprofile zeigte es sich, daß die tiefsten Stellen der Seen stets in der Nähe ihrer höchsten und steilsten Umgebungen zu suchen sind. Es ist ferner eine beachtenswerthe Thatsache, daß sich der tiefste Theil des Traun-, Atter- und Mondsee's in dem unmittelbar dem Gebirge zugekehrten Theile des Beckens befindet, und daß von da an der Seeboden nordwärts gegen das Vorland immer mehr ansteigt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieses stetige Seichterwerden des Bodens bei den drei an das Vorland grenzenden Seebecken mit den großen Tertiär- und Dilu-

vialablagerungen desselben in directem Zusammenhange steht. Diese Ablagerungen, welche in dem Vorlande eine große Mächtigkeit erreichten, fanden auch ihren Weg einwärts in die tiefen, wassererfüllten Thalspalten der Alpen, hier bald an Masse abnehmend, bis sie endlich eben nur noch genügten, mit ihren feinsten, weitest getragenen Sand- und Schlammtheilchen zur Ebnung des ursprünglichen Seegrundes beizutragen.

Temperatur.

Untersuchungen über die Wärmevertheilung nach den verschiedenen Tiefen wurden in 10 Seen vorgenommen. Um eine unmittelbare Vergleichung der Temperaturverhältnisse der verschiedenen Seebecken zu ermöglichen, nahm der Verfasser die zu diesem Zwecke dienenden Messungen im Verlaufe von drei Wochen vor, so daß ein ungleicher Einfluß verschiedener Jahreszeiten nur in geringem Grade angenommen werden kann. Auch hier möge zunächst eine tabellarische Zusammenstellung der gefundenen Untersuchungsresultate Platz finden. Die Temperaturangaben für die hier nach ihrer Meereshöhe an einander gereihten Seen, bis zur größten Tiefe eines jeden reichend, beginnen erst mit der Tiefe von 5 Fuß, da die Wärme an der Oberfläche allzu großen Schwankungen unterworfen ist.

Temperaturverhältnisse der fünf großen Seen im Spätsommer 1848.

Tiefe in Wiener Fuß.	Traunsee. 1320′ 30 August.	Attersee. 1474′ 2 Septbr.	Mondsee. 1508′ 3 Septbr.	Hallstätter See 1600′ oberer	Hallstätter See 1600′ unterer	Wolfgangsee 1682′ oberer	Wolfgangsee 1682′ unterer
				6 September.		4 September.	
	Grade Réaumur.						
5	14.4	14.8	15.6	12.0	12.1	14.5	15.0
10	13.3	14.7	15.1	11.1	11.3	14.2	14.7
15	12.3	14.7	14 9	10.6	10.7	14.0	14.6
20	12.0	14.4	14.8	10.0	10.1	14.0	14.3
30	11.8	14.1	14.2	9.7	9.8	12.0	12.0
40	10.3	10.8	11.5	9.5	9.5	9.0	9.0
50	9.9	6.5	7.1	9.3	9.3	7.1	7.0
60	9.6	5.6	5.3	9.1	9.0	6.2	6.1
80	7.9	4.9	4.6	8.8	6.0	5.5	5.4
100	6.5	4.2	4.3	7.8	5.1	4.8	5.0
125	4.7	4.0	3.8	5.1	4.6	4.2	4.6
150	4.4	3.7	3.6	4.0	gr. Tiefe	4.0	4.3
175	4.2	3.6	3.6	3.6	144′ =	3.8	4.1
200	4.0	3.5	3.5	3.5	4.6°	3.7	4.0
250	3.8	3.5	gr. Tiefe	3.5		3.6	gr. Tiefe
300	3.7	3.4	216′ = 3.5°	3.5		3.5	222′ =
350	3.7	3.4		3.5		3.5	4.0°
400	3.6	3.4		gr. Tiefe		gr. Tiefe	
450	3.6	3.4		396′ =		360′ =	
500	3.5	3.4		3.5°		3.5°	
550	3.5	gr. Tiefe					
600	3.5	540′ = 3.4°					
	gr. Tiefe 604′ = 3.5°						

In Bezug auf den Attersee mag bemerkt werden, daß bei einer den Tag früher vorgenommenen Messung, welche jedoch nur bis zur Tiefe von 40′ durchgeführt werden konnte, sich an der Oberfläche 15.4°, bei 5′ Tiefe 14.9°, bei 10′ 14.7°, bei 20′ 14.2°, bei 30′ 13.9°, bei 40′ 10.8° ergaben. Ein heftiger Sturm unterbrach die Messung und mengte die oberen Wasserschichten bald derart durcheinander, daß am 2 September von der Oberfläche bis zur Tiefe von 25′ sich nur ein Temperaturunterschied von 0.3° R. auswies, während derselbe 15 Stunden früher noch 1.3° betragen hatte.

Temperaturverhältnisse von fünf Seen höherer Thalstufen im Spätsommer 1848.

Tiefe in Wr. Fuß	Altausseer See 2248′ 18 August.	Grundelsee 2216′ 27 August.	Toplitzsee 2254′ 27 August.	Vord. Gosausee 2855′ 20 August.	Hint. Gosausee 3630′ 20 August.
	Grade Réaumur.				
5	12.9	15.1	14.1	12.6	12.2
10	10.5	14.8	11.5	10.7	10.0
15	8.0	13.5	8.0	10.2	8.0
20	6.5	11.9	7.5	9.8	6.6
30	4.4	9.9	6.0	9.2	5.2
40	4.0	8.0	5.1	7.7	4.6
50	3.9	6.5	4.8	5.8	4.3
60	3.8	5.3	4.7	5.2	4.2
80	3.8	4.6	4.7	4.4	4.0
100	3.8	4.1	4.6	4.1	3.9
125	3.8	4.0	4.6	4.0	3.8
150	3.8	3.8	4.6	3.9	größte Tiefe 132′ = 3.8°
175	größte Tiefe 152′ = 3.8°	3.7	4.6	3.8	
200		3.6	4.6	3.8	
250		größte Tiefe 204′ = 3.6°	4.6	größte Tiefe 219′ = 3.8°	
300			4.6		
			größte Tiefe 336′ = 4·6°		

Aus der vorhergehenden Zusammenstellung der Temperaturverhältnisse ergeben sich neben der schon früher in diesen Blättern besprochenen, allen Seen gleich zukommenden Wärmeabnahme nach der Tiefe bis zu einem der Temperatur der größten Dichtigkeit des süßen Wassers nahe oder gleich stehenden Grade manche andere interessante Thatsachen.

Zunächst zeigt sich, daß die Temperatur der obersten Wasserschichten nicht immer mit der Höhenlage der Seen gleichen Schritt hält. Der Traunsee zeigte in der Tiefe von 10′ eine um 1.5° R. niedrigere Temperatur als drei Tage vorher der um 900′ höher gelegene Grundelsee. Eben so ergab sich bei der Vergleichung des Hallstätter See's und des um 654′ höheren Toplitzsee's in der oben erwähnten Tiefe für den letzteren eine um 0.4° höhere Wärme.

Auffälliger aber ist noch die ungleiche Abnahme der Temperatur nach der Tiefe bei Seen von gleicher oder doch nahezu gleicher Lage. Die folgende Nebeneinanderstellung läßt diese Ungleichheit genügend überschauen.

I.					II.				
Tiefe in Wr. Fuß.	Gmundner See 1320'	Attersee 1474'	Abnahme der Temp. gegen die vorige Tiefe im		Tiefe in Wr. Fuß.	Grundelsee 2216'	Altausseer See 2254'	Abnahme der Temp. gegen die vorige Tiefe im	
			Gmundner See	Attersee				Grundelsee	Altausseer See
	Grade Réaumur.					Grade Réaumur.			
10	13.3	14.7	—	—	10	14.8	10.5	—	—
30	11.8	14.1	1.5	0.6	20	11.9	6.5	2.9	4.0
50	9.9	6.5	1.9	7.6	30	9.9	4.4	2.0	2.1
75	8.0	5.0	1.9	1.5	40	8.0	4.0	1.9	0.4
100	6.5	4.2	1.5	0.8	50	6.5	3.9	1.5	0.1
200	4.0	3.5	1.5	0.7	75	4.8	3.8	1.7	0.1
300	3.7	3.4	0.3	0.1	100	4.1	3.8	0.7	0.0
400	3.6	3.4	0.1	0.0	125	4.0	3.8	0.1	0.0
500	3.5	3.4	0.1	0.0	150	3.8	3.8	0.2	0.0

Ein weiteres Ergebniß der Messungen war, daß die relativ constante Temperatur bei den verschiedenen Seen in verschiedenen Tiefen eintritt. Sie fand sich in der bezeichneten Periode bei dem

Gmundner See (3.5°) in der Tiefe von . . . 500'
Attersee (3.4°) „ „ „ „ . . . 300'
Wolfgangsee (3.5°) „ „ „ „ . . . 275'
Hallstätter See (3.5°) „ „ „ „ . . . 200'
Vord. Gosausee (3.8°) „ „ „ „ . . . 175'
Toplitzsee (4.6°) „ „ „ „ . . . 100'
Altausseer See (3.8°) „ „ „ „ . . . 60'.

Endlich darf noch auf die Ungleichheit, ja selbst Anomalie in dem Grade der relativ constanten Temperatur hingewiesen werden, die sich bei den Messungen in den verschiedenen Seen herausstellte.

So erwies sich der in den oberen Schichten wärmere Attersee in der Tiefe kälter (3.4°), als der Gmundner See (3.5°), Hallstätter See (3.5°) und Wolfgangsee (3.5) und alle vier um mehr als einen Grad kälter, als der viel höher gelegene Toplitzsee (4.6°).

Alle die hier angedeuteten Ungleichheiten in der Vertheilung der Wärme sind zurückzuführen auf die Temperatur und Menge des in die Seen einströmenden Wassers, ferner auf die größere oder geringere Erweiterung der Becken nach oben, auf die größere oder geringere Zugänglichkeit für erwärmende und abkühlende Winde, endlich auf das frühere oder spätere, häufigere oder seltenere Schließen der Seen durch die winterliche Eisdecke.

Wenn starke, mäßig warme Zuflüsse in ein nach oben verhältnißmäßig wenig erweitertes, durchschnittlich steilwandiges Becken ausmünden, wie dies im Hallstätter und Gmundner See geschieht, wird sich in den obersten Schichten eine weniger hohe Temperatur, dafür aber eine langsamere und gleichmäßigere Abnahme der Wärme nach der Tiefe ergeben, als dort, wo neben relativ größerer Ausdehnung des Beckens nach oben die Zuflüsse gering, dagegen aber bedeutend erwärmt sind, ein Fall, welcher insbesondere bei dem Mond- und Attersee stattfindet.

In Seen, welche vorwiegend und reichlich durch kalte Quellen genährt werden, treten niedrigere Temperaturen schon in sehr geringer Tiefe ein, auch dann, wenn die Sonne die obersten Schichten temporär bedeutend zu erwärmen vermag. Ein Beispiel solcher Art liefert der Altausseer See, in welchem am 18 August 1848 bei einer Wärme von nahe 15° R. an der Oberfläche, die Tiefe von 30′ schon eine Temperatur von 4.4°, also eine Abnahme um 10.6° ergab.

Von hohen, steilen Bergmassen umschlossene Seen in engen, den Winden unzugänglichen Hochthälern werden selbst bei bedeutender Tiefe schon früh mit einer Eisdecke geschlossen und daher vor der im Spätherbst beginnenden, lange fortdauernden Abkühlung auf den Temperaturgrad der größten Dichtigkeit geschützt, welcher in den großen offenen Seen schon wenige hundert Fuß unter dem Wasserspiegel eintritt und bis in die größten Tiefen hinab constant bleibt. Jenem frühen Zufrieren dankt der Toplitzsee vorzugsweise seine auffällig hohe Temperatur (4.6°) in den Schichten der constanten Wärme.

Daß es mehr die Zuflüsse, als die Sonne und die Lufttemperatur sind, welche die sommerliche Erwärmung der Seen bewirken, zeigt die Vergleichung der Temperaturen des Traunsee's mit jenen des unter ganz gleichen Verhältnissen der Besonnung stehenden Atter- und Mondsee's zur Genüge. Der Umstand, daß im Atter- und Mondsee zu Anfang des Herbstes in der Tiefe von 100′ die Temperatur nicht höher als 4.2°—4.3° R. stand, läßt entnehmen, daß eine intensivere solare Erwärmung in diese Tiefe nicht mehr hinabreicht.

Unter allen hier besprochenen Seen friert der Gmundner See am seltensten zu. Nur ungewöhnlich strenge Winter, wie z. B. der des Jahres 1830, reichen aus, um durch alle Tiefen jene Abkühlung auf die Temperatur der größten Dichte zu bewirken, welche vorausgehen muß, um bei großen, häufig vom Winde bewegten Wasserspiegeln eine Eisbildung zu ermöglichen. Minder selten schließen sich (im Februar, und nur ausnahmsweise schon im Januar) der Attersee und die oberen, tiefen Hälften des Hallstätter und Wolfgangsee's; bei dem Mondsee, unteren Hallstätter und unteren Wolfgangsee reicht dagegen schon ein mäßig strenger Winter aus, sie für Fußgänger, ja selbst für Wagen genügend fest zu überbrücken.

An die Darstellung der bisher dargelegten Verhältnisse würde sich nun zunächst jene der Fauna anzureihen haben. Doch möge dieses in mehr als einer Beziehung besprechenswerthe Thema für eine spätere Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Auch die Frage nach jenen Seebewohnern, welche, einer dunklen Vorzeit angehörend, vor wenigen Decennien noch kaum geahnt, nun in den Pfahlbauten der schweizer Seen lebendig vor uns treten, muß hier vorläufig unbeantwortet bleiben. Noch ist nichts beobachtet worden, was auf die Existenz von Pfahlbauten in den Seen des Traungebietes schließen ließe; dennoch ist die Möglichkeit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß in den verschiedenen Untiefen eines und des anderen derselben (so namentlich im Gmundner See um das Seeschloß Orth herum) bei sorgfältigen Nachsuchungen ähnliche Spuren der Pfahlbautenperiode zu Tage treten werden, wie sie erst jüngst im Stahrenberger See aufgefunden worden sind.

Geologisches Landschaftsbild des istrischen Küstenlandes.

Von Dr. Guido Stache.

II.

Stratigraphie und Tektonik.

Das allgemeine Bild der Physiognomik und Plastik des Landes verschaffte uns wohl die Anschauung von der horizontalen Vertheilung der geographischen Formen und des geologischen Materials und der auf diesen Verhältnissen basirenden culturwirthschaftlichen Gliederung im Großen; aber es gab uns noch keinen Aufschluß über die Documente und Urkunden, welche in den Blättern seiner Gesteinsschichten sich aufbewahrt finden, und mit deren Hülfe allein die Frage zu beantworten ist: wie das Bild entstanden? Die Kenntniß und Beschreibung der normalen Aufeinanderfolge aller nach der mineralogisch-chemischen Beschaffenheit und nach dem paläontologischen Inhalt mehr oder weniger verschiedenen Schichten und Schichtengruppen, die Stratigraphie, kann uns allein zu diesem Ziele führen. Außer auf die wissenschaftliche Frage nach der Altersfolge der Schichten giebt uns die Stratigraphie auch Antwort auf die praktische Frage nach dem Vorkommen und der Verbreitung technisch verwendbarer Gesteine und nutzbarer Mineralien und nach der specielleren culturwirthschaftlichen Gliederung des Terrains.

Erst nachdem wir die ursprüngliche Schichtenfolge, wie sie für das ganze Gebiet gültig ist, enträthselt haben, können wir auch die Abweichungen und Störungen, die der Gebirgsbau zeigt, richtig beurtheilen und durch Combination jener Thatsachen mit diesen zur richtigen Auffassung des Baustyles, der Tektonik des Küstenlandes gelangen.

Die Frage nach dem Alter geologischer Schichten löst sich bei einfachen und ungestörten Verhältnissen gewöhnlich schon mit der Beantwortung der einfachen Frage: was liegt unten und was darüber? Hat sie aber selbst dann noch hin und wieder ihre Schwierigkeiten, so erscheint sie oft mit einer ganzen Kette zu lösender Räthsel verbunden, bei stark und wiederholt gestörten Verhältnissen der Lagerung.

Für die großen Schichtencomplexe, welche physiognomisch-plastisch verschiedene Landschaftsgebiete repräsentiren, für die Karstland-, Randgebirgs- und Flyschlandschichten im Ganzen haben wir vorgreifend bereits ihre Altersfolge angedeutet, indem wir vom Karst der Kreidezeit und vom alttertiären Randgebirge und Flyschland sprachen. Die Altersfolge dieser drei Hauptcomplexe richtig festzustellen, dies war die Hauptsache, aber auch die Hauptschwierigkeit, so lange man sich in die Kühnheit und Großartigkeit der Tektonik der Alpen nicht hineindenken konnte. Daß das Lagerungsverhältniß der Flyschschichten zu den Karstkalken kein ganz einfaches ist, geht daraus hervor, daß noch im Jahre 1848 ein so tüchtiger Fachmann wie v. Morlot fast gerade das Entgegengesetzte von dem behauptete, was jetzt als sicher nachgewiesen feststeht. Er hielt den Tassello für älter als die der Kreideformation angehörenden Kalke des Karstes, weil er ihn an vielen Puncten unter den Karstkalken liegen sah. Durch die Arbeiten der geologischen Reichsanstalt wurde dieses Verhältniß völlig aufgeklärt. Es wurde nachgewiesen, daß an den regelmäßiger gebauten südwestlichen Grenzen der Flyschgebiete die normale Schichtenfolge herrsche und die Karstkalke regelmäßig unter die Flyschschichten einfallen, daß die vorzugsweise an den Nordostgrenzen erscheinende Auflagerung des Kreidekalks auf dem Flysch aber ein abnormes, durch großartige Störungen herbeigeführtes Lagerungsverhältniß sei.

Nach Ueberwindung dieser Hauptschwierigkeit führte die genauere Untersuchung der über einander folgenden Schichten zu einer möglichst vollständig und gut gegliederten Altersfolge des ganzen geologischen Baumaterials.

Ehe wir beginnen, die Schichtenreihe der ältesten Landschaftsgebiete, des der Kreideformation angehörigen Karstlandes zu skizziren, werfen wir noch einen Blick auf die zunächst nach unten folgenden Grenzschichten. Wir müssen wenigstens mit einigen Worten die Beschaffenheit der alten Festlandsküste und des Meeresgrundes markiren, an welcher und auf welchem im Meer der Kreidezeit sich die ersten Absätze des küstenländischen Bodens bildeten.

Die Gesteine, auf welchen die oberste Stufe des illyrisch-dalmatinischen Kreidegebirges in seiner langen östlichen Grenzlinie ruht, von Idria an längs der Spaltenlinie von Zirknitz und längs der Gebirgszüge des Velebich und der Dinara sind fast durchweg dunkle Kalke und Dolomite von oft bituminöser Beschaffenheit, welche nach den sparsamen organischen Resten, die sie enthalten, sicher der jüngeren Zeit der Triasperiode angehören und innerhalb derselben zum bei weitem größten Theil den bekannten Hallstädter- und Raibler-Schichten entsprechen. Der Umstand, daß wir bei gänzlichem Fehlen der Schichtenreihen der zwischenfolgenden Zeitperioden, insbesondere der rhätischen Zeit und der Jura-Zeit, gezwungen sind, für die Entwickelungsgeschichte des Landes einen so alten Küstenstrich als Ausgangspunct zu nehmen, so wie die petrographische Gleichartigkeit des Materials der alten Triasküste mit demjenigem, in welchem die Faunen des Kreidemeeres begraben liegen, sind die beiden ersten bemerkenswerthen Thatsachen, welche die Stelle wichtiger Urkunden für die Geschichte des Küstenlandes vertreten.

Die specielle Gliederung des ganzen auf den Triasschichten zunächst aufliegenden Schichten-Complexes der Kreidezeit ist besonders durch zwei Umstände erschwert. Die

eine dieser Schwierigkeiten liegt in dem wiederholten Auftreten petrographisch fast gleichartiger oder wenigstens sehr ähnlicher Gesteine in den verschiedensten Horizonten der ganzen Schichtenreihe, die andere in der beschränkten Art der Vertheilung und der für eine genaue Bestimmung oft ungeeigneten Erhaltungsweise der darin begrabenen Petrefacten.

Die ganze petrographische Ausbildung des gewaltigen Schichtencomplexes der Karstgebiete schwankt im großen nur zwischen Kalkstein und Dolomit, im kleinen nur innerhalb der sehr mannichfaltigen Varietäten, besonders der ersten dieser beiden Gesteinsarten. Eine ähnliche Einförmigkeit im Großen, wie im Gesteinscharakter, herrscht auch in dem Charakter der Fauna, welche diese Schichten beherbergen. Die leitenden organischen Reste fast aller unterscheidbaren Horizonte gehören in überwiegender Masse einer einzigen merkwürdigen, bereits ausgestorbenen Zweischalerfamilie an, welche sich durch ihre starke Ungleichklappigkeit auszeichnet und unter der Molluskenfauna der Jetztzeit der Familie der Chamaceen am nächsten steht. Schalenreste dieser Familie „der Rudisten" nun finden sich innerhalb des ganzen Complexes der küstenländischen Kreideformation in größerer und in einzelnen Schichten zum Theil in massenhafter Anhäufung in drei verschiedenen Tiefenstufen mit verschieden ausgebildetem Hauptcharakter wieder. In den zum Theil mächtigen, zwischen diesen Stufen liegenden Dolomit- und Kalk-Schichten dagegen finden sie sich entweder nur vereinzelt oder es fehlt darin überhaupt jede Spur einer Fauna. Außer dieser Zweischalerfauna gelangt nur noch eine Fischfauna zu größerer Entwickelung und zu Wichtigkeit für die Gliederung des Ganzen.

Die drei Rudistenzonen geben uns, unterstützt durch einen gewissen petrographischen Haupttypus der Gesteine, den wichtigsten Anhaltspunct für eine Trennung der anscheinend ganz gleichförmigen Kalk- und Dolomitmassen aller ihren Ursprung aus der Kreideperiode herleitenden Karstgebiete. Die Altersverschiedenheit dreier an Mächtigkeit sehr verschiedener Schichtengruppen ist hier markirt durch drei verschiedene Stadien in der Entwickelungsgeschichte der genannten Zweischalerfamilie. Die Blüthezeit einzelner Gattungen dieser Familie macht innerhalb einer großen geologischen Periode in ähnlicher Weise Abschnitte in der geologischen Entwickelung eines bestimmten Landstriches, wie die Blüthezeit herrschender Völkerstämme in der politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung der Länder.

Der tiefste und älteste Schichtencomplex, dem man auch als Ganzem den Namen „untere Rudistenzone" beilegen kann, besteht aus zwei petrographisch und paläontologisch trennbaren Unterabtheilungen.

Die untere Abtheilung wird durch die den ganzen Complex charakterisirenden Schichten mit dem alten Rudistengeschlecht Caprotina gebildet. Sandige Dolomite und dolomitische Breccien und vorzugsweise dickbänkige und großklotzig klüftende Kalke von gelbgrauen bis rauchgrauen Farben sind darin das fast allein herrschende Gesteinsmaterial. In einigen Bänken dieser Kalke nun erscheinen an einzelnen Puncten in sehr dichter Verbreitung schwarze bis dunkelbraune feingestreifte Schalenreste. Dieselben gehören dem Rudistengeschlecht Caprotina an. Reste von mittelgroßen Exemplaren der Caprotina ammonia beweisen auch die tiefe Stellung dieser Schichten

in der allgemeinen Reihenfolge der Kreideformation. Für die untere Abtheilung der Kreideformation (Neocomien) ist diese selbe Art auch in der Schweiz und in Frankreich eine der bezeichnendsten Formen. Die besten Aufschlüsse der Caprotinenkalke bietet die Eisenbahnstrecke zwischen Loitsch und Rakek. Sie bilden einen langen Strich längs der Ostgrenze der hohen Karststufe des Schneeberger Waldes. In den südlicheren Karststufen treten sie nur in einigen tieferen Aufbrüchen in verhältnißmäßig geringer Verbreitung auf.

Die Kalke der Abtheilung tragen zum Theil noch prächtige Waldungen; die Dolomite gute Wiesen und Weiden.

In technischer Beziehung sind die Kalke nur als gröberes rohes Baumaterial verwendbar.

Die obere Abtheilung besteht im wesentlichen aus Plattenkalken mit Hornsteinausscheidungen und aus schwarzbraunen dünnblättrig spaltenden Kalkschiefern von bituminöser Beschaffenheit.

Der paläontologische Hauptcharakter dieser Schichten besteht in dem Auftreten von fossilen Fisch- und Amphibien-Resten. Obgleich die Fischfauna dieser Schichten schon seit längerer Zeit und besonders durch die trefflichen Beschreibungen und Abbildungen des zu früh verstorbenen Heckel eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, so wurde ihre richtige Altersstellung doch erst durch die genaueren geologischen Forschungen der Reichsanstalt erkannt.

Die Verbreitung der Fischschiefer ist eine verhältnißmäßig beschränkte. Ein größeres Terrain nehmen sie nur auf dem Triestiner Karst ein. Im Bereich der übrigen Karstkörper treten sie nur in kleinen Partien zu Tage. Gute und bestimmbare Fischreste sind bisher nur aus jenem Hauptgebiet und zwar besonders aus der Umgebung von Comen bekannt geworden. Aber selbst in Comen und dessen nächster Umgebung sind sie meist nur schwer zu erhalten. Der eifrige Heckel beschränkte sich nicht darauf, die Steinbrüche und Gartenmauern der Gegend abzusuchen und zusammenzukaufen, was die Landbewohner brachten, sondern er dehnte, wie ich an Ort und Stelle hörte, seine Fischjagden auch auf die Dächer der Bauernhäuser aus. Seltener bei weitem als das der Fische ist das Vorkommen von Reptilien. Das schönste Stück, ein Saurier-Skelett von Comen, befindet sich im Stadtmuseum von Triest. Das kleine, wohlerhaltene Skelett gehört einem eidechsenartigen einstigen Bewohner der istrischen Küste des alten Kreidemeeres an. Nach der Untersuchung von H. v. Meyer erinnert dieser sein Actiosaurus Tommasini unter den fossilen lacertenartigen Thieren am meisten an den Dolichosaurus longicollis Owen's aus der Kreide von England.

Die Fischschiefer des Triestiner Karstes bewahren dem Geologen wichtige Documente auf für die Geschichte des Küstenlandes; aber auch für die Landesbewohner sind sie, wenn auch nur sehr local, von Bedeutung. Sie geben in jener Gegend weit und breit ein, zwar rohes, aber immer recht verwendbares Deckungsmaterial ab für die Dächer der aus den dickeren Kalkbänken derselben Periode erbauten Bauernhäuser. Eine technische Verwerthung des Bitumengehaltes dieser Schichten wäre bei der geringen industriellen Beweglichkeit im Lande auch dann kaum zu erwarten, wenn er reichlicher wäre.

Die mittlere Rudistenzone ist im Gegensatze zu der tiefsten Abtheilung der Kreideperiode charakterisirt durch das Vorherrschen und die reiche Entwickelung einiger Arten des Geschlechtes Radiolites. Zwar treten einzelne Arten dieses Rudistengeschlechtes schon in den tieferen Niveaus mit Caprotina auf, aber zu einem individuenreichen, massenhaften Auftreten, wie z. B. am Eisenbahndurchschnitt bei Sessana, gelangen sie erst in einzelnen Kalkbänken der mittleren Schichtengruppe. Wir können daher hier von Radiolitenkalken wie dort von Caprotinenkalken als einem bezeichnenden Hauptfactor dieser ganzen Abtheilung sprechen.

Eine Unterabtheilung des ganzen hierher gehörigen Schichtencomplexes konnte bisher nur mehr nach petrographischen als nach paläontologischen Anhaltspuncten durchgeführt werden.

Die dunkelgrauen, seltener hellgrauen bis gelblichen Kalke und die schmutziggrauen oder bräunlichen Dolomite und Dolomitbreccien gruppiren sich in der Art, daß die untere Schichtengruppe vorherrschend aus mächtigen, meist sandigen, mürberen Dolomitschichten mit sparsam eingelagerten Kalkbänken besteht, und daß dagegen die obere Schichtengruppe vorherrschend aus Kalkbänken gebildet ist, welche mit nach oben zu immer weniger mächtigen Dolomitlagen wechseln. Diese obere Abtheilung ist zugleich die paläontologisch interessantere und wichtigere, da in ihren Bänken die reiche charakteristische Radiolitenfauna aufbewahrt liegt, während in den tieferen Schichten nur vereinzelte Vorläufer derselben auftreten.

Eine Eigenthümlichkeit des bei weitem größten Theiles der Kalke und Dolomite des ganzen mächtigen Complexes, welcher das größte Flächenmaß des Karstbodens aller drei Höhenstufen einnimmt, ist ihr immer noch stark bituminöser Charakter. In technischer Beziehung ist die Bedeutung der ganzen Schichtenreihe eine sehr geringe. Sie liefert zwar an einigen Puncten sogenannten schwarzen Marmor, meist jedoch nur ordinärere Baumaterialien für landesübliche Rohbauten. Wichtiger ist dieselbe in culturökonomischer Beziehung durch die mürberen, zur Verwitterung und zur Bildung einer Humusdecke geeigneteren dolomitischen Schichten. Im Bereich der ursprünglichen Walddistricte des Karstbodens und selbst auch noch in den im Uebergangsstadium zur Sterilität begriffenen Karststrichen sind die dolomitischen Schichten die einzigen Wasserhälter. Sie bilden daselbst Striche und Zwischenzonen von Weide- und Wiesenland zwischen dem kalkigen zerklüfteten Waldboden. Für die mit einer rationellen Waldwirthschaft eng verbundene Vieh- und Pferdezucht sind sie die von der Natur gegebene Grundlage. Auf sie muß sich auch eine Wiederbeforstung jener Karststriche stützen, die noch der völligen Sterilität nicht verfallen sind. Im völlig freien offenen Karstland anzufangen, wäre vergeblich. Man muß zuerst an die noch bestehenden Oasen von Wald, Niederbusch und Weide anschließen und die kleineren Zwischenblößen überwinden. An der einstigen Wiederbeforstung Istriens ist nicht zu verzweifeln, wenn die großen Waldherrschaften, die in Ost und Nord im Halbkreis herumliegen, rationell bewirthschaftet werden, wenn die umliegenden Dorfschaften, statt weiter und weiter den Karst in diese Waldregion hineinzuhauen, eine Befriedigung darin finden werden, den Wald von den entfernten Berggehängen der compacten Urbestände wieder herabrücken zu sehen an die Grenzen ihrer durstigen Felder.

Die obere Rudistenzone hat eine verhältnißmäßig nur geringe Mächtigkeit. Die Mächtigkeit des mittleren Schichtencomplexes der Kreidezeit kann man auf 1000 Fuß und darüber schätzen. Hier hat man es nur mit einer Schichtenfolge von 100—200 Fuß zu thun. Diese Zone legt sich fast überall gleichsam schalenförmig, bald als steiler schmälerer Saum, bald als breiteres flaches Land um den Rand der verschiedenen Karstkörper oder bedeckt wohl auch bei flacherer Lagerung größere Strecken im Innern derselben, wie im Schneeberger Karst, auf Veglia, auf dem südistrianer Karst.

Dolomite fehlen hier fast gänzlich. Es herrschen sehr reine Kalke von hellen Farben und feinem Korn, und Kalkbreccien und Breccienmarmore von bunten Farben und sehr verschiedenartiger Structur und Zeichnung. Nächstdem treten in beschränkterer Verbreitung helle Kalkschiefer und dunkle bitumenreiche und asphaltische Kalke auf.

In paläontologischer Beziehung ist die theilweise Verdrängung der Radiolitenfauna durch das Ueberwiegen großer Formen des Rudistengeschlechtes „Hippurites" bezeichnend.

Aus der ganzen Schichtenreihe der Kreideperiode hat diese schmälste Zone allein eine hervorragende Wichtigkeit in technischer Beziehung. Dieselbe ist reich an verschiedenartigen vortrefflichen dichten Kalksteinen und Marmoren, die sich zu Pracht- und Luxusbauten verwenden lassen. Es würde eine eigene Darstellung erfordern, wollte man dieses Thema eingehender behandeln. Wir erinnern nur daran, daß die alten römischen Steinbrüche bei Pola und Nabresina im Bereiche dieser Zone liegen, daß das berühmte Miramare zum großen Theil aus dem Material gebaut ist, welches diese Zone liefert, daß, abgesehen von Verwendungen früherer Zeit, der Sockel des Ressel-Monumentes in Wien aus istrianer Marmor besteht. Es ist derselbe ein Rudistenbreccien-Marmor, denn er besteht zum größten Theil aus feinen und groben Schalbruchstücken verschiedener Arten dieser ausgestorbenen Zweischalerfamilie. In dieselbe Gruppe gehört auch ein Strich von hornsteinführenden kiesligen Kalkschiefern, in denen Platten brechen, die sich zu gröberen lithographischen Arbeiten verwenden lassen. Die besten dieser Steine, mit welchen bereits Proben vorgenommen wurden, stammen aus der Nähe von Galignano.

Wie die mittlere Rudistenzone in culturökonomischer Richtung, so ist diese oberste Zone für industrielle Unternehmungen der wichtigste Gesteinsstrich Istriens. Die Industrie mit Material für Luxusbauten und Sculptur verdient in jenem verarmten Lande in der That möglichst gehoben und gefördert zu werden. Vieles ist darin noch zu erreichen.

Auf die Schichten des Karstlandes folgen, wo die Lagerung die normale ist, unmittelbar die Schichten des Randgebirges der ärmeren Hauptgebiete. Das Randgebirge ist, wie wir schon in dem ersten Abschnitt (Bd. II.) andeuteten, in petrographischer Beziehung dem Karstsysteme der Kreidezeit in ähnlicher Weise nahestehend wie in Bezug auf seinen landschaftlichen Charakter, aber es ist von demselben in dem für seine geologische Stellung maßgebenden Typus der Fauna um so entfernter.

Entscheidend für die schärfere Grenzbestimmung zwischen der Kreidezeit und der Tertiärzeit im Küstenlande der österreichischen Alpen war erstens das Auffinden der obersten Verbreitungsgrenze der in der Kreideperiode aussterbenden Rudisten-familie, zweitens der Nachweis der unteren Grenze der der älteren Tertiärzeit eigenen Foraminiferenfauna und besonders der ausgestorbenen, von dem Landvolk oft jetzt noch für versteinte Geldstücke gehaltenen „Nummuliten"; drittens endlich die richtige Deutung des unmittelbar unter den Nummulitenkalken und den obersten Rudistenkalken abgelagerten kohlenführenden Kalkcomplexes als eine schon der ältesten Tertiärzeit angehörende Süßwasserablagerung.

Die beiden Hauptgruppen der alten Tertiärzeit oder Eocänzeit „Randgebirge mit Kalkschichten und Flyschland mit vorherrschenden Sandsteinschichten" gliedern sich petrographisch und paläontologisch in nachstehender Aufeinanderfolge.

Die unterste Abtheilung des Randgebirges ist gebildet aus Kalkschichten, welche ausgezeichnet sind durch Kohlenführung, durch eine eigenthümliche Süß- und Brackwasser-Fauna und Spuren einer Landflora. Die Verbreitung dieser Schichten, die den Namen „Cosinaschichten" erhielten nach ihrer trefflichen Vertretung nahe dem Orte Cosina, zeigt der grüne Farbenton der dem Abschnitt I. Bd. II. beigegebenen Uebersichtskarte. Wir sehen daraus, daß diese Schichten an den Rändern fast aller Karstgebiete des Küstenlandes zum Vorschein kommen.

Der allgemeine, sich überall ziemlich gleich bleibende petrographische Hauptcharakter aller hierher gehörigen mürberen mergligen und dichteren kiesligen Kalke und Kalkschiefer liegt in der dunklen rauchgrauen oder bräunlichen Färbung und einem durch den Geruch schon erkennbaren starken Bitumengehalt. Abweichend von diesem allgemeinen petrographischen Charakter sind diese Schichten nur auf den südlichen Inseln des Quarnero, Lussin, Pietro di Nembi und Unie. Hier nehmen sie schon ganz den Gesteinscharakter der Cosinaschichten in Dalmatien an. Sie werden nämlich hellgelb und dünnschiefrig. Der Hauptcharakter der Süßwasserfauna und Flora bleibt jedoch überall derselbe in diesen oberen Kalkschichten. Hier wie dort herrschen dieselben Süßwasserschnecken (meist Melanien) und dieselben Pflanzen (verschiedene Chara-Arten).

Von diesen ganz allgemein verbreiteten oberen Kalkschichten muß man in dem Complex der alttertiären Süßwasserschichten Istriens noch eine untere Abtheilung von mehr localer Verbreitung unterscheiden, welche meist unmittelbar auf den Kreidekalken aufliegt und durch Kohlenführung und das Auftreten einer besonders großen, stark gerippten Melania ausgezeichnet ist. Die kleinen, selten weit ausgedehnten, linsenförmig abgeschnürten Kohlenlager haben als Zwischenmittel, zum Theil auch noch als unmittelbare Liegend- und Hangendschicht weichere Letten, Lettenschiefer, kohlige und bituminöse Kalkmergel und Mergelschiefer. Die durch Versuchbaue oder wirklichen Abbau bekannten Puncte solcher Kohlenvorkommen sind: Cosina, Brittof und Seeſle, Pinguente, Oberdosella, Paradiß, Prodoll, Carpano bei Albona.

Die Kohlenführung dieser Schichten würde bei der Güte der Qualität für die industrielle Entwickelung des Landes von größter Bedeutung sein, aber schon die ursprüngliche Ablagerung war nur an wenigen Puncten eine mächtige. Das Vorkommen in abgeschnürten Linsen und die vielfache Verdrückung derselben durch spätere

Störungen schneidet die Hoffnung auf eine Gewinn versprechende Ausbeutung dieses illusorischen Schatzes gänzlich ab. Nur im Süden, besonders in der Gegend von Albona, sind die tektonischen Verhältnisse für den Kohlenbau günstiger und die Ablagerung überdies am mächtigsten. In dem Rothschild'schen Werk Carpano bei Albona allein konnte daher bis jetzt ein regelmäßiger und rationeller Bergbau betrieben werden und einer wenn auch nicht großen Zahl der armen Landbewohner Arbeit und Verdienst zufließen.

Die obere oder marine Abtheilung der Kalkschichten des Randgebirges zeigt, wo sie am vollkommensten entwickelt ist, drei durch Verschiedenheit besonders ihrer Foraminiferenfauna charakterisirte Horizonte oder Niveaus. Die Schichten des untersten Niveaus sind theils bankartige dicke, theils dünnere, plattige oder schieferige Kalke von oft noch etwas bituminöser Beschaffenheit. Sie sind erfüllt mit kleinen Foraminiferenformen, welche vorherrschend der Familie der Miliolideen angehören; nicht selten treten überdies schon größere Foraminiferen, besonders Orbituliten auf. Ein Hauptcharakter dieses Niveaus liegt überdies in der riffartigen oder bankförmigen Vertheilung von Korallen und von austernähnlichen Zweischalern und in dem Auftreten riesiger, dem Geschlecht „Cerithium" angehöriger Meeresschnecken.

Das zweite Niveau besteht aus einer meist nicht sehr mächtigen Reihe von dünnen, plattigen, spröden und oft klingend springenden Kalkschiefern von hellen gelblichen oder röthlichen Farben, in denen die rundlichen oder melonenförmigen Formen des Foraminiferen-Geschlechtes „Alveolina" die Hauptrolle spielen. Seltener treten daneben Orbituliten und Nummuliten auf. Diese Schichten fehlen fast nirgend an den Rändern der Karstgebiete. Eine ähnliche allgemeine Verbreitung hat auch das höchste Niveau der marinen Kalke, die eigentlichen Nummulitenkalke. Das für die ganze alte Tertiärzeit charakteristische Hauptgeschlecht „Nummulites" gelangt hier zur arten- und individuenreichsten Entwickelung. Andere Thierformen treten entweder mehr zerstreut auf, wie Alveolinen und Orbituliten, oder haben nur local beschränkte Wohnsitze, wie Echinodermen, Korallen, Brachiopoden und Ostreen. Die Nummuliten herrschen hier in horizontaler wie in verticaler Verbreitung. Man hebt im Bereiche dieser Zone kaum ein Gesteinstück auf, in welchem kein Nummulit zu sehen wäre; große, mächtige Kalkbänke scheinen nur daraus zu bestehen.

In petrographischer Beziehung sind hier helle gelbliche oder graulich weiße Farben, dichte oder kleinkörnige Structur und bankförmige oder klotzige Absonderung vorwiegend.

In praktisch-technischer Hinsicht kann sich dieser Schichtencomplex, zumal sein tiefstes und höchstes Niveau, der für die Baumaterialien und Industrie so wichtigen obersten Rudistenzone an die Seite stellen. Er liefert besonders schöne, feinpunctirte Marmorsorten.

Die obere Abtheilung der Eocänschichten oder der Schichtencomplex des Flyschlandes besteht gleichfalls aus zwei größeren Unterabtheilungen, welche sowohl in petrographischer als in paläontologischer Beziehung durchgreifende Unterschiede zeigen.

Die untere Gruppe wird vorherrschend aus noch kalkigen Mergeln und Mergelschiefern und aus petrefactenreichen, meist festen und in dicken Bänken abgesonderten Kalkconglomeraten und Kalkbreccien zusammengesetzt. Die noch immer bedeutende kalkige Beschaffenheit und die reiche Nummulitenfauna dieser Schichten verknüpfen diese Gruppe nach unten mit dem kalkigen Randgebirge, während die nach oben zunehmende Wechsellagerung mit dem oberen Flysch völlig analogen Sandstein- und Mergelschichten eine scharfe Trennung derselben gegen die oberste Abtheilung der Eocänschichten erschwert. Die unmittelbare Grenzschicht zwischen den obersten echten Nummulitenkalken des Randgebirges und dem Complex der conglomeratischen Bänke wird fast überall durch blaugraue oder gelbgraue unregelmäßig schiefrig oder plattig abgesonderte Kalkmergel gebildet, welche sparsame aber wichtige Urkunden beherbergen. Nummuliten fehlen darin so gut wie gänzlich, und es treten in denselben als Hauptform bald vereinzelt bald häufiger Meeresbewohner des Strandes, kurzschwänzige Seekrebse, „Krabben" auf. Die Umgebungen von Sterna, Nugla, Pedena und dem Cepichsee sind dafür einige der wichtigsten Fundorte. Die dicken Bänke der nummulitenreichen Kalkbreccien und Conglomerate und die im Wechsel damit folgenden loseren mergelig sandigen Schichten enthalten dagegen schon eine reichere echt marine Fauna, welche der typisch eocänen Fauna des Pariser Beckens am nächsten steht. Außer einer reichen aber einförmigen Foraminiferenfauna, unter der die Gattung Nummulites noch vorherrscht, finden wir hier eine artenreiche Fauna von Seeigeln (Echiniden), unter denen besonders riesige Formen der Gattung Conoclypus auffallen, ferner sehr mannichfache Formen von Ein- und Zweischalern des Meeres, seltener auch Cephalopoden, darunter allein die Gattung „Nautilus", endlich auch zahlreiche Korallen und Wirbel und Zähne von Haifischen des Eocänmeeres. Nugla, Monte Canus bei Pisino, Gherdosella, Pedena und Galignano, Cepich und Porto Paschiek auf Veglia sind die hoffnungsreichsten Fundstätten für diese Fauna.

Praktische Bedeutung hat dieser Schichtencomplex, abgesehen von seiner strichweise verschiedenen Bedeutung für Agricultur und Horticultur nur durch die theilweise Verwendbarkeit seiner tieferen Kalkmergel zu hydraulischem Cement und seiner festen Conglomerate und Breccien zu großen Quadern in der Bautechnik.

Die obere Gruppe der Schichten des Flyschlandes ist der eigentliche Flysch oder der landesüblich sogenannte Macigno und Tassello. Diese Benennungen sind eigentliche technische Localbezeichnungen der Steinbrecher und Steinmetzen. Die Gruppe besteht nämlich im wesentlichen aus zwei Factoren. Dicke, feste, für Pflasterung als Bausteine geeignete Sandsteinbänke, wechseln mit dünner geschichteten, mürberen Sandstein- und Mergelschieferlagen. Erstere antworten auf den Hammerschlag mit hellem scharfen Klang, die letzteren matt und dumpf. Die Steinarbeiter unterscheiden das brauchbare Gestein nach dem Klange und bezeichnen den Unterschied drastischer damit, daß sie sagen, der Macigno antworte „Cecco", der Tassello „Pepa". Bei den Tunnelbauten zwischen St. Peter und Divazza und bei Triest ist dieser feste Flyschsandstein vielfach zur Verwendung gekommen. Triest ist vorwaltend daraus erbaut. Als Eckstein und ohne Schutz durch Anwurf und Anstrich ist derselbe jedoch kein sehr lange haltbarer Baustein, da er ziemlich leicht der Verwitterung unterliegt, jedoch ist

seine Gewinnung und Bearbeitung eine sehr leichte. Die Mächtigkeit der ganzen Ablagerung erscheint durch die zahlreichen Faltungen, welche dieselbe erfahren hat, oft weit imposanter als sie in der Wirklichkeit ist. Der paläontologische Charakter ist hier ein vorherrschend negativer. Der eigentliche Flysch führt so gut wie gar keine thierischen Ueberreste, sondern häufiger nur gewisse Meerespflanzen (Fucoiden) und zerstreut auch verkohlte Reste von eingeschwemmten Landpflanzen, Stämme und Aststücke. Außer im Gebiete der Spalten von Buccari und von Veglia bildet diese obere Gruppe den größten Theil der Ausfüllungsmasse aller Eocänmulden.

Die jüngere oder neogene Tertiärzeit, in welcher die allgemein bekannten, mit einer reichen Fauna erfüllten Ablagerungen unseres Wiener Beckens abgelagert wurden, hat in dem Gebiete des Küstenlandes nur geringe und unsichere Spuren zurückgelassen. Nur zwei Erscheinungen dürften möglicherweise aus jener Zeit stammen. Es ist dies erstens die Bildung der Alaunerzstöcke und Bohnerzlager in den Höhlen und Klüften der Karstkalke, wie wir sie besonders im Gebiete des Bujaner Karstes bei St. Stefano im Quietothale kennen, und zweitens die einen schlechten Lignit führenden, an halbverkohlten Nüssen und Tannenzapfen reichen kleinen Ablagerungen von Sarezhie und U. Semon im Reccathal und vielleicht auch die Blätter und Süßwasserschnecken führende Ablagerung bei Pisino, welche beide auf den Flyschschichten liegen.

Die praktische Bedeutung sowohl dieser Lignite als der Eisenkies- und Bohnerzlager ist eine verhältnißmäßig sehr untergeordnete. Besonders gilt dies für die Lignite, welche von so schlechter Qualität sind, daß sie kaum zu einer ganz localen Verwendung, etwa für Ziegelöfen geeignet sind. Die auf die eisenkiesreichen, bald dichten derben, bald auch pisolitischen, sogenannten Alaunerzstöcke des Quietothales zwischen Pinguente und Montona basirende Alaun- und Kupfervitriol-Industrie ist jedoch nicht wegen Mangel oder schlechter Qualität des Rohmateriales, sondern an den ungeeigneten Verkehrsverhältnissen und Betriebseinrichtungen der dort bestandenen Fabrik zu Grunde gegangen.

Nachdem wir die von der Natur verwendeten speciellen Sorten des festen Baumateriales des Küstenlandes von unten nach oben kennen, erübrigt uns noch ein Blick auf das aufgeschwemmte, den festen Steinboden der verschiedenen Landschaftsgebiete strichweise oder in regellosen Partien bedeckende oder in den Thälern, Höhlen und Klüften derselben zusammengeführte Material der jüngsten Zeitperiode, auf gleichsam den Anwurf und Aufputz des geologischen Bauwerkes der Kreide- und Tertiärzeit.

Wir müssen darunter wiederum ältere und jüngere Bildungen oder sogenannte diluviale oder alluviale Ablagerungen unterscheiden.

Die ältere Zeit der anthropozoischen Periode oder die Zeit des Diluviums hat im Küstenlande deutliche und zahlreiche, wenn auch jetzt nur mehr zerstreute und zusammenhanglose Absätze zurückgelassen. Nur im Norden des Gebietes finden wir auf größeren Strecken den älteren steinigen Untergrund durch Ablagerungen dieser Zeit vollständig verdeckt. Die bedeutendsten dieser Diluvialterrains sind gebildet durch die Lehme von Capriva, Mossa und Biglia und durch die Schotterablagerungen zu beiden Seiten des Isonzo zwischen Görz, Gradisca und Cormons.

Nur strichweise in größeren Partien, fleckenweise aber über ganz Istrien verbreitet, stets aber zerrissen und unterbrochen durch den hervortretenden steinigen Untergrund sind die rothen, eisenschüssigen Lehme, die „Terra rossa“ der Istrianer. Diese allein bilden die einzig fruchtbare Erde des Karstlandes. Wo noch eine hinreichende Menge derselben in Einsenkungen und Kesseln oder auch nur zwischen den Klüften sitzen geblieben ist, da allein ist noch der Anhaltspunct da für einen kleinen Weingarten, für den Maulbeerbaum und die Olive oder für ein Kukuruzfeld. Noch bei weitem vereinzelter sind andere in diese Zeit gehörende Bildungen, wie die Knochenreste diluvialer Säugethiere, besonders von „Ursus spelaens“ führenden Lehme vieler Karstgrotten, wie die gleichfalls mit Resten diluvialer Säugethiere und zwar meist von Hirschen erfüllten Knochenbreccien in den Kalkklüften, besonders in der Nähe der Küsten, wie endlich wohl auch die Strandbildungen von geschichtetem, altem Meeresgrus und Sand auf Veglia und Lussin.

Noch in diesem oder bereits in dem uns näher liegenden Abschnitte der quartären oder anthropozoischen Periode „der sogenannten Alluvialzeit,“ welche die Zeit der ältesten historischen Erinnerungen und die Jetztzeit mit in sich faßt, fällt wahrscheinlich schon die Bildung der interessanten Dünensande der kleinen Inseln Sansego, Unie, Canidole grande und Canidole piccolo, sicher aber die Entstehung der Schichten des an dem nordöstlichsten Grenzpuncte unseres Gebietes liegenden Laibacher Moores und die alluvialen Absätze der bedeutenderen Flüsse des Gebietes, besonders in den Ebenen des Isonzo, des Wipbachflusses, des Torrente Risano, T. Dragogna und T. Grivino, des Quieto, des Arsaflusses und des Torrente Boglinnsiza. Hierher sind ferner zu rechnen die Bildungen von Schuttgehängen an den verschiedenen steilen Gebirgswänden der Flyschgebiete und besonders die sich an mehreren Gehängen des Kalkgebirges bildenden festen, durch Kalksinter verkitteten Schuttbreccien, endlich auch die Ausfüllungen und Schuttkegel, welche die kleinen reißenden Bäche der Südwestränder der Flyschgebiete und besonders des Reccagebietes in den Thalkesseln gebildet haben, in deren Sauglöchern sie verschwinden. —

Wir kennen jetzt das Baumaterial des Landes in seiner Vertheilung und normalen Aufeinanderfolge, wir müssen nun auch der Tektonik des Landes einige Aufmerksamkeit zuwenden, dem Baustyle, der durch die gewaltsame Störung der normalen Lagerung der Schichten den Einzelgebieten so wie dem ganzen Lande aufgeprägt wurde. Um sich über den Bau eines nur aus geschichteten Gesteinen aufgeführten Gebirgslandes klar zu werden, hat man, nachdem die normale Reihenfolge der Schichten festgestellt ist, vorzugsweise auf drei Dinge zu achten. Diese Dinge sind: die Abweichung von der normalen Schichtenfolge — die Hauptstreichungsrichtung der Schichten — die Hauptrichtung und die verschiedene Stärke der Neigung oder das Einfallen der Schichten.

Diese Hauptmomente in der Tektonik des Landes lehnen sich so auffallend an die geographische Vertheilung der verschiedenen Gebirgsglieder, an die Art ihrer Ausdehnung nach Höhe und Breite und an die Hauptstreichungsrichtung ihrer Grenzen und Höhenzüge, daß ein geübter geologischer Blick bereits aus dem einfachen Bilde der kleinen geologischen Kartenskizze eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Gebirgsbau

im Ganzen und Großen gewinnen kann. In der That giebt es wenige Länderstriche, in welchen die Abhängigkeit der geographischen Gestaltung von der Lagerung und dem Bau der Gebirgsschichten so scharf in die Augen springt, als in den Küstengegenden Istriens und Dalmatiens.

Betrachten wir zunächst das erste wichtige Moment in der Tektonik. Wo finden wir die normale und wo die abnorme Schichtenfolge, und welche Regel herrscht in Bezug auf die Verbreitung der einen und der anderen? Das allgemein Gültige ist: an den langen gegen Südwest gekehrten Steilrändern der obersten und mittleren Karststufe herrscht die abnorme oder umgekehrte Reihenfolge der Schichten; an den gegen Nordost jenen entgegen gekehrten Längsrändern der unteren und mittleren Karststufe herrscht die normale oder ursprüngliche Lagerung. An den dem Wipbachgebiete zugewendeten Steilgehängen des Nanosgebirges so wie an den das Flyschgebiet überragenden Kalkwänden des Schneeberger Kreidegebirges liegen die Kreideschichten auf den Eocänschichten, und zwar theils auf den Flyschschichten, wo die eocäne Kalkzone fehlt, oder auf den Kalken dieser Zone, welche ihrerseits wieder zunächst auf den untersten Flyschschichten liegen. Auch in dem Gebiete der Spalte von Buccari so wie in dem Spaltenthale von Veglia läßt sich mehrfach eine anscheinende Ueberlagerung der Eocänschichten durch die älteren Kreideschichten an den Osträndern nachweisen.

Die Karstkörper der mittleren Stufe zeigen bereits auf größeren Strecken eine Abweichung. Nur in dem Theile des Tschitscher Karstes zwischen Clanitz und dem Monte Maggiore ist die überhängende, überkippte bis aufliegende Lagerung der älteren Kalke des Karstlandes auf den eocänen Kalken der südwestlichen Tschitscher Terrassenlandschaft deutlich die durchgehende Regel. Am Südwestrande des nördlichen Flügels der Mittelstufe, das ist längs des Triestiner Karstes, so wie am westlichen Rande der Fortsetzung des Monte Maggiore-Zuges gegen Fianona herrscht die schon gleichsam neutrale, steile Stellung und geht auf große Strecken hin in das normale Verhältniß der Unterteufung der jüngeren durch die älteren Schichten über.

An dem gegen das Wipbachthal gekehrten nordöstlichen Längsrande des Triester Karstes, an dem Nordostrande des Tschitscher Karstes und dessen schmaler Fortsetzung längs der kroatischen Küste, so wie endlich an dem langen Karstsaume Südistriens zwischen Punta Salvore und dem Lago di Cepich sieht man ganz deutlich, daß die Karstkalke regelrecht unter den Cosinaschichten liegen, und daß auf diese dann die Alveolinen- und Nummuliten-Kalke, die Krabbenmergel, die petrefactenreichen conglomeratischen unteren Bänke und endlich die an organischen Resten armen Sandsteine der eigentlichen Flyschgruppe in bester Ordnung aufgelagert sind. Die Hauptstreichungsrichtung aller Schichten der Karstgebiete, des Randgebirges und der Flyschlandschaften ist dieselbe, wie die der Längsstreckung des ganzen Küstenlandes.

Die langen Uferlinien des Küstenfestlandes, die Längsreihen der Küsteninseln, die bedeutendsten Gebirgszüge und Gebirgsränder und die großen Thal- und Spaltengebiete folgen demselben Gesetze des Streichens, wie im Großen jedes einzelne Schichtenglied. Die Streichungsrichtung von Nordwest nach Südost beherrscht in der That nicht nur die Verbreitung des verschiedenartigen, geologischen Materiales, sondern mit ihm auch alle großen geographischen Formenverhältnisse des Landes.

In Bezug auf das dritte Moment, auf das Einfallen der Schichten, läßt sich schon schwerer eine allgemeine Regel aufstellen. Der Grad der Neigung wenigstens ist ein sehr wechselnder, zumal an jenen Gebietsrändern, an welchen die Schichten in umgekehrter Reihenfolge über einander liegen. Hier ist der Uebergang von der steilen Stellung in die fast flache Lagerung bald ein äusserst plötzlicher, bald ein allmälicher. Ganz besonders gilt dies für den Südwestrand der mittleren Karststufe. Das Einfallen der Schichten an den nordöstlichen Grenzen der Karstgebiete gegen die Flyschlandschaften ist etwas regelmäßiger. Jedoch herrscht ein gewisser Unterschied zwischen dem durchschnittlichen Neigungsgrad der Schichten entlang diesen Karst- und Grenzgebirgsrändern. Die mittlere Neigung längs dem Nordostrande der Mittelstufe beträgt für den ganzen Schichtencomplex 45 bis 50 Grad, für den entsprechenden Rand der unteren Stufe aber hochgenommen nur 25 bis 30 Grad. Ueberdies ist dort öfter ein Uebergang in die senkrechte Stellung; hier aber sind zuweilen Uebergänge zur horizontalen Lagerung zu beobachten.

Die Richtung des Einfallens ist gleichfalls verschieden, jedoch wechselt sie nach ihrer Abhängigkeit vom Hauptstreichen natürlich vorzugsweise nur zwischen den auf dasselbe senkrechten Richtungen SW. und NO. Unter diesen ist aber die Richtung NO. die vorherrschende. Sie ist nämlich die Hauptfallrichtung in der ganzen oberen Karststufe, in der nordöstlichen Hälfte des Triester Karstes sammt dem dazu gehörigen Randgebirge, im ganzen Tschitscher Karst sammt dem dazu gehörigen Randgebirge in NO. und SW. und in den zwischenliegenden Flyschgebieten, ferner im nordöstlichen Theile der Zwischenstufe des Bujaner Karstes und den angrenzenden Eocänschichten und endlich auch am Nordostrand der breiten südlichen Kreidestufen zwischen dem Quieto und der Arsa und in dem nächst anstoßenden Eocänstrich. Die Fallrichtung gegen SW. herrscht nur in der Südwesthälfte des Triestiner Karstes und den angrenzenden Eocänschichten, längs dem südwestlichen Rande des Bujaner Karstes und in einem gewissen regelmäßigen Wechsel mit der nordöstlichen Fallrichtung in dem breiten südlichen Kreidegebiet der istrischen Halbinsel. Combinirt man alle diese Erscheinungen zusammen, berücksichtigt man zugleich die Beobachtungen, welche dafür sprechen, daß die eocänen Kalke des Randgebirges, sowohl die Cosinaschichten als die marine Kalkreihe, auch den zwischen den Kreidekarstkörpern eingesenkten Boden der Flyschgebiete und nicht nur ihre seitliche Umhüllung bilden, und achtet man endlich auch darauf, daß die zwischen den großen Kalkgebieten gleichsam eingebettet und eingeklemmt liegenden Flyschschichten nur unmittelbar an den Grenzen genau den Lagerungsverhältnissen der Kalkschichten folgen, im Innern der Gebiete aber die mannichfaltigsten, bis in's kleinste gehenden welligen Biegungen und steilen zickzackförmigen Knickungen und Faltungen zeigen, so gewinnt man die richtige Vorstellung von dem Bau des Ganzen und wird auf Grund dessen auch leicht das Verständniß gewinnen von dem Bau der einzelnen Theile.

Der Bau des ganzen Landes im Großen und im Kleinen ist ein faltenförmiger. Es sind großartige, schon im Kreidegebirge angelegte, von NW. gegen SO. streichende, aber mehrfach gebrochene und in ihren Theilen gegen einander verschobene und gedrehte Faltungen, welche dem Lande die Reliefverhältnisse verschafft haben, die es besitzt.

Die Faltungen folgen in drei Stufen über einander. Die oberste derselben ist durchweg stark überkippt, zugleich aber gedreht und in der ganzen Wellenhöhe auseinandergebrochen. Die mittlere ist theils steil gestellt wie im Triester Karst, theils überkippt wie in der Tschitscherei und gleichfalls aufgebrochen; die untere Stufe endlich macht im Bujaner Karst eine noch senkrecht stehende Steilwelle, ehe sie in den sanfteren Wellenbiegungen des südlichen Karstes unter Meeresniveau taucht. Zwischen den als Gebirgsstufen erscheinenden, von der überkippten Falte bis zur sanften Welle sich auseinanderlegenden Wellenbergen der Kreideschichten eingebettet, liegen in den Wellentiefen die aus den geschmeidigeren Schichtenfolgen der Kalkschiefer und Flyschlagen bestehenden Eocängebiete. Diese haben den Druck der großen seitlichen Kreidekörper aushalten müssen, und es findet sich in ihnen daher ganz natürlich der faltenförmige Charakter gleichsam noch in's Feinere und Kleinere ausgearbeitet wieder. Quer auf die Hauptrichtung der Längsfalten haben sich in mehrfacher Wiederholung durch das ganze Gebiet tiefere und flachere Einsenkungen, Dolinen und Trichterreihen, Klüfte und Schluchten gebildet, die eine gewisse Regelmäßigkeit nicht verkennen lassen. Ihnen schließen sich die regelmäßigen, kesselförmigen Einsenkungen am Südwestrande der Flyschgebiete an, die queren Spaltenthäler der Längsspalte von Buccari und des Spaltengebietes von Veglia und endlich auch die auf die Hauptfaltungsrichtung und die diesen folgenden Längscanäle, quer einbrechenden größeren und kleineren Meeresarme und Durchfahrten zwischen den längsgestreckten Inseln.

Auf eine Beschreibung aller dieser Erscheinungen näher einzugehen und die Tektonik des Landes im Kleinen durch alle Gebiete zu verfolgen, würde uns hier zu weit führen. Noch weniger können wir uns näher mit den unregelmäßigeren und abweichenderen Formen der Höhlen, Kessel, Dolinen und Schlünde beschäftigen, welche weder in den Bereich jener regelmäßigeren Reliefformen gehören, noch sich unmittelbar auf die gleichen allgemeinen Ursachen mit jenen zurückführen lassen, wenn sie auch mittelbar in einem gewissen Zusammenhang stehen mögen und mit denselben zugleich vorbereitet wurden.

Inwieweit durch die ganz eigenthümliche Art der Tektonik die Gestalt des Wassernetzes von Istrien beeinflußt erscheint, darüber haben wir genügende Andeutungen schon in dem allgemeinen Bilde gegeben, welches wir im zweiten Bande dieses Jahrganges vorausschickten. Auf die wahrscheinlichen und im Bereich der Möglichkeit liegenden Ursachen sowohl jener großartigen, das ganze Schichtensystem betreffenden Störungen ersten Ranges als der verschiedenen untergeordneten Aenderungen des Reliefs zweiter und dritter Linie durch secundär hinzugetretene Kräfte werden wir erst bei dem als letzter Abschnitt des ganzen geologischen Bildes folgenden Versuch einer geologischen Entwickelungsgeschichte des Landes hinzuweisen haben.

Reisebriefe aus Kroatien.

Von Dr. A. v. Domin-Petrushevecz.

1.

Ich war mit dem Abendtrain von Wien weggefahren. Muntere Gesellschaft im Waggon machte die Nacht schnell vergehen, und wir sahen die Nebel auf den steirischen Bergen aus dem Boden emporsteigen, sich necken und jagen, wir sahen, wie sie sich lagerten im reizenden Mürz-, im romantischen Murthale, dann kam die Sonne herauf über das Gebirge, erst schamroth sich hüllend in die bleichen Nebelschleier, bis diese sanken und schwanden, und sie in stolzer Schöne strahlte am azurnen Himmelsbogen.

Doch nichts von allem dem. Nichts von den heimlichen Märchen, die mir die Mürz, nichts von den grausigen Sagen, die mir die Mur erzählte, nichts von der lieblichen Gartenlandschaft, die uns von Wildon bis Cilli und Römerbad begleitet; — wir fahren weiter immer weiter bis Steinbrück, wo die kroatische Bahn sich abzweigt.

Hier machen wir Halt. Eine etwas primitive Restauration öffnet dem müden Reisenden ihr Thor, der froh, den sengenden Sonnenstrahlen oder der Winterkälte zu entgehen, sich in die Zimmer flüchtet. Freilich kann da nur von gemeinschaftlichen Gastzimmern die Rede sein, denn um Zimmer an Einzelne zu vergeben, ist der Raum zu beschränkt, und das sogenannte Hotel liegt entfernt vom Bahnhofe an staubiger sonnenbeschienener Straße.

Bei kühlem Wetter mag sich der Reisende freuen über die günstige Gelegenheit, fünf Stunden in der reizendsten Gegend herumstreifen zu können. Mir aber, der ich übernächtig, von Staub und Rauch geschwärzt, niedergedrückt vom glühenden Sonnenbrande angekommen war, mir wollten die fünf Stunden nicht enden, die ich im engen vollgepfropften Raume, in schwüler, von allen möglichen Düften geschwängerter Atmosphäre bei eben nicht vorzüglicher Kost und mittelmäßigem Weine zuzubringen genöthigt war.

Doch schnell war alles Ungemach vergessen, als das Zeichen zur Weiterreise gegeben wurde und ich nun dem Lande entgegen fuhr, das mir zum Reiseziel bestimmt war.

Die Fahrt von Steinbrück nach Rann an die kroatische Grenze und weiter bis Agram ist in der That reizend. Die Bahn führt am linken Ufer der Save hin. Lieblich grünende Hügel, üppige Felder und prächtige Weingärten spiegeln sich in den nun grün, nun bläulich schimmernden Wellen, auf denen jetzt ein schnelles Floß dahinfährt, jetzt ein schaukelnder Kahn den Wanderer überführt, jetzt Schaaren von Männern und Knaben, Kühlung suchend, umherschwimmen. Alle Augenblicke ragt ein freundliches Kirchlein andächtig von dem bewaldeten Hügel empor, um dessen Fuß sich die weißen Häuser eines reinlichen Dörfchens schaaren, oder Ruinen mahnen von den höheren Gipfeln an vergangene Zeiten und Kämpfe, da noch der Türke im Lande hauste, und noch lange keine Eisenbahn mit geschmackvollen Stationshäusern ihre ehernen Arme in's Land streckte. Hie und da, wie bei dem idyllisch gelegenen Gurkfeld, scheinen die Häuserchen fast unmittelbar aus den Fluthen zu steigen, so nahe sind sie an's Ufer gebaut, kaum einen schmalen Quai frei lassend, an dem die schmucken Fischerkähne landen.

Von Steinbrück bis gegen Rann zu, dem letzten Orte im deutschen Gebiete, ist das Thal nicht sehr breit. Von der kroatischen Grenze an aber erweitert es sich mehr und mehr und bildet am rechten Ufer der Save eine nicht unbedeutende, in hohem Grade fruchtbare und vorzüglich angebaute Ebene. Ueberhaupt habe ich von Rann bis Agram keinen Unterschied in der Bodencultur gegenüber von Südsteiermark bemerken können. Die Dörfer werden zwar geringer, die Häuser sind nicht so zierlich gebaut, oft sehr klein und kümmerlich mit altem Stroh gedeckt, die Stationsplätze liegen weiter, im Durchschnitt zwei Meilen auseinander, indeß in Steiermark eine Meile Distanz die Regel bildet; aber der Bauer scheint, wenn auch arm, doch nicht minder fleißig und sieht gar schmuck aus im weiten weißen Rocke und Pluderhose, wenn er hinter dem Pfluge geht, oder Pferde, Kühe und Ochsen hüthend am grünen Anger sitzt, das kurze Pfeifchen im Munde.

Nett und freundlich wie alle übrigen Stationshäuser, nur vielleicht etwas zu klein für die Landeshauptstadt, lacht uns endlich der Agramer Bahnhof entgegen; eine Menge meist eleganter Herren und Frauen warten der Ankommenden, welche eine kaum minder große Zahl von Fiakern, Comfortabeln und Omnibus aufzunehmen bereit steht.

Ich fuhr durch die Illica und über den Jellačić-, ehemals Harmützenplatz der Capitelstadt zu, in welcher herzliche Gastfreundschaft mir im voraus ein frohes Asyl bereitet hatte. Es war Sonntag Abend, eine Menge Leute auf der Straße, und das Ganze machte einen heiteren Eindruck. Uebrigens war ich froh, nach eingenommenem Nachtmahl die Ruhe suchen zu können, die mir auch trotz manchem von der Straße heraustönenden, bald deutschen, bald windischen oder illyrischen Liede zu Theil ward.

Am anderen Morgen in früher Stunde eilte ich hinaus, mir die Straßen und Gassen anzusehen, und zwar ging mein Weg vor allem zur Sdverce (Südpromenade), welche den südlichen Theil der oberen ehemals befestigten Stadt basteiartig begrenzt und eine sehr lohnende Aussicht über einen Theil der Stadt, über die Ebene dies- und jenseits der Save und den Gebirgszug gewährt, an dessen Fuße die Eisenbahn vorüber führt, eine Aussicht, die übrigens an dem Panorama der leider etwas

vernachlässigten Nordpromenade eine würdige, wenn nicht vorzuziehende Rivalin hat. Ich fand die Straßen ziemlich belebt, und es fiel mir auf, daß über den Läden die deutschen Schilde bei weitem so selten nicht sind, als wir jüngst irgendwo zu lesen Gelegenheit hatten. Ein Drittel der Aufschriften wenigstens ist deutsch.

Unter der Bevölkerung treten die kroatischen Bäuerinnen lebhaft hervor. Im weißen Hemd und Rock, der bis nahe an die Knöchel reicht, eine weiße, mit einem breiten hellrothen Streifen eingefaßte Schürze, über die ein kleineres rothes Tuch halb gefaltet herabfällt, vorgebunden und ein weißes gleichfalls roth eingefaßtes Tuch meist zierlich über den Kopf gebunden, so kommen sie stunden- und meilenweit von Čestine und anderen Ortschaften zur Stadt. Der schwere Obstkorb balancirt sicher auf dem Kopfe, und es gewährt einen hübschen, freundlichen Anblick, wenn man sie so schaarenweise, Hand in Hand gehend, ankommen sieht.

Als ich gegen Mittag wieder ausging, waren die Straßen ganz leer, die glühende Hitze — 30° R. im Schatten — hatte die Leute in ihre Häuser getrieben, um erst Abends wieder hervorzukommen. Bei dem Mittagmahle in einem der gastfreundlichsten Häuser Agrams fiel mir ein Beispiel kroatischer Tischsitten auf. Speiset nämlich ein Gast zum ersten Male bei einer kroatischen Familie, so erhebt sich nach dem Gemüse — gewöhnlich der dritten Speise — der Hausherr oder der von ihm gewählte Tischherr, füllt sich das Glas bis zum Rande und trinkt mit dem Spruche: „Bog živij prihodnike“ — Gott erhalte den Angekommenen — dem Gaste zu, welcher das Zutrinken dankend zu erwiedern gehalten ist. Man nennt dies Prihodniketrinken. Verschieden davon ist das gewöhnliche, im Lande allgemein übliche Bog živij Trinken. Bei jedem größeren Gelage figurirt nämlich ein eigener, aus den Gästen von dem Hausherrn gewählter Tischherr, welcher gegen Ende des Mahles die Gesundheit der Anwesenden, und zwar immer die eines Herrn und einer Dame gleichzeitig, mit dem Spruche: Bog živij Gospona N. N. s Gospodičnam N. N. — Gott erhalte den Herrn N. N. und das Fräulein N. N. — auszubringen hat. Der also Angetrunkene erwiedert die ihm erwiesene Ehre dadurch, daß er das volle Glas leert und sich im eigenen und der ihm zugesellten Dame Namen bedankt. Er selbst darf jedoch niemandem zutrinken, es wäre denn, daß er durch das Leeren eines halben Glases sich vorher von dem Tischherrn die Erlaubniß erbeten hätte, was man in früherer Zeit emenda linguae nannte, seit Einführung des Stempels in Kroatien aber scherzweise den Stempel zahlen heißt.

Sie mögen sich leicht vorstellen, daß der Tischherr keine kleine Aufgabe hat, soll er allen Gästen ein- oder mehrmal zutrinken, und daß schon ein gewiegter Trinker dazu gehört, um die Rolle mit Anstand bis zu Ende zu führen, wenngleich der Tischherr allein nicht gehalten ist, bei jedesmaligem Zutrinken das ganze Glas zu leeren. Deshalb giebt der Hausherr das Amt auch regelmäßig ab, denn um mit Würde die Honneurs zu machen, darf er sich nicht allzu weit von der Nüchternheit entfernen. Je tüchtiger der Trinker, je witziger seine Sprüche und Reden, je geschickter und treffender er die anwesenden Herren und Damen oder auch Anwesende und Abwesende — nie jedoch Eheleute — in seinen Anreden zu verbinden weiß, desto beliebter ist der Tischherr. Scherz und Neckerei fliegen dann hin und wieder, und die Gesellschaft

trennt sich gewöhnlich in sehr gehobener Stimmung. Obgleich zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß, daß eigentliche, als Bachanale endende Trinkgelage in neuerer Zeit viel seltener geworden sind.

2.

Agram ist auf zwei Hügeln erbaut, die, emporsteigend von der kleineren, linken Saveebene den Uebergang bilden zu dem Agramer Gebirge, das die Stadt im Norden halbkreisförmig umgiebt.

Der schon im neunten und zehnten Jahrhundert nicht unbedeutende Ort wurde von dem ungarischen König Bela IV. (1235—1270) zur königlichen Freistadt erhoben, doch blieb die sogenannte Capitelstadt ein vollkommen für sich bestehender, durch Thore absperrbarer Stadttheil und der Vorort Neudorf der Jurisdiction des Capitels unterworfen, indeß eine lange, großentheils durch bischöfliche Belehnung an treue Diener entstandene Straße, die heutige Vlačka ulica (walachische Gasse), in dem jeweiligen Bischof ihren Herrn erkannte. Es war ein buntes Gemisch von Gerichtsherrlichkeiten, die da untereinander liefen; gutsherrliche, geistliche, königliche Gerichtsbarkeit. Heutzutage hat mit den verschiedenen Jurisdictionsgebieten auch die strenge Scheidung der Stadttheile aufgehört. Von den ehemaligen Befestigungen der oberen Stadt ist wenig mehr zu sehen, und von den vielen Thoren sind nur noch zwei geblieben, in deren einem ein Marienbild den Andächtigen auf seinem Wege zur oberen Stadt festhält, indeß das zweite demnächst demolirt werden soll. So sind die mittelalterlichen Reminiscenzen nach und nach verklungen und fortgeweht von dem mächtigen Hauche der Neuzeit. Aber auch in anderer Beziehung ist der Typus der Stadt ein wesentlich anderer geworden. Seit König Ladislaus I. (1077—1095) Kroatien mit Ungarn vereinigte und den Agramer Episkopat begründete (1091), bis weit in die Neuzeit, ja bis in unser Jahrhundert hinein blieb der Charakter der Stadt, obgleich diese nur zum Theil dem Bischof unterworfen war, ein wesentlich geistlicher. Der Banus, meist einer der reichen adeligen Grundherren des Landes, brachte die Zeit theils auf seinen Edelsitzen, theils an der Seite des Königs von Ungarn zu, an dessen Hofe er neben dem Palatin und Tavernicus der dritte weltliche Würdenträger des Reiches war, theils lag er im Felde und focht an der Spitze seiner Schaaren gegen Türken oder Rebellen. Selten kam er zur Stadt, die weltliche Macht neben der kirchlichen Hoheit schimmern zu lassen.

So blieb das Gebiet dem Bischof und dem Capitel allein, welche in ihrem großartigen, fast ein Drittel des Landes umfassenden und durch auswärtige Erwerbungen verstärkten Grundbesitz die Mittel fanden zur Entfaltung einer Pracht und eines Glanzes, die um so wirksamer sein mußten, da sie von Dienern Gottes meist bei religiösen Anlässen, einem gottesfürchtigen, armen, von der Geistlichkeit abhängigen Volke gegenüber zur Schau getragen wurden. Schon darum, weil er der Kirche Gebiet bewohnte, behauptete der Inwohner der Capitelstadt den Vorrang vor dem Bürger der unteren, vor den Behörden der oberen Stadt.

Einst, es war im sechzehnten Jahrhundert, entstand ein Streit zwischen Capitel und Freistädtlern. Diese behaupteten, die Geistlichkeit solle sich zur heiligen Frohnleich-

namsprocession in ihrer, der St. Marcus-Kirche sammeln und von da aus den Umzug antreten, indeß jene, stolz auf ihr geistliches Vorrecht, forderten, die Stadtbewohner sollten zu der Domkirche wallen und von hier aus die Procession um die Capitelstadt begleiten. Keine Partei wollte nachgeben. Schon riefen die Glocken vom Dome zum Gottesdienste, und noch wollten die widerspenstigen Städter nicht erscheinen. Da beschlossen die Geistlichen und ihre Partei, einen Domherrn an der Spitze, den Umzug ohne jene Assistenz zu beginnen. Dies verdroß die Bürger, welche als freie Unterthanen des Königs sich mehr dünkten als der Chorherren demüthige Untergebene. Unter der Anführung des Stadthauptmannes sammelten sie sich und zogen in hellen Haufen der Procession entgegen. Diese zu verhindern war ihre Absicht. Auf einer Brücke, welche den diesseits des Medvedčak (Bärenbaches) liegenden Stadttheil mit dem jenseits gelegenen verbindet, trafen sie zusammen, und im wilden Kampfe ward des frommen Domherrn Haupt vom Rumpfe geschlagen. Der Medvedbach ward roth vom Blute der Streiter. Die „blutige Brücke" heißt der Ort noch heute, ein Denkmal der Gräuelthat. Doch nicht lange freuten sich die Uebelthäter des Verbrechens. Der Bannfluch traf sie und alle, die es mit ihnen gehalten. Kein Abendmahl ward gespendet, dem Sterbenden selbst die letzte Tröstung versagt, und ohne Sang und Klang senkte man den todten Leib zur Erde. Die stummen Glocken, die schwarz verhängten Kirchen, die Christusbilder, die florbehangen auf der Erde lagen, zeugten von der furchtbaren Strenge kirchlichen Interdictes.

Schwer mußte die Stadt, schwerer noch die Anführer büßen. Und als endlich die Kirche sie wieder in ihre Gemeinschaft aufnehmen zu wollen erklärte, da mochte nicht leicht jemand mehr den mächtigen geistlichen Hirten widerstehen. Heute noch sammelt sich alljährlich am Frohnleichnamstage die Gemeinde in dem hohen Dome des Capitels, von hier aus den Umzug durch die Stadt zu halten.

Nicht weniger als zehn Kirchen und acht Capellen zählt Agram bei einer Bevölkerung, die selbst jetzt 20,000 Seelen nicht viel übersteigen dürfte, in früheren Jahrhunderten aber mit 8- bis 10,000 Einwohnern hoch genug geschätzt ist. Unter diesen ragt die herrliche, von Ladislaus I. begonnene, unter Koloman vollendete Domkirche weit hervor. In gothischem Style erbaut, hatte sie ursprünglich zwei gleiche Thürme, von denen jedoch der eine, als einst Capitel und Bischof im Hader lagen, von den Belagerern zertrümmert wurde. Unter Robert von Neapel, um dessentwillen der Zwist entbrannte, soll nach der einen Meinung dies geschehen sein, andere nennen andern Anlaß. Meisterwerke der Architektur und Bildhauerkunst, mit denen das Innere der Kirche reich ausgestattet ist und vorzügliche Glasmalereien bilden ihren schönsten Schmuck. Außer ihr, die gleichzeitig Capitelpfarre ist, giebt es in Agram noch drei Pfarreien: die Stadtpfarre von St. Marcus, dann die Kirchen St. Ivan und St. Peter mit den Pfarrsprengeln von Neudorf und der Vlačka ulica, endlich die Marienkirche, welche als Filiale der Domkirche bestimmt ist, die eigentlich pfarrämtlichen Functionen der letzteren zu versehen. Vier Kirchen gehören oder gehörten klösterlichen Gemeinschaften, so die Nonnen- und Franciscanerkirche, die der barmherzigen Brüder und die einst den Paulanern, später den Jesuiten gehörige des heil. Franz Xaver mit dem daneben befindlichen, reizend gelegenen Calvarienberge. Die Catharinenkirche, neben der Akademie

gelegen, ist für die studirende Jugend bestimmt. Die Grabstätten verdienstvoller Professoren und ihrer Familien befinden sich daselbst, wo auch regelmäßig deutscher Gottesdienst und Predigt gehalten wird. Vier Capellen, die des heil. Geistes, St. Georg, St. Rochus und St. Thomas bezeichnen die Stätte von Friedhöfen. Eine ist dem heil Dionysius geweiht, eine im Orphanotrophie, dem bischöflichen Waisenhause, eine im bischöflichen Schlosse selbst errichtet. Endlich sah dieses Jahr das zierliche Georgskirchlein in Maximir vollenden.

Und dennoch ist heute alles ganz anders geworden. Zwar erinnern noch die vielen Kirchen und tausend andere Zeichen an das ehemalige Uebergewicht. Noch immer ist der Bischof, jetzt Erzbischof von Agram nicht nur der erste Hierarch von Kroatien, sondern einer der mächtigsten und reichsten Kirchenfürsten der Erde; auf 300,000 fl. schlägt man sein jährliches Einkommen an. Noch immer genießt er die allgemeine Ehrerbietung und Verehrung, eine Verehrung, die durch den in hohem Grade liebenswürdigen persönlichen Charakter und durch die fleckenlose unwandelbare politische Haltung des gegenwärtigen Erzbischofs und Cardinals noch mehr gerechtfertigt ist: noch immer ist die breite Straße, in welcher 28 domherrliche Gebäude stehen, eine der schönsten der Stadt; noch spricht die reiche Schatzkammer des Capitels, noch spricht die herrliche Residenz des Cardinals mit dem aus einem Sumpf in einen freundlichen Fleck verwandelten Bischofsgarten, noch sprechen die nach den Heiligen, den Aebten und Nonnen genannten Straßen, so wie geistliche Wahrzeichen an den Häusern, auf Straßen und Plätzen, von Bischöfen und Capitel gegründete religiöse Institute, Humanitäts- und Bildungsanstalten, öffentliche Vergnügungsorte, noch zeugt das von Bischof Maximilian Verhovac gegründete, von seinen Nachfolgern sorgfältig verschönerte Maximir laut von dem wohlthätigen Einflusse der Agramer Bischöfe und ihres Capitels. Aber die Stadt hat ihren wesentlich geistlichen Charakter verloren. Die politischen Parteikämpfe seit den vierziger Jahren haben das religiöse Element mehr in den Hintergrund gedrängt. Agram ist die, ihr eigenthümliches Gepräge an sich tragende, politisch wichtige Hauptstadt eines Königreiches geworden, das einen der schönsten Juwele in der österreichischen Kaiserkrone bildet, und der Banus, welcher an des Kaisers Statt seine bleibende Residenz hält in der ehemals königlichen Freistadt, ist es, in dem sich das Leben der Stadt und des Landes in allen seinen Beziehungen concentrirt.

Es gewährt einen schönen Anblick, wenn man von der Höhe des Dom- oder des allein von der Befestigung übrig gebliebenen, auf der Südpromenade stehenden Wartthurmes diese, ein Jahrtausend alte Stadt überblickt. Vorne südwärts die Save und jenseits derselben die weite fruchtbare Ebene, rechts von Westen kommend die neue Eisenstraße, die auch diese Stadt und dieses Land dem Weltverkehr erst erschlossen hat, sie verbindend mit der übrigen weiten Welt. Nordwärts im Halbkreis die anmuthig in tausend Hügel geformten, dunkelgrünen Agramer Gebirge, der Jacobsberg, die Bärenburg und um den Fuß der Höhe, von der wir hinabsehen, die schmucken Häuser, die breiten, freundlichen Straßen heraufsteigend bis zu der Spitze des Berges, auf dem die obere Stadt gebaut ist.

Welche Schicksale hat sie erlebt, welche Wandlungen erfahren, welche Prüfungen stehen ihr bevor! — Die Geschichte einer Stadt ist darum nicht weniger interessant,

weil sie nicht der Ausgangspunct kriegerischer oder civilisatorischer Eroberungszüge war. Das organische Leben der Pflanzen ist so bewunderungswürdig in der Rose wie in der Cocospalme. Hier wie dort beruht es auf den gleichen ewigen Gesetzen, hier wie dort ruft es mit gleicher lauter Stimme zur Andacht. So lassen sich in der Geschichte jeder Stadt und jedes Landes die gleichen ewigen Gesetze entdecken, nach denen die Entwickelung der Menschheit fortschreitet, so haucht uns der Weltgeist an aus der Chronik von Agram, wie aus der hundertblättrigen Geschichte des alten und des heutigen Rom.

3.

Unter den Umgebungen Agrams ist eine der reizendsten das unmittelbar an die Stadt stoßende, bei der Schießstätte beginnende Thal, welches der Gemahlin des verstorbenen Ban Jelačić zu Ehren das Sophienthal genannt ist. Ein vorzüglicher Weg führt uns an Hügeln mit duftenden Gärten vorüber. Zweckmäßig angebrachte Bänke laden zum Sitzen ein. Sanft ansteigend gelangt man nach Zmorok, einer auf der Höhe liegenden Besitzung, von welcher man nach einigen hundert Schritten zu einem Gasthaus, der sogenannten Baßgeige kommt. Wir hatten nicht Lust einzukehren und nahmen auf einem Bänkchen Platz, das, unter dem Schutze von Bäumen an passender Stelle aufgestellt, eine reizende Aussicht gewährt hinab auf das anmuthig gelegene Xaveri, auf den einladenden Weg nach Čestine durch's Gebirge hin, auf die nahe gelegenen Berge, von denen Medvedgrad, die Bärenburg, herunterblickt in die sie umgebenden Thäler.

Ein herrlicher Augustmorgen lachte des andern Tages fröhlich zum Fenster herein. Zwei Wagen vor dem Thore, flinke, wenn auch kleine und unscheinbare kroatische Pferde vorgespannt, Bauern im nationalen Kleide, mit schnalzender Peitsche auf dem Bock, harrten unser, uns auf's Land zu führen. Es mochte 7 Uhr sein, als wir die Stadt verließen und eine prächtige Pappelallee hindurch an dem wundervollen Maximir vorüber, zu dem herrlichen Duprava-Walde gelangten. Riesige, himmelanstrebende Eichenbäume, die in malerischen Gruppen auf smaragdnem Wiesengrunde rechts und links der Straße stehen, machen den Weg bis Sesvieti (Allerheiligen), der erste Ort, den man berührt, zu einem prächtigen Park, der in vielen Beziehungen an den Prater erinnernd, letzteren an Ueppigkeit der Vegetation, an Reiz und Mannichfaltigkeit der Gruppirung so wie an natürlicher Schönheit weit überragt. Was die Täuschung noch vollständiger macht, ist die wahrhaft kaiserliche Straße, die, eine breite, glatte, wohlgehaltene Linie, Agram mit Varasdin verbindet. Mehrere tausend Gulden zieht das Capitel alljährlich bloß aus der Eichelung des Forstes.

In Sesvieti, dessen freundliche Kirche den Reisenden von weitem begrüßt, hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, ein kroatisches Dorf in der Nähe zu sehen. Das sieht nun freilich ganz anders aus als unsere sich drängenden, niedlichen Ortschaften in Niederösterreich. Wenige aus Holz dürftig gebaute, mit Stroh kümmerlich gedeckte Hütten — Huben nennt man die kleineren derselben — bilden das Dorf, in dem sich nur das Gasthaus durch etwas größere Dimensionen und den langen vor der Thüre stehenden Tisch besonders bemerkbar macht. Ich habe in meinem Leben nichts ähn-

liches gesehen und man darf vielleicht behaupten, daß in der ganzen Monarchie solche Dörfer nicht wieder zu finden sind. Dennoch ist der Anblick derselben ein gar idyllischer und anziehender. Hingebaut auf grüne Matten oder gelehnt an anmuthige Hügel, scheinen die Häuschen nur da zu sein, der Landschaft durch ihre Staffage einen höheren Reiz zu geben. Den blauen, strahlenden Himmel über sich, die lachende Natur ringsum, umweht von lauer, linder Sommerluft, vergißt man ganz, daß es auch hier Wintermonate giebt, in denen die lieblichen Decorationen zu sichernden Wohnungen dienen sollen gegen Sturm und Frost für Menschen und Thiere, die dann zusammengedrängt hausen im unzulänglichen Raume. Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, Ihnen über das Innere dieser Hütten und die Lebensweise ihrer Bewohner ein Mehreres zu schreiben. Uebrigens sind die Häuschen meist schon alt und ist die Dürftigkeit ihrer Bauart in der Einfachheit vergangener Decennien gegründet, da der Bauer noch Grundhold war auf des Edelmannes Gut. Neuere Baulichkeiten sind schon solider. Hie und da blickt ein Ziegeldach zwischen den erdfarbigen Strohbedachungen hervor, wenngleich das Material des Hauses auch jetzt noch fast ausschließlich aus Holz besteht. Schindeldächer habe ich auf meinem Wege fast gar nicht gesehen. Gar zierlich sieht es auch aus, wenn ein Dach von frischem, gelben Stroh unter den übrigen hervorguckt, oder eine schadhafte Stelle mit einem hellen Stücke geflickt ist.

Hat man den Wald verlassen, so tritt man in eine breite Thallandschaft mit prächtigen Feldern und langgestreckten Hutweiden, in welcher die Orte Popovec, Soblenec, Belovar und Luschan auf einander folgen, jedes derselben seinen Namen auf hoher Stange und ovaler Tafel schwarz auf weiß zierlich und leserlich am Eingang des Dorfes aufweisend. Die Stangen sind meistens mit Roth und Weiß, den kroatischen Nationalfarben, angestrichen.

In den meisten Ortschaften liegt das Wirthshaus an der Straße. Hie und da saßen Bauern am langen Tisch, den süßen Wein im bauchigen Kruge vor sich.

Bei Paukovec, der reizend gelegenen, einst gräflich Nitzki'schen Besitzung des Baron Gudenus, die früher durch einen sorgsam gehegten Thiergarten weit berühmt war, rücken die Berge wieder etwas näher zusammen. Das Land ist hier ein Garten im vollsten Sinne des Wortes, dabei trefflich bebaut und emsig bearbeitet. So weit ich Kroatien bis jetzt kennen gelernt habe, verdient es in der That den Ruf nicht, schlecht bewirthschaftet zu sein. Freilich darf man den Maßstab eines dicht bevölkerten Landes nicht anlegen. Aber für die geringe Menge der Bevölkerung, für die weiten Strecken Landes, die leicht einer zehnmal größeren Menschenmenge Raum böten, ist das Land in der That wunderbar gut bebaut. Hutweide, Wald und Feld wechseln in einem für letzteres keineswegs ungünstigen Verhältniß, und verwundert fragt man, wie in den wenigen über das Land zerstreuten Hütten so viele arbeitsame Hände wohnen können, es derart zu bebauen. Nur das ungemein günstige Klima und die vorzügliche Fruchtbarkeit des Bodens ermöglichen es. Das Getreide war schon überall heimgeführt, die Felder in großer Zahl zur Wintersaat umgepflügt. Türkischer Mais, auf langen Strecken angebaut, bildet auf der von mir befahrenen Strecke den überwiegenden Theil des Landbaues. Dicke, große Kürbisse blicken zwischen den grünen Stämmen überall hervor. Leider hatte die anhaltende Dürre auch hier großen Schaden verursacht. Hanf, Flachs

und Haide sah ich nebst Mais am meisten gebaut. Dazu sind sehr viele Felder, namentlich an der Landstraße, durch Hecken sorgfältig abgegrenzt; ein Zeichen vorgeschrittener Culturzustände. Dürftiger ist der Anbau von Küchengewächsen. Bohnen und andere Hülsenfrüchte sah ich noch am meisten, und höchstens ganz in der Nähe von Dörfern war hie und da ein Kraut- oder Kohlacker zu erblicken. Zwiebeln wachsen in ungeheurer Menge in der Gegend von Turopolje. Vorzüglicher noch soll das Land an der Save abwärts bebaut sein, wo Sissek den Hauptstapelplatz des Getreidehandels bildet.

Das Vieh, das wir am Wege fanden, zeugte von rationeller Behandlung. Alle Augenblicke fuhren wir an größeren oder kleineren Heerden Hornvieh vorüber oder an einem Trupp Pferde, welche letztere meist zwei und zwei zusammengekoppelt waren. Die Thiere sind zwar klein, die Pferde jedoch ausdauernd und flink, die Rinder kräftig, und die Kühe geben vorzügliche Milch. Im Gegensatz zu den weißen Rindern Ungarns, ist das Hornvieh meist braun oder gescheckt, an Schweizerzucht erinnernd. Die Zeit auf der Weide sich zu vertreiben, schnitzt der Hirte die Sveglica, die nationale Hirtenpfeife, oder bläst auf derselben eintönige Weisen, die Hirtin spinnt, am Raine sitzend, den Rocken in der Hand und singt von Liebesglück und Liebessehnen. Ich habe den Frauen oft mit Vergnügen zugehört. Sie haben hie und da recht hübsche Stimmen, doch ist die Melodie in hohem Grade eintönig, lange gezogene Töne, die sich in bestimmten Reihen wiederholend, mit einem lauten Aufschrei enden.

Auch große Heerden trefflicher Schweine trafen wir am Wege, und manche Gestalt erinnerte an des Odysseus göttlichen Sauhirt. Nicht minder sieht man das Geflügel, namentlich Indians — Purans heißen sie hier zu Lande — in ungeheuren Heerden das Land bedecken.

Reich lohnt Ackerbau und Viehzucht den fleißigen Landwirth. Heutzutage, seit der Bauer Grundherr geworden, hat sich im einzelnen die Bewirthschaftung bedeutend gehoben. Der Landmann ist natürlich doppelt fleißig, nun er für sein eigenes Haus, als da er für den Gutsherrn arbeitete. Hingegen sind die reichen Landedelleute seltener geworden. Viele derselben leben außer Landes und geben ihre Güter in Arenda.

Als wir an Želina vorüberfuhren, erzählte man mir ein Histörchen aus alter Zeit vom reichen Grundbesitzer. Ein Herr von D., Besitzer Želina's, wurde einst vom Grafen Drašković zu Tisch geladen nach Dušaković. Oefter verhindert, der Einladung Folge zu leisten, beschloß er endlich durch einen besonderen Aufzug das Versäumte nachzuholen. In einem mit hundert Ochsen bespannten Wagen fuhr er vor, dem Grafen seinen Besuch zu machen. Lange schon war das erste Paar der Rinder im Schloßhof, ehe der Wagen deren lustigen Eigenthümer brachte. Doch wenig störte den reichen Edelmann die Zahl der vierbeinigen Gäste, die reich gefüttert nach beendetem Gelage den Besitzer von Želina nach Hause zogen.

4.

An Blažovdol vorüber gelangten wir nach St. Ivan, einer auf einem Hügel reizend gelegenen, ungefähr die Mitte zwischen Agram und Varasdin haltenden Poststation, welche noch vor kurzem Sitz eines Bezirksamtes war. Von weitem schon grüßt

der Thurm der freundlichen Kirche, um welche sich gemauerte Häuser schaaren. Der Ort ist bedeutender als die übrigen, an denen wir vorüberfuhren. Hier verließen wir die Straße, nach Toplicica zu fahren, einem reizend gelegenen Edelsitz, dessen einstöckiges, geräumiges, wohnlich eingerichtetes Herrenhaus von dem im Jahre 1828 verstorbenen Banaltafelpräsidenten Paul v. Pozvek auf einem, St. Ivan gegenüberliegenden Hügel erbaut wurde und nun von dessen Enkel und seiner liebenswürdigen Familie bewohnt ist.

Hier, in paradiesischer Gegend, auf einem von Bergen im weiten Umkreise umschlossenen Hügel, unter den Bäumen voll Obst, im geräumigen Hof, im duftenden Wald, unter dem Laube der Reben, auf dem weiten Felde, verlebten wir, von nimmer ermüdender Gastfreundschaft köstlich bewirthet, fünf glückliche Tage. An einem Sonntage gingen wir zur Kirche nach St. Ivan, das ein Viertelstündchen entfernt, wie Bethlehem vor den Fenstern liegt. Schon der Pfarrhausplatz bot einen eigenthümlichen Anblick. Vor der Kirchenthüre knieten in langer Reihe die Bauern, jeder im weiten, weißen, leinenen Hemd und Beinkleid, in blauer Weste und den breitkrämpigen Hut auf dem Knie. Kein Maler hätte die Gruppe, die Scenerie reizender erfinden können. Unwillkürlich ward man zur Andacht gestimmt. Durch eine Seitenthüre gelangten wir auf den Chor. Ich trat an die breite Fensterwölbung, doch überrascht wieder zurück: ein ähnlicher Anblick hatte sich mir noch nie dargeboten. Wie Geisterschaaren, wie die Schatten der Verstorbenen standen und knieten unten, vom Scheitel bis zur Sohle in weißes Linnen gehüllt, die Weiber der Umgegend, dicht geschaart und gedrängt von der Eingangsthüre bis unmittelbar an die Stufen des Altars und um letzteren herum. Da war kein buntes Fleckchen zu sehen als das Meßkleid des Caplans am Altare. Dazu herrschte eine Grabesstille, nur durch das Flüstern des Priesters unterbrochen. Das Ganze machte einen eigenthümlichen, zuerst fast beängstigenden Eindruck. Nach dem Evangelium wandte sich der Priester um und hielt in kroatischer Sprache eine Predigt, in welcher er seine Pfarrkinder über das Wesen des heiligen Bußsacramentes belehrte. Dieselbe lautlose Stille, nur durch ein unbeschreibliches, dumpfes, allgemeines Seufzen unterbrochen, so oft der Prediger den Namen Jesu nannte. Weniger erbaulich war das nach Beendigung der Predigt zur Fortsetzung der Messe beginnende Orgelspiel und der Gesang der Gemeinde. Hier wäre ein Feld der Wirksamkeit für Kroatiens Pfarrer und Schullehrer. Bei uns hat sich nun endlich der Gesangsunterricht in der Volksschule seine Stellung erobert; er würde auch hier einen vortrefflichen Boden finden, denn wie alle Slaven, haben auch die Kroaten entschiedene musikalische Anlagen. Nach vollendetem Gottesdienste zogen die weißen Weibergestalten eben so stille, eine hinter der anderen, um den Altar, die Wundmale eines hinter demselben hängenden Christus zu küssen. Einzelne rutschten wohl auch als Bußübung auf ihren Knien im Zuge weiter.

Mit eigenthümlichen Gefühlen verließ ich die Kirche. Draußen auf dem Vorplatz drängten sich alle durcheinander. Ich sah wenig hübsche Gesichter unter den Weibern, ihre Nachbarinnen an der Save übertreffen die hiesigen Bäuerinnen weit, sowohl an Schönheit und Regelmäßigkeit der Gesichtszüge als im hohen schlanken Wuchse, in der Harmonie der Bewegungen und geschmackvollem Anzuge; nur ein etwa zwölfjähriges

Mädchen, das aus tiefdunklen, schwarzen Augen scheu und fragend auf die fremden Kirchengäste schaute, mochte interessant genannt werden. Ich sprach die Kleine an und schenkte ihr etwas Silbergeld. Sie nahm es an, schmiegte sich aber scheu an die Mutter. Letztere gab freundlich Rede und Antwort. So hatte ich hier abermals Gelegenheit zu bemerken, was ich schon anderswo ausgesprochen habe, daß man den Bewohnern Kroatiens in der That sehr Unrecht thut, wenn man sie der Unsauberkeit beschuldigt. Ich habe nirgend nettere, reinlichere Landleute getroffen als eben hier.

Ein andermal fuhren wir durch Salovec nach dem, etwa fünf Viertelstunden entfernten Crešje, wo unser Wirth einen prächtigen Weingarten besitzt. Ich hatte gemeint die schönsten Gegenden Kroatiens gesehen zu haben, ward aber durch die Fahrt belehrt, daß das Land deren noch schönere zähle, als wir uns den nach Zagorien, der kroatischen Schweiz, ziehenden Gebirgen nahten. Leider lag Zagorien selbst außerhalb meines Reiseplanes, und so mußte ich mich begnügen, von der Höhe des Weinberges einen Blick hinüber zu senden in die reizende, von schloßartigen Herrenhäusern besäete, von Flüßchen und Bächen durchzogene, grünende und duftende Alpenlandschaft. Aermer jedoch als sonst wo im Lande soll der Bauer Zagoriens sein. Gar anmuthig war auch die Aussicht aus dem Thale, in welchem Crešje liegt, in die Varasdiner Ebene, an deren Eingang, gleichsam das Thor des Thales bildend, das reizend gelegene Simonovich hingebaut ist. Im Weingarten, dessen Reben hoch über unseren Köpfen zusammenschlugen, aßen wir köstliche Trauben. Schon Anfangs August reifen sie in feuchteren Jahren. Da winkte die röthliche, dünnschalige Kraljevina, — die Königstraube — und die weiße, fast kernlose Bellina von oben herab; dort lachten ihre blauen, grünen und gelben Schwestern aus dunklem Laube. Ich dachte an Meran. Doch nicht nur als Obst ist die hiesige Traube vorzüglich, sie giebt auch köstlichen Wein von röthlich schimmernder Farbe. Bei Tisch zu Toplička trank ich hiesigen vorjährigen Wein von solcher Güte, von solchem Aroma, daß man ihn in Wien als Ausbruch vorsetzen und theuer verkaufen könnte. Dabei ist er sehr billig. Um 4 bis 5 Gulden wurde der Eimer im Frühjahre verkauft, jetzt soll er auf 8 Gulden zu stehen kommen. Es ist daher zu verwundern, daß er nicht mehr gekannt und gesucht ist und bloß dem Bukovecer größere Aufmerksamkeit zu Theil wird. Uebrigens ließe sich der kroatische Wein bei aller Vorzüglichkeit noch bedeutend verbessern, wenn man den Weingarten weniger sich selbst überließe, verschiedene Traubengattungen nicht untereinander baute oder dieselben doch vor dem Keltern sortirte. Der Wein würde sich dann auch besser halten und bei einer vorgeschritteneren Weinmanipulation, wie wir sie in einigen Bezirken Niederösterreichs finden, unübertrefflich werden. Wünschenswerth wäre dann noch eine größere Concurrenz unter den Käufern oder doch eine directe Verbindung zwischen dem Grundbesitzer und dem außer Landes befindlichen Weinhändler. Nun aber liegt der Weinhandel in den Händen weniger, welche die Traube oft noch am Stocke dem Bauer und dem unbemittelteren Gutsbesitzer abpressen, beliebige Preise machen, den Producenten um seinen Gewinn und um die Lust bringen, an einem Wirthschaftszweige, aus dem sich einmal mehr nicht herausschlagen läßt, besonders viel Zeit, Arbeit und Capital zu verwenden. Selbst die neue Eisenbahn hat bisher hierin noch keine Aenderung hervorgebracht. Und auch das vorzügliche Obst, die großen, unübertrefflichen Pfirsiche,

die zahllosen, meist zum Branntweinbrennen bestimmten Pflaumen, die wohlschmeckenden Aepfel und Birnen Kroatiens erwarten ihre Anerkennung von der Zukunft.

Es war ein köstlicher Nachmittag, den wir draußen zubrachten, und wie dieser, so verflog ein Tag nach dem andern in ungeahnter Schnelligkeit. Abends, wenn nach eingenommenem Mahle die Sterne am Himmel leuchteten, breiteten wir Kotzen im weiten Meierhofe auf's üppige Gras zum weichen Lager. Die Frauen sprachen von Wirthschaft und Küche, die Kinder spielten; Bundaš und Zikan, die großen, zottigen Hofhunde, lagen schmeichelnd zu unseren Füßen, indeß sich die Männer in ernste Gespräche vertieften. Vaterlandsliebe, wie wir sie bei uns in Wien kaum in solcher Wärme kennen, ist der Grundton der überall durchklingt. Man dachte der Vergangenheit, der ehemaligen Rechte, der Umgestaltung im politischen Leben seit dem Jahre 1848. Die nunmehrige Lage war Gegenstand nicht endender Erörterungen. Nicht Alle waren einstimmig, doch hatte ich nicht selten die Freude, Zustimmung zu finden, wenn ich Großösterreich hoch erhob. Viel Widerstand, das möge man überzeugt sein, beruht auf einer irrthümlichen Auffassung, auf einer kaum glaublichen Unkenntniß der Verhältnisse. „Die Deutschen wollen über Ungarn und Kroatien herrschen", warf man mir ewig entgegen. „Nicht über Euch", mußte ich immer wiederholen: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten für uns Alle, die wir dem Kaiserstaate angehören." Dann kamen Vermuthungen, wie sich alles in der Zukunft gestalten werde; die Hoffnung endlicher Vereinigung auf eine Alle befriedigende Weise ward freudig begrüßt.

5.

Der Stephanitag (20 August) kam heran, an dem ich versprochen hatte, wieder in Agram zu sein, und so nahm ich denn Abschied mit der gewonnenen Ueberzeugung, daß Kroatien ein herrliches Land, seine Bewohner ein trefflicher Menschenschlag seien, und daß bei richtiger Erkenntniß der Lage, welche herbeizuführen mir die nächste Aufgabe der Regierung in Kroatien zu sein scheint, die endliche Vereinigung vielleicht nicht fern gerückt sei. Früh Morgens schon weckte mich die große Glocke des Agramer Domes, die mit vollem, wohltönendem, in einem Umkreise von zwei Stunden hörbaren Klange zur Verehrung des heiligen Königs rief. Ich eilte nach dem Frühstück zur Domkirche, dem Gottesdienste beizuwohnen. Als ich anlangte, war sie schon voll von Andächtigen. Heute bei glänzender Beleuchtung schien sie mir noch schöner als das erste Mal. Nach beendetem Hochamt, das von vortrefflicher Musik begleitet war, sah ich die stattliche Reihe der Domherren die Kirche verlassen und bewunderte die kostbaren, aus getriebenem Silber meisterhaft gearbeiteten Antipendien, mit denen der Hochaltar an hohen Festtagen derart bekleidet wird, daß er ganz von Silber zu sein scheint. Die Platten stellen Scenen aus dem Leben Jesu vor. Nicht leicht findet man irgendwo einen so glänzend, meisterhaft und kostbar ausgestatteten Altar.

Der eigentliche Jahrmarkt sollte erst am Tage nach dem Feste beginnen; doch findet schon am Stephanitage ein Vormarkt statt, und so begab ich mich denn durch die Stadt auf den Jellačićplatz, wo ein großer Circus erbaut und Buden errichtet waren. Das Bild war mir nichts neues, ich folgte daher dem Rathe meiner

Freunde, den am südöstlichen Ende von Agram gelegenen Viehmarkt zu besuchen, wo das nationale Leben in viel eigenthümlicherer Weise sich entfalten sollte. Das war freilich auch ein Leben auf dem ungeheuren, von meist einstöckigen Häusern im weiten Viereck umgebenen Platze. Das erste, was mir in die Augen fiel, waren unendliche Ladungen Zwiebeln. Das Unbedeutendste, wenn es in großen Massen erscheint, hat etwas Ueberwältigendes, Imposantes. So ging es mir mit den Zwiebelwagen. Ich weiß nicht, wie mir Penelopens Freier einfielen, da sie auf Ithaka hausten. Sie hätten mit einer Ladung aus Zamobor für lange Zeit genug gehabt. Natürlich bedarf es für Vieh und Zwiebel keiner Buden. Dennoch ist auf der westlichen Seite des Platzes eine einzige lange breite Zeile von Holzhütten errichtet. Hier aber wird nur für die leiblichen Bedürfnisse der Marktleute gesorgt.

Als wir so hinausschritten die lange, kaum entstandene Gasse, hatten wir links, Hütte an Hütte, vielleicht dreißig schnell errichtete Küchen, auf deren improvisirten Herden das Feuer lustig brannte, Gollasch in riesigen Geschirren dampfte, Kartoffel sotten und der Duft unendlichen Gemüses den Hungrigen herbeizog, indeß männliche Köche und kreischende Gollaschbereiterinnen die wandelnde Menge mit lauter Stimme einluden, den Hinzutretenden mit wirthlichem Eifer um 10 Kreuzer Berge von Alimenten thürmten. Noch viel reißenderen Abgang fand aber eine andere, ganz eigenthümliche und echt nationale Speise — Schinderbraten nennt sie das Volk. In einer etwa zwei bis dritthalb Schuh langen, einen halben Schuh breiten, schüsselförmigen Erdvertiefung brennt ein helles lustiges Feuer, an dessen Längsseiten je ein gleichfalls zwei bis dritthalb Schuh langes, drei Finger breites Holzbrettchen angebracht ist, das nach Art des Stickrahmens etwa 12 Lücken aufweist. Dünne Holzstäbe, an denen, wie bei uns die getrockneten Feigen, drei bis vier Stückchen Schweinefleisch aufgespießt sind, stecken in letzteren. So stehen rechts und links vom Feuer die Schweinebrätchen zierlich aufgespießt, prasselnd fällt das abfließende Fett in die Kohlen oder wird von sparsameren Wirthen in kleinen Töpfchen aufgefangen. Solcher improvisirten Bratenfeuer brennen unmittelbar am Wege vor den Küchen etwa fünfzig, so daß der Vorübergehende fast über sie zu steigen genöthigt ist. Alle Augenblicke kommt dieser oder jener, sich einen Schinderbraten vom Feuer zu holen, worauf von dem sorgsamen Bauer, der das Feuer unterhält, schnell ein neues schon vorbereitetes Spießchen an's Feuer gestellt wird. Ich hatte nicht recht den Muth, von dem Braten zu kosten, doch versicherten mich Kenner, daß er nicht übel munde. Rechts, die andere Seite der Straße bildend, stehen unter den Hütten lange Reihen Tische und Bänke. Hier fließt der Wein vom Faß als nimmer versiegende Quelle, und der glückliche Gollasch- oder Bratenbesitzer pflanzt sich hier auf, das Erkaufte am sprudelnden, berauschenden Bächlein zu verzehren.

Es war ein buntes Gewoge von Menschen und Trachten. Der Slovake im weiten, weißen Mantel, der Krainer mit spitzem Hut, kurzem Beinkleid und farbiger Jacke, der Ungar mit großem breitkrämpigen Hut, die kleine Pfeife im Munde, in weiter Pluderhose und knopfbesäeter Weste, endlich der Kroate, das Hemd über dem Beinkleid, in Jacke oder Surka, links die rothbefranzte Torba — eine breite Ledertasche — umgehangen, rechts die Čutura, seine unvermeidliche hölzerne Flasche, im

allgemeinen sich sehr ähnlich und doch nach Bezirk und Ortschaft wieder mannichfaltig und verschieden.

Und dennoch schien mir das Ganze nur ein mattes, farbloses Bild gewesen zu sein, als ich Abends nach zehn Uhr abermals auf den Platz kam, mir das Treiben im Dunkel der Nacht zu betrachten. Wie Wacht- und Lagerfeuer brannte es auf den Herden und Bratplätzen. Von rother Gluth beleuchtet, schürte der Koch, tranken die Bauern. Dort saßen sie in den Hütten an langen Tischen, Männer und Weiber, oft den Arm sich traulich um den Nacken schlingend; da gellte die Sveglica, da schwirrte die Tamburica, da sangen sie in langen, gezogenen Tönen nationale Weisen, mit dem ewig wiederkehrenden Refrain von der Serce jada — dem Herzeleide. Hier rief Einer nach neuem Trank der süßen Rebe, dort drehten sich die Paare im nationalen Tanz nach der Drehorgel eintönigen Weise, hier wurde in dunstausströmender Bude dem Volke Komödie gespielt, dort im großen, lustig gebauten Ringelspiel drehten sich alte und junge Gestalten wie rasend herum. Der bärtige Grenzsoldat saß hoch zu Roß, in strammer Haltung, als gelte es ein Regiment zur Parade zu führen; der Krainer hielt die Arme um des Tigers Nacken, auf geflügeltem Löwen hockte ein alter Slovak, und eines göttlichen Sauhirten beleibte Gemahlin drückte auf des Hirsches zierlichen Rücken. Dazu das Lachen der Menge, das Schmettern der Trompeten, das Quicken verstimmter Geigen, das Brüllen der auf dem Markte zerstreuten Thiere — und immer rasender flogen sie dahin im tollen Wirbel, Hurrah rufend und Hüte schwenkend. Ueber dem Ganzen, gluthgefärbt von den Brandstätten am Boden, ein dichter, wirbelnder Nebelschleier von Rauch, in dem die Gestalten noch seltsamer, noch geisterhafter, noch schwankender erschienen, schwankend selbst dann, wenn sie dir auch nicht, wie mir jener gutmüthige Bauer, entgegenkamen, dich am Arme packten und riefen: S' Bogom Kraljevice Marco! — Gott mit dir, Marco Kraljevic. —

Ja, der Name des kroatischen Helden, des nationalen Heros, lebt fort in Aller Munde. Bald schien es mir, in dessen Lager, bald in einem weiten, bunten Zigeunerkral zu stehen. Dazu hingen schwere, schwarze Wolken am Himmel und tiefe Dunkelheit deckte die von den Bränden entfernteren Strecken des weiten Platzes.

6.

Ich hatte mir schon in Wien vorgenommen, meinen Aufenthalt in Kroatien zu einem Ausfluge nach Venedig zu benutzen. Der Vollmond, welcher gegen Ende August eintrat, und die schönen mondhellen Nächte, die sich für diese Zeit hoffen ließen, schienen meinem Plane besonders günstig, wollte ich Nachts eine Gondelfahrt in den Lagunen machen und die magischen Wirkungen des Mondlichtes an den architektonischen Meisterwerken der Dogenstadt bewundern. Der Tag vor meiner Abreise sollte jedoch noch im Kreise alter und neu gewonnener Freunde heiter verlebt werden.

Früh Morgens schon fuhren wir nach Maximir, dem herrlichen Park des Cardinals, welcher, eine kleine halbe Stunde von Agram entfernt, in der That einer der reizendsten ist, den man sehen kann und nicht viele seinesgleichen im Kaiserstaate haben dürfte. Stattliche Alleen und reizende, vortrefflich angelegte und gepflegte Wege

führen über saftige Wiesen durch reizende Wäldchen bergauf, bergab zu köstlichen Ruheplätzen. Schwer wird es dem Besucher, aus der Menge idyllischer Partien und malerischer Fernsichten für eine oder die andere sich zu entscheiden. Da ist „die stille Hütte.“ Rebengewinde schlingen sich um ihre Thüre, um ihre Fenster, kriechen empor an der Treppe bis zu dem niedlichen Salon im ersten Stockwerk, winden sich um das Holzgeländer des Ganges, der um das Haus herumläuft, und ringeln sich an den Säulen empor bis über das Dach, das von diesen getragen wird. Große, unendliche Trauben hängen zwischen dem Weinlaub. Von der Höhe herab, eingerahmt durch die Rebengeländer des Ganges ist eine herrliche Aussicht nach waldigen Höhen und grünenden Wiesen. Da wurzelt die stolze, majestätische Eiche, die heimathliche Buche, die südliche Kastanie, da reift das Korn, da wächst der Mais, da blüht der Klee, in tausend Farben prangen duftende Blumen, die holde Rose, das liebliche Veilchen, die reizende Nelke, der bescheidene Nachtschatten und Vergißmeinnicht, das zarteste Blümchen. Drossel und Amsel singen in den Zweigen, hoch in den Lüften wirbelt die Lerche, die Wachtel ruft vom Felde, und vom Berge her tönt des Kukuks Morgengruß. Dazwischen klappert die Mühle, säuselt der Wald, und der Lufthauch, mit der Aeolsharfe kosend, weckt süßes Sehnen in der Brust. Da ist der „Nachtigallenhain“ mit seinen kühlen, schattigen Gängen, seinen schwermüthigen Plätzchen und Philomelens süßer Klage. Da ist „Bellevue“ mit dem unvergeßlichen Blick in die Ferne, da ist „das Schweizerhaus“ mit seinen niedlichen Bewohnern. Weiß ist hier alles Lebende, dem man begegnet. Weiße Tauben umschweben das Dach, weiße Hunde springen wedelnd heran, weiße Kaninchen hocken im Grase, der Hühner, Gänse und Enten zahllose Arten, weiß selbst sind Herr Truthahn und seine Gemahlinnen. Auch hier ist ein zierlicher, im Renaissance-Styl möblirter Salon, an den Fenstern freundliche Glasmalereien. In der „Meierei“, am entgegengesetzten Ende des Parkes, ist treffliche Milchwirthschaft. Die Thiere sind vorzüglich gehalten und der geräumige reinliche Stall, auf dessen Dach ein Schweizer als Wetterfahne steht, erinnert mitten in Kroatien an die schöne Meierei des Fürsten Liechtenstein in der Brühl, oder an die des Freiherrn v. Doblhof in Baden.

Nicht weit vom Meierhofe ist des Cardinals liebliches Sans-Souci, eine reizende Villa, wo derselbe einen Theil des Sommers zuzubringen pflegt. Sie ist nicht groß, doch verräth sich der feine Geschmack des geistvollen Kirchenfürsten in ihrer zierlichen Einrichtung nicht minder, als in den prachtvollen bildergeschmückten Sälen seiner erzbischöflichen Residenz in Agram. Unbeschreiblich ansprechend ist namentlich der Altar im Vestibul mit dem wundervollen Madonnenbilde und dem herrlichen Crucifix. Hier pflegt der Cardinal zuweilen die Messe zu lesen. Fesselnd ist auch der reizende Ausblick nach Juriaves von der kleinen blumengeschmückten Terrasse jenseits des Empfangzimmers.

So waren wir den ganzen Vormittag und weit über Mittag hinaus im Parke herumgefahren und herumgegangen. Vieler anmuthiger Plätzchen kann ich hier nicht gedenken, der Raum würde zu enge, und noch hatten wir manche Partien des Parkes nicht gesehen. So bestiegen wir denn noch den auf der Höhe erbauten Kiosk und seine mehrere Stockwerke hohe Warte, mit einem Blicke das ganze bezaubernde Gebiet zu

schauen. Dann lagerten wir uns nicht weit vom Eingang, wo der Mittagstisch gedeckt stand. Es war ein herrlicher Sommertag. Die Sonne sah vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel freundlich nieder zwischen dem dichten Laub der Bäume. Jenseits des Parkes auf der Straße, die wir deutlich wahrnehmen konnten, und die uns wohl bekannt war von der letzten Reise, herrschte ein munteres Leben. Da zog der Handwerksbursch fröhlich des Weges, Hirt und Heerde wandelten vorüber und im sausenden Galopp jagte des Landmanns Fuhrwerk weiter. Nirgend wohl sieht man so seltsame Bespannung. Der Bauer fährt meist vierspännig hier zu Markte, die zwei Vorderpferde aber nahezu zwei Ellen, etwas darüber oder darunter, je nach Gewohnheit seines Dorfes, vor dem unmittelbar an den Wagen gespannten Paare voraus und nur durch Riem- oder vielmehr Strickzeug mit letzterem zusammenhängend. So jagt er wie toll, blitzesschnell und Wolken Staubes hinter sich lassend. Wieder kam ein Trupp Zigeuner, Männer, Weiber und Kinder; zerlumpte, halbnackte braune Gestalten, ein buntes Getümmel. Sie hatten uns kaum erspäht hinter den Zweigen, da krochen sie herüber über den Parkgraben, schreiend und gesticulirend, das schwarze Haar wild über die Stirne hängend und mit glühenden, spähenden Blicken unheimlich uns anstarrend. Zudringlich bettelnd drängten sie sich an uns und umringten uns förmlich, die magern Arme nach uns streckend, unsere Hände fassend, um uns wahrzusagen und in kaum verständlichem Kauderwälsch unendliche Reden ergießend. Da gab es manch' edle regelmäßige Züge unter den Männern, manch' schönes, dunkelstrahlendes Auge, manche reizende Gestalt bei den Mädchen, bräunlichen Amoretten glichen die Kleinen, an Macbeth's Hexen mahnten die Alten. Wir gaben ihnen Geld, um das sie sich gierig balgten und die tollsten Sprünge machten. Mit Mühe waren sie loszubringen. Vorsichtig durchsuchten wir die Taschen, da wir sie noch im Auge hatten.

Bei Tisch war es heiter und lebhaft. Kroatische Gastfreundschaft hatte die Tafel bereitet. Toast folgte auf Toast, und manche Bruderschaft nahm hier ihren Anfang. Noch fuhren wir auf dem Teiche in reizender Frauen Gesellschaft, der Scherz flog von Munde zu Munde, die Schwäne zogen hinter uns her, allmälich sank der Abend auf das Gefilde.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, da wir heimwärts fuhren. Draußen auf der Straße, unter den Büschen im Graben lagerten die Zigeuner. Der Schlaf hatte sich auf sie herabgesenkt und löste die nimmer ermüdenden Glieder in sanften Schlummer. Des andern Morgens fuhr ich nach Venedig.

Die Beziehungen Oesterreichs zu den Donaufürstenthümern in den Jahren 1854 — 1857.

Von Alphons Graf Wimpffen, k. k. Oberstlieutenant.

II.

Die österreichische Truppenaufstellung gegen Serbien im Jahre 1854.

6.

Die Ereignisse waren mittlerweile mit Sturmeseile fortgeschritten.

Am 23 März überschritten die kaiserlich russischen Truppen in drei Colonnen die Donau. Die erste unter den Befehlen des Generalstabs-Chefs v. Kotzebue, aus 16 Bataillonen Infanterie, einer Cavalleriebrigade und 55 Geschützen bestehend, erreichte von Ibraila aus ohne Widerstand zu Gedschid unterhalb Matschin das bulgarische Ufer. Die Colonne des Centrums, 26 Bataillone stark, ging unter dem persönlichen Commando des Corps-Commandanten General-Adjutanten Lüders bei Galatz über den Strom. Der linke Flügel unter General Uschakoff, aus 12 Bataillonen gebildet, landete, von Ismail ausgehend, auf der vorspringenden Landspitze zwischen Isaktscha und Tultscha. Bei Sonnenuntergang waren 32,000 Mann über die Donau gesetzt.

Am 25. ward Isaktscha und Matschin, am 27. Hirsova beinahe ohne Widerstand besetzt. Am 29. war Babadagh in russischen Händen. Die ganze Operation hatte wenig über 300 Mann gekostet.

Am 30 März feierte der Oberfeldherr in Bukarest den Erfolg der russischen Waffen durch ein feierliches Te Deum.

Zu Anfang April standen die Vortruppen am Trajanswall, in wenigen Tagen war die ganze Linie des Walles von Rassova bis Küstendje von denselben besetzt.

Der russische Donauübergang, der wiederholten Mahnungen Oesterreichs ungeachtet somit erfolgreich durchgeführt, hatte einer russischen Streitmacht von 40 bis 50,000 Mann Bahn gebrochen, welche gegen Ende des Monats unter den Befehlen

des General-Adjutanten Lüders vollständig auf dem rechten, bulgarischen Donauufer Fuß gefaßt hatte.

Die Marschrichtung dieser Truppen wies bald unverkennbar darauf hin, daß der Besitz der Festung Silistria zunächst das Hauptaugenmerk der russischen Kriegführung bilde.

Ob nun die Gewinnung Silistria's nur Mittel zum Zwecke war, um weiteren Operationen einen gesicherten Stützpunct zu bieten — falls, wie man russischer Seits wohl Anfangs vermuthete, eine bloße Berennung dieses noch bei Beginn der Kriegsoperationen höchst mangelhaft befestigten und ausgerüsteten Platzes zum Ziele führte, — ob dieselbe, wie russische Stimmen in der Folge behaupteten, Selbstzweck war und nur einem aus politischen Motiven angetretenen Rückzuge zur Wahrung des Ansehens im Oriente und zur Ehre der Waffen, als Schlußeffect vorangehen sollte, — ist eine Frage, deren Entscheidung der Zukunft und einer geläuterten historischen Kritik vorbehalten bleibt.

Sollten auf den Besitz Silistria's weitere Operationen basirt werden, — sollte eine Vorrückung über den Balkan damals wirklich noch in den Plänen der russischen Heerführung gelegen sein, so muß man wohl billig vermuthen, daß dieselbe nicht minder ihre Boussole verloren hatte, wie dies der russischen Diplomatie vor Ausbruch des Krieges begegnet war. Die Lehren der Feldzüge 1828 und 1829 genügten, um darauf hinzuweisen, daß ein Offensivstoß in das Innere Bulgariens oder Rumeliens nur unter Mitwirkung einer die Armee beständig cotoyirenden und mit Herbeischaffung der Verpflegungsbedürfnisse und sonstiger Vorräthe, dann dem Nachschube der Verstärkungen betrauten Flotte denkbar ist, daher in dem damaligen Augenblicke nicht die geringste Chance eines Erfolges bot, in welchem die russische Seemacht nicht nur paralysirt, sondern das schwarze Meer von feindlichen Streitkräften besetzt war, die Spitzen der englisch-französischen Hülfsheere aber bereits türkischen Boden berührten, um kurz darauf an der Westküste Bulgariens Fuß zu fassen.

Bleiben daher auch die weiteren Absichten der russischen Heerführung vor der Hand noch in Dunkel gehüllt, so sind doch die Thatsachen selbst der Geschichte unzweifelhaft errungen.

Schon gegen Ende April hatte die völlige Räumung der kleinen Walachei unter Umständen begonnen, auf welche zurückzukommen wir noch späterhin Veranlassung finden werden.

Gleichzeitig wälzten sich russische Heersäulen in verschiedenen Richtungen theils auf dem rechten Donauufer aus der Dobrudscha, theils aus der walachischen Tiefebene gegen Silistria. — Letztere überschritten unter persönlicher Leitung des Fürsten Gortschakoff nach erfolgloser Beschießung der Werke vom linken Ufer aus den Strom bei Kalarasch, schräge der Festung gegenüber, und bezogen östlich von den dieselbe umgebenden Höhenzügen ein Lager. General Lüders traf am 16 Mai mit seinen Truppen von Hirsova vor Silistria ein. In der Nacht vom 17 auf den 18 Mai wurden die Laufgräben gegen das vorgeschobene Werk Arab-Tabia eröffnet.

Daß der verhängnißvolle Donauübergang nur das Signal zu weitausgreifenden Operationen sein sollte, war durch die Ankunft des Feldmarschalls Fürsten von

Warschau bei der Armee offenbar geworden, der sein Hauptquartier am 14 April in Jassy, am 22. in Bukarest aufschlug. Der Name des Feldmarschalls Paskiewicz war mit allen Erfolgen der russischen Kriegführung unter der Regierung des Kaisers Nicolaus auf das engste verknüpft, und dessen Berufung mußte somit klar darauf hindeuten, daß nicht nur der gesunkene moralische Muth der Armee wieder belebt und der durch die erlittenen Schlappen verschwundene Nimbus des orthodoxen Krieges mit neuem Glanze verklärt werden sollte, sondern daß die Erkämpfung großer und gewaltiger Erfolge mit in den Zielen der russischen Politik lag, durch welche der Ehrenkranz des greisen Führers am Abend seiner Tage um ein neues und wohl letztes Blatt vermehrt werden mochte.

Frankreich und England hatten inzwischen der entscheidenden That der Kriegserklärung militärische Maßnahmen folgen lassen, die beide Staaten bald in den Stand setzten, jene werkthätige Unterstützung der Pforte, welche bisher ausschließlich den Seekräften vorbehalten blieb, auf eine ausgedehntere militärische Basis zu übertragen.

Der energische Wille zur Fortführung des Landkrieges in der europäischen Türkei, der sich in den Bewegungen der russischen Armee seit Ueberschreitung der Donau kundgab, hatte in Paris und London bald der Ueberzeugung Eingang verschafft, daß die maritimen Kräfte allein nicht zureichten, um den Fortschritten der russischen Waffen Einhalt zu thun. Die Sendung eines Hülfscorps zum Schutze der zunächst bedrohten türkischen Provinzen war geeignet, nicht nur den Muth der Pfortenregierung zu heben und ihre nur zu leicht gelähmte Energie neu zu beleben, sondern auch den in Bulgarien unter Omer Pascha versammelten und durch Detachirungen in das durchwühlte Albanien und Thessalien geschwächten osmanischen Defensivkräften eine nicht zu verachtende Reserve zu schaffen.

Im Laufe der Monate April und Mai waren drei französische Armee-Divisionen unter dem Oberbefehle des Marschalls St. Arnaud und ein englisches Hülfscorps unter Lord Raglan nach dem Orient überschifft und in Gallipoli gelandet, von dort aus aber eine französische Cavallerie-Abtheilung als Vorhut sogleich nach Adrianopel gegen die Balkan-Linie vorgeschoben worden.

Um einer weiteren drohenden Zersplitterung der osmanischen Streitkräfte zu begegnen und die ganze Wehrkraft dort concentriren zu können, wo es galt, der russischen Invasion auf den entscheidenden Puncten die Spitze zu bieten, mußte der Zeitpunct der französisch-englischen Truppenverschiffung benutzt werden, um dem thessalischen Aufstande, der, bei weiterem Umsichgreifen in Flanke und Rücken der türkischen und alliirten Heere höchst nachtheilig wirken und zu schwächenden Diversionen verleiten konnte, schleunigst ein Ende zu machen.

Die Westmächte begriffen wohl (und der Erfolg hat ihre Voraussetzung bestätigt), daß dieses Ziel am sichersten zu erreichen sei, wenn die bereits üppig wuchernde Pflanze des Aufruhrs an der Wurzel vernichtet und ihr dadurch die Lebenssäfte abgeschnitten würden, welche ihr Emporkeimen begünstigt hatten.

Daß dieselben in dem jungen Königreiche Griechenland lagen, welches im eigenen allerdings wohlverstandenen Interesse den gegenwärtigen Augenblick für günstig hielt, um von den etwa siegreich kämpfenden russischen Waffen für die, wenn auch

nur indirecte Mitwirkung durch eine Gebietsvergrößerung und Ausdehnung seiner gegenwärtigen höchst unzweckmäßigen Nordgrenze belohnt zu werden, unterlag wohl keinem Zweifel. Fortwährende Zuzüge an Mannschaft aus den bewaffneten Grenzdistricten, Zuschübe von Waffen und Munition, werkthätige Unterstützung durch intelligente Officiere, die sich als Führer freiwillig dem Aufstande anschlossen, und welchen die Sendung des königlichen Adjutanten Tsavellas mit einem nicht unbedeutenden Gefolge einen beinahe officiellen Charakter verliehen hatte, endlich die offene Agitation, welcher sich die Presse des Königreiches mit leidenschaftlicher Heftigkeit hingab, wiesen nur allzu deutlich auf die Connivenz der griechischen Regierung mit dem Aufstande hin. Und so wie es seitens der europäischen Tagesorgane mehr als ungeschickt war, den Lenkern des hellenischen Königreiches aus Bestrebungen ein Verbrechen zu machen, welche von ihrem Standpuncte aus eben so natürlich als berechtigt waren, eben so sehr lag es im begreiflichen Interesse der Westmächte, die weitere Entfaltung dieser Tendenzen durch energische Maßnahmen zu verhindern.

Als demnach die mit der Athener Regierung gepflogenen diplomatischen Verhandlungen, denen der Abbruch der Beziehungen Griechenlands zur Pforte vorangegangen, nicht zu dem erwünschten Endziele führten, erhielt die auf der Fahrt nach den Dardanellen befindliche französische Armee-Division Forey Befehl, dem am 20 Mai abgelaufenen westmächtlichen Ultimatum durch eine militärische Demonstration gehörigen Nachdruck zu geben.

Der König wich der Gewalt — ein Ministerwechsel besiegelte die neue Richtung seiner Politik, und die französische Brigade Meyran nebst einer kleinen Abtheilung englischer Truppen blieb im Pyräus zurück, um über die Erfüllung des Versprechens gänzlicher Neutralität zu wachen und dem bei der Nation höchst unpopulären Ministerium Kalergi als einzige, aber mächtige Stütze zu dienen.

Wie erfolgreich diese Maßregel auf die Erreichung des angestrebten Zieles wirkte, bewies das successive Verlöschen und baldige Verglimmen des thessalischen Brandes, dem nunmehr die Nahrungsstoffe entzogen waren, und der kurz darauf in der Niederlage des Palikaren-Häuptlings Hadschi Petros sein Ende fand.

Die gewaltigen Maßnahmen, welche die kriegführenden Parteien trafen, um sich zu dem harten Zusammenstoß zu rüsten, den man damals auf den Feldern Bulgariens als nahe bevorstehend annahm, mußten in ihrer weiter greifenden Bedeutung die zwischen den Kämpfenden geographisch eingekeilten deutschen Mächte mehr und mehr aus der zuwartenden Haltung herausdrängen, die sie bis dahin — selbst nach der französischen Kriegserklärung — noch immer beobachtet hatten.

Die Stellung Oesterreichs namentlich war für alle Parteien damals von so entscheidender Wichtigkeit, daß jeder Ausspruch des kaiserlichen Cabinets, wie ungefähr vierzig Jahre früher bei Beginn des deutschen Befreiungskrieges, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Weltverhältnisse warf.

Das Protocoll vom 9 April, von sämmtlichen Mitgliedern der Wiener Conferenz mit Ausnahme Rußlands gezeichnet, fand daher einen so starken Widerhall in Europa, weil es nicht nur das in der Circulardepesche vom 21 Februar laut verkündigte moralische Einverständniß Oesterreichs und Preußens mit den Westmächten auch

nach Ausbruch des Krieges feierlich bestätigte und — die Aufrechthaltung der Integrität der Pforte als europäisches Princip anerkennend — die Nothwendigkeit einer Räumung der Donaufürstenthümer von Rußland wiederholt als nächsten Ausfluß desselben erklärte, sondern weil sich die vier unterzeichnenden Staaten zuerst collectiv verpflichteten, ohne vorhergegangene Vereinbarung unter sich keine Ausgleichung mit dem russischen Hofe zu treffen, welche mit diesen offen und wiederholt ausgesprochenen Grundsätzen im Widerspruche stände.

Die deutschen Mächte, die somit officiell in der Anschauung des Streitpunctes Rußland gegenüber auf demselben Standpuncte sich befanden, von welchem aus Frankreich und England ihm bereits thatsächlich feindlich entgegengetreten, wichen daher von den Seemächten nur noch in der Beurtheilung jener materiellen Mittel ab, welche der von ihnen gemeinsam ausgesprochenen Ansicht Geltung verschaffen sollten.

Um sich jedoch den Verbündeten auch hierin zu nähern und die Grundzüge ihrer Handlungsweise auf gleichartiger Basis festzustellen, schlossen Oesterreich und Preußen am 20 April ein Schutz- und Trutzbündniß ab, wodurch sie sich den Schutz ihrer gegenseitigen Territorien verbürgten und für den Fall einer etwaigen Mobilisirung von Streitkräften specielle militärische Vereinbarungen trafen. Alle deutschen Bundesstaaten sollten aufgefordert werden, diesem Bündnisse beizutreten, welchem jedoch erst der beigefügte Separat-Artikel volle Bedeutung verlieh. In demselben wurde der Ernst der Situation mit besonderem Hinblick auf die damalige Phase der orientalischen Verwickelung und die drohende Ausdehnung der russischen Kriegsoperationen erwogen und bereits Maßnahmen von Seiten Oesterreichs in Aussicht gestellt, um — vorderhand noch auf diplomatischem Wege — von Rußland die Einstellung jeder weiteren Vorrückung auf türkischem Gebiete und vollgültige Sicherheit für die schleunige Räumung der Fürstenthümer zu erlangen.

Zum ersten Male wurde in dem letzten Absatze jenes Zusatzartikels nicht mehr bloß durch die inspirirte Presse oder durch Circular-Noten und Depeschen, sondern in einem förmlichen Staatsvertrage die Eventualität einer Weigerung von Seite Rußlands in Erwägung gezogen und für diesen Fall die Möglichkeit ernsterer militärischer Maßnahmen in Aussicht gestellt. Dann sollten die Stipulationen des Schutz- und Trutzbündnisses in Kraft treten und jeder Angriff auf das Territorium einer der contrahirenden Mächte oder beider, durch die andern mittelst aller Militärkräfte, über die sie zu gebieten hatte, zurückgewiesen werden.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, wie scharf in dem Texte dieses Vertrages die Stellungen der beiden paciscirenden Mächte bereits ausgeprägt waren. Oesterreich, welches von Anbeginn der Krisis seinen Einfluß stets in derselben Richtung, jedoch Anfangs in weit milderer Form — bittend, rathend, abwehrend — bethätigt hatte, welches in der fernern Verwickelung der Ereignisse durch die Nichtachtung seiner Vorstellungen mehr und mehr auf die Seite der Gegner Rußlands hinüber gedrängt, dies bereits in officiellen Actenstücken ausgesprochen hatte; Oesterreich, welches bisher den seit einer Reihe von Monaten vorgenommenen Rüstungen durch die Beschränkung derselben auf die Südgrenze des Reiches noch immer eine bloß locale Bedeutung gegeben, trat durch den Vertrag vom 20 April zum ersten Male aus dem

engen Kreise heraus, den es seiner Action bisher gezogen hatte. Zögernd und widerstrebend schied es von den der defensiven Richtung seiner Politik und den seinen uneigennützigen Absichten so sehr zusagenden Friedenshoffnungen. Noch ließ es dem einstigen Verbündeten eine breite Bahn zum Rückzuge offen; allein entschieden hatte es in den Satzungen des Schutz- und Trutzbündnisses den festen Entschluß ausgesprochen, der bisherigen Mäßigung ein Ziel zu setzen, wenn sich Rußland beharrlich weigern sollte, durch eine endliche Schwenkung seiner übergreifenden Politik den offenbaren Interessen des Grenznachbars Rechnung zu tragen.

Die wahre Tragweite des Bündnisses vom 20 April trat durch die Wahl des kaiserlichen Bevollmächtigten erst recht hervor, der durch seine Namensunterschrift allein schon dem Vertrage den Stempel höherer militärischer Bedeutung aufdrückte. Die Sendung des Generalquartiermeisters der Armee Feldzeugmeister Frhr. v. Heß an das Hoflager nach Berlin sprach deutlich genug, um in ganz Europa und namentlich in Petersburg keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß die Entfaltung kriegerischer Vorkehrungen im Großen dem Sinne der kaiserlichen Regierung schon damals nicht fern lag. Der Abschluß einer besonderen Militärconvention zwischen beiden Staaten war der sprechendste Ausdruck dieser unverkennbaren Richtung der österreichischen Politik.

Man hat dieselbe allerdings sowohl damals als späterhin und selbst noch in unseren Tagen vielfach verketzert. Während einzelne Heißsporne unmittelbare Theilnahme am Kriege forderten, ohne zu beachten, daß Rußland von jenem Augenblicke an — in richtiger Erkenntniß, wie wenig sich seine bisherigen politischen Berechnungen bewährt hatten — mit staatskluger Vorsicht langsam, aber stetig zurückweichend und successive jeder Forderung des Wiener Cabinets gerecht werdend, demselben jeden Anlaß zur Kriegserklärung benahm, gab es im entgegengesetzten Lager der einsichtsvollen und gemäßigten Männer noch wenige, die es zu fassen vermochten, daß es nicht genüge, einmal in Zeiten schwerer Bedrängniß bei Löschung eines gefährlichen Brandes hülfreiche Hand geleistet zu haben, um sofort ungestraft die verzehrende Flamme selbst an das Haus des Nachbars legen zu dürfen! Hatte doch jene unbedingte Neutralität, die man Oesterreich in jenen Kreisen auch damals zumuthete, und welche es in allen orientalischen Complicationen seit dem Sistover Frieden nur allzu ängstlich beobachtet hat, den russischen Nachbar von der Dniester-Linie, die der hohe Sinn und helle Geist Joseph's II. im Vertrage von Jekaterinoslaw als Grenzlinie der beiden Machtgruppen festgestellt hatte, — in das dem westlichen Verbündeten zugewiesene Gebiet allmälich durch die Friedensschlüsse von Bukarest und Jassy bis an den Pruth und Sereth, durch jenen von Adrianopel schon an und über die Donaumündungen, im damaligen Kriege aber sogar bis an die untere Alt und den Timok geführt, während Oesterreich unbeweglich und regungslos in unseliger Zurückhaltung und Bescheidenheit auf der traurigen Basis von 1739 und 1791 stehen blieb! Konnte es denn diesen seltsamen Staatskünstlern entgehen, daß ein weiteres Vordringen der russischen Heere und ihrer Satelliten und die dadurch naturgemäß bedingte Ausdehnung der russischen Machtsphäre dieselbe gefahrdrohend den Brennpuncten der vitalsten Interessen Oesterreichs näher und näher rückte, bis endlich eine gerade Linie von Belgrad nach Krakau gezogen, die

halbe Monarchie dem russischen Einflusse preisgab und vom russischen Machtgebiete umklammern ließ!

Daß aber Oesterreich diese eingehaltene Richtung seiner Politik — so lange Rußland à cheval der untern Donau stehend, dem großen mitteleuropäischen Ländergebiete die Lebensadern unterband — auch als die einzige den deutschen Interessen zusagende erkannte und auch in der Folge consequent und energisch vertrat, dies konnten selbst seine Neider und Verkleinerer in und außer Deutschland nicht in Abrede stellen, so sehr sie auch die ruhige und mannhafte Haltung der ersten deutschen Großmacht mit ihrem Geifer zu bespritzen bemüht waren!

Daß diese Consequenz nach dem ersten, einmal genommenen Anlaufe bei weiterer Entwickelung der Ereignisse in dem Gebahren seines nunmehrigen Bundesgenossen und steten Nebenbuhlers auch diesmal zu vermissen war; daß die Macht, welche stets im Großen wie im Kleinsten ihren Platz unmittelbar neben Oesterreich — und in gleicher Höhe, beansprucht — in der Schwungkraft und Energie ihrer Politik die erstrebte Ebenbürtigkeit damals nicht kundgab, war ein abermaliges Mißgeschick für Deutschland, welches sich folgerichtig an die Kette von Unheil anreiht, das der Nation seit undenklichen Zeiten aus ihrer unseligen Zersplitterung und Zerfahrenheit erwachsen ist! Preußen bebte vor den Folgen des Schrittes, den es am 20 April freiwillig und gemeinsam mit Oesterreich gethan, in der Ausführung zurück und bestätigte durch seine ungewisse und schwankende Haltung nur zu sehr den Verdacht derjenigen, die in seinem Beitritt zu dem Staatsacte vom 20 April nur den Kappzaum erblickten, den es dem entschlosseneren Alliirten im entscheidenden Augenblick zuzuwerfen im Sinne hatte! Die Kleineren im Bunde aber bewiesen durch ihr Vorgehen von neuem, daß der verhängnißvolle Geist der Kleinstaaterei und Opposition noch üppig fortwuchere, der seit den Zeiten der Salier und Hohenstaufen als rother Faden durch alle Phasen der deutschen Geschichte sich hinziehend, im westphälischen Frieden staatsrechtlich sanctionirt, zuletzt in den Ungeheuerlichkeiten des Fürstenbundes und Rheinbundes die Culmination erreichte und durch letzteren, wenngleich in tiefster Erniedrigung vor dem Götzenbilde Napoleonischer Herrlichkeit versunken, dem langsam untergrabenen Prachtbau der Kaisermacht den letzten Stoß versetzte!

Die Bamberger Note, zu Ende Mai in einer Conferenz zwischen den Gesandten der deutschen Mittelstaaten als Antwort auf die von Oesterreich und Preußen am 23 Mai an den Bundestag gerichtete Vorlage vereinbart, war ein trauriges Wahrzeichen jener engherzigen Politik. Ein neues Spiegelbild alten und, wie es leider scheint, unsterblichen deutschen Jammers, mochte sie dem österreichischen Cabinet zum Anhaltspuncte dienen, welche Unterstützung die deutschen Regierungen der Macht zu widmen gewillt waren, die damals, wie von altersher als Schwert- und Bannerträger Deutschlands zur Wahrung seiner Ehre und seiner Interessen die alte Kaiserfahne vorantrug!

Oesterreich ließ sich indeß durch den Kleinmuth und den passiven Widerstand seiner Bundesgenossen nicht abhalten, auf der betretenen Bahn rüstig voranzuschreiten und dem ernsten Texte des Aprilvertrages thatsächlich Nachdruck zu geben.

Die Fortschritte der russischen Kriegsoperationen in Bulgarien und der zunehmende Ernst, mit welchem um Ende Mai und Anfangs Juni die Belagerung der Festung Silistria betrieben wurde, mußten der österreichischen Regierung die Ueberzeugung einflößen, daß die ernste Mahnung, die in dem Separatartikel des Aprilvertrages lag, in dem russischen Cabinet entweder ungehört verhallt war oder von demselben absichtlich überhört wurde.

Sollten daher jene Worte mehr als leere Drohungen sein, so mußte ihnen eine energische That den Stempel wahrer Bedeutung aufdrücken.

Nach beinahe sechswöchentlicher Zögerung, — der noch stets vorwaltenden Rücksicht auf alte Freundschaftsbande zum Opfer gebracht, — entschloß sich Oesterreich an Rußland jene denkwürdige Aufforderung zu richten, welche seither in der diplomatischen Geschichte jener Tage unter dem Namen der „Sommation“ vom 3 Juni das Bürgerrecht erlangt hat. Diese Aufforderung, in dem Aprilvertrage bereits angebahnt, sollte eine letzte friedliche Mahnung enthalten, den russischen Kriegsoperationen auf türkischem Gebiete ein Ziel zu setzen und das widerrechtlich besetzte Territorium der Fürstenthümer zu räumen.

Daß die Wahl des angemessenen Zeitpunctes noch immer dem Kaiser Nicolaus überlassen blieb, daß die Depesche an den Grafen Esterhazy (in welche, als in die mildeste diplomatische Form, jene Aufforderung eingekleidet war) sich noch immer an die persönlichen Gesinnungen des russischen Monarchen wendend, nur schleunige und bestimmte Angaben über den „genauen und hoffentlich nicht fernen“ Zeitpunct jener Räumung forderte, mag als Beleg für die so vielfach verkannte Mäßigung dienen, welche in dieser leidigen Epoche das schrittweise aber unaufhaltsame Vorgehen des kaiserlichen Cabinets kennzeichnete.

Wenn der österreichische Minister in jener Depesche den Zustand der Dinge, dessen Beendigung er im Namen seines Gebieters von der Weisheit des russischen Monarchen zum letzten Male dringend erbat, eine unerschöpfliche Quelle des Unheils für Oesterreich und Deutschland nannte, so war auch hierdurch dem preußischen Cabinet, welches sonst so gerne als Anwalt deutscher Interessen in den Vordergrund trat, jede Möglichkeit benommen, dem von Oesterreich gethanen Schritte seine Unterstützung zu entziehen.

Frhr. v. Manteuffel richtete daher, allerdings zögernd und um mehr als eine Woche später, am 12 Juni ein Schriftstück, wenn auch in weniger nachdrucksvoller Sprache abgefaßt, an den preußischen Gesandten in St. Petersburg.

Durch eine Recrutenaushebung von 95,000 Mann und das gleichzeitig ausgeschriebene Nationalanlehen von 500 Millionen nunmehr mit den materiellen Hülfsmitteln vollkommen ausgestattet, um die entschiedene Richtung ihrer Politik auf erweiterter Grundlage zu verfolgen, sah sich die kaiserliche Regierung zu neuen diplomatischen Maßnahmen veranlaßt, die in ihrer consequenten Durchführung als nothwendige Ergänzung der bereits zu Petersburg eingeleiteten Schritte betrachtet werden mußten.

Der drohende Ernst der Situation, die eigenthümliche Richtung, welche die orientalische Verwickelung zu nehmen drohte, die Ansammlung immer größerer Streit-

kräfte der europäischen Mächte auf dem benachbarten türkischen Gebiete mußten Oesterreich die Pflicht stets dringender nahe legen, seine bedrohten Interessen auf jenem vielfach ausgebeuteten Terrain mit thatsächlichen Mitteln zu wahren, wenn es nicht überflügelt und auf dem Boden, welcher seiner Action in entscheidenden Momenten zunächst angehört, durch die Macht der Ereignisse allmälich gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden wollte.

Schon Ende Mai hatte die österreichische Regierung von der Pforte die Autorisation erhalten, einzelne Theile des türkischen Territoriums durch kaiserliche Truppen zu besetzen.

Im Hinblick auf den damals noch nicht ganz erloschenen Aufstand in Epirus war es zunächst die Occupation von Arta und Prevesa durch maritime Streitkräfte und eine Vorrückung in Albanien und Montenegro, die den österreichischen Staatslenkern vorschwebte, da in letzterem Ländchen namentlich sich erneuert der Geist gewaltsamer Uebergriffe durch Einfälle in benachbarte herzegovinische und albanische Nahien kundgab, die nach einem vom russischen Obersten Kowalewsky entworfenen Plane unternommen, in jüngster Zeit mehrfach mit Erfolg gekrönt wurden.

In der Antwort, welche Reschid Pascha am 24 Mai dem kaiserlichen Internuntius Frhr. v. Bruck auf seine diesfälligen vertraulichen Eröffnungen zukommen ließ, lag bereits der Wunsch der Pforte ausgesprochen, dem hierüber stattgefundenen Notenwechsel im Bedarfsfalle durch den Abschluß einer förmlichen Convention bindende Kraft zu geben.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Pforte auf die österreichischen Anerbietungen einging, das Vertrauen, mit dem sie dieselben entgegennahm, und welches sich im grellsten Widerspruche mit ihrer gewohnten Haltung gegen den Nachbarstaat sofort in den umfassendsten Instructionen an die Localbehörden wie nicht minder an den Civil-Commissär in Epirus Fuad Effendi äußerte, waren bereits Früchte der günstigen und mächtigen Einwirkung, welche die hervorragende Persönlichkeit des kaiserlichen Internuntius während seiner kaum einjährigen Wirksamkeit in Constantinopel geübt, und die sich bis zu dem Zeitpuncte consequent steigerte, in dem höhere Staatsinteressen die Berufung dieses reich begabten Staatsmannes in den Schooß der Centralregierung erheischten.

Nachdem der Divan den Pforten-Commissär in Albanien, so wie die Pascha's von Scutari, Janina, Trikalà und Larissa von dem bevorstehenden Erscheinen kaiserlicher Kriegsschiffe in den Gewässern von Arta und Prevesa, wie nicht minder von der beabsichtigten Vorrückung der im Kreise Cattaro concentrirten Truppen in die nächstgelegenen Gebiete Albaniens in Kenntniß gesetzt und für den freundlichsten Empfang dieser Streitkräfte vorgesorgt hatte, erließ er noch am 14 Juni die Ermächtigung an den General-Gouverneur von Bosnien und der Herzegovina, Churschid Pascha, mit dem k. k. FML. und Gouverneur-Stellvertreter in Dalmatien, Frhr. v. Mamula, wegen eventuellen Einrückens kaiserlicher Truppen von Ragusa aus in das Innere des durch die Montenegriner beständig bedrohten Ejalets von Bosna Serai das nöthige Einvernehmen zu pflegen und den Einmarsch nach eigenem Ermessen zu erbitten.

Allein die Vorkehrungen der Westmächte und die Occupation Griechenlands waren diesmal den österreichischen Maßnahmen zuvorgekommen. Das Ziel der Erstickung des epirotischen Aufstandes war erreicht, das gährende Montenegro paralysirt und in unfreiwillige Ruhe gebannt. Den österreichischen Fahnen sollte aber so wenig als in Serbien Gelegenheit geboten sein, den Doppeladler in den Thälern Bosniens zu entfalten und die kaiserliche Flagge in den südalbanischen Gewässern auf Zinnen aufzupflanzen, welche, wie jene von Prevesa und Butrinto, den geflügelten Löwen bis zu dessen letztem Hauche gehorcht und, statt mit der venetianischen Erbschaft naturgemäß Oesterreich anheimzufallen, nebst anderen wichtigen Puncten an derselben Küste von der Pforte stillschweigend verschlungen wurden, in den Verhandlungen des Wiener Congresses so wenig in Berücksichtigung gezogen waren, als die einst von der Republik Ragusa zum eigenen Schutze gegen das übergreifende Venedig den Osmanen abgetretenen Landzungen von Klek und Suttorina!

An jenem nämlichen 14 Juni, an welchem den türkischen Machthabern in Bosnien die Vollmacht ertheilt wurde, das Einrücken österreichischer Truppen nach eigenem Ermessen zu erbitten, war in Constantinopel selbst ein weit wichtigerer Staatsact zu Stande gekommen. Der kaiserliche Internuntius und der türkische Minister des Aeußern schlossen auf dem Kiosk Reschid Pascha's zu Bajadschi-Kiöi jene wichtige Uebereinkunft, welche, den kaiserlichen Truppen den Einmarsch in die so lange vernachlässigten Donaufürstenthümer eröffnend, füglich als der Beginn einer neuen Aera in der orientalischen Politik Oesterreichs betrachtet werden konnte und daher von allen wahren und warmen Freunden des Kaiserstaates damals mit freudiger Begeisterung begrüßt wurde.

Durch diesen Staatsact war die neue und entschiedene Richtung der österreichischen Politik nunmehr definitiv besiegelt.

Ein naher und nächster Zweck der gewaltigen österreichischen Truppenaufstellungen war darin klar ausgesprochen, die militärische Besetzung eines ausgedehnten und wichtigen Theiles des osmanischen Reiches die erklärte Absicht Oesterreichs und die Ausführung desselben nur noch eine Frage der Zeit.

Zu Anfang Mai war, wie bereits erwähnt, der Allerh. Befehl zur Verlegung der Observationstruppen von der unmittelbaren Grenze Serbiens in gesündere Gegenden und erweiterte Dislocationen erlassen worden.

Hierzu sollten zunächst die von der Fruška Gora und dem Werdnik-Gebirge durchzogenen Gebiete Syrmiens, dann die gebirgigen Theile des Banates und der dortige Aerarial-Montan-District benutzt, das 9. Armee-Corps aber in die hügeligen Gegenden um Fünfkirchen verlegt werden und eine Brigade desselben abwechselnd ein zu errichtendes Zeltenlager beziehen. Bevor jedoch diese Dispositionen noch zur Ausführung kamen, erhielt das 9. Armee-Corps um Mitte Mai die Weisung zum Abmarsche nach Siebenbürgen; zugleich wurde der Dislocationswechsel des serbisch-banater Armee-Corps aufgehoben und dasselbe, wie nicht minder die vom Banus von Kroatien befehligten Truppen unter das von Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Albrecht geführte Commando der III. Armee gestellt, letztere aber, aus dem 9. bis 12. Infanterie- und einem Cavallerie-Corps bestehend, gleichzeitig auf den vollen Kriegs-

stand versetzt und die Verstärkung der VI. Armee in Galizien durch zwei Infanterie- und ein Cavallerie-Corps angeordnet.

Das 9. Armee-Corps trat Ende Mai den Marsch nach Siebenbürgen an; das Hauptquartier wurde nach Kronstadt verlegt. Die gleichzeitige Absendung des zur Beschießung Belgrads bestimmten Belagerungsparks nach der Festung Carlsburg war ein sichtlicher Fingerzeig, daß um diese Zeit jede Absicht einer Offensiv-Operation gegen Serbien österreichischer Seits gänzlich aufgegeben war.

Dennoch schien man sich im benachbarten Fürstenthume noch lange nicht von dem Schrecken erholen zu können, den die Vorbereitungen zum Save-Uebergange daselbst erweckt hatten, und arbeitete energisch an der Vervollkommnung der Rüstungen fort, deren Natur und steigende Entwickelung wir in einem früheren Abschnitte zu schildern versuchten.

Wie daselbst erwähnt, waren jene Rüstungen erst gegen Ende Mai zu hinlänglicher Reife gediehen, um bedeutendere Concentrirungen der mittlerweile einexercirten und bewaffneten regulären Milizen zu ermöglichen. Zunächst der Grenze hatten solche in größerer Anzahl bei Dragaša nächst Grozka und um Schabatz stattgefunden, wo der Commandant der in der Stärke von 5—6000 Mann versammelten Streitkräfte, Jefrem Nenadović am 2 Juni eine äußerst kriegerische Anrede an die Nationalgarde jener Stadt hielt, in welcher sie zu verzweifeltem bewaffneten Widerstande gegen jeden feindlichen Angriff aufgefordert wurde.

Gegen Ende Mai war die Nachricht von dem Einrücken österreichischer Truppen verbreiteter als je, und die herrschende Besorgniß sprach sich nicht nur in einer gedrückten Stimmung, sondern auch noch thatsächlich in bedeutenden Waffenlieferungen und Zufuhren aus Bosnien und in einem trotz dem erschwerten Grenzübertritt gesteigerten verdächtigen Verkehre der Serben auf beiden Donau- und Save-Ufern aus. Und als im Monat Juni die Verschiffungen größerer Truppenkörper begannen, welche donauabwärts nach Orsova und von da in die Walachei und nach Siebenbürgen bestimmt waren, da bemächtigte sich der fürstlichen Regierung ein so panischer Schrecken, daß alle Aufsichts- und Vertheidigungsmaßregeln an der Grenze verschärft und an die Behörden der strengste Befehl zum Widerstande gegen jeden etwaigen Landungsversuch erging.

An den Verschanzungen bei Zbrelo an der Mlava wurde mit verdoppeltem Eifer gearbeitet, und während der Fürst Alexander in Semlin dem Erzherzog Albrecht gelegentlich dessen Rundreise zur Besichtigung der seinem Commando unterstellten Truppen die friedlichsten und freundschaftlichsten Versicherungen ertheilte, war der Schweizer Orelli in Maidanpek mit dem Gusse von Kanonenkugeln rastlos beschäftigt und sandte noch am 11 Juni große Quantitäten aus der Gießerei nach Belgrad ab.

Die seit Monaten systematisch aufgereizte Volksstimmung gegen den Grenznachbar trat noch immer, hie und da selbst in den rohesten Ausbrüchen, zu Tage und culminirte während der griechischen Pfingstfeiertage an der Skella Savica nächst Klenak in einer auf österreichischem Gebiete stattgefundenen bedeutenden Rauferei, an der gegen 500 bewaffnete Serben unter Commando des Majors Jovan Milanović theil-

nahmen, und welche nebst zahlreichen Verwundungen, ohne das energische und tactvolle Auftreten der österreichischen Behörden, wohl ernstere Folgen nach sich gezogen hätte.

Die Verbreitung eines apokryphen Manifestes des Fürsten von Warschau an die orthodoxen Christen in der europäischen Türkei, welches in den glühendsten und exaltirtesten Ausdrücken verfaßt, um Mitte Juni in serbischer und bulgarischer Uebersetzung die Runde im Fürstenthume machte, trug, wenn auch in seiner Fassung den Stempel der Unechtheit tragend und ohne Zeit und Ortsdatum ausgestellt, dennoch nicht wenig dazu bei, die unwissende Bevölkerung noch mehr zu fanatisiren.

Fürst und Ministerium überstürzten sich in ihren Mißgriffen, namentlich, als Ersterer durch die schwere Erkrankung des Ende Mai von einem Schlaganfalle heimgesuchten verständigen und gemäßigten Wojwoden Knićanin seiner besten und festesten Stütze beraubt wurde. Ein Spielball der extremen Parteien, ließ sich der schwache Regent kurz darauf zur Absendung eines unter dem Einflusse des französischen Generalconsuls Ségur und seiner Parteigenossen Garaschanin und Marinović zu Stande gekommenen Memorandums an die hohe Pforte verleiten, welches, die höchste Feindseligkeit gegen Oesterreich athmend, die suzeräne Macht im Einklange mit den Westmächten zu entschiedener Abwehr gegen die angeblich drohende Occupation Serbiens durch österreichische Truppen vermögen sollte. — Lag in diesem Schritte allein schon ein gänzliches Verkennen der damaligen Parteistandpuncte auf der großen politischen Weltbühne, welche in der Convention vom 14 Juni zwischen Oesterreich und der Pforte einen so sprechenden Ausdruck fanden, so war es nebstbei unklug, den mächtigen Grenznachbar zu reizen und überdies unnöthig zu beleidigen, da durch eine officielle Eröffnung Reschid Pascha's dem Fürsten schon am 1 Juni kundgemacht war, daß die Pforte in eine Besetzung Prevesa's und Arta's und in eventuellen Fällen auch Albaniens und Montenegro's durch österreichische Truppen gewilligt, während Bosnien, die Herzegovina und Serbien von jeder Occupation verschont bleiben sollten. Diese Begünstigung ward in jenem Erlasse allerdings durch eine gänzlich passive Haltung des Fürstenthums bedingt; allein hierüber hatte der Fürst auch in neuester Zeit wiederholt dem österreichischen Generalconsul die bündigsten Zusicherungen ertheilt.

Dennoch schleuderte das serbische Ministerium das mehrerwähnte Memorandum in die Welt. Die österreichische Regierung konnte nicht umhin, durch das Organ ihres Vertreters in Serbien ihr ernstliches Befremden über diesen Schritt und namentlich über die beleidigenden Ausdrücke auszusprechen, in denen das Document abgefaßt war. Wenn nun Fürst Alexander in der Antwortsnote, die er von Kragujevatz am 22 Juni an den Oberstlieutenant Radosavljević erließ, als einzige Entschuldigung für sein Vorgehen anzuführen vermochte, daß jenes Actenstück nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, nur durch Versehen seinen Weg in die europäische Presse gefunden, so muß man billig fragen, ob die seltsame Naivetät dieser Ehrenrettung nicht noch mehr Wunder nehmen dürfe, als die Tactlosigkeit jener Publication selbst.

Die Kunstgriffe der fürstlichen Kanzlei verfehlten jedoch diesmal ihren Zweck um so mehr, als der kaiserlichen Regierung über die Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit der serbischen Machthaber ohnehin kein Zweifel mehr bleiben konnte.

Oesterreich, welches jeden Plan eines aggressiven Vorgehens gegen das Fürstenthum längst aufgegeben hatte, entschloß sich demnach, den störrigen Grenznachbar das Gewicht seiner Mißstimmung durch ernstere Maßregeln fühlen zu lassen.

Durch eine wesentliche Erschwerung des Grenzverkehrs wurden die Interessen des Fürstenthums auf das empfindlichste berührt, der Uebertritt über die Grenze für Civilpersonen auf das Visa des österreichischen Generalconsuls beschränkt, den Militärs aber gänzlich untersagt. Das Waffenausfuhrverbot wurde neuerlich strengstens eingeschärft und diese Maßregel so lange aufrecht erhalten, als die Spannung mit der fürstlichen Regierung währte — nämlich bis das freundliche Einvernehmen nach gänzlicher Einstellung der serbischen Rüstungen hergestellt und zu Anfang August durch einen Ministerwechsel in Belgrad bekräftigt wurde.

Während somit Oesterreich durch die Sperrung seiner südöstlichen Grenze der Wirksamkeit vorderhand ein Ende gemacht, welche es auf jenem beschränkten Schauplatze politischer Thätigkeit entfaltet hatte, war es im Großen mit kühnen Schritten auf der Bahn fortgewandelt, die es durch den Aprilvertrag betreten und durch die Mobilisirung seiner Armeen unverkennbar bezeichnet hatte.

Die kaiserlichen Truppen, die Reichsgrenze von Krakau bis Cattaro in einem ungeheuren Gürtel umspannend, harrten mit kriegsmuthiger Spannung der Befehle ihres Kriegsherrn, die zunächst von der Fassung der russischen Antwort auf die „Sommation" abhängen mußten.

Um jedoch schon im vorhinein den nöthigen Einklang in der Leitung der künftigen eventuellen Operationen zu erzielen und den ganzen Ernst der kriegerischen Maßnahmen Oesterreichs durch einen neuen gewichtigen Act zu verkünden, vereinigten Se. Majestät der Kaiser mit Allerh. Entschließung d. d. Laxenburg 21 Juni die mobilisirte III. und IV. Armee unter einem gemeinsamen Obercommando.

Der Generalquartiermeister der Armee, FZM. Frhr. v. Heß ward mit dem Oberbefehle über beide Heere betraut.

Bereits wenige Tage darauf, am 26 Juli, erließ der neu ernannte Oberfeldherr an das serbisch-banater Armee-Corps den Befehl, sich zum Einmarsche in die Walachei bereit zu halten.

Mittheilungen und Berichte.

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie. *) Wie die Begründung der Weltausstellungen einerseits eine tiefe Einsicht in die Bedürfnisse der heutigen Civilisation zeigt und selbst nur Angesichts des ungeheuren Aufschwunges durchführbar war, welchen das Verkehrsleben in unseren Tagen erreicht hat, so haben die Weltausstellungen andererseits wieder auf die Hebung der Cultur, namentlich dadurch eine mächtige Rückwirkung geäußert, daß sie einen klaren Einblick in die Stellung verschafften, welche die einzelnen Staaten und Völker auf den verschiedenen Gebieten des geistigen und volkswirthschaftlichen Lebens zu einander einnehmen.

Oesterreich hat an den bisherigen Weltausstellungen, namentlich an der zweiten Weltausstellung in London im J. 1862, in ehrenvoller Weise sich betheiligt und an den Ehrenpreisen der internationalen Jury, an den Medaillen und ehrenvollen Erwähnungen reichlichst participirt.

Eine unbefangene Vergleichung der Leistungen Oesterreichs mit jenen der übrigen Länder hat indeß gezeigt, und die Beisätze, mit welchen die internationale Jury in jedem Falle ihr Verdict motivirt hat, bestätigen die Wahrnehmung, daß die österreichischen Erzeugnisse ihren Erfolg vorzugsweise nur ihrer Solidität und Preiswürdigkeit verdanken, dort jedoch, wo es sich um das geistige Element der Arbeit, um den Einfluß der Kunst und des guten Geschmackes handelt, sohin vorzugsweise auf dem Gebiete der Kunstindustrie, mit Ausnahme weniger Ateliers, hinter den Leistungen Frankreichs und Englands weit zurückstehen. Die Bemerkungen, mit welchen die internationale Jury einige Lobsprüche der Formgebung begleitet hat, „sehr schön für Böhmen", „vortrefflich für Ungarn" sind in dieser Beziehung kaum zu mißdeuten. Sie weisen vielmehr deutlichst darauf hin, daß auch die billigste und solideste Waare heutzutage auf dem Weltmarkte nicht concurriren kann, wenn sie einer geschmackvollen Form und Zeichnung entbehrt.

Blickte man nun auf das in diesem Puncte weit vorgeschrittene Ausland, so zeigte sich, daß Frankreich, dessen Leistungen an gefälliger Form und geschmackvoller Anordnung die Arbeiten aller anderen Nationen übertreffen, diese Suprematie nicht

*) Vergl.: Die Museen für Kunstindustrie und der Anschauungsunterricht für Kunst. Von Professor R. v. Eitelberger. Oesterr. Revue 1863. I. Bd. S. 279—297.

so sehr dem „angebornen Geschmacke der Franzosen", als vielmehr einem hundertjährigen sorgfältigen Kunstunterrichte zu verdanken hat. Frankreich steht auf der Höhe der Geschmacksrichtung unserer Zeit, weil es das Verständniß jenes monumental-exemplarischen Momentes bewahrt hat, durch welches die Denkmäler und Erzeugnisse des classischen Alterthums bleibende Bedeutung für die Menschheit besitzen und gleichzeitig alle jene Stylarten, welche im Laufe der Zeiten zur Herrschaft gelangt sind, cultivirt und sich bemüht hat, in den Formen aller Jahrhunderte das Kunstgesetz aufzusuchen und festzustellen.

Richtet man den Blick auf England, welches sich bei der ersten Ausstellung von 1851 bezüglich der geschmackvollen Form der Erzeugnisse von Frankreich weitaus überflügelt erkannt hatte, bei der letzten Weltausstellung dagegen in vielen Zweigen erfolgreich rivalisirte, so zeigte sich, daß diese enormen Fortschritte jenen Bestrebungen und Institutionen zuzuschreiben waren, welche in England seit zwölf Jahren mit einem ungeheuren Kraft- und Kostenaufwande zur Erweiterung des Zeichnenunterrichtes und zur Förderung eines geläuterten Anschauungsunterrichtes in der Kunst unternommen worden sind. In der Reihe dieser Institutionen nimmt nach dem allgemeinen Urtheile das South Kensington Museum, welches gegenwärtig einen europäischen Ruf genießt und alle Zweige der Kunst und Wissenschaft, welche auf die Kunstindustrie Einfluß üben, umfaßt, einen hervorragenden Rang ein.

Wenn die Vergleichung der österreichischen Expositionen mit jenen Frankreichs und Englands im Ausstellungspalaste zu Brompton die Mängel und Gebrechen klar hervortreten ließ, welche der österreichischen Industrie, insbesondere der Kunstindustrie anhaften, so stellte sich andererseits in dem benachbarten South Kensington Museum auch sofort das Mittel und Vorbild dar, um durch die nähere Verbindung der Kunst mit der Industrie die Concurrenzfähigkeit der österreichischen Producte für die Folge zu erhöhen.

Dem vielfach tief empfundenen Bedürfnisse, daß auch „in Oesterreich etwas Verwandtes entstehen müsse", wurde durch das Allerh. Handschreiben Sr. Maj. des Kaisers an Se. k. k. Hoheit Herrn Erzherzog Rainer vom 7 März 1863 entsprochen, indem die Gründung eines „Museums für Kunst und Industrie" nach dem Muster des South Kensington Museum angeordnet wurde.

In der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß solche Maßnahmen, welche entweder nur für das feingebildete Publicum oder nur für künstlerische oder gewerbliche Kreise berechnet wären, den beabsichtigten Erfolg nicht erreichen würden, erhielt das neue Museum, dessen Statuten unterm 31 März l. J. Allerh. Orts genehmigt wurden, die Aufgabe, durch die erleichterte Benutzung jener Hülfsmittel, welche die Kunst und Wissenschaft in reichem Maße bieten, in erster Linie auf die Förderung der kunstgewerblichen Thätigkeit, gleichzeitig aber auf die Läuterung der Anschauung und Bildung des Geschmackes einzuwirken.

Dieser Bestimmung entsprechend hat das Museum Objecte aus allen Zweigen der Kunst und Kunstindustrie zu umfassen, welche geeignet sind, die Industriellen auf die Bedeutung der Kunst und die Mannichfaltigkeit ihrer Zweige, auf die Verschiedenheiten der Technik und auf neue Erfindungen aufmerksam zu machen, und zwar im

Originale oder in Copien. Denselben Zwecken soll ferner eine Fachbibliothek dienen, in welche nur solche Werke Aufnahme finden, welche entweder durch Abbildungen oder durch historische, künstlerische oder wissenschaftliche Erläuterungen die Aufgaben des Museums zu fördern geeignet erscheinen.

Die Gegenstände der Kunst und Kunstindustrie, welche in dem Museum zur Aufstellung kommen, gelangen zum großen Theile auf dem Wege der Entlehnung dahin. In dieser Richtung hat Se. Maj. der Kaiser die eigenen Sammlungen seines Privatbesitzes und des Allerh. Hofes (die k. k. Hofbibliothek, das Depôt der k. k. Bildergalerie am Belvedere, die Vorräthe an Tapeten und Mobilien der Hofburg und der k. k. Schlösser Schönbrunn, Laxenburg &c., das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet, die Ambraser-Sammlung, die Schatzkammer &c.), ferner jene des k. k. Arsenals, der Wiener Universität, des polytechnischen Institutes, so wie der übrigen öffentlichen Anstalten in der Weise zur Verfügung gestellt, daß aus denselben beliebige als geeignet erkannte Gegenstände unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes dargeliehen und bei ihrer Zurückstellung nach Bedarf gegen andere umgewechselt werden. Gleichzeitig hat Se. Majestät in jenem Handschreiben die Zuversicht ausgesprochen, daß auch die Spitzen und Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit, die städtischen und gewerblichen Corporationen, so wie das übrige besitzende Publicum die eigenen Kunstanstalten und Sammlungen in gleicher Weise dem Museum nutzbar machen werden. Diese Zuversicht wurde durch den Erfolg glänzend gerechtfertigt, und die Expositionen des Museums zeigen, daß Oesterreich auch an Kunstwerken keineswegs einen Mangel hat, vielmehr eine Reihe von glänzenden Kunstschätzen beherbergt.

Neben diesem Wege der leihweisen Erwerbung von Kunstschätzen soll jedoch auch auf die eigenthümliche Erwerbung geeigneter Objecte der Kunst und Kunstindustrie, durch Schenkung, Vermächtnisse, Ankauf, Tausch, so wie auch durch Erzeugung innerhalb der Anstalt selbst (Photographie und Gypsguß) Bedacht genommen werden. Zu letzterem Behufe ist mit dem Museum eine photographische Anstalt und eine Gypsgießerei in Verbindung gesetzt. Die in diesen beiden Anstalten erzeugten Gegenstände dienen indeß nicht bloß in Hinsicht auf die Zwecke des Museums zur Vermehrung und Ergänzung der Sammlungen, sondern auch als Vorlagen für die Kunst-, Real- und Gewerbeschulen des ganzen Reiches (mögen dieselben Staatsanstalten sein oder nicht), so wie für Fabrikbesitzer und Gewerbtreibende, Künstler und Fachgelehrte.

Außer seiner Hauptaufgabe, durch Vorführung von Meisterwerken der Kunst und Kunstindustrie vergangener Jahrhunderte den Geschmack zu bilden, soll das Museum den österreichischen Industriellen Gelegenheit bieten, besonders ausgezeichnete moderne Arbeiten, welche in das Gebiet desselben gehören, daselbst zeitweilig auszustellen. Zu diesem Behufe werden die angebotenen Gegenstände einer Prüfung unterzogen, und es finden nur jene Erzeugnisse der Kunstindustrie Aufnahme, welche sich durch Schönheit der Form und der Verzierung, so wie durch vollendete Ausführung auszeichnen.

In Betreff der Benutzung der Sammlungen ist die größte Liberalität zum obersten Grundsatze erhoben. Denn nicht der Mangel an öffentlichen Kunstsammlun-

gen, sondern ihre beschwerliche Zugänglichkeit war die Hauptursache, warum Oesterreich in diesem Puncte hinter dem Auslande so weit zurücksteht.

Die Liberalität in der Benutzung des Museums muß sowohl den allgemeinen Besuch als das Studium, das Arbeiten und Nachzeichnen betreffen. Die modernen Kunstindustrie-Artikel dürfen jedoch selbstverständlich nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Ausstellers, beziehungsweise Eigenthümers, abgezeichnet oder reproducirt werden.

Der durch die Expositionen des Museums ermöglichte Anschauungsunterricht soll noch gekräftigt werden durch Vorträge, welche mit dem Museum in Verbindung treten und alle einschlägigen Gegenstände in ihren Bereich ziehen. Dieselbe Tendenz des Museums, allen Theilen des Reiches nützlich zu werden, welche sich in der beabsichtigten Verbesserung der Vorlagen und Modelle der Kunst- und Gewerbeschulen äußert, zeigt sich auch in jener Bestimmung der Statuten, welche von der Veranstaltung ambulanter Ausstellungen in den Provincialhauptstädten oder großen Fabrikstädten handelt. Solche wandernde Schaustellungen werden überall dort abgehalten werden, wo sich ein Wunsch und Bedürfniß nach denselben geltend macht. Wenn diese Orte nicht Mittelpuncte verschiedener Industriezweige sind, sondern vorzugsweise von bestimmten Industrien beherrscht sind, so wird bei den zu veranstaltenden Expositionen auf die betreffenden Zweige eine besondere Aufmerksamkeit gelegt werden.

Das System der Sammlungen ist den berühmtesten Museen des Auslandes nachgebildet und darauf berechnet, dem Beschauer die verschiedensten Zweige der Kunstindustrie vorzuführen und seine Aufmerksamkeit auf alle Kunstrichtungen zu lenken. Es beginnt mit den Arbeiten auf ebenen Flächen, dem Geflechte und der textilen Kunst mit ihren Nachbildungen. An diese Gruppe schließen sich allgemeine Ornamentzeichnungen an. In dieselbe Hauptgruppe reihen sich ferner Lackirarbeiten, Emailtechnik und Mosaike, so wie Glasmalerei, da nebst der Belebung vorhandener, auch die Entstehung neuer Zweige der Kunstindustrie, wofern deren Einführung auf solider Basis erfolgt, eine Aufgabe des Museums zu bilden hat. Von dem Gebiete der Malerei sind vorläufig nur gewisse Zweige einzubeziehen, die Wandmalerei, die Verwerthung der Gemälde zu kirchlichem Geräthe; Proben der verschiedenen Technik und Miniaturen. Mit letzteren wird bereits das Gebiet der Schrift, des Druckes und der graphischen Künste betreten.

Im engsten Zusammenhange mit diesem steht die äußere Bücherausstattung. Als letztes Glied der Arbeiten in ebener Fläche reihen sich hier in stofflicher Verwandtschaft die Lederarbeiten an.

Die zweite Hauptgruppe umfaßt Gefäße und Geräthe. Eine besondere Aufmerksamkeit wird hierbei der Thonwaaren- und Glasindustrie zugewendet werden, für welche nach dem Zeugnisse der Vergangenheit sich in Oesterreich besonders günstige Bedingungen darbieten. In dieselbe Hauptgruppe gehören ferner Arbeiten aus Holz, Geräthe (und kleine Plastik) in Horn, Bein, Elfenbein und Wachs; Gefäße, Geräthe und Sculptur in Marmor, Alabaster und sonstigem Stein; Gefäße und Geräthe aus Kupfer, Messing, Zink und Zinn, endlich Eisenarbeiten.



Der Verwandtschaft des Stoffes nach schließen sich hier an Glocken und Uhren, Bronzearbeiten, Erzeugnisse der Goldschmiedekunst und Bijouterien. Die letzteren bilden den Uebergang zur eigentlichen Kunst. Die kleine Plastik wird insbesondere durch die Graveurkunst (Münzen und Medaillen, Siegel und geschnittene Steine) und die Sculptur im Großen durch architektonische Ornamente der Figuren vertreten.

Auf diesen Grundlagen wurde das österreichische Museum für Kunst und Industrie eingerichtet, und die erste Exposition desselben am 21 Mai d. J. dem allgemeinen Besuche und dem Studium übergeben. Das Museum steht seither jeden Tag der Woche, mit Ausnahme Montags, und wenn auf diesen ein Feiertag fällt, mit Ausnahme des Dienstags, zur Benutzung offen. Die Tageszeit der Besuchstunden dauert für die Sommermonate an Wochentagen von 7 Uhr früh bis 2 Uhr Nachmittags, Sonntags und an Feiertagen von 10 bis 2 Uhr. Im Winter (1 October bis Ende April) wird das Museum von 9 Uhr Vormittag bis 4 Uhr Nachmittags für den Besuch offen stehen. Dreimal in der Woche, so wie an Sonn- und Feiertagen ist der Besuch unentgeltlich, zweimal in der Woche (Dienstag und Mittwoch) ist das Museum gegen ein Eintrittsgeld von 30 kr. österr. Währ. geöffnet. Monats- und Jahreskarten werden zu sehr billigen Preisen ausgegeben. Das arbeitende Publicum hat täglich (mit Ausnahme Montags), an den reservirten Tagen aber nur vom Momente der Eröffnung bis 11 Uhr Vormittags freien Eintritt.

Die Theilnahme des Publicums an den Schaustellungen des Museums ist eine sehr lebendige. In den letzten Tagen des Mai, vom 21 bis Ende des gedachten Monats wurde die Anstalt von 2774 Personen, im Monate Juni von 10.240 Personen, im Ganzen sohin von mehr als 13,000 Personen besucht. Mit Rücksicht auf die beschränkte Räumlichkeit und die gegenwärtige Jahreszeit erscheint diese Frequenzziffer als sehr bedeutend. Auch die erklärenden Vorträge, welche von dem Director R. v. Eitelberger seit mehreren Wochen gehalten werden, erfreuen sich eines lebhaften Anklanges.

Vereinzelte günstige Folgen der Errichtung des Museums machen sich schon gegenwärtig geltend. Als einer der erfreulichsten Erfolge dieser kaiserlichen Schöpfung ist die Begründung eines steiermärkischen Vereines für Kunstindustrie zu verzeichnen, welcher dieselben Zwecke verfolgt und mit dem Reichsmuseum in der innigsten Verbindung steht. Die eigentlichen Früchte des Museums werden jedoch nicht eben so rasch hervortreten. Es ist die Erfahrung aller Staaten, welche den gegenwärtig von Oesterreich betretenen Weg eingeschlagen haben, daß derselbe zwar sicher aber nur langsam zum Ziele führt. Das österreichische Museum ist auch mit einer viel zu geringen Dotation ausgestattet, um etwa in so kurzer Zeit, wie dies beim South Kensington Museum ausnahmsweise der Fall war, auf tiefgreifende Resultate hinweisen zu können. Die Nebeneinanderstellung der jährlichen Einkünfte des letzteren mit 80,000 Pfund Sterl. und der Dotation des österreichischen Museums mit 35,000 fl. österr. Währ. spricht in dieser Beziehung deutlich genug.

Es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß das Wirken des österreichischen Museums den Interessen der arbeitenden Bevölkerung wesentlich dienlich sein und für die Erreichung der angestrebten Ziele — Hebung der kunstgewerblichen Thätigkeit und Ver-

edlung des Geschmackes im allgemeinen — von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein wird.

Die Gründung des Museums ist die eigene freie That Sr. Majestät des Kaisers, welcher mit klarem Blicke die Nothwendigkeit derselben erkannt und mit einer Munificenz, wie sie bisher kein deutscher Fürst an den Tag gelegt hat, die Kunstschätze seines Privatbesitzes und der Sammlungen des kaiserlichen Hofes zur allgemeinen Benutzung geöffnet hat.

Nebst Sr. Majestät dem Kaiser ist dieser erfreuliche Schritt auf der Bahn der geistigen Entwickelung Sr. k. Hoh. dem Herrn Erzherzog Rainer zu verdanken, welcher sich bei der Weltausstellung in London selbst von den Schwächen der österreichischen Industrie Ueberzeugung verschaffte, die Vorarbeiten der Eröffnung des Museums mit seinem mächtigen Einflusse gefördert und das Protectorat der Anstalt übernommen hat.

Dem Staatsminister, welcher in seinem Wahlspruche: „Wissenschaft ist Macht" die Parole gegeben hat, den Wiederaufbau des Reiches auf die geistigen Elemente zu stützen, konnte die Begründung einer Anstalt unter seinen Auspicien nur erwünscht sein, deren Aufgabe es ist, die Intelligenz der arbeitenden Classen zu erhöhen und ihre Thätigkeit für das ganze Reich fruchtbringend zu machen.

Um die Ausführung des kaiserlichen Gedankens hat sich das zur Ausarbeitung der Statuten und Vorbereitung der ersten Exposition begründete Comité, welches unter dem Vorsitze des Sectionschefs Frhr. v. Lewinsky, aus dem Sectionsrath und Kunstreferenten im Staatsministerium Dr. Gustav Heider, dem kais. Schatzmeister Gabr. Seidl und dem Universitäts-Professor R. v. Eitelberger bestand und von dem Generalconsulatsdirector in Paris, Sectionsrath Dr. v. Schwarz kräftig unterstützt wurde, im höchsten Grade verdient gemacht. Das Statut der Anstalt bietet für die gedeihliche Entwickelung derselben eine geeignete Basis dar, und die erste Exposition des Museums — das Ergebniß einer von Prof. Eitelberger mit größter Consequenz und rastlosem Eifer durchgeführten Enquête zahlreicher Hof-, Staats- und Privatsammlungen — hat dem neuen Institute bereits zahlreiche Gönner und Freunde in allen Kreisen der Gesellschaft erworben. Das Museum ist gegenwärtig den sachkundigen Händen des Prof. v. Eitelberger als Directors der Anstalt anvertraut und darf einer festen und sicheren Leitung entgegensehen.

Der österreichische Schulbücherverlag. Der Schulbücherverlag in Oesterreich ist nahezu so alt, wie das Institut der Volksschule selbst. Beide sind ein Werk der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia. Der Grund zu ersterem wurde durch das Privilegium gelegt, welches die niederösterreichische Commission in deutschen Schulsachen am 13 Juni 1772 erhielt. Nach der ursprünglichen Absicht sollte sich dieses Privilegium auf alle Schulbücher in allen österreichischen Landen erstrecken; bald aber überzeugte man sich von der Nothwendigkeit, eine Theilung der Arbeit eintreten zu lassen. Durch die Allerh. Entschließung vom 10 Juni 1775 wurde den Schulcommissionen in allen k. k. Erblanden die Erlaubniß ertheilt, Lehrbücher für die sogenannten Trivialschulgegenstände zur Deckung des Bedarfes der einzelnen Provinzen zu drucken. Der Druck der Lehrbücher für höhere Classen der Volksschulen blieb indeßen immer dem Wiener Verlage vorbehalten. Ueberdies wurde als strenge Regel aufgestellt, daß die in

den einzelnen Provincial-Verlägen aufgelegten Bücher in jedem Abdrucke bis auf Seiten- und Zeilenzahl auf das genaueste mit den Wiener Original-Ausgaben übereinstimmen müssen.

Dieser Zustand der Provincial-Verläge blieb im allgemeinen bis zum Jahre 1849 unverrückt. Für Ungarn, Kroatien und Slavonien wurden die Volksschulbücher durch die Ofner Universitäts-Buchdruckerei, für Siebenbürgen durch die Lyceal-Buchdruckerei zu Klausenburg, für Böhmen durch die Normalschulbücher-Buchdruckerei zu Prag, für Lombardo-Venetien und großentheils auch für Dalmatien durch die Staatsdruckerei zu Mailand besorgt; in den übrigen Ländern war der Schulbücherverlag an Privatunternehmer verpachtet. Ein Unterschied zwischen den einzelnen Verlägen bestand im Wesen nur darin, daß in Ungarn, Siebenbürgen und Lombardo-Venetien eine Abgabe von Gratisbüchern für arme Schulkinder nicht üblich war, während in den deutsch-slavischen Ländern Armenbücher bis zum Betrage von 25% des jährlich stattgefundenen Absatzes verabreicht wurden.

Das strenge Unterordnungsverhältniß der provinciellen Verläge unter den Wiener Verlag konnte jedoch auf die Dauer nur nachtheilig wirken. Die Studien-Hofcommission war ihrer Einrichtung nach keineswegs die geeignete Behörde, dem Schulbücherwesen Leben einzuhauchen. So kam es, daß Decennien verstrichen, ohne daß an die Nothwendigkeit, den Inhalt der Schulbücher den zwar langsam aber doch stetig fortschreitenden Forderungen anzupassen, ernstlich gedacht ward. Neue Auflagen wurden Jahr für Jahr gemacht, aber ihr Inhalt wurde darum nicht im geringsten verjüngt.

Graf Stadion, der spätere Minister des Innern, war der erste, der diesen Zustand des Stillstehens durchbrach. Als Gouverneur des Küstenlandes ging er mit der ihm eigenen Thatkraft daran, das Volksschulwesen in dem ihm untergeordneten Verwaltungsgebiete durch Herstellung entsprechender Schulbücher zu heben. Zu diesem Ende errichtete er in den ersten vierziger Jahren mit Benutzung des Vermögens aufgelöster geistlicher Bruderschaften zu Triest einen eigenen Schulbücherverlag. In wenigen Jahren waren deutsche, kroatische, slovenische und italienische Lese- und Lehrbücher hergestellt, die allgemein als mächtiger Fortschritt begrüßt wurden. Die Gemeinden erhielten die Aufgabe, den Vertrieb der Bücher von Amtswegen zu besorgen und arme Schulkinder mit Büchern zu versehen. Die Bücherpreise wurden nach den Erzeugungskosten bemessen.

Für die übrigen Theile Oesterreichs trat ein heilsamer Umschwung erst mit der Errichtung des Unterrichtsministeriums ein.

Dasselbe nahm vor allem die Herstellung besserer Schulbücher in Angriff. Diesem Streben stellten jedoch die Provincial-Verläge, namentlich die durch Pächter betriebenen, erhebliche Hindernisse entgegen.

In Oesterreich giebt es zehn Sprachen; diese sind jedoch nicht so vertheilt, daß ihre Gebiete dem Umfange der Kronländer entsprächen. Kroatisch wird z. B. in Kroatien, Slavonien, Ungarn, Dalmatien, in Istrien und der Militärgrenze, ruthenisch in Galizien, der Bukowina und im nordöstlichen Ungarn, slovenisch in Krain, Kärnthen, im Küstenlande, Südsteiermark, in den südwestlichen Theilen von Ungarn und in einem Segmente Venetiens, italienisch in Lombardo-Venetien, Südtirol,

im Küstenlande und in den Küstenorten von Kroatien und Dalmatien gesprochen. Deutsche Volksschulen giebt es mit Ausnahme von Lombardo-Venetien und Dalmatien in allen Kronländern Oesterreichs. Sollten also Schulbücher in einer Sprache hergestellt werden, so war es für die erste Anlage wenigstens am passendsten, daß dabei die Volksschulen dieser Sprache in allen jenen Kronländern in's Auge gefaßt würden, wo solche überhaupt bestehen. Das war schon ein Gebot der Oekonomie. Zwei-, dreierlei Texte würden zwei-, dreifache Kosten verursachen. War hingegen Ein annehmbarer Text hergestellt, so konnten besondere, nach den Bedürfnissen der einzelnen Gegenden eingerichtete Ausgaben ohne Schwierigkeit zu Stande kommen.

Ueberdies mußte noch ein anderes Moment in's Auge gefaßt werden. Es giebt in Oesterreich Sprachen, die erst seit wenigen Decennien durch eigene Literaturen vertreten sind. Bei anderen war noch unlängst die Frage schwebend, welche grammatische Formen der Schriftsprache eigen sind. Ohne eine wenigstens einigermaßen festgestellte Schriftsprache ist nun der Schulunterricht nahezu unthunlich. Das Unterrichtsministerium war daher in die Lage gebracht, selbst Fragen dieser Art seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, was wieder in keiner anderen Weise thunlich war, als indem die Herstellung der für verschiedene Länder bestimmten Schulbücher in Eine Hand genommen wurde.

Endlich waren die Pachtverträge, ganz abgesehen davon, ob die gemäß denselben hergestellten Bücher auch nur bezüglich der äußern Form für den Schulunterricht anständig waren, bei der vorhandenen Bedingung, daß nur genaue Abdrücke der Wiener Auflagen geliefert werden dürfen, keineswegs danach angethan, der beabsichtigten Umgestaltung des Schulbücherwesens den nöthigen Vorschub zu leisten.

Dies mochten die Erwägungen gewesen sein, welche im Jahre 1849 nicht nur zu der Auflösung der Pachtverträge, sondern auch zur Aufhebung des Privilegiums der Ofner Universitäts- und der Klausenburger Lyceal-Buchdruckerei, und sonach zur Concentrirung des Schulbücherverlages für den größten Theil der Monarchie in Wien Anlaß gegeben haben.

Die Ausarbeitung neuer Texte der Schulbücher nahm einen raschen Fortgang. Gegenwärtig besitzt der Schulbücherverlag vollständige Suiten von Schulbüchern in deutscher, italienischer, romanischer, ungarischer, polnischer, böhmischer, ruthenischer, slovenischer, kroatischer und serbischer Sprache, nebst manchen Varietäten, die sich durch Localverhältnisse als nothwendig erwiesen haben. Die deutschen Texte wurden zumeist in Wien, die anderssprachigen dagegen in den einzelnen Kronländern hergestellt. Es haben sich daran die besten Kräfte der einzelnen Literaturen betheiligt.

Die Folgen der concentrirten Leitung erwiesen sich als sehr wohlthätig. Dadurch, daß den Verfassern in den minder vorgeschrittenen Sprachen als Muster bereits fertige Schulbücher, deren Inhalt didaktischen Ansprüchen in hohem Grade genügte und des Wissenswerthen eine reiche Fülle bot, vorgewiesen werden konnten, kamen, mitunter als Erstlinge der pädagogischen Literatur, Schulbücher zu Stande, deren Herstellung unter anderen Verhältnissen erst nach Decennien möglich gewesen wäre. Hierdurch wurde mit einem Schlage ein bedeutender Aufschwung des Volksschulunterrichtes nahe gebracht, überdies aber durch Vermittelung der Schule einer Menge von nützlichen und veredelnden Kenntnissen bis in die letzte Bauernhütte der Weg gebahnt.

Der dadurch geförderte Sittigungsproceß ist noch in vollem Gange, und erst nach Jahren wird man alle seine Ergebnisse übersehen können. Es liegt darin eine sehr beachtenswerthe Aeußerung der Aufgabe Oesterreichs, die Cultur seiner zahlreichen und reichbegabten nationalen Elemente zu heben.

Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß die bestehenden Schulbücher keiner Vervollkommnung bedürftig seien. Das sei fern von uns. Die Volksschule wird hoffentlich nicht aufhören vorwärts zu schreiten, und die Schulbücher müssen mit der Verbesserung der Methode gleichen Schritt halten. Je nachdem die Entwickelung rascher oder langsamer ist, wird in kürzeren oder längeren Zeiträumen die Nothwendigkeit eintreten, den Inhalt der Schulbücher zu revidiren, zu vervollständigen und zu verbessern. Auch provincielle Eigenthümlichkeiten werden sich mannichfach geltend machen und Beachtung in den Behelfen des Volksschulunterrichts fordern. Aber der Grund zu diesem Fortschritte ist einmal gelegt, und wir stehen nicht an hinzuzufügen, daß es ein guter und fester Grund sei, auf dem sich fortan sicher weiter und höher bauen läßt.

Doch um wieder zum Schulbücherverlage zurückzukehren, haben wir vor allem die Thatsache zu constatiren, daß der Triester Verlag als solcher sich nicht bewährt hat. Dadurch, daß man die Bücher um die reinen Erzeugungskosten fortgab und nicht bedacht war, ein wenn auch unbedeutendes disponibles Betriebscapital zu erübrigen, wurde die Möglichkeit benommen, der Vertheuerung der Bücher in dem Falle zu begegnen, daß die Erzeugungskosten, wie es thatsächlich geschah, über die ursprüngliche Berechnung hinaus sich erhöhen würden. Auch die Art des Vertriebes durch die Gemeindeämter erwies sich nicht als ganz zusagend. Endlich trat auch bei dem Triester Verlage der Uebelstand kleiner Verläge hervor, daß nämlich bei der Nothwendigkeit, große, auf lange Jahre berechnete Auflagen zu machen, eine heilsame Erneuerung der Schulbüchertexte in allzu große Ferne gerückt ward. In Folge dessen wurde derselbe im Jahre 1857 eingestellt.

Eine erhebliche Nutzbarmachung erfuhr der Schulbücherverlag im Jahre 1856 dadurch, daß das Armenbücherwesen regulirt wurde. Während bisher die aus dem Schulbücherverlage stammenden Armenbücher den damit betheilten Schulkindern nicht nach Hause gegeben, sondern nur während der Schulzeit dargeliehen wurden, hat das Unterrichtsministerium angeordnet, daß die fraglichen Bücher armen Schülern und Schülerinnen in das Eigenthum zu übergeben sind. Die Abgabe von Armenbüchern wurde auf zahlreichere Verlagsartikel erstreckt, als es bis dahin der Fall gewesen war. Ueberdies wurde aber das System der Armenbücher auf Ungarn, Kroatien Slavonien, Siebenbürgen, das Küstenland und Lombardo-Venetien ausgedehnt.

In Folge dieser Maßregel hat sich der Werth der jährlich abgegebenen Armenbücher, im Durchschnitt, auf die Summe von 60,000 fl. jährlich gehoben.

Ueberdies hat der Schulbücherverlag seit 1852 auch die für Militärerziehungsanstalten erforderlichen Bücher, so weit hiefür nicht anderweitig vorgesorgt ist, unentgeltlich zu liefern.

Ungeachtet dieser gegen früher bedeutend vergrößerten Belastung, ungeachtet der im Jahre 1846 stattgehabten Herabsetzung der Preise und der bedeutenden auf die Herstellung neuer Schulbücher verwendeten Auslagen, konnte der Schulbücherverlag dennoch den Normalpreis (Einen Kreuzer C. M. für den Druckbogen) aufrecht

erhalten und überdies von dem Augenblicke an, wo der Aufwand für neue Texte sich herabminderte, namhafte Gebahrungsüberschüsse (einen Gewinn darf gesetzlich der Schulbücherverlag nicht anstreben) an die Schulfonds der einzelnen Kronländer abführen, welche wieder unmittelbar dem Volksschulwesen zu gute kommen.

Ungarn wurde durch die im Jahre 1861 erfolgte Wiederherstellung des Privilegiums der Ofner Universitäts-Buchdruckerei auch in Bezug auf den Schulbücherverlag decentralisirt. Allein die Folge davon ist, daß dort nicht bloß die Abgabe von Armenbüchern, diese wesentliche Beihülfe des Volksschulunterrichtes, beseitigt, sondern auch hinsichtlich des Vertriebes der Bücher Unzukömmlichkeiten eingeführt wurden, worüber so vielfach geklagt wird, daß die Beschwerden sogar in dem jüngsten Berichte der Pester Handels- und Gewerbekammer einen unzweideutigen Ausdruck gefunden haben.

Abgesehen von Ungarn, bestehen in Oesterreich gegenwärtig zwei Schulbücherverläge, nämlich in Prag für Böhmen und einen Theil Mährens und Schlesiens, und in Wien für die sämmtlichen übrigen Länder.

Der Vertrieb der Schulbücher wird durch Verschleißer vermittelt, welche aller Orten behördlich angestellt werden, wo sich die Nachfrage nach Schulbüchern immer ergiebt. Ueberdies steht es jedermann frei, Schulbücher aus dem Verlage zu beziehen. Der Wiener Verlag gewährt den bestellten Verschleißern einen halbjährigen Credit, der Prager liefert die Bücher nur gegen Baarbezahlung, dafür aber an Buchbinder auch uneingebunden. Die Abnehmer von Schulbüchern erhalten eine bestimmte Provision, welche je nach der Entfernung ihres Wohnortes bei dem Prager Verlage zwischen 5 bis 20 Procent, bei dem Wiener Verlage zwischen 10 bis 30 Procent variirt. Der Wiener Verlag giebt überdies eine 10procentige Provision vom Einband.

Indem wir hiermit unsere Mittheilung über den österreichischen Schulbücherverlag, der unseres Wissens nur im nachbarlichen Bayern und in Serbien ein Seitenstück findet, schließen, können wir nicht umhin zu bemerken, daß auch außerhalb unseres Vaterlandes die Wohlthaten desselben anerkannt werden, indem sowohl in Montenegro als in den Donaufürstenthümern, in Bosnien und in der Herzegovina wie in Konstantinopel der Volksschulunterricht vielfach durch österreichische Verlagsartikel gefördert wird.

Der Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Unter den Vereinen, welche in Oesterreich bestehen, nimmt der genannte eine Stellung ein, welche nicht leicht mit der Stellung eines anderen auf geistigem Gebiete thätigen Vereines sich vergleichen läßt. Schon seine Entstehung war abweichend von jener der meisten anderen Vereine, insofern er eine eigene kleine, von einer reichen öffentlichen Thätigkeit Zeugniß gebende Geschichte vor der Zeit aufzuweisen hat, wo seine definitive Constituirung erfolgte und seine statutarische Wirksamkeit begann. In lebhafter Erinnerung stehen bei einer großen Zahl von Männern aller Sphären, innerhalb und außerhalb der Residenz, die Zusammenkünfte von „Freunden der Naturwissenschaften," die auf Anregung und unter der Leitung des gegenwärtigen k. k. Hofrathes und Directors der k. k. geologischen Reichsanstalt, Herrn Wilhelm Haidinger in den Räumen des k. k. Münzgebäudes in Wien vom Jahre 1845 bis 1850 stattfanden und einem großen Zuhörerkreise Belehrung aus allen Zweigen der Naturwissenschaft boten, so wie sie andererseits zu einem geistigen Vereinigungspunct wurden,

und durch die Publication der werthvollen „Berichte und Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften“ und der „naturwissenschaftlichen Abhandlungen,“ die Herr Hofrath Haidinger unternahm, ein bleibendes literarisches Andenken hinterließen. So wie die Gründung der unmittelbar darauf in's Leben getretenen k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft (damals als „zoologisch-botanischer Verein“), welche ihre ersprießliche Thätigkeit unter stetig gesteigerter Theilnahme in immer größerem Maßstabe entfaltet und bereits auch außerhalb Europa eines ansehnlichen Rufes sich erfreut, nicht außer Zusammenhang mit den damaligen Tagen eines regen wissenschaftlichen Verkehres steht, so hat sich auch fernerhin nach der Seite einer speciellen Belehrung im engeren Kreise, doch mit Wahrung vollständiger Oeffentlichkeit, das Bedürfniß einer Vereinigung, wie sie die Zusammenkünfte von Freunden der Naturwissenschaften boten, geltend gemacht, und unter lebhafter Theilnahme für dieselbe von Seite des Vorstandes der mittlerweile in's Leben getretenen k. k. geologischen Reichsanstalt versammelte sich in dem Vortragssaal der gedachten Anstalt seit dem Herbste des Jahres 1855 alljährlich in den Wintermonaten an jedem Montag Abends ein Kreis von Männern, um an den Vorträgen, welche von einer Reihe jüngerer Gelehrten veranstaltet wurden, Theil zu nehmen. Diese Vorträge, welche alle Gebiete der Naturwissenschaft umfaßten, und um deren Förderung ein seither nicht mehr unter den Lebenden weilender junger Forscher, der tüchtigsten Einer, Professor Grailich, sich ein wesentliches Verdienst erworben hat, nahmen bald größere Dimensionen an und wurden später, da die vorhandenen Räume für die Zahl der wißbegierigen Zuhörer nicht mehr ausreichten, und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften auf den Vorschlag ihres Präsidenten Sr. Excellenz des Frhr. v. Baumgartner mit der größten Liberalität einen geräumigen Saal zur Abhaltung derselben in ihrem Gebäude überwies, seit dem Herbste 1859 in diesem fortgeführt. Die Zahl von nahe an neunzig anderthalbstündigen Vorträgen, wovon beispielsweise auf die Astronomie 13, auf die Physik 20, Chemie 5, Zoologie und verwandte Fächer 13, Physiologie 2, Botanik 18, Geologie 13 entfallen, giebt das sprechendste Zeugniß für den Umfang und den Inhaltreichthum dieser bis in den Winter 1860/61 fortgesetzten Vorträge, an welchen sich 22 verschiedene Gelehrte betheiligten.

Wenn man diese Vorträge im allgemeinen in's Auge faßt, so lassen sie sich mit jenen vergleichen, welche in vielen größeren Städten Deutschlands jährlich von Gelehrten veranstaltet und im kleineren Cyklus durchgeführt werden. Aber abgesehen davon, daß die beregten Vorträge meistentheils für einen auch Damen in sich schließenden Zuhörerkreis berechnet sind, somit ihrer Tendenz nach mehr popularisirend sein müssen, so war schon die Wahl des Stoffes für die ersteren Vorträge eine strenger wissenschaftliche, und so blieb auch die Ausführung in diesen Grenzen gehalten. Dieser Charakter der Vorträge erwies sich auf die Dauer als der kräftigste Lebensnerv derselben, und die glänzende Aufnahme, die sie von einem großen, eben so intelligenten als vielfach durch eine höhere gesellschaftliche Stellung ausgezeichneten Publicum fanden, gebot allein schon den Unternehmern das durch Jahre fortgesetzte Werk kräftig weiterzuführen. Andererseits sprach sich in weiten Kreisen wiederholt der lebhafte Wunsch aus, die Vorträge gesammelt und durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Die gesammelten Vorträge eines jeden Jahres sollten sich auf diese Art zu einem Bande von Schriften vereinigen und allgemein zugänglich werden. Die Ausführung in diesem Sinne konnte nur gutgeheißen werden, und so entstand die Grundlage für einen Verein, welcher zunächst durch die Abhaltung von Vorträgen, die jedermann zugänglich sind, so wie durch Drucklegung und Vertheilung derselben an seine Mitglieder wirkt, dessen Streben aber, wie wir sehen werden, sich noch weitere Zielpuncte gesetzt hat.

Am 4 November 1860 vereinigten sich die Unternehmer der Vorträge, um eine Eingabe an die Behörde um Bewilligung zur Errichtung eines Vereines zu unterzeichnen. Die Professoren Hornstein und Sueß, als Hauptstützen der Unternehmung, waren hierbei die Gesuchsteller. Am 4 März 1861 erfolgte die kaiserliche Genehmigung der vorgetragenen Bitte, am 15 April die endgültige Gutheißung der Statuten. In der Plenarversammlung vom 13 Mai 1861 constituirte sich der Verein definitiv. Eine von der Plenarversammlung beschlossene Abänderung der Statuten hatte ein weiteres Gesuch an die Behörde zur Folge. Die kaiserliche Genehmigung für die erbetene Statutenveränderung erfolgte am 1 September 1862, und am 13 September die Genehmigung der veränderten Statuten.

Der Zweck des Vereines, nach der Bestimmung der Statuten, liegt in seinem Namen angedeutet. Als Mittel zur Realisirung dieses Zweckes wirkt der Verein nicht allein durch Abhaltung öffentlicher, in höherem Sinn populärer Vorträge und durch Drucklegung dieser Vorträge, sondern auch durch die Abfassung und Drucklegung von Berichten über den Stand der naturwissenschaftlichen Thätigkeit in Oesterreich und durch Unterstützung und Förderung volksthümlicher naturwissenschaftlicher Publicationen. Mitglied des Vereines kann jedermann werden, und es ist hierbei als Minimum des Jahresbeitrages, wofür das Mitglied sämmtliche Publicationen des Vereines erhält, der Betrag von einem Gulden festgesetzt. Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von mindestens fünf Gulden zählen zu den Gründern des Vereines. Die Leitung des Vereines spaltet sich in einen wissenschaftlichen und in einen leitenden Ausschuß. An der Spitze stehen zwei Geschäftsführer, wovon der erste von der Jahresversammlung aus einer Terne von Mitgliedern des wissenschaftlichen Ausschusses gewählt wird. Zweiter Geschäftsführer ist dasjenige Mitglied, welches bei Wahl für den leitenden Ausschuß, von Seite der Jahresversammlung, die meisten Stimmen erhalten hat.

Der wissenschaftliche Ausschuß ist durch seine Constituirung aus sämmtlichen in dem laufenden Jahre an der Abhaltung der öffentlichen Vorträge sich betheiligenden Mitgliedern ganz vorzüglich geeignet, den wissenschaftlichen Charakter der Vereinsinstitution zu wahren. Ueber Annahme von Anerbietungen zur Abhaltung von Vorträgen von Männern, die bisher an solchen sich nicht betheiligt hatten, sie mögen Mitglieder des Vereines sein oder nicht, entscheidet der wissenschaftliche Ausschuß durch Stimmenmehrheit.

Die Vorträge werden von November bis Mai an jedem Montag, der nicht auf einen Feiertag fällt, des Abends in dem durch die Liberalität der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für diesen Zweck definitiv eingeräumten grünen Saale abgehalten. Da sie somit einen Zeitraum von einem halben Jahr umfassen, so steigt ihre Zahl bis nahezu zwanzig, eine Zahl, welche kein ähnliches Unternehmen von Vorträgen in Deutschland bis jetzt irgendwo erreicht hat. Das Programm der Vorträge wird jährlich vor dem Beginn derselben veröffentlicht, so wie jeder Vortrag unmittelbar vor seiner Abhaltung noch besonders in sämmtlichen der größeren Wiener Tagesblätter angezeigt. Für das lebendige Interesse an diesen Vorträgen mag zum Beweis die Thatsache angeführt werden, daß häufig schon anderthalb Stunden vor Beginn eines Vortrages die Besucher sich einfinden, besonders bei solchen Vorträgen, welche mit Experimenten oder Vorführung von Tableaux verbunden sind.

Die Vorträge, für welche das Programm sorgfältig zusammengestellt wird, haben gegenwärtig einen so bestimmten, wie innerlich compacten, so äußerlich abgegrenzten Charakter gewonnen, daß sie ihrem Inhalte nach vielfach als eine nothwendige Folge sich ergeben, welche den aufmerksamen Besucher derselben das Kommende vor-

ausbestimmen läßt. Dies gilt vorzugsweise in der Richtung auf das Zeitgemäße, Neue, auf wichtige Entdeckungen, hervorragende wissenschaftliche Leistungen, dann aber auch insbesondere auf das Vaterländische, ja — und hier darf der Verein den Sitz seiner Thätigkeit nicht außer Acht lassen — das Communale, wenn es von weitgehendem allgemeinen Interesse ist. Denn so wie der Boden und der Staub von Wien, so wie die Angelegenheit der öffentlichen Gartenanlagen sich der wissenschaftlichen Beleuchtung bei diesen Vorträgen nicht entziehen konnten, so werden die Wasserversorgung von Wien und die Donauregulirung nothwendig als Objecte für die Vorträge in den nächsten Jahren in den Kreis des Besprechenden zu ziehen sein. Ein Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse darf das Nächstliegende und Zeitgemäße am wenigsten übersehen, wenn es gilt allgemeine Belehrung zu verbreiten.

An der Abhaltung der Vorträge betheiligten sich in den letzten zwei Jahren und betheiligen sich gegenwärtig, größtentheils als ständig, die Vereinsmitglieder HH. v. Hochstetter, Jäger, Lieben, Lorenz, Kotschy, Peters, Pick, Pokorny, Reissek, Reitlinger, Rollett, Steinbachner, Simony, Stricker, Sueß, Tschermak, A. und E. Weiß, Wiesner. Unter den früheren Theilnehmern an der Abhaltung derselben sind die Herren Czermak, C. v. Ettingshausen, Fötterle, Hornstein, Ludwig, Fr. v. Richthofen, Stache, v. Scherzer zu nennen. Zu Geschäftsführern hatte der Verein in den ersten zwei Jahren die Vereinsmitglieder Sueß und Hornstein, in den letzteren zu ersten Geschäftsführern die Vereinsmitglieder Reissek, Sueß, v. Hochstetter, zu zweiten die Vereinsmitglieder K. Hoffer und S. Goldschmidt.

Die Publicationen des Vereines, welche im Selbstverlage desselben erscheinen und jährlich bei Beginn des neuen Cyklus der Vorträge ausgegeben werden, bilden für jedes Jahr einen stattlichen Band in Octavformat, dem zahlreiche Illustrationen beigegeben sind, welche sich auf die Erläuterung des in den Vorträgen niedergelegten wissenschaftlichen Materiales beziehen. Diese Publicationen enthalten auch die bei der Jahresversammlung gehaltenen Vorträge, so wie die Berichte über die naturwissenschaftliche Thätigkeit in Oesterreich. Bisher war ihnen auch der Rechenschaftsbericht über die jährliche Gebahrung des Vereines, so wie das Verzeichniß der Mitglieder desselben beigegeben. Die Publicationen des Vereines hatten sich seit ihrem ersten Erscheinen einer günstigen Aufnahme auch im Auslande zu erfreuen und haben nicht wenig dazu beigetragen, demselben neue Mitglieder zuzuführen.

Die Zahl der Vereinsmitglieder, worunter sich zahlreiche Gründer befinden, ist gegenwärtig über Eintausend gestiegen, wovon die meisten in Wien domiciliren. Der Verein sucht möglichst Mitglieder in den Kronländern der Monarchie zu gewinnen, treu der Devise, die er auf seine Fahne geschrieben und welche in seinem Namen sich spiegelt. Da derselbe, unbeschadet der strengen Rücksichtsnahme auf eine ökonomische Gebahrung, doch statutenmäßig darauf angewiesen ist, seine Einkünfte zur Herausgabe von Publicationen, die einer wissenschaftlichen Belehrung in weiterem Kreise dienen sollen, zu verwenden, so kann die Zahl seiner Mitglieder nie zu groß sein, und es ist die Ausbreitung derselben in der Ferne in der größtmöglichen Zahl wünschenswerth. Durch die verstärkte Mitgliederzahl ist auch die Realisirung der von dem Verein angestrebten umfassenden Berichterstattung über die Fortschritte und Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete in Oesterreich allein möglich, indem dem Vereine dadurch die nothwendigen materiellen Mittel geboten werden.

Die ferneren Bände werden u. a. bringen:

Die ungarische Literatur in den letzten fünfzehn Jahren. Von Franz Toldi. — Die Entwickelung und der jetzige Stand des ungarischen Theaters. Von Aurel v. Kecskeméthy. — Votum des Prof. Johann Hunfalvy über den Nothstand der Theiß-Niederung. — Beschreibung der Landwirthschaft in der niederungarischen Ebene. Von Adolf Érkövy. — Industriebild von Ungarn. Von Ludwig Rózsa. — Die ungarischen Boten über den Nothstand der Theiß-Niederung. Von Gen. Dom. Insp. Wessely. — Landwirthschaftliche Denkwürdigkeiten aus Böhmen. Von Dr. jur. Groie, fürstl. Schwarzenberg'scher Rath. — Die österreichischen Staatsforsten. Von Min. Rath Feistmantel. — Ueber die Entwickelung der landwirthschaftlichen Statistik in Oesterreich. Von Dr. J. R. Lorenz. — Mährische Volkslieder. Von F. Th. Bratranek. — Deutsches Literaturleben in Böhmen. Von Jos. Bayer. — Czechische Literatur. Von Jos. Jireček. — Rußland und die katholische Kirche in Polen. Von Frhr. v. Helfert. IV. ff. — Europa und die Weiterbildung des deutschen Bundes. Von Julius Fröbel. — Carl VI. in Spanien. Nach den Papieren des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein. Von Jacob Falke. — Bonaparte in Italien 1796. V. ff. — Die Erwerbung der Bukowina. Von Ottokar Frhr. v. Schlechta-Wssehrd. — Charakter und Reform der Universitäten in Oesterreich. Von Prof. Jos. Unger. — Die Reform der österreichischen Strafgesetzgebung. Von Prof. Herbst. — Die maritime Production der österreichischen Küstenländer. Von Prof. Schmarda. — Die österreichische Schafwollwaaren-Industrie. Von Dr. Robert Heym. II. — Die Dachschiefer-Industrie in Mähren und Schlesien. Von Prof. v. Hochstetter. — Industrielle Skizzen aus dem böhmischen Riesengebirge. Von Carl Noback. — Die Wiener Industrie. Von F. Schmitt. — Die österreichischen Bergschulen. Von Min. Rath Rittinger. — Das Findelwesen in Oesterreich. Von Med.-Rath Löschner. — Zur Statistik und Culturgeschichte der Ruthenen. Von Prof. Bidermann. — Die österreichischen Kunstschulen. Von Sectionsrath Dr. Heider. — Die Baugeschichte des Stephansdomes. Von Baurath A. Essenwein. — Die böhmische Oper in Prag. Von Dr. A. W. Ambros. — Die böhmische Malerschule. Von demselben Verfasser. — Musikalische Briefe aus Prag. (Von einem andern Mitarbeiter.) — Das böhmische Gebirgsmassiv als geologisches Festland. Von Prof. Peters. — Die österreichischen Salzwerke. Von C. R. v. Hauer. — Daniel Hooibrenk's neue Methoden der Pflanzencultur. Von Dr. Reissek. — Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen. Von Prof. Kerner. III. — Ueber die geographische Verbreitung der Süßwasserfische Oesterreichs. Von Prof. Kner. III. — Reminiscenzen aus Ungarn. Von Frhr. v. Hingenau. — Das böhmische Bauernhaus. Von Dr. Peez. — Das Thal von Roveredo. Von Ch. Schneller. — Land und Leute in Oberösterreich. Von F. Simony. — Reisebriefe über die Habsburg. Von M. A. Becker. — Reisebriefe eines deutschen Naturforschers aus Bulgarien. Von K. F. Peters.

Druck von Carl Gerold's Sohn



